Hepp, Johannes

Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen christlichen Schulen und Familien gewidmet

Bd.: 2

Mainz (1852)

Geschichte
der
christlichen Kirche
in
Lebensbeschreibungen.

Christlichen Schulen und Familien
gewidmet
von

J. Hepp,
Pfarrer zu Eppertshausen in der Diöcese Mainz.

Zweiter Band.

Mit bischöflicher Approbation.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.
1852.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Inhaltsverzeichniß.

Zweiter Zeitraum.

Wirksamkeit der Kirche unter den germanischen und slavischen Völkern bis zum sechszehnten Jahrhundert.

I. Der heilige Bonifacius, Apostel der Deutschen. (680 – 755.)

1. Ausbreitung des Christenthums unter den germanischen Stämmen.

Nachdem das Christenthum die griechische und römische Welt mit seiner Gotteskraft erfüllt hatte, sollte dasselbe auch unsern Voreltern, den alten Deutschen, bekannt werden. Die Vorsehung fügte es, daß die deutschen Volksstämme aus ihren Wohnsitzen in Asien aufbrachen und von einem geheimnißvollen Zuge ergriffen nach dem Abendlande wanderten. Sie besetzten das nach ihnen benannte deutsche Land, drangen später in die römischen Provinzen ein und eroberten dieselben. So ließen sich die Burgunder an den Ufern der Rhone in Gallien nieder, die Vandalen im nördlichen Afrika, die Franken am Niederrhein und in Nordgallien, die Angeln, Sachsen und Jüten in Britanien, die Ostgothen in Italien, die Westgothen in Spanien. Die Sieger empfingen von den Besiegten das Evangelium.

Schon im zweiten und dritten Jahrhundert gab es in Deutschland, namentlich am Rhein und an der Donau, christliche Gemeinden, Kirchen und Bischöfe. Die meisten eingewanderten Volksstämme, als Gothen, Vandalen, Burgunder und Sueven, hatten das Christenthum in der entarteten Form des Arianismus empfangen, wendeten sich aber später dem katholischen Glauben wieder zu.

Unter den deutschen Stämmen wurden die Franken für die Ausbreitung des Christenthums besonders bedeutsam. Ihr König Chlodwig, durch seine christliche Gemahlin Chlotilde mit dem Christenthum bekannt und durch einen Sieg über die Alemannen (496) von der Kraft des Christengottes überzeugt, ließ sich am Weihnachtsfeste desselben Jahres zu Rheims von dem heil. Remigius taufen. Mit ihm empfingen dreitausend Franken die heilige Taufe. Chlodwig, der germanische Konstantin, bekämpfte nun die Feinde des katholischen Glaubens, die Westgothen und Burgunder, welche als Arianer die Katholiken bedrückten. Während also Chlodwig die Zahl der Glaubensbekenner mehrte, gebrach es an innerm Werth und Gehalt. Fromme Männer, wie Arnulf von Metz, Kunibert von Köln, Amandus von Mastricht, thaten wohl das Ihrige; aber es waren Stimmen in der Wüste. Die Masse der fränkischen Geistlichkeit war verweltlicht. „Umgeben von Jägern, Hunden und Falken — so schildert sie ein Geschichtschreiber — kannte sie weder Regel noch Lehre mehr; sie machte das Heiligthum zur Burg, die Krippe von Bethlehem zum Stall für Streitrosse." Von einer solchen Geistlichkeit konnte für das Volk keine segensvolle Thätigkeit erwartet werden, noch weniger aber war daran zu denken, daß von hier aus Missionäre in das innere Deutschland gingen. Und das war die Aufgabe der Zeit. Deutschland, das in der Nacht des Heidenthums gefangen lag, sollte in dieser Zeit vom Lichte des Evangeliums erleuchtet werden. So wollte es Gott.

Die Bekehrung des inneren Deutschlands und die christliche Durchbildung der germanischen Völker sollte von dem fernen Irland kommen. Diese einsame Insel war von den Stürmen der Völkerwanderung verschont geblieben und hatte in klösterlicher Stille den Schatz christlicher Weisheit sorgfältig bewahrt. Dort hatte Palladius und später der heil. Patricius den christlichen Samen ausgestreut. Patricius, von Geburt ein Belgier, empfing seine christliche Bildung in gallischen Klöstern und seine Vollmacht, in Irland das Evangelium zu predigen, vom Papst Cölestin. Er predigte unter großen Lebensgefahren, stiftete viele Schulen und

Klöster, gründete zu Armagh ein Bisthum und starb 465 in der freudigen Ueberzeugung, daß die meisten Einwohner der Insel zu Christus sich bekehrt hatten.

Aus den irischen und britischen Klöstern gingen jene eifrigen Glaubensboten aus, welche unsern heidnischen Voreltern das Evangelium verkündeten, oder auch jene Reste des Christenthums, welche, aus römischer Zeit stammend, durch die Stürme der Völkerwanderung gelitten hatten, sammelten und zu erhalten suchten. In diesem Geiste war schon zur Zeit der Völkerwanderung der heil. Severin thätig. Ueber Wiege und Grab dieses Gottesboten waltet undurchdringliches Dunkel. Severin suchte zu erhalten, was in dem Umsturz seiner Zeit noch zu retten war. Er trat als Glaubensbote unter den wilden Völkern der Donaugegenden im heutigen Oesterreich auf und gewann ihre Achtung durch seine Sittenstrenge, durch seine milde und barmherzige Gesinnung gegen seine Mitmenschen, durch seine väterliche Sorge für die Armen. Er war ein guter Engel, ein Rathgeber und Friedensstifter in bösen Tagen und starb 482. — Die Alemannen, welche zwischen Donau und Rhein und am Bodensee wohnten und seit der Schlacht von Zülpich (496) den Franken unterworfen waren, erhielten in den irischen Mönchen Fridolin († 550), Kolumban, Gallus und anderen ihre Glaubensboten. Kolumban begab sich von Irland, wo er geboren, nach Gallien und gründete hier mit seinen zwölf Begleitern ein Kloster, das durch seine Sittenstrenge ein Muster geworden ist für das tief gesunkene klösterliche Leben jenes Landes. Nachdem er fünfundzwanzig Jahre segensreich gewirkt hatte, zog er mit seinen Schülern nach den Gegenden Süddeutschlands und der Schweiz, bekehrte Alemannen und Sueven und starb in dem von ihm gegründeten berühmten Kloster Bobbio in Italien im Jahre 615. Er war ein Mann voll hohen Eifers für Christus, kühn und fest im Kampfe mit den Bösen. Kolumban hatte, als er nach Italien zog, seinen berühmten Schüler, den heil. Gallus, krank am Bodensee zurückgelassen. Nachdem er durch die Hilfe des Priesters Willimar genesen, stiftete er das Kloster St. Gallen, das im Mittelalter berühmt geworden ist als Missionshaus

für die umliegende Gegend und als Sitz christlicher Wissenschaft. Durch seine Predigten und sein heiliges Leben bekehrten sich Viele zu Christus. Als das Bisthum Konstanz erledigt worden, wählte man den eifrigen Gottesmann zum Bischof; allein sein demüthiger Sinn schlug diese hohe Würde aus. Wenige Tage vor seinem Tode predigte er zwei Tage lang dem Volke, fiel darauf in ein Fieber und starb, fünfundneunzig Jahre alt. Sein Leichnam wurde feierlich in der Zelle begraben, die der Heilige erbaut hatte. — Der Irländer Kilian bekehrte die Ostfranken mit ihrem Herzog auf dem Schlosse Würzburg. Ein anderer Johannes wurde er ermordet, weil er die unerlaubte Ehe des Herzogs mißbilligte. In der Gegend von Regensburg breitete Emmeran den christlichen Glauben aus und starb als ein Opfer giftiger Verläumdung.

2. Jugendgeschichte und Studien des heil. Bonifacius. Seine erste Mission in Friesland, sein Aufenthalt zu Rom.

Was die eifrigen irischen Missionäre da und dort gepflanzt, das sollte jetzt befestigt und erweitert werden. Es sollte Neues eingepflanzt werden in der Mitte und dem Norden Deutschlands, wohin noch kein christlicher Glaubensbote gedrungen war. Der mit Gebet und Entbehrung, mit Schweiß und Blut errungene Boden sollte für die Zukunft gesichert werden. Das konnte nur geschehen durch ein inniges Anschließen an das Oberhaupt der Kirche. All' diese Zwecke erstrebte und erreichte in unermüdeter Thätigkeit der angelsächsische Priester Winfried, dem die dankbare Mit- und Nachwelt den Ehrennamen Bonifacius (Wohlthäter) gegeben hat.

Winfried stammte aus adelichem Geschlechte und wurde zu Kirton, einem Städtchen der britischen Grafschaft Devonshire im Jahr 680 geboren. Frühe zeigte sich seine Neigung zum Klosterleben, welche durch wandernde Geistliche, die sein Vaterhaus öfter besuchten, genährt wurde. Mit dem sechsten Jahre trat er in ein Kloster und brachte daselbst unter ascetischen Uebungen, Studium und körperlicher Arbeit

bis zu seinem dreißigsten Jahre zu. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, insbesondere in der Kenntniß der heiligen Schrift, erregten die Aufmerksamkeit der benachbarten Mönche, so daß Viele seinen Unterricht besuchten. Nach vollendetem dreißigsten Jahre wurde er zum Priester geweiht. Sein großer Eifer für das Reich Gottes trieb ihn zu den heidnischen Deutschen. Er wollte ihnen die Segnungen des Christenthums mittheilen, welche dasselbe unter den Angelsachsen hervorgebracht hatte; er wollte für sie das werden, was der heil. Augustinus seinem Vaterland geworden war.

Im Jahr 716 betrat er die Küste von Friesland, jenes Land zwischen dem Rhein, der Ems und der Nordsee. Die Zeit der Mission war unglücklich gewählt; die heidnischen Friesen befanden sich im Kampfe gegen die christlichen Franken, welche sie unterjochen wollten. Christenthum und Frankenherrschaft galt den Friesen für dasselbe. Bonifacius sah ein, daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nichts ausrichten konnte, und kehrte im Herbste desselben Jahres nach England in sein Kloster zurück. Der Abt des Klosters war gestorben und die Mönche wollten ihn zum Vorsteher; allein Bonifacius schlug diese Ehre aus. Große Gedanken bewegten seine Seele — die Bekehrung Deutschlands war das Ziel seiner Arbeiten, und damit er dasselbe desto erfolgreicher anstreben könne, wollte er sich mit dem Oberhaupte der Kirche besprechen und von ihm Vollmachten und Empfehlungen erbitten. Die Zustimmung und der Segen des Papstes galt ihm als der Segen Jesu Christi. Von Rom wollte er daher Sendung und höhere Weihe zu seinem schwierigen Werke holen. In dieser Absicht begab sich Bonifacius, mit Empfehlungsschreiben seines Bischofs Daniel von Winchester, im Herbste des Jahres 718 auf die Reise. Papst Gregor II. empfing ihn mit Freuden, unterredete sich oft mit ihm über seinen Plan, gab ihm Rathschläge und Ermahnungen. Als der Sommer herannahte, verließ Bonifacius Rom, um sich nach Deutschland zu begeben. Er nahm den apostolischen Segen des Papstes und einen Missionsbrief auf den Schauplatz seiner Thätigkeit mit. In dem Missionsbrief, der am 15. Mai 719 ausgefertigt worden, heißt es unter

Anderem: „Da du mit weiser Vorsicht den Rath des apostolischen Stuhls für dein frommes Vorhaben einholst, damit du, als Glied des Körpers, das Haupt befragend deine Gesinnung bewährest und dem Urtheile des Hauptes dich in Demuth unterwerfest, um so nach dessen Leitung auf rechtem Wege wandelnd, in fester und inniger Vereinigung zu bleiben: so verordnen und gebieten wir dir im Namen der einigen Dreifaltigkeit und durch die unerschütterliche Macht des heiligen Apostelfürsten Petrus, dessen Lehramt wir verwalten und dessen heiligen Stuhl wir inne haben, daß du mit dem Worte Gottes, von dessen heiligem Feuer, das zu senden der Herr auf die Erde gekommen ist, du erglühst bei allen heidnischen Völkern, zu welchen du unter der Leitung Gottes kommen magst, das Geheimniß des göttlichen Reichs im Namen unsers Herrn und Gottes Jesu Christi verkündigest, und mit dem Geiste der Frömmigkeit, der Liebe und Nüchternheit die Lehren des alten und neuen Testaments in die unkundigen Seelen senkest. Was die Verwaltung des Sacraments betrifft, mit welchem du die gläubig Gewordenen Gott heiligen wirst, so wollen wir, daß du solches nach der Form und Vorschrift unsers apostolischen Stuhls, welche wir dir zur Nachachtung mittheilen, spenden mögest. Was du sonst zur Ausführung deines Unternehmens für nöthig erachten wirst, mögest du uns, wie du immer können wirst, anzeigen."

3. Der heil. Bonifacius in Thüringen und Friesland.

Mit dem Missionsbriefe des Papstes und vielen Reliquien versehen, wanderte nun der eifrige Glaubensbote über die lombardische Ebene und die hohen Alpen nach Deutschland. Sein erstes Geschäft mußte sein, in dem ihm völlig unbekannten Lande den Zustand und die Bildungsfähigkeit sowie die politische Stellung der einzelnen Stämme kennen zu lernen, damit er mit Erfolg wirken könne. Darum durchzog er in einem Jahre das ganze Land von Süden bis Nordwesten, um es kennen zu lernen. Es war eine Entdeckungs- und Beobachtungsreise. Wie ein Feldherr wollte er erst den Boden und dessen Bewohner, die Hindernisse und Schwierigkeiten seiner Arbeit kennen lernen, ehe er seine Wirksamkeit entfal-

tete. Sein Augenmerk richtete sich vorzüglich auf die mit den Angelsachsen stammverwandten Völker Germaniens. Da er aber fand, daß das Volk der Sachsen dem Christenthum sehr feindlich und abgeneigt war, so ging sein Plan dahin, zuerst die benachbarten Völker der Thüringer, Hessen, Ostfranken und Friesen zu bekehren in der Hoffnung, daß das Sachsenvolk durch eine nähere Bekanntschaft mit den christlichen Nachbarn seine Abneigung gegen den christlichen Glauben allmählig verliere.

Das Volk der Thüringer, zu welchem sich Bonifacius zuerst wandte, war im Ganzen noch heidnisch und in Nord- und Südthüringer geschieden. Die Nordthüringer standen unter dem Einfluße der Sachsen und waren christlicher Belehrung nicht zugänglich. Südthüringen war den Franken zinsbar. Hier war Heidenthum, arianischer und katholischer Glaube in wunderlicher Mischung anzutreffen. Die wenigen christlichen Priester waren unwissend und lasterhaft. Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts bekehrte der heil. Kilian den thüringischen Herzog Gozbert zu Würzburg. Seine Nachfolger waren eifrige Christen und suchten mit Gewalt die heidnischen Bewohner zu bekehren. Dadurch entstand ein förmlicher Religionskrieg, der mit Hilfe der Sachsen unglücklich für die christlichen Herzoge ausfiel. In dieser ungünstigen Zeit kam Bonifacius nach Thüringen. „Er redete, wie Willibald, sein Lebensbeschreiber, erzählt, die Stammältesten und die Vornehmsten des Volkes mit geistlichem Zuspruche an, und rief sie auf den wahren Weg der Erkenntniß und des Lichtes, welchen sie, vordem größtentheils durch falsche Lehrer verführt, verloren. Aber auch die Geistlichen und Priester, von denen einige zwar in frommer Verehrung des allmächtigen Gottes erglühten, andere aber, von unheiligem Wandel befleckt, die Enthaltsamkeit und Keuschheit, welche den Dienern an den heiligen Altären geziemt, verloren hatten, suchte er durch evangelische Ermahnungen, so viel er konnte, von dem Verderbniß der Bosheit auf den rechten Pfad der kanonischen Gesetze zurückzuführen, und durch Ermahnung und Belehrung zu bessern.“

Da Bonifacius einsah, daß bei der großen Aufregung

des Volkes an eine Bekehrung vor der Hand nicht zu denken sei, und er die Nachricht erhielt, daß Radbod, der Friesenfürst und Christenfeind, gestorben sei, so begab er sich auf den ersten Schauplatz seiner Wirksamkeit, nach Friesland. Karl Martell herrschte nunmehr über Friesland und unterstützte durch die Kraft seines Schwertes die Ausbreitung des Christenthums. Der heil. Willibrord, Bischof von Utrecht, der schon lange an der Bekehrung der Friesen arbeitete, konnte jetzt frei und erfolgreich wirken. Ihm gesellte sich Bonifacius zu und arbeitete drei Jahre an dem Heile der Seelen. Die heidnischen Tempel sanken darnieder, christliche Kirchen erhoben sich und nicht wenig Volk wurde dem Herrn gewonnen. Der hochbetagte Willibrord wollte den Bonifacius zu seinem Nachfolger ernennen; allein eingedenk seiner apostolischen Sendung zur Bekehrung der deutschen Völker lehnte Bonifacius diese Würde ab. Die Verhältnisse in Thüringen hatten sich unterdessen geändert und Bonifacius kehrte in dieses Land zurück. Auf seiner Reise dahin lernte er in dem Kloster Pfalzel bei Trier seinen nachmaligen treuen Schüler Gregor kennen.

Nachdem Karl Martell die Friesen bezwungen hatte, wandte er sich nach Thüringen, um dieses durch stete Einfälle der Sachsen elend gewordene Land zu beschützen. Dem tapferen fränkischen Heere zog Bonifacius nach und bekehrte durch seinen Eifer und durch Begünstigung der geänderten Verhältnisse Tausende zu Christus. Zu Amöneburg in Hessen erbaute er ein Kloster, nachdem er eine Anzahl Diener Gottes zusammengebracht hatte. Es war dieses die erste Stiftung des heil. Bonifacius in Deutschland. Mit dem glücklichsten Erfolge predigte er nun den Hessen, die hier zum erstenmale mit ihrem alten Stammnamen in die Geschichte treten, das Evangelium und taufte eine große Menge von Menschen. Die Kunde davon brachte sein Schüler Bynnan nach Rom. Da es aber unmöglich war, die von Bonifacius an den Papst gestellten Fragen wegen Weiterführung der Mission in einem Briefe gründlich zu beantworten, lud der heilige Vater den Bonifacius zu einer mündlichen Besprechung nach Rom ein.

4. Des heiligen Bonifacius zweite Reise nach Rom. Er wird zum Bischof geweiht und wirkt segensreich in Hessen und Thüringen.

Bonifacius trat nun, begleitet von Schülern und Freunden, seine zweite Reise nach Rom an. Er wurde vom Papste, Gregor II., freudig empfangen und, nachdem er ihm ein schriftliches Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, am Andreastage, den 30. November 723, zum Bischof der Deutschen geweiht. Durch diese heilige Weihe wurde er befähigt, neue Mitarbeiter in den Weinberg des Herrn zu senden. An diesem Tage wurde ihm der Name Bonifacius beigelegt. Nach der Bischofsweihe schwur Bonifacius über dem Grabe des heil. Petrus, den katholischen Glauben rein und treu verkünden und die Einheit der katholischen Kirche bewahren zu wollen. Bei seinem Weggang von Rom gab ihm der Papst sechs Briefe mit, um sein Werk bei den Fürsten und Völkern Deutschlands zu fördern. Im ersten Briefe, der an den Hausmaier Karl Martell gerichtet ist, wird Bonifacius der Gewogenheit des berühmten Fürsten empfohlen. Karl möge ihn in seinem heiligen Berufe unterstützen und gegen alle Widersacher nachdrücklich vertheidigen. Was er ihm thue, das thue er Gott. Der zweite Brief ist „an die Bischöfe, Priester, Diakone, an die Heerführer, Burggrafen und Grafen, und an alle Christen, welche Gott fürchten.“ Sie sollen den Bonifacius freudig aufnehmen, ihn mit Lebensmitteln versehen und ihm ein sicheres Geleit geben. Der dritte Brief ist an die Geistlichkeit und das Volk erlassen und darin ein Unterricht gegeben, wer zu kirchlichen Würden zuzulassen sei und wie die kirchlichen Einkünfte verwendet werden sollen. Die drei anderen Briefe sind an die Großen Thüringens, an das thüringische Volk und an das Volk der Altsachsen gerichtet. Aus allen Briefen leuchtet die väterliche Sorgfalt und Liebe des Kirchenoberhauptes für die deutsche Mission hervor.

Im Anfange des Jahres 724 reiste Bonifacius nach Deutschland, überreichte Karl Martell das päpstliche Empfehlungsschreiben und erhielt von diesem Fürsten einen Schutzbrief, der ihm von dem größten Nutzen war. Mit demselben

begab er sich zu dem Volke der Hessen. Obschon viele Hessen schon die heilige Taufe empfangen hatten, behielten sie doch den gewohnten Götzendienst bei und opferten heimlich unter ihren heiligen Bäumen. Durch geistige Beweise konnte das rohe Volk von seiner Thorheit nicht abgebracht werden. Darum wählte Bonifacius ein Mittel, das die Sinne des Volks ergreifen und auf das Innere wirken mußte.

Bei dem Orte Geismar, auf einem spitzigen Berge, stand eine hohe Eiche. Sie war dem Gotte Wodan geweiht und in den Augen des Volkes ein Heiligthum, Bonifacius wollte diesen Baum fällen und mit ihm den Aberglauben. Auf die schnell verbreitete Kunde davon sammelte sich das Heidenvolk in großen Schaaren um sein Heiligthum. Mit Ehrfurcht gebietender Würde, die Axt in der Hand, trat Bonifacius zum Baume und gab ihm den ersten Streich. Seine Schüler und die christlichen Hessen folgten seinem Beispiele und ein brausender Sturm riß den Stamm vollends zu Boden, so daß er in vier Theile gespalten an der Erde lag. Da die Heiden sahen, daß ihre Götter diesen Frevel nicht rächten, so schwand der Glaube an sie aus ihrem Herzen. Viele ließen sich taufen. Aus dem Holze der gefällten Eiche aber wurde ein Kirchlein zu Ehren des heil. Petrus erbaut. Das war wohl das erste christliche Gotteshaus in Hessen.

In demselben Jahre ging Bonifacius nach Thüringen, wo er heftige Kämpfe mit ungläubigen und unsittlichen Priestern zu bestehen hatte. Er nennt sie „falsche Priester und Heuchler, welche Gott widerstreben, selbst verloren gehen, und das Volk durch mancherlei Aergerniß und Irrthum verführen. Was wir pflanzen, mögen sie nicht begießen, daß es wachse.“ Priester, die vom Glauben und der Kirche abgefallen seien, wetteiferten mit den Heiden, Schmach und Schande auf die Kirche zu häufen. Das sei ein schreckliches Hemmniß für die Verbreitung des Evangeliums Christi. Gott segnete das Gebet des Heiligen und seiner Freunde. Das heilige, aufopfernde Leben des Bonifacius rührte die Herzen des Volkes, so daß es die Irrlehrer floh. Um dem großen Andrang des Volks zur Bekehrung zu genügen, mußten Bildungsanstalten für Geistliche errichtet werden. Sol-

ches geschah durch die Stiftung des Klosters zu Ohrdruf. Willibald sagt davon: „Als die Menge der Gläubigen allmählig größer wurde, mehrte sich auch die Zahl der Glaubensboten. Dann wurden sofort Kirchen hergerichtet, und nach allen Seiten — ertönte die Lehre seines Wortes; auch brachte er Diener Gottes und fromme Mönche zusammen, und es wurde ein Kloster an dem Orte gegründet, welcher Ordorp hieß; die Mönche erwarben sich ihren Lebensunterhalt und ihre Kleidung, indem sie nach apostolischer Weise unabläßig mit eigenen Händen arbeiteten." Von nun an strömten zu verschiedenen Zeiten fromme Männer und Frauen aus England zu Bonifacius, welche sich in die von ihm gegründeten klösterlichen Anstalten begaben und nach allen Seiten das Wort Gottes verkündeten. Unter denselben nennen wir Burchard, nachmals Bischof zu Würzburg, Lullus, der Nachfolger des heil. Bonifacius zu Mainz, Witta (Albinus) Willibald und dessen Bruder Wunibald; die Klosterfrauen aber waren Chunihilt, des Lullus Mutter Schwester, und ihre Tochter Berathgit, welche in den schönen Wissenschaften sehr unterrichtet waren und als Lehrerinnen in dem Thüringerlande wirkten. Chunitrud, die in Bayern den Samen des göttlichen Wortes verbreitete; Thekla, Vorsteherin der Klöster zu Kitzingen und Ochsenfurt am Main; Lioba, Aebtissin in Bischofsheim an der Tauber; Waltpurgis, die Schwester Willibalds. In rastloser Thätigkeit wirkten diese frommen Männer und Frauen an der Bekehrung der Deutschen. Von dem glücklichen Fortgang der Mission gab Bonifacius dem Papste Nachricht und da er in allen Dingen mit der römischen Kirche in der innigsten Gemeinschaft bleiben wollte, so stellte er an den Papst verschiedene Anfragen in Betreff des Gottesdienstes, der Kirchenzucht, des Umgangs mit Un- und Irrgläubigen, welche ihm zu seiner Richtschnur gründlich beantwortet wurden. Papst Gregor II. starb 731. Er war eine mächtige Stütze des Bonifacius und eifrig bemüht für die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland. Wie durch den ersten Gregor England, so kam unter dem zweiten Deutschland zum Christenthum.

5. Bonifacius als Erzbischof. Seine Thätigkeit in Bayern, Hessen und Thüringen.

Der Nachfolger Gregors II. war Gregor III. Er nahm sich ebenfalls des Missionswerkes in Deutschland eifrig an. Bonifacius erneuerte im Jahre 732 durch eine Gesandtschaft das Versprechen des Gehorsams gegen den neuen Papst und bat ihn um die Gewogenheit, mit welcher sein Vorfahr ihn beehrt habe. Gregor empfing die Gesandtschaft äußerst wohlwollend und sandte dem Bonifacius als Beweis seines Vertrauens und der Anerkennung seiner Verdienste das erzbischöfliche Pallium. So wurde Bonifacius Erzbischof der Deutschen, aber ohne einen bestimmten Sitz. Sein Wirkungskreis war erweitert, ganz Deutschland nahm nun seine Hirtensorge in Anspruch. Es fehlte bei der großen, stets wachsenden Menge der Gläubigen an Schulen und Klöstern und Mitarbeitern. Im Jahre 732, in welchem Karl Martell in der blutigen Schlacht bei Tours die Saracenen überwand, stiftete Bonifacius die Klöster zu Fritzlar und Amöneburg und verpflanzte in dieselben eine nicht geringe Anzahl Diener Gottes. Besonders blühend wurde das Kloster zu Fritzlar, welchem der heil. Bonifacius den frommen, angelsächsischen Priester Wigbert vorsetzte. Oft weilte Bonifacius in dieser neuen Stiftung, leitete den Unterricht und führte die Aufsicht über dieselbe. Hier wirkte er bis zum Jahr 736. Sein thätiger Geist suchte nun einen größeren Wirkungskreis. Sein Lieblingswunsch, das Land der stammverwandten Sachsen für Christus zu gewinnen, stieß auf solche große Hindernisse, daß er davon abstehen mußte. Er empfahl die Sachsen der Barmherzigkeit Gottes in heißen Gebeten, wozu er auch seine Freunde ermunterte, und wandte sich nun nach Bayern, wo zwar das Christenthum schon vielfach Wurzel geschlagen hatte — es gab Kirchen, Priester und Bischöfe daselbst —, aber es fehlte der frische christliche Geist und das Band der Einheit, das die einzelnen Schöpfungen früherer Glaubensboten kräftig zusammenhielt. Nicht nur sein Eifer für die Ausbreitung des Christenthums, sondern auch seine Pflicht trieb ihn nach Bayern. Er war ja der einzige Erzbischof in den Ländern des rechten Rheinufers.

Er predigte überall das Evangelium, besuchte die Kirchen, prüfte den Zustand der Gemeinden und ihrer Hirten, suchte die geldsüchtigen und wollüstigen Priester zu bessern oder zu entfernen. Um die zahlreichen Irrlehrer des Landes auszurotten, war eine strenge bischöfliche Aufsicht nöthig. Da aber sein Ansehn in Bayern noch zu gering und wenig bekannt war, so begnügte er sich vorläufig mit der gewonnenen Kenntniß der Verhältnisse und Persönlichkeiten dieses Landes und zog sich nach Hessen und Thüringen zurück.

Nachdem Bonifacius 738 eine dritte Reise nach Rom unternommen, um Papst Gregor III. persönlich kennen zu lernen, kehrte er mit neuen Vollmachten und Empfehlungen nach Bayern zurück. Unterstützt und gerufen von dem bayerischen Herzog Odilo ging er nun an das für die kirchliche Ordnung und Befestigung des Christenthums wichtige Werk der Eintheilung des Landes in Diöcesen. Er theilte das Land in vier Diöcesen: Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau. Dann weihete er ebensoviele Bischöfe und wies ihnen die neu gegründeten Sitze an. Johannes wurde Bischof von Salzburg, Erembercht Bischof zu Freisingen, Goibald von Regensburg und Vivilo von Passau. Durch diese feste und dauernde Grundlage kam Leben und Wachsthum in die vorher zerrüttete bayerische Kirche.

Gregor III. bestätigte diese Eintheilung und alle Anordnungen des Bonifacius und ermunterte denselben, Synoden „am Ufer der Donau" zu halten, überall zu predigen, wo der Herr ihm den Weg des Heils bahnt, da ihm zum Nutzen und Frommen des begonnenen Werkes nimmer verstattet werden könne, an einem Orte zu weilen. Er solle es sich nicht verdrießen lassen, beschwerliche und vielerlei Reisen zu unternehmen, er werde sich dadurch großes Verdienst und Lohn erwerben. Zu gleicher Zeit mit diesem Schreiben erhielt Bonifacius die Trauerbotschaft, daß der heil. Willibrord am 6. November 739 zu Utrecht gestorben sei. Das Jahr 740 brachte Bonifacius in Bayern zu, um seine Anordnungen überall ins Leben zu führen. Durch die Freigebigkeit der bayerischen Herzoge und den Eifer der Priester und des Volkes entstanden namentlich in den schauerlichen Thälern der

bayerischen Alpen viele Klöster und Kirchen. Der heil. Pirmin gründete am linken Donauufer die beiden Klöster Nieder- und Ober-Altach, ferner die Klöster Mondsee, Osterhofen und Pfaffenmünster. Der Schotte Alto errichtete das Kloster Altomünster. Die drei bayerischen Prinzen Lantfried, Waldram und Eliland sind mit ihrer Schwester Gailswinde Stifter der sieben Klöster Benedictbeuren, Kochelsee, Schlehdorf, Staffelsee, Polling, Sandau und Wessobrun. Adelbert und Ottokar, Vetter der genannten Prinzen, stifteten die Klöster Tegernsee und Illmünster. Diese bedeutenden Stiftungen zeugen von dem neuen, frischen katholischen Leben, das der thatkräftige Bonifacius in Bayern erweckt hatte.

6. Errichtung der Bisthümer Erfurt, Buraburg, Würzburg und Eichstädt.

Im Jahre 741 begab sich Bonifacius nach Mitteldeutschland, um dasselbe kirchlich einzurichten. Nachdem das Heidenthum in diesem Theile Deutschlands wenigstens äußerlich verschwunden und durch das Schwert Karls die Gränze desselben gesichert war, konnte Bonifacius daran denken, bischöfliche Stühle zu errichten. Er theilte das große Land von dem Zusammenfluß der Werra und Fulda bis nach Regensburg an der Donau in vier Diöcesen mit den Bischofssitzen zu Erfurt, Buraburg, Würzburg und Eichstädt. Der Priester Adalar wurde Bischof zu Erfurt. Das Bisthum ging jedoch frühzeitig ein und wurde mit der Erhebung des heil. Bonifacius auf den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz mit diesem Erzbisthum vereinigt. Das Bisthum Buraburg oder Büraburg wird so genannt von dem Bürberg in der Nähe von Fritzlar, wo der Bischof wohnte. Der erste Bischof hieß Witta (Weiß). Da aber der bischöfliche Sitz wegen der beschränkten Lage auf der Höhe des Berges sich nicht erweitern konnte, so wurde derselbe unter Megingoz, Witta's Nachfolger, nach Fritzlar verlegt. Als unter Karl dem Großen der sächsische Hessengau christlich wurde, ent-

stand das Bisthum Paderborn, das fränkische Hessen kam an Mainz und das Bisthum Büraburg hörte auf. Würzburg, eine alte thüringische Burg und Residenz der letzten thüringischen Herzoge, durch den heil. Kilian zum Christenthum bekehrt, erhielt durch den heil. Bonifacius in Burchard seinen ersten Bischof. Durch die Errichtung des Bisthums und seine Diöcesanbegränzung entstand das ostfränkische Herzogthum. Das Bisthum Eichstädt umfaßte den großen Landstrich von Würzburg bis Regensburg, vom Main bis zur Donau. Man nannte diesen nördlich von dem eigentlichen Bayern gelegenen Strich den Nordgau. Wegen des unsichern politischen Zustandes des Nordgaus und des steten Kampfes um denselben hatte das Christenthum sich weniger daselbst ausbreiten können, als in Franken und Bayern. Es wohnten viele Heiden in diesen Gegenden. Die Stiftung des Bisthums Eichstädt war der Untergang des Heidenthums. Für die Ausbreitung des Christenthums im Nordgau wirkten die angelsächsischen Geschwister Willibald, Wunibald und Walpurga. Als Bonifacius sich in Bayern aufhielt, schenkte ihm ein vornehmer Mann, Namens Suitgar, den Walddistrict an der Altmühl, welcher von seinen Eichwäldern den Namen Eichstädt führte. Es war ein wüster, unbewohnter Ort, nur ein Marienkirchlein stand daselbst. In dieser Kirche ertheilte Bonifacius 740 dem Willibald die Priesterweihe. Bald erhoben sich in der Nähe der Marienkirche durch die Freigebigkeit des Suitgars und den Eifer des Willibalds eine neue Kirche und ein Kloster. Am 22. Okt. 741 wurde Willibald auf der Salzburg, einem Schlosse an der fränkischen Saale, von dem heil. Bonifacius zum Bischof von Eichstädt geweihet. Willibald ließ nun seinen Bruder Wunibald und seine Schwester Walpurga kommen, welche Klöster errichteten, von denen der Segen des Christenthums über die ganze Gegend sich ausbreitete.

In demselben Jahre, in welchem Bonifacius diese Bisthümer stiftete, traten sehr wichtige und bedeutsame Ereignisse ein. Karl Martell starb am 15. Oktober in seinem fünfzigsten Lebensjahre zu Kiersy an der Oise, der oströmische Kaiser Leo war schon vorher am 18. Juni gestorben und am

28. November starb Papst Gregor III. Der Tod dieser Männer war folgenreich. Auf Kaiser Leo folgte sein Sohn Konstantin, der gegen die Kirche wüthete, Rom ohne Beistand ließ und so die Päpste zu dem bedeutenden Schritt hindrängte, mit den fränkischen Königen sich enge zu verbinden. Diese Vereinigung der fränkischen Herrscher mit dem Statthalter Christi vollendete die Bekehrung Deutschlands und die Errichtung eines christlich-deutschen Reichs. Karl hatte seine Herrschaft seinem Muth und seinen Truppen zu verdanken. Um seine Soldaten zu belohnen, griff er nicht selten zu den Gütern und Aemtern der Kirche. Seinen wilden Kriegsgesellen schenkte er Bisthümer und Klöster. Daß diese ihre wilde Lebensart fortsetzten und dadurch die Achtung für Religion und Kirche verschwinden mußte, läßt sich denken. Solche Umgebung des Fürsten wußte auch den Einfluß des heil. Bonifacius ferne zu halten. Mit dem Tode Karls gestalteten sich die Verhältnisse günstiger. Karlmann erhielt Austrasien und Pipin Neustrien. Beide waren in der Ueberzeugung einig, daß ihre Staaten nur dann glücklich werden können, wenn das tiefverletzte Ansehen der Religion wieder hergestellt werde. Die verschiedenartigen Völker, die Martell mit Waffengewalt seiner Herrschaft unterworfen, sollten durch das Band der Religion Jesu Christi zusammengehalten werden. Bonifacius ermunterte sie mit Eifer, auf dieser Bahn voranzuschreiten und beide folgten seinen Rathschlägen. So erhielt der Heilige einen Einfluß, den er zum Segen der zerrütteten fränkischen Kirche benützte.

7. Die Wirksamkeit des heil. Bonifacius im fränkischen Reiche unter den Fürsten Karlmann und Pipin.

Um eine Einigkeit in Lehre und Leben unter Bischöfen und Priestern zu erreichen, war es nothwendig, daß die Bischöfe nach apostolischer Weise Concilien abhielten. Hier mußte gemeinschaftlich über gemeinschaftlich durchzuführende Maßregeln berathen werden, „wie das Volk auf dem Wege des Heils zu führen sei.“ Mit großem Eifer drang Bonifa-

cius auf die Abhaltung solcher Versammlungen. Die Fürsten Karlmann und Pipin, von der Ueberzeugung ausgehend, daß sie von Gott zu Schirmvögten der Kirche gesetzt seien und die verschiedenen Völker, über die sie herrschten, nur durch das Band des einen Glaubens verbunden in Frieden leben könnten, boten dem eifrigen Gottesmann zu allen seinen Unternehmungen die Hand. Karlmann selbst bat den Bonifacius um Abhaltung eines Concils in seinem Reiche und so kam am 21. April 742 das erste deutsche National-Concilium zu Stande. Zu diesem Concil berief der Fürst die Bischöfe und Priester seines Reichs, damit sie ihm mit ihrem Rathe an die Hand gehen möchten, „wie das Gesetz Gottes und das kirchliche Leben, welches in den Tagen der vorigen Fürsten gänzlich zerfallen ist, wieder hergestellt werde, das christliche Volk zu seinem Seelenheil gelangen und vor dem Verderben durch falsche Priester bewahrt werden könne." Im Eingange der hier entworfenen Bestimmungen wird besonders hervorgehoben, daß der Erzbischof Bonifacius, welcher der Legat des heil. Petrus ist, über die Bischöfe des Frankenreichs gesetzt sei, sowie daß jedes Jahr in Gegenwart des Fürsten eine Synode abgehalten werde, welche die kirchlichen Satzungen erneuern und die christliche Religion befestigen solle. Die übrigen Beschlüsse der Synode beziehen sich meistens auf den sittlichen Wandel der Priester und den Aberglauben des Volkes und beweisen deutlich, wie entartet die Priester und das Volk waren. — Im folgenden Jahre wurde eine zweite Synode zu Liftinä (Lestines), einer königlichen Villa im Hennegau, gehalten. Die Diener Gottes, Grafen und Präfecten, welche auf derselben anwesend waren, gelobten, die Beschlüsse der früheren Synoden zu erfüllen. Ein Theil des Kirchenvermögens soll wegen der bevorstehenden Kriege noch eine Zeitlang zur Unterstützung des Heeres inne behalten werden; armen Kirchen und Klöstern soll ihr ganzes Besitzthum unverkürzt zurückgegeben werden. Besondere Aufmerksamkeit wandte der heil. Bonifacius dem Familienleben, dem Zustand der Sklaven und der Ausrottung heidnischer Gebräuche zu. Ehebrecherische und blutschänderische Ehen wurden verboten und sollen durch das bischöfliche Gericht bestraft

werden. Christliche Sklaven sollen nicht an Heiden überliefert werden. Heidnische Gebräuche wurden unter Geldstrafen verboten. Darauf setzten die versammelten Väter eine Abschwörungsformel des heidnischen Aberglaubens und ein kurzes christliches Glaubensbekenntniß in deutscher Sprache auf, welches die Priester bei der heiligen Taufe gebrauchen sollten. Dann folgt ein in dreißig Artikeln bestehendes Verzeichniß heidnischer Gebräuche.

Nachdem die kirchlichen Verhältnisse in den deutsch-fränkischen Provinzen geordnet waren, wandte der heil. Bonifacius seine Sorge auch den west-fränkischen Provinzen oder Gallien zu, über welche der Papst ihn als Bevollmächtigten des apostolischen Stuhles gesetzt hatte. Pipin, der Fürst dieses Landes, berief auf seines Bruders Karlmanns Vorstellungen ein Concilium nach Soissons (2. März 744.). Diese Synode befaßte sich besonders mit den Irrlehren des Aldebert und Clemens, welche einstimmig verworfen wurden, „damit das Volk nicht ferner, durch falsche Priester bethört, zu Grunde gehe." Es wurden sodann gesetzmäßige Bischöfe für die Städte bestimmt und diesen zwei Erzbischöfe vorgesetzt, „damit sowohl die Bischöfe als das Volk bei jedem kirchlichen Bedürfnisse an die erzbischöfliche Instanz sich wenden können." Zum Schlusse wurden den Geistlichen und den Weltlichen Sittenvorschriften unter Androhung von Strafen eingeschärft. — Die Bestimmungen der Synode gegen die Irrlehrer Aldebert und Clemens, welche unter dem Volke einen mächtigen Anhang hatten, sowie gegen die entarteten Geistlichen bereiteten dem heil. Bonifacius viele Kränkungen und Verfolgungen. „Um dieser willen, klagt Bonifacius, leide ich Verfolgung, Feindschaft und Schmach bei vielen Leuten, und auf der Kirche lastet ein Hinderniß des Glaubens und der heiligen Lehre." Der Kampf mit den vielen unwissenden und irrig lehrenden Priestern dünkte demselben schwerer als die Ausrottung des Heidenthums.

Wir erwähnen hier noch der Lehre eines gewissen Virgilius, es gebe noch eine andere Welt und andere Menschen unter der Erde. Diese Lehre von den Gegenfüßlern wurde von dem Papste verworfen, nicht als eine

unwahre, sondern wegen der damals noch mit derselben verbundenen gefährlichen Irrthümer. Virgilius und seine Zeitgenossen dachten sich die Erde nicht als kugelförmig, so daß eine Ausbreitung des von einem Paare abstammenden Menschengeschlechts die Erlösung desselben durch Christum und alle damit zusammenhängenden christlichen Wahrheiten möglich waren, sondern als eine glatte Scheibe, auf deren entgegengesetzter Seite eine andere Welt und andere Menschen seien. Der Spruch des päpstlichen Stuhles war gerecht und das Verbot der Verkündigung einer solchen Lehre weise. Die Wissenschaft mußte erst diese Lehre von den für das Christenthum gefährlichen Schlüssen reinigen, ehe sie von Seite des Papstes gebilligt werden konnte.

8. Die Stiftung des Klosters Fulda. Bonifacius wird Erzbischof von Mainz und Primas von Deutschland.

Die Saat, welche der heilige Bonifacius im Vereine mit frommen, heiligen Männern ausgestreut, war herrlich aufgegangen. Damit aber der unter Schweiß und Blut urbar gemachte Acker des Herrn stets rüstige Arbeiter finde, gedachte der Heilige eine großartige Pflanzschule zu gründen, in welcher das Feuer der Wissenschaft und des frommen Lebens in heiliger Stille gepflegt werde und von welcher aus der christliche Lebensgeist über ganz Deutschland ausströmen sollte. Als Bonifacius darüber nachdachte, wie diese neue bedeutsame Schöpfung am erfolgreichsten ins Leben zu rufen sei und wo man dafür einen gegen feindliche Ueberfälle gesicherten Ort auffinden könne, trat Sturmius, sein Schüler, den er in seinem Vaterlande Bayern für die heilige Mission gewonnen und zu Fritzlar erziehen ließ, vor ihn. Er habe keine Ruhe Tag und Nacht, so klagte der fromme Priester, bis er in der Einöde einen Ort gefunden, wo er eine strengere Lebensweise beobachten könne. „Wohlan denn, sprach Bonifacius, darin einen Wink der Vorsehung erkennend, mache dich auf in die Wildniß, welche Buchonia (Buchenwald) heißt, und erspähe einen Ort, der geeignet ist zur Wohnstätte für die Diener Gottes; denn mächtig ist der Herr, seinen Dienern

eine Stätte zu bereiten in der Wüste." Mit einigen Begleitern begab sich Sturm in den ungeheuren Wald und gelangte in die Gegend, wo jetzt Hersfeld an der Fulda liegt. Sie errichteten hier einige Hütten aus Baumrinden, die ersten Anfänge des Klosters Hersfeld. Da aber Bonifacius den Ort wegen den nahen heidnischen Sachsen nicht für sicher hielt, so begab sich Sturm anfangs mit seinen Begleitern und dann allein auf neue Entdeckungsreisen. Er fand eine schöne Gegend an der Fulda, wo jetzt die Stadt Fulda liegt, von fruchtbarem Boden und reich an Wasser. Bonifacius reiste auf diese Nachricht an den Hof Karlmanns und erhielt auf seine Bitten diese Gegend zum Geschenk für den Dienst Gottes. Mitten im Winter des Jahres 744 nahm Sturm mit sieben Brüdern diesen Ort in Besitz. Unter Gesang und Gebet richteten sie das heilige Kreuz auf, fällten Bäume, reinigten den Ort und bauten sich acht ärmliche Cellen. Bald darauf kam ihnen Bonifacius mit Arbeitern zu Hilfe. So entstanden schnell eine Kirche und das Kloster Fulda. Die Mönche des Klosters lebten nach der Regel des heil. Benedictus und verwendeten einen großen Theil der Zeit dazu, Wald und Wildniß in fruchtbares Ackerland umzuschaffen. Um die Gränzen und Marken des Klosters Fulda zu sichern, ließ Bonifacius eine Urkunde aufsetzen, welche den Umfang der Schenkung Karlmanns genau angab. Sturm besuchte nun die berühmtesten Klöster Italiens, namentlich das Stammkloster Monte Casino und kehrte begeistert von dem gottseligen Leben der Mönche nach Fulda zurück. „Wohlan, mein Bruder, sprach zu ihm Bonifacius, der mit Entzücken seinen Reisebericht angehört hatte, gehe hin und richte das neue Kloster Fulda, so viel an dir liegt, nach den Vorbildern ein, die du gesehen hast und bewunderst." Der Papst ertheilte diesem „ehrwürdigen Kloster" das Privilegium, wornach es keiner bischöflichen Gewalt, sondern dem apostolischen Stuhl allein unterworfen sei. Ebenso nahm es Pipin in seinen besondern Schutz und stellte ihm eine Urkunde aus, in welcher ihm Garantie des gegenwärtigen und künftigen Besitzthums ausgesprochen wurde. Bald erlangte das Kloster Fulda einen bedeutenden Ruf. Der Fleiß und die Geschicklichkeit

seiner Bewohner im Ackerbau, in Handwerken und Künsten, das Studium der Wissenschäften und das gottselige Leben, das hier zahlreiche Verehrer fand, begründeten mit Recht den Ruhm dieser Stiftung des heil. Bonifacius. Die Fuldaer Klosterschule erlangte unter der Leitung des gelehrten Rhabanus Maurus, nachmals Erzbischof zu Mainz, einen solchen Ruhm, wie keine andere in Deutschland. Mit dieser Schule war auch eine Bildungsanstalt für Malerei und Bildnerei verbunden. Was Monte Casino für Italien, St. Gallen für Süddeutschland, was späterhin Corvey für die Sachsen und das nördliche Deutschland geworden ist, das wurde Fulda für Mitteldeutschland.

Der Tod des Bischofs von Köln gab den fränkischen Fürsten Veranlassung, ihren Plan auszuführen, daß Bonifacius Erzbischof und Metropolite von Köln werde. Köln war auch der passendste Ort, von wo aus die bekehrten Länderstriche geleitet werden konnten. Es war der Mittelpunkt zwischen Friesland, den Sachsen und den neugewonnenen Provinzen. Der Papst bestätigte das Ansuchen der fränkischen Fürsten; allein die trägen, verweltlichten Geistlichen der Diöcese Köln fürchteten den ernsten, eifrigen Bonifacius und bereiteten ihm mächtigen Widerstand. Unterdessen wurde der kriegslustige und mordbefleckte Bischof Gewilieb von Mainz seines Amtes entsetzt und Bonifacius übernahm nach langem Sträuben und auf dringendes Bitten der fränkischen Fürsten und des Volkes das verwaiste Bisthum, „welches eines solchen Oberhirten bedurfte.“ In der Bestätigungs-Urkunde erklärte der Papst die Kirche von Mainz als Metropolitan-Kirche aller in Germanien gelegenen Kirchen. So wurde der demüthige Missionär mit einer bedeutenden kirchlichen Würde bekleidet; er war päpstlicher Legat für Germanien und Gallien, Erzbischof von Mainz und Primas von ganz Deutschland.

9. Der h. Bonifacius salbt Pipin zum König; Bekehrung der Friesen und Märtyrertod des h. Bonifacius.

Im fränkischen Reiche trugen sich um diese Zeit sehr wichtige Ereignisse zu. Karlmann legte die glänzende Bürde der

Herrschaft nieder und suchte den Frieden in einer stillen Celle des Klosters Monte Casino. Der königliche Stamm der Merovinger, deren alleiniger Hausmeier nun Pipin geworden, stand da ohne Gestalt und Schöne, die Wurzel faul, die Zweige dürr; es fehlte an Mitteln, ihn wieder zu frischer Lebenskraft zurückzubringen. Wie aber durch die Schwäche der Merovinger, so drohte dem Reiche und somit der Kirche durch die Herrschsucht der Verwandten Pipins Gefahr. Diese abwenden konnte allein Pipins Erhebung auf den fränkischen Thron. Was nun Pipin der Sache nach schon lange war, das wollte er auch dem Namen nach sein. Nachdem ihn die Großen des fränkischen Reichs einstimmig zum Könige erwählt hatten, sandte er eine Gesandtschaft nach Rom und ließ dem Papste die Frage vorlegen: „Ob es besser wäre, daß derjenige König sei und heiße, der alle Macht und Gewalt in Händen habe, und dem alle Reichsgeschäfte oblägen, als derjenige, der nur den Namen führe." Der Papst antwortete: „Es scheine besser und nützlicher, daß jener König heiße und sei, der alle Gewalt in der Regierung habe, als der, welcher mit Unrecht König genannt werde." Darauf, 752, wurde der letzte Merovinger, Childerich III., in ein Kloster gebracht, und Pipin auf den Feldern von Soissons zum Könige ausgerufen und von Bonifacius im St. Medardus-Kloster zu Soissons gesalbt. Diese Salbung wiederholte Papst Stephan II., als er nach Franken kam, um Pipins Beistand gegen die Longobarden zu erlangen. Dies geschah im Jahr 754. Im Frühling des folgenden Jahrs zog Pipin mit einem mächtigen Heere über die Alpen, besiegte die Longobarden und schenkte dem Papst für ewige Zeiten das Exarchat und zweiundzwanzig Städte. So wurde durch Pipins Schenkung der Grund gelegt zum weltlichen Gebiet der Päpste, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, ihre Entscheidungen in kirchlichen Dingen frei und unabhängig vom Zwange und der Willkühr weltlicher Herrscher zu fassen und auszusprechen.

Was dem jugendlichen Manne nicht gelungen, das wollte nun der Greis vollenden, die Bekehrung Frieslands. Was Bonifacius noch in Deutschland that, war Vorberei-

tung zu diesem Werke. Er übertrug dem Lullus, seinem eifrigsten und tüchtigsten Schüler, die Verwaltung des Bisthums Mainz und verwendete sich mit warmem Eifer bei dem König Pipin für seine Schüler und Mitarbeiter, damit sie nach seinem Tode nicht verlassen werden, sondern sich des königlichen Schutzes zu erfreuen haben. In der Ahnung, daß er für die Bekehrung der Friesen sein eignes Leben zum Opfer bringen werde, besuchte er nochmals die Kirchen in Thüringen und den übrigen deutschen Provinzen, in welche er das Licht des Evangeliums getragen, und berief ein Concil nach Mainz, auf welchem er den versammelten Geistlichen den Lullus als Erzbischof von Mainz vorstellte. Dann sprach er zu Lullus: „Ich gedenke jetzt daran, wie ich meine Pilgerschaft vollenden will, und kann von dem Vorhaben dieser meiner Reise nicht lassen. Denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor, und die Zeit meines Todes nahet. Ich werde die körperliche Hülle ablegen und zur ewigen Ruhe eingehen. Du aber, mein vielgeliebter Sohn, vollende den von mir in Thüringen angefangenen Bau der Kirchen; rufe mit unablässigem Eifer das Volk von den Wegen des Irrthums ab; vollführe den Bau der begonnenen Basilika an der Fulda, und dorthin bringe einst meinen unter der Last der Jahre erlegenen Körper. — Sorge nun auch, mein Sohn, mit deiner weisen Umsicht für Alles, was mir auf dieser Reise von Nutzen sein kann, und lege in meine Bücherkisten auch das Todtentuch, in welches einst mein Leichnam gehüllt werden möge."

Bonifacius bestieg nun mit zweiundfünfzig Genossen ein Schiff, fuhr den Rhein hinab und landete auf der Ostseite des Zuydersees. Durch seine Predigt und seine persönliche Erscheinung — sein weißes Haupt, seine ehrwürdige Gestalt — gewann er Unzählige für die Kirche Christi. Da, wo jetzt die Stadt Dockum liegt, am Flüßchen Bordne, ließ Bonifacius Zelte aufschlagen, um dort länger zu verweilen und das heilige Sacrament der Firmung an die Neugetauften auszuspenden. Er hatte dafür den 5. Juni bestimmt. Da vernahm sein Ohr wildes Kriegsgeschrei statt der frommen Lieder der Firmlinge. Es war eine Rotte blutdürstiger heidnischer Feinde. Seine Diener, die sich schnell bewaffneten,

mahnte er: „Lasset ab, meine Kinder, ich bitte euch, lasset ab vom Streite und fern sei aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde. Lehrt uns doch die heilige Schrift, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern Gutes erweisen sollen für das Böse. Der lange ersehnte Tag ist da, und die Zeit ist gekommen, wo wir von den Mühsalen und Leiden dieses Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit abberufen werden.“ Stehend, betend und das Evangelienbuch über sein Haupt haltend empfing Bonifacius den Todesstreich. Mit ihm starben zweiundfünfzig Genossen den Martyrtod. Es war der 5. Juni 755. — Die Mörder durchsuchten nun die Zelten der Missionäre und hofften reiche Beute zu finden. Vom gefundenen Wein berauscht, geriethen sie über die Vertheilung der Beute in blutigen Streit, so daß viele todt auf dem Platze blieben. Die Anderen erbrachen die Kisten und warfen im Zorne, nur Bücher gefunden zu haben, dieselben in das Schilf der Sümpfe, wo sie wieder gefunden und in den Kirchen aufbewahrt wurden. Die über diese Gräuelthat erbitterten Christen fielen in die heidnischen Gaue ein, tödteten viele der Mörder und schenkten nur Jenen das Leben, welche das Christenthum annahmen. So wurde auch hier das Blut der Martyrer der Samen des Christenthums. Durch dieses Opfer wurde die Bekehrung Frieslands vollendet. Der Leichnam des heil. Bonifacius wurde anfangs nach Utrecht, dann auf Bitten des Erzbischofs Lullus nach Mainz gebracht. Da es aber der Wille des Verstorbenen war, zu Fulda begraben zu werden und der Abt Sturm deßwegen nach Mainz kam, um an diesen Willen des Verstorbenen zu erinnern, so wurde der Leichnam unter Begleitung unermeßlicher Schaaren von Trauernden nach Fulda gebracht und mit der größten Feierlichkeit da beigesetzt, wo jetzt der Haupteingang der Domkirche ist.

Was Winfrieds Beiname Bonifacius (Wohlthäter) bedeutet, das war er auch in der That: er war ein Wohlthäter der deutschen Nation. Mit dem kostbarsten Gut auf Erden, mit dem Glauben an JesusChristus, hat er unsere heidnischen

Voreltern bekannt gemacht und damit den Grund gelegt zur Civilisation und dem damit verbundenen Glück derselben auf Erden und ihnen die Bahn geöffnet, die sie wandeln sollen zur Seligkeit des Himmels. Was Gottes Gnade in ihm selber gewirket, das drängte sein gläubiges, liebevolles Herz, seinen Mitmenschen, namentlich den stammverwandten Völkern der Deutschen mitzutheilen. Er verließ deßwegen den stillen Klosterfrieden in seinem Vaterlande und zog dahin unter großen Mühesalen und Entbehrungen, unter kränkendem Widerspruch entarteter Amtsbrüder und Lebensgefahren in die unwegsamen Wälder Germaniens, in die Sümpfe Frieslands. Indem er mit seinen Gefährten die Urwälder lichtete, den Boden urbar machte, die Zeichen des Heidenthums fällte, das Kreuz aufpflanzte, schwand die Nacht des germanischen Heidenthums. Kirchen, Klöster und Schulen, die auf dem kaum gewonnenen Boden entstanden, sicherten sein segensreiches Werk und warfen die Strahlen des evangelischen Lichtes und die Wärme des gottseligen Lebens bis an die Marken der Sachsen, zu welchen die vertriebenen Götzen geflohen. Und wo der Christenglaube die Herzen umschuf und das Leben reinigte von den Makeln des Heidenthums, da sproßten auch die freundlichen Saaten des irdischen Glückes: Ackerbau, Handwerke, Künste und Wissenschaften.

Nachdem Bonifacius in rastloser Thätigkeit unter Hessen, Thüringern und Ost-Franken als Missionär gewirkt, sehen wir ihn in anderer Eigenschaft, als Erzbischof und päpstlichen Gesandten im fränkischen Reiche. Dort hat er die kirchliche Ordnung und Zucht, die Sittenreinheit des Klerus herzustellen gesucht, indem er auf Synoden die Wächter und Hirten des Volkes um sich sammelte, Gesetze entwarf und zum gemeinsamen Handeln begeisterte. Denn nicht minder verstand er, das zu erhalten, was durch die Ungunst der Zeit und die Leidenschaft der Menschen gelitten, als Neues zu schaffen.

Damit aber sein Werk Bestand habe, unterwarf er sich gehorsam dem, den der Herr gesetzt zum Haupt und Ordner der Kirche. Wie die Apostel von Christus, so empfing er seine Sendung von dessen Stellvertreter. Als Fremdling wollte er sich den Völkern, denen er predigte, ausweisen, daß

er nur in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Vater der Christenheit sein Werk treibe. Was er that, auch bis zum Kleinsten, das that er nur in Gemeinschaft und mit Zustimmung des Papstes. In der lebendigen Ueberzeugung, daß nur in christlicher Einigkeit mit dem Oberhaupte der Kirche Großes und Herrliches geschehen könne, ging sein Hauptstreben dahin, die Bischöfe näher und fester zu verbinden mit dem Metropoliten und dem päpstlichen Stuhle. Daß aber diese Unterwürfigkeit keine sklavische, sondern eine freie aus dem Glauben entsprossene sei, das beweist die freimüthige Sprache in mehreren Briefen an den Papst. Durch diese enge Verbindung mit dem apostolischen Stuhl war es möglich, daß der reine katholische Glaube verkündet, die ächte Verfassung und Zucht der Kirche eingeführt werden konnte. Und weil ihm dies Werk gelungen, darum tadeln ihn die Feinde und Gegner der Kirche.

In diesem Geiste arbeitete der apostolische Mann an dem großen Werke der Bekehrung der Deutschen. Nach vierzig Jahren vollendete er sein Werk mit dem Opfer seines Lebens da, wo er es begonnen. Der Boden Frieslands, den er zuerst betreten, trank seinen letzten Blutstropfen. Während sein Leichnam im Dome zu Fulda der seligen Auferstehung entgegenreift, tragen seine Werke tausendfältige Früchte. Er hat den Boden vorbereitet und das Fundament gelegt zu einem großen Werke, das Karl der Große ausführte. Mit Dankbarkeit nennen wir ihn den Apostel der Deutschen.

II. Kaiser Karl der Große.
(742–814.)

1. Karls Kriege.

Karl, der Sohn des fränkischen Königs Pipin und seiner Gemahlin Bertha, wurde im Jahr 742 zu Aachen geboren. Als sein Vater im Jahr 768 gestorben war, theilte Karl mit seinem Bruder Karlmann das Reich. Der in Jagd und Krieg mehr als in Wissenschaften und Künsten sich übende Karl entfaltete jetzt schon die reiche Kraftfülle sei-

nes Geistes und war, nach seines Enkels Worten „an jeglicher Weisheit und menschlichen Tugend jedem Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewunderswürdig." Nach seines Bruders Absterben (771) wurde er mit Zustimmung aller Franken zum Könige eingesetzt.

Seine erste That als Alleinherrscher war die Befreiung des Papstes Hadrian aus der Botmäßigkeit der Longobarden. Auf Bitten und Flehen Hadrians, der Kirche des heiligen Petrus zu helfen wider Desiderius, der Longobarden König, kam Karl mit einem mächtigen Heere nach Italien, besiegte die Longobarden, gab der römischen Kirche ihre Besitzungen zurück und setzte über das unterjochte Land seinen Sohn Pipin zum Könige. Nachdem Karl sich als einen mächtigen Beschirmer der heiligen Kirche erwiesen, wandte er sich zum großen Werke, dem heidnischen Sachsen mit seiner Herrschaft das Licht des wahren Glaubens zu bringen. Der Sachsenkrieg, der auch noch zur Sicherheit der fränkischen Grenzländer nothwendig geworden war, dauerte dreiunddreißig Jahre und wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Die Franken nahmen die feste Burg Eresburg und zerstörten das berühmte Götzenbild der Sachsen, die Irmensäule. Die Treulosigkeit der Sachsen zog den Krieg in die Länge; denn so oft Karl die Besiegten verließ, empörten sie sich wider seine Herrschaft und veranlaßten ihn zu neuen Kriegszügen. Endlich im Jahre 803 wurde ein dauerhafter Friede geschlossen; das Volk entsagte dem Götzendienst und nahm den christlichen Glauben an. Der umsichtige Karl aber vertheilte an 100,000 Männer und Weiber, die an den beiden Elbufern wohnten, durch Deutschland und Gallien hierhin und dorthin und einverleibte so das Sachsenvolk dem Stamme der Franken. Er errichtete die Bisthümer Bremen, Paderborn, Minden, Halberstadt, Münster, Hildesheim und Osnabrück und setzte daselbst würdige Bischöfe ein, die das Volk christlich erziehen sollten. Außer dem Zehnten an die Kirchen waren die Sachsen frei von Abgaben.

Während Karl zu Paderborn (777) einen Reichstag

hielt, trafen arabische Große aus Spanien ein und sprachen den siegreichen König um Hilfe an gegen ihren König. Er sagte diese zu; denn er sah in dieser kriegerischen Unternehmung eine günstige Gelegenheit zur Erweiterung seines Reichs und zur Ausbreitung des Christenthums unter den Anhängern des falschen Propheten Muhamed. Im folgenden Jahre zog er durch die engen Päsſe der Pyrenäen nach Spanien bis an den Ebro, eroberte die Städte und Burgen und vereinigte die eroberte Provinz unter dem Namen der spanischen Mark mit dem Reiche der Franken.

Der Uebermuth und die Unbesonnenheit des Herzogs Thassilo von Bayern schloß auf Antrieb seiner Gemahlin, einer Tochter des besiegten Königs Desiderius von Lombardien, ein Bündniß mit den Hunnen, seinen Grenznachbarn, gegen den König. Karl schloß das Herzogthum von allen Seiten ein, so daß Thassilo demüthig um Gnade flehete. Er wurde in ein Kloster geschickt, wo er fromm lebte. — Die Avaren oder Hunnen, ein wildes, räuberisches Volk, welche die fränkischen Grenzen durch Raub und Mord verwüsteten, sollten nun gezüchtigt werden. Zu beiden Seiten der Donau drangen die Franken, durch sächsische und friesische Hilfstruppen verstärkt, die Donau hinab, verfolgten die Avaren bis an die Raab und nahmen denselben eine große Menge Goldes und Silbers und anderer Kostbarkeiten ab, die sie zuvor mit Unrecht anderen Völkern genommen hatten. — Der letzte Krieg wurde gegen die Normannen oder Dänen unternommen, welche die Küsten Galliens und Deutschlands verwüsteten.

Durch diese Kriege hat Karl binnen siebenundvierzig Jahren das Reich der Franken zu einem Weltreiche erhoben. Im Westen vom Ebro, im Norden von der Eider, im Osten von der Theis und Sau, im Süden von den calabrischen Gebirgen begrenzt, schloß es eine ungeheure Ländermasse in sich, deren Bewohner an Sprache, Sitten und Tracht sehr unähnlich waren. Dieses Reich sollte ein christliches Weltreich werden und seine Bewohner durch die Segnungen des Christenthums glücklich zu machen, das war Karls großer Gedanke und daß er diesen Gedanken verwirklichte, darin liegt

Karls hohe Bedeutung für die christliche Kirche, sein Ruhm und seine Größe.

2. Karl wird römischer Kaiser.

Nach dem Tode des Papstes Hadrian wurde Leo III. zu seinem Nachfolger erwählt. Derselbe sandte reiche Geschenke und die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus nebst der Fahne der Stadt Rom an Karl und bat ihn, einige Fürsten nach Rom abzusenden, welche dem Volke den Eid der Treue abnehmen sollten. Karl sandte den Abt Engelbert zu diesem Zwecke mit ansehnlichen Geschenken und einem Schreiben nach Rom. Mit Engelbert möge der Papst Alles besprechen, was er nöthig finde zur Verherrlichung der heiligen Kirche Gottes, zur Sicherung der päpstlichen Würde und seiner Schirmherrlichkeit. Wie mit Hadrian, so wollte er auch mit Leo ein unauflösliches Bündniß der Liebe und Treue errichten, damit durch göttliche Gnade und der Heiligen Schutz der fromme Segen des Papstes immer auf ihm ruhe und der heilige Stuhl durch die Ergebenheit des Königs geschirmt werde. „Uns ziemt es, unter dem Beistand des göttlichen Willens, die heilige Kirche Christi gegen der Heiden Anfall und der Ungläubigen Verwüstung in alle Wegen mit den Waffen zu vertheidigen, und innen und außen durch Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euch, heiliger Vater, geziemts, mit zu Gott aufgehobenen Händen unsern Streitzügen beizustehen, auf daß durch eure Vermittelung unter Gottes Leitung und Geschenk das Christenvolk immer und überall über die Feinde seines heiligen Namens siege, und der Name unsers Herrn Jesu Christi in aller Welt verherrlicht werde."

Zwei Jahre darauf wnrde Leo von einer ihm feindseligen Partei auf offener Straße angefallen, gröblich mißhandelt und an Augen und Zunge gefährlich verwundet. Aus dem Gefängniß, in das man ihn geworfen, befreite ihn der fränkische Graf Winigis und führte ihn unter starker Bedeckung fort. Viele fromme Christen schlossen sich an den Zug an und kamen mit demselben nach Paderborn, wo König Karl sich eben aufhielt. Leo klagte die Schmach, die ihm angethan

worden und nachdem er sich bis gegen Ende des Jahres unter großen Ehrenbezeugungen bei dem Könige aufgehalten, zog er mit fränkischen Bischöfen und Grafen, die den Unfall zu untersuchen beauftragt waren, nach Rom zurück. Zu Anfange des folgenden Jahres (800) kam Karl selbst nach Rom. Man begab sich in feierlichem Zuge nach der Peterskirche, um Leo's Sache zu untersuchen. Die Geistlichkeit aber sprach einmüthig: „Den apostolischen Stuhl, der Kirche Haupt, wagen wir nicht zu richten. Denn von ihm und seinem Verweser werden wir Alle, er selbst aber von Niemanden gerichtet. So hat's von Alters her gegolten: Doch wie der heil. Vater gebeut, also werden wir geziemend gehorchen." Da nahm der Papst das Evangelienbuch und bestieg den Stuhl St. Petri und schwur mit lauter Stimme: „Ich Leo, Oberhaupt der heiligen römischen Kirche, von Niemand verurtheilt, von Niemand gezwungen, reinige mich freiwillig und in eurem Beisein vor Gott dem Allwissenden und seinen heiligen Engeln und vor St. Peter, dem Erzapostel, in dessen Angesicht wir versammelt sind, von allem Vergehen, dessen man mich beschuldigt, daß ich's gethan oder thun lassen: so wahr mir Gott helfe! der Allgegenwärtige, der da zu Gericht sitzt am jüngsten Tage!" Darauf sangen die Anwesenden Gott Loblieder. Der König verurtheilte die Verschwornen zur Todesstrafe, aber auf Leo's huldreiche Verwendung wurde diese Strafe in Landesverweisung verwandelt. — Am Weihnachtsfeste, als Karl dem heiligen Opfer in der Peterskirche beiwohnte, setzte Leo dem in stiller Andacht daknieenden Könige wie durch göttliche Eingebung eine kostbare Krone auf's Haupt und salbte ihn mit dem heiligen Oele. Das Volk aber rief dreimal: „Karl dem Erlauchten und von Gott Gekrönten, dem frommen und friedebringenden K a i s e r v o n R o m Leben und Sieg!" Diese feierliche Einweihung Karls zum Kaiser der christlichen Nationen des Abendlandes kam ihm so unerwartet und war ihm anfänglich so zuwider, daß er nach seines Geschichtschreibers Eginharts Aeußerung an jenem Tage, obschon ein so hohes Fest war, die Kirche nicht betreten hätte, wenn er des Papstes Absicht hätte voraus ahnen können. Von diesem Tage an legte Karl den Titel eines Pa-

tricius oder Schutzherrn Roms, den sein Vater und Großvater durch Beschluß des römischen Senats und Volkes führten, ab und nannte sich Kaiser und Augustus (Mehrer). Die Ansprüche des griechischen Kaisers waren hiermit als erloschen anzusehen. Das christliche Kaiserreich Karls des Großen ist nicht anzusehen als eine Wiederherstellung des heidnischen, römischen Reichs oder eine Wiederauflebung des von dem großen Theodosius seinen beiden Söhnen hinterlassenen Erbes. Es ist vielmehr ein neues christliches Reich, das der Papst, als Werkzeug des göttlichen Willens, geschaffen und damit bei dem Verfall des griechischen Reichs, von welchem das christliche Abendland keinen Schutz zu erwarten hatte, einem dringenden Bedürfniß der Zeit abgeholfen hat. Man nannte dieses Reich das römische, nicht zum Angedenken an die alte Herrschaft der heidnischen Römer, sondern weil Rom die Hauptstadt der Christenheit ist und auch der Mittelpunkt des neuen christlichen Kaiserthums sein sollte. Karl hielt sich den ganzen Winter über zu Rom auf, ordnete mit dem Papste Italiens Angelegenheiten, besonders jene der Stadt Rom und des römischen Herzogthums. Da die Herrschaft des Papstes mehr auf der Ehrfurcht und Liebe des Volkes ruhte, und deßhalb die römischen Großen Versuche machten, der päpstlichen Gewalt sich zu entziehen, so setzte der Kaiser des Papstes Oberherrschaft und Hoheitsrechte über Rom und das römische Gebiet fest.

3. Karls Thätigkeit als Gesetzgeber für Schule und Kirche.

Nach Karls Erhebung zur kaiserlichen Würde ging die Hauptsorge des großen Kaisers dahin, die ihm von Gott anvertrauten Völker durch weise Gesetze zu beglücken. Karls zahlreiche Gesetze, die sämmtlich in dem Boden der christlichen Religion ihre Wurzel haben, wollen das Eine hohe Ziel seines Lebens und Wirkens erreichen: Bildung und Erziehung der Geistlichen und des Volkes im christlichen Geiste und dadurch der Völker Heil und Glück. Die Führung der Kriege überließ Karl fortan seinen Söhnen und Feldherrn, damit er

sich desto ungestörter der innern Einrichtung seines ungeheuren Reichs widmen konnte. — Im Jahr 806 theilte er auf einem Reichstag zu Thionville das Reich unter seine drei Söhne. Der älteste Sohn Karl erhielt Frankreich, Pipin Italien und Bayern, Ludwig das südliche Gallien und die spanische Mark. Er empfahl ihnen, mit vereinten Kräften die Kirche des heil. Petrus, wie auch alle übrigen Kirchen zu schützen und schickte die Theilungsurkunde nach Rom dem Papste zur Bestätigung.

Es verdient unsere Hochachtung, wenn wir sehen, wie Karl bei dem immerwährenden Kriegslärmen noch Zeit und Lust fand, durch Wissenschaften und Künste sich selbst und sein Volk auszubilden. Er schirmte Schulen und Lehrer und spornte Lehrer und Lernende zu rastlosem Streben an. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit sammelte er um sich und bildete sich in ihrem Umgange aus. So Peter von Pisa und Paul Warnefried aus Italien und Alkuin aus England. Alkuin war der größte Gelehrte jener Zeit, Karls Lehrer, Freund und Rathgeber. Unter dem Einflusse dieser Männer entstanden an Domkirchen und Klöstern Schulen, in welchen die Kinder der Vornehmen und Geringen unterrichtet wurden. Karl besuchte selbst die Schulen und ermunterte die Knaben zum Fleiße. Einst fand er, daß die Schüler aus niederem Stande ihre Aufgaben gut gemacht hatten, während die vom Adel schlecht bestanden. Da stellte er jene zu seiner Rechten, diese zur Linken und sprach: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß ihr meinen Willen und euren Nutzen nach Möglichkeit zu erreichen gesucht habt: fahrt fort in eurem Fleiße, und ich will euch herrliche Bisthümer und Klöster geben!" — Die trägen Schüler aber donnerte er an: „Ihr Junker, Söhne der Ersten nach mir, ihr Weichlinge und glatten Gesichter, habt auf eure Herkunft und eure Güter pochend, meinen Befehl und eure Verherrlichung dem Wohlleben, dem Spiele, dem Müßiggange oder eitler Kurzweil hintangesetzt. Aber beim König des Himmels, ich achte euren Adel und eure Schönheit gar geringe, mögens Andere bewun-

dern. Und dieses sollt ihr wissen, wenn ihr nicht bald eure bisherige Faulheit durch munteren Fleiß gut macht, so werdet ihr von Karln nie wieder ein gutes Wort hören!"

Von Herzen der christlichen Religion zugethan, erkannte Karl in der religiösen Bildung des Volkes das mächtigste Mittel zur Veredlung und Beglückung desselben. Daher ging sein ernstes Streben dahin, die innere Ordnung der Kirche zu befestigen und den Einfluß der Kirche auf die bürgerlichen Verhältnisse zu erweitern. Er ermüdete daher nicht, die Geistlichen, als Lehrer und Vorbilder des Volkes, durch Synoden und Privatermahnungen an ihren wichtigen Beruf zu erinnern. Er ermahnte die Bischöfe: „das Volk ja recht wachsam und fleißig auf die Weide des ewigen Lebens zu führen und durch Beispiel und Ermahnung die irrenden Schafe innerhalb der Mauern der kirchlichen Festigkeit zu bringen." Kaiserliche Boten, eine aus Geistlichen und Weltlichen zusammengesetzte Gesandtschaft, mußten die Provinzen durchreisen, um den Zustand derselben zu untersuchen und den Bischöfen und Priestern ein den Kirchengesetzen gemäßes Leben einzuschärfen. Durch Paul Warnefried ließ er aus den Kirchenvätern eine Auslegung der Sonntagsevangelien sammeln und zum Vorlesen beim Gottesdienste an die Kirchen des Landes versenden. Um die Geistlichen im eifrigen Studium zu erhalten, sandte er von Zeit zu Zeit schriftliche Fragen herum und las die Antworten sorgfältig, verbesserte sie oder sandte sie zur Umarbeitung wieder zurück. Die auf einer Synode zu Mainz versammelten Bischöfe erkannten Karls Eifer für die Kirchen mit rühmenden Worten an. „Wir danken einstimmig Gott, dem allmächtigen Vater, daß er seiner heiligen Kirche einen so frommen und in seinem Dienste eifrigen Leiter gegeben hat, welcher seiner Zeit die Quellen der heiligen Weisheit öffnend, die Schafe Christi unabläßig mit heiliger Nahrung erquickt, und sie durch die göttlichen Kenntnisse und mit Gottes Gnade in einen besseren Stand versetzen und vermehren konnte." Im letzten Jahre seiner Regierung (813) ließ der eifrige Kaiser in fünf Städten des

fränkischen Reichs fast gleichzeitig Synoden abhalten, um sich über die Mittel zu berathen, „wie der Stand der Kirche Gottes und das Fortschreiten des christlichen Volkes in gesunder Lehre und Werken der Gerechtigkeit vervollkommnet werden möge." Aus sämmtlichen Verordnungen der Synoden ließ er auf einem zahlreich besuchten Reichstage zu Aachen das Zweckmäßigste auswählen und in seinem Reiche als Gesetz verkündigen. Gegen die Bischöfe forderte er von seinen Unterthanen Gehorsam in geistlichen Dingen, erklärte, daß er am Gehorsam gegen die Bischöfe die Treue seiner Unterthanen kenne und strafte nöthigenfalls die Ungehorsamen mit Verbannung und Gütereinziehung. Gegen den heiligen Stuhl zu Rom hatte Karl die tiefste Ehrfurcht. Ferne von Argwohn und Eifersucht überließ er dem Papste das, was seines Amtes war und vollzog freudig und mit Nachdruck die päpstlichen Anordnungen. Die Kirche lehrt, der Kaiser wehrt und mehrt! dem heiligen Vater ist alles Geistliche, dem Kaiser alles Weltliche ohne Widerrede unterthan; in Sachen des Glaubens und der Andacht aber ehrt selbst das Kaiserthum des heiligen Stuhles altgegründetes Ansehen. So dachte Karl und diese schöne Uebereinstimmung der weltlichen und geistlichen Obrigkeit mußte des Volkes Wohlfahrt fördern.

Besonders ließ sich Karl die Verbesserung des Kirchengesangs angelegen sein. Der Gesang der Franken war sehr rauh. „Groß an Leib wie Berge, schreibt davon ein Schriftsteller jener Zeit, donnerte auch ihre Stimme hochbrausend daher. Sie stoßen die harten Töne mit ganz eignem Geprassel heraus, fast wie ein Lastwagen, der über die Steine rasselt, so daß Ohr und Gemüth, statt sanft bewegt, erschreckt und erschüttert werden." Er ließ daher römische Sänger kommen, welche in den deutschen Kirchen Gesangunterricht ertheilen mußten. Zu Metz und Soissons bestanden eigne Sängerschulen, die von den Geistlichen besucht werden mußten. Auch das Orgelspiel wurde von Rom nach Franken verpflanzt. Ueber den großen Eindruck, den die Töne dieses mächtigen Instruments auf die Franken machten, kann man urtheilen, wenn wir hören, daß die Franken Orgeln erbaueten, welche an Stärke dem Gebrülle des Donners,

an Süßigkeit der geschwätzigen Leier gleichkamen, also daß ein Weib das Leben darüber verloren habe.

4. Karls letzte Jahre; sein Tod und Character.

Das Jahr 810 war für Karl ein unheilbringendes; seine Söhne Pipin und Karl starben und mahnten den mächtigen Kaiser an des menschlichen Looses Hinfälligkeit. Seine Gesundheit, sonst so dauerhaft, wurde von beständigen Fiebern erschüttert, er selbst noch zuletzt am rechten Fuße lahm. An des Lebens Ende gemahnt, berief er seinen einzigen Sohn Ludwig nach Aachen. Auf einem feierlichen Reichstage ernannte er ihn mit Zustimmung der Großen des Reiches zum Mitkaiser und Mitregenten. Am Sonntage darauf begab sich Karl im vollen kaiserlichen Ornat, gestützt auf die Schultern seines Sohnes, nach der Kirche zu unsrer lieben Frau. Auf dem Hochaltare lag eine mit den edelsten Steinen gezierte Kaiserkrone. Nachdem er mit seinem Sohne an den Stufen des Altars in stillem Gebete gekniet, erhob sich Karl und mahnte seinen Sohn in kraftvoller Rede an seine wichtigen Pflichten. Vor Allem solle er den allmächtigen Gott lieben und fürchten, seinen Geboten folgen, die Kirche Gottes regieren und sie gegen Ruchlose schützen. Niemals solle er seine Hilfe und Gnade von Schwestern, Enkeln oder anderen Blutsfreunden abwenden, die Priester ehren, gleich Vätern, sein Volk lieben, wie Kinder, die Uebermüthigen und Verderbten auf den Weg des Heils zurückführen, ein Tröster der Armen, der Klöster sein, treue und gottesfürchtige Diener einsetzen, die das Unrecht haßten, keinen ohne Urtheil seiner Würde entsetzen, er selbst aber zu allen Zeiten vor Gott, vor allem Volke unsträflich wandeln. Als er ihn hierauf fragte, ob er dieses treu und gewissenhaft halten wolle, antwortete Ludwig: „Mit Freuden will ich gehorchen, und unter dem göttlichen Beistande Alles vollbringen, was Gott und mein Vater mir geboten.“ Darauf nahm Ludwig auf Befehl seines Vaters die Kaiserkrone vom Altare und setzte sie sich auf's Haupt. Das Volk aber brach in einen dreimaligen, lange dauernden Jubelruf aus.

Zu Anfange des folgenden Jahres überfiel ihn ein heftiges Fieber. Am siebenten Tage der Krankheit ließ er den Bischof Hildbald, einen werthen Vertrauten, zu sich entbieten, der ihm die heiligen Sterbsacramente spendete. Er lebte noch diesen Tag und die folgende Nacht. Am Morgen des achten Tages aber um drei Uhr erhob er nicht ohne große Anstrengung seine Rechte in die Höhe und bezeichnete Stirne und Brust mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Hierauf streckte er noch einmal beide Hände gegen den Himmel, faltete sie dann kreuzweise über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände, o Gott, befehle ich meinen Geist!“ — Also entschlief im Herrn sanft und selig, am 28. Januar 814 im zweiundsiebenzigsten Lebensjahre der große Karl, der erste Kaiser des neuen römisch-abendländischen Reiches. Er war der größte und weiseste aller Weltbeherrscher vor und nach ihm. Seine Seele ruhe im Frieden!

Noch am Sterbetage ward der Leichnam des großen Kaisers unter dem Wehklagen des Hofes und aller Bewohner der Stadt einbalsamirt, und unter den Thränen des Volkes in der Marienkirche beigesetzt. Im vollen kaiserlichen Ornate, mit der Pilgertasche, die er auf seinen Wallfahrten zu tragen pflegte, zur Seite, an den Lenden mit einem goldenen Schwerte umgürtet, einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, setzte man ihn auf einen goldenen Stuhl und schloß und versiegelte die Gruft, nachdem man dieselbe mit einer Menge kostbarer Gewürze und großen Schätzen angefüllt hatte. Ueber den prächtigen Schwibbogen des Eingangs setzte man sein Bildniß mit folgender Inschrift: „Hier ruhet die Leiche Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, erlauchten Mehrers des fränkischen Reichs, das er fünfundvierzig Jahre lang mit Glück und Weisheit beherrschte. Er starb zweiundsiebenzig Jahre alt, im Jahre unsers Herrn achthundert und vierzehn, am achtundzwanzigsten Jänner.“

In dieser Gruft, die Kaiser Otto III. öffnete und wieder schloß, ruhete der Leichnam, bis Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, im Dezember 1165 in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Großen die ehrwürdigen Reliquien Karls durch die Erzbischöfe von Köln und Lüttich erheben

und in ein prächtigeres Grabmal legen ließ. Im nämlichen Jahre wurde Karl durch den Gegenpapst Guido unter die Heiligen versetzt, was nachher von dem rechtmäßigen Papst Alexander III. genehmigt wurde. So ehrte die Christenheit das Andenken des großen, christlichen Kaisers.

Karl hatte ein ehrfurchtgebietendes Aeußere. Er war sieben Fuß groß und dabei so stark, daß sein kaiserlicher Ornat einen Mann unsrer Tage zu Boden drücken würde. Auf seiner Stirne, dem Abbilde seiner hohen und erhabenen Gedanken, thronte Majestät. Sein Angesicht war heiter; er hatte große und lebhafte Augen und einen durchbohrenden Blick, wenn er zornig war. Sein Gang war fest, seine durchaus männliche Haltung verkündete den Helden, den mächtigen Weltbeherrscher.

Obschon Karl bei feierlichen Gelegenheiten, besonders beim Empfang der Fürsten und Gesandten barbarischer Nationen mit einer beinahe morgenländischen Pracht sich umgab, so liebte er doch für sich die Einfachheit. Seine Kleidung war die vaterländische. Wie der gemeine Franke trug er Wams und Hose von Leinen, darüber einen Rock mit seidener Borte eingefaßt. Des Winters deckte ein Wams von Otterfellen Brust und Schultern. Stets war er mit einem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold war und das ein solches Gewicht hatte, daß ein Mann unsrer Tage es nur mit Mühe heben könnte. Bei festlichen Gelegenheiten ging er in einem golddurchwirkten Rocke, in Schuhen mit Edelsteinen besetzt, in einem Mantel, den eine goldene Spange zusammenhielt, und mit einem Diadem von Gold und Edelsteinen geschmückt einher. — Die eitlen Kleider seiner Umgebung waren dem einfachen Manne zuwider. Eines Tages lud er seine Hofleute zur Jagd ein und befahl ihnen, im besten Schmucke zu erscheinen. Es war aber ein kalter Tag und regnete heftig, daß es den Eitlen trübselig erging. Als man nach Hause kam, sprach Karl scherzhaft: „Bis zum Schlafengehen darf keiner seinen Pelz ausziehen, damit sie besser auf dem Leibe trocknen.“ Beim Schlafengehen brachen die gedorr-

ten und zusammengeschrumpften Kleider wie dürres Reis. Am anderen Morgen mußten sie in denselben Kleidern erscheinen. Karl ließ nun seinen Schafpelz ausreiben und herbringen; der hatte seinen alten Glanz wieder. „Ihr Narren, sprach er, wo gibt's wohl ein köstlicheres Pelzwerk und das kostet mich kaum einen Gulden, eure dagegen viele Pfund Silbers."

Wie Karl einfach war in der Kleidung, so war er auch mäßig in Speise und Trank. Die Trunkenheit verabscheute er höchlich. Die tägliche Mahlzeit bestand aus vier Schüsseln, außer dem Braten, den die Jäger an dem Bratspieße hereinzubringen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Während der Mahlzeit ließ er sich die Geschichten und Heldenthaten alter Zeiten, besonders aber die herrliche Schrift des heil. Augustinus vom Staate Gottes vorlesen. Seinen Schlaf unterbrach Karl einigemal, wo er dann zu Gott betete oder über Regierungsgeschäfte nachdachte oder auch nach den Sternen sah.

Die christliche Religion hat er aufs heiligste und mit der höchsten Frömmigkeit und Ehrfurcht gepflegt und geehrt. Für die Ausbreitung des Christenthums führte er Kriege und erweiterte mit seinem Reiche das Reich Jesu Christi, das Reich der ächten Menschenbildung unter den rohen Völkern jener Zeit. Die Gesetze, die er diesen Völkern gab, wurzeln sämmtlich in dem Boden des christlichen Glaubens; denn der weise Fürst wußte, daß keine Achtung vor Menschensatzungen zu suchen sei, wo keine Ehrfurcht vor Gott ist. Der kindlich fromme Sinn des großen Mannes erbauete sich zu Aachen ein prächtiges Münster, ein herrliches Gotteshaus von gar großer Schönheit und schmückte es mit Gold und Silber. Frühe und spät, zur Messe und zur nächtlichen Andacht ging er — so lange es sein Gesundheitszustand erlaubte — stets unverdrossen in die Kirche, und trug Sorgfalt, daß Alles darinnen mit möglichster Wohlanständigkeit geschah.

In Unterstützung der Armen bewies sich Karl sehr fromm. Nicht blos in seinem Reiche ließ er an Arme Geld austheilen, sondern auch über das Meer nach Jerusalem, Alexandria und Karthago sandte er milde Gaben an Christen, die in Armuth

lebten. Er suchte in dieser Absicht die Freundschaft nicht christlicher Fürsten, um den unter ihrem Scepter wohnenden Christen Schutz und milde Behandlung zu verschaffen. Besonders ehrte er durch reiche Geschenke an Gold, Silber und Edelsteinen die Kirche des heil. Petrus zu Rom. Er wollte, daß sie nicht blos gesichert und beschirmt, sondern auch durch seine Schätze vor allen Kirchen geschmückt und bereichert werde.

Karl war ein zärtlich besorgter Vater seiner Kinder. Die tüchtigsten Lehrer mußten sie in den Wissenschaften und Künsten unterrichten. Die Söhne mußten sich nach der Franken Weise in den Waffen und der Jagd üben, während die Töchter zu allen häuslichen Arbeiten angehalten wurden. Er ließ sie an's Wollenweben gewöhnen, auch den Rocken und die Spindel fleißig handhaben, „damit sie nicht in eitlem Müßiggange hinstarreten." Er liebte seine Kinder so zärtlich, daß er daheim niemals ohne sie bei Tafel gesessen, niemals ohne sie eine Reise gemacht. Wie Karl gegen seine Kinder voll Liebe, so war er gegen seine Mutter Bertha, die bis in ihr hohes Alter bei ihm lebte, voll Ehrfurcht. — Gegen seine Freunde trug er eine zärtliche Liebe. Als Papst Hadrian, den er besonders liebte, starb, weinte er so, als ob er den Bruder oder den liebsten Sohn verloren. Er ließ ihm eine goldene Grabschrift auf Marmor setzen, viele Messen lesen und Almosen austheilen, nicht als ob er zweifele, daß Hadrians Seele in der seligen Ruhestätte wohne, sondern damit er seine Treue und Liebe gegen einen geliebten Freund beweise. — So steht denn Karl in der Geschichte der Welt und insbesondere der christlichen Kirche da als eine große, ehrwürdige und zugleich herzgewinnende Gestalt, groß als Feldherr, Gesetzgeber, Beförderer der Wissenschaften und Künste, ehrwürdig als frommer, christlicher Kaiser, herzgewinnend durch einfache Sitten, durch seine Milde und Liebe gegen Arme, gegen seine Familie und seine Freunde.

III. Der heilige Ansgar, Apostel des Nordens. (801–865.)

1. Ansgars Erziehung.

Durch die Eroberung und Bekehrung Sachsens waren die Franken Nachbarn der heidnischen Dänen geworden. Die Eider war der Grenzfluß zwischen beiden. Die Dänen und die noch nördlicher wohnenden Schweden sollten nun für das Christenthum gewonnen werden. Eine große, gefahrvolle Aufgabe! Ansgar übernahm und vollendete sie und ist dadurch der Apostel und Wohlthäter des Nordens, Dänemarks und Schwedens geworden. Schon vor Ansgar predigten fromme Glaubensboten, wie der heil. Willibrord, Bischof von Utrecht, und der heil. Ludger, Bischof von Münster, den Dänen das Wort Gottes; allein ohne Erfolg. Im Jahr 822 unternahm der Erzbischof Ebbo von Rheims eine Bekehrungsreise nach Dänemark. Da es ihm aber an Ausdauer fehlte, so zerfiel das glücklich begonnene fromme Werk. Im Jahr 826 kam Harald, König der Dänen, nach Ingelheim an das Hoflager des Kaisers Ludwig des Frommen, der seinem Vater Kaiser Karl in der Regierung nachgefolgt war, und bat um Hilfe gegen seine rebellischen Unterthanen, die ihn aus dem Lande vertrieben hatten. Ludwig sagte diese Hilfe zu unter der Bedingung, daß Harald sich taufen lasse. Harald willigte ein und empfing nebst seiner Gemahlin und seinem Gefolge in der St. Albanskirche zu Mainz die heilige Taufe. Als Harald in sein Reich zurückkehren wollte, bat er den Kaiser Ludwig, ihm einen Glaubensboten mitzugeben, der ihn in seinem Glauben stärken und den Dänen das Christenthum predigen sollte. Man wählte dazu den Ansgar, einen Mönch des an der Weser gelegenen Klosters Neu-Corbie oder Corvei, also genannt von seinem Stammkloster Alt-Corbie in Frankreich.

Ansgar, einer der größten und heiligsten Männer des neunten Jahrhunderts, war aus edlem Geschlechte am 8. September 801 im nördlichen Frankreich geboren. Im fünften Jahre verlor er seine fromme Mutter, die sorgfältig seine Kindheit überwachte, durch den Tod. Er wurde nun

dem berühmten Kloster Corbie zur Erziehung übergeben. Anfangs jugendlichem Leichtsinne ergeben, gewann bald ein hoher Ernst die Herrschaft über seine Seele. Ein Traum brachte diese plötzliche Umwandlung hervor. Es träumte ihm, er wandle auf einem sehr morastigen und schlüpfrigen Wege, auf welchem er kaum mit der allergrößten Mühe sich durcharbeiten konnte. Neben daran lief ein anderer anmuthiger und wohlgebahnter Weg. Auf demselben sah er eine Schaar weißgekleideter Frauen, denen eine durch Schmuck und Anstand vor allen Uebrigen sich auszeichnende große und hehre weibliche Gestalt voranging, welche die Gebieterin aller Uebrigen zu sein schien. Auch seine Mutter gewahrte Ansgar unter den Frauen. Er wollte zu ihr laufen, aber der Morast hielt seine Füße zurück. Da rief die Gebieterin der Frauen, welche keine andere als die Mutter Gottes war, ihm zu: „Mein Sohn, willst du zu deiner Mutter?“ Er erwiederte: Gerne, gerne! Maria aber sprach zu ihm: „Willst du Theil an unsrer Gemeinschaft haben, so fliehe alle Eitelkeit, entsage den kindischen Spielen und bewahre den Ernst des Lebens. Denn wir verabscheuen Alles, was eitler und unnützer Zeitvertreib ist, und keiner kommt zu uns, den dergleichen noch erfreuet.“ Dieser Traum machte einen tiefen Eindruck auf das Herz des Knaben. Ein Ernst überkam ihn, wie er sich sonst erst in viel reiferem Alter zu zeigen pflegt; er floh die Spiele der Knaben und ergab sich dem Nachdenken und dem Unterricht. Im vierzehnten Jahre nahm er das Ordenskleid und wurde der Schüler des berühmten Paschasius Radbert, welcher der Klosterschule damals vorstand. Dieser gelehrte Mann gab eine Schrift über das allerheiligste Altarssacrament heraus, worin er die Aussprüche der Kirchenväter über diese hochheilige Lehre sammelte. So steht unter Anderem darin die Stelle aus dem heil. Augustinus, welche nachmals ein Gegenstand des ersten Abendmahlsstreites geworden ist. „Empfanget in dem Brode das, was einst an das Kreuz geheftet worden; und aus dem Kelche das, was einst aus der Seite Jesu Christi geflossen ist.“ Es verräth daher Unwissenheit, wenn die Gegner der katholischen Kirche behaupten, Paschasius Radbert habe die Lehre vom

Altarssacrament zuerst aufgestellt und Innocenz III. sei ebenfalls der erste gewesen, welcher sie im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts zu einem Glaubenssatz erhoben habe. Die Lehre vom heiligen Abendmahle, wie sie die katholische Kirche lehrt, ist keine Erfindung späterer Zeit, sie wurde vielmehr vom Anbeginn des Christenthums allgemein geglaubt. — Das Studium der Wissenschaften, dem sich Ansgar unter Radberts Leitung mit allem Eifer ergab, erkaltete wieder etwas seinen ernsten, gottseligen Sinn. Aber der Tod des Kaisers, den er noch kurz vorher in seiner ganzen Pracht gesehen, erinnerte ihn mächtig an die Hinfälligkeit alles Irdischen. Die Ermahnungen der Mutter Gottes sich wieder ins Gedächtniß rufend, ergab er sich von nun an ganz dem Dienste Gottes in Gebet, Nachtwachen und Enthaltsamkeit; die Welt starb ihm ab und er der Welt. Bald darauf hatte er ein neues Traumgesicht, welches ihn in der begonnenen Laufbahn ungemein bestärkte. Er sah seinen Tod, wie er drei Tage im Reinigungsorte die schrecklichsten Leiden erduldete und wie er durch die Apostel Petrus und Johannes aus diesem Orte weggeführt und vor das Angesicht Gottes gebracht wurde. Nachdem er vor dem Throne des Allerhöchsten die Seligkeit, die noch kein sterbliches Herz gefühlt, gekostet hatte, ertönte eine Stimme: „Gehe jetzt wieder auf die Erde, und komme dann einst mit der Krone der Martyrer geschmückt wieder zu mir zurück." — Zwei Jahre hernach erschien ihm Christus in einer Kapelle, in welcher Ansgar gewöhnlich zu beten pflegte. Jesus verlangte von ihm ein Bekenntniß seiner Sünden und Ansgar fiel vor ihm auf die Kniee und bekannte alle Sünden und Gebrechen von dem ersten Augenblicke an, wo man sündigen kann. Hierauf ertheilte ihm der Herr die Lossprechung mit den Worten: „Blicke zu mir herauf und erkenne in mir Den, der die Sünden der Welt hinwegnimmt; und so nehme ich nun auch von dir alle deine Sünden, Fehler und Gebrechen." Diese Erscheinung befestigte und vollendete die Umwandlung Ansgars.

Ansgar wurde nun Lehrer an der Schule des neu aufblühenden Klosters Neu-Corbie im Sachsenlande. Der Abt seines Klosters, Wala, der gerade auf dem Reichstage zu

Aachen anwesend war, empfahl den würdigen Ansgar für die dänische Mission. An den kaiserlichen Hof gerufen, erklärte er, freudig dahin gehen zu wollen, wohin ihn der Wille Gottes und seiner Oberen rufen würde. Darauf bezog er eine Wohnung in einem einsam gelegenen Weinberg, wo er sich mit Gebet und Betrachtung beschäftigte. Hier besuchte ihn Autbert, Prior des Klosters, und bot sich ihm als Gehilfen in der Heidenbekehrung an.

2. Ansgars Mission in Dänemark und Schweden.

Ansgar war fünfundzwanzig Jahre alt, als er mit allem, was zum Kirchendienst nöthig ist, versehen, nebst seinem Freunde Autbert im Gefolge des Königs Harald den Rhein hinabfuhr (827). Sie kamen glücklich nach Dänemark und ließen sich zu Haddeby, einem Ort auf dem rechten Ufer der Sley, Schleswig gegenüber, nieder. „Durch ihr Beispiel und ihre Lehre, so erzählt Rimbert, Ansgars Lebensbeschreiber, wurden Viele zum Christenthum bekehrt; es mehrten sich mit jedem Tage, die im Herrn selig zu werden verlangten. Und von göttlicher Liebe getrieben fingen sie auch an, zum Behuf der Verbreitung der christlichen Religion eifrig Knaben aufzusuchen, die sie loskauften und zum Dienste Gottes erzogen. Auch gab ihnen Harald Einige aus seinem Gesinde zur Erziehung, und so kam es, daß sie daselbst in kurzer Zeit eine Schule von zwölf oder noch mehr Knaben anlegen konnten.“ Der schwächliche Körperbau des Autbert konnte aber die vielen Entbehrungen und Anstrengungen in die Länge nicht aushalten. An einem schleichenden Fieber krank kehrte er in das Kloster Alt-Corvei zurück, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft starb (829). Im Herbste desselben Jahres ging dem Ansgar ein kaiserlicher Befehl zu, sich alsbald an den kaiserlichen Hof zu begeben. Es waren nämlich Gesandte des schwedischen Königs Biorn am Hofe Ludwigs angekommen, welche dem Kaiser meldeten: „es befänden sich viele unter ihrem Volke, welche das Christenthum anzunehmen wünschten, auch der König sei nicht abgeneigt, und würde gerne Priester Gottes daselbst dulden; es hänge nur von des

Kaisers Edelmuth ab, ihnen tüchtige Verkündiger auszumitteln." Mit Freuden nahm Ansgar diesen Auftrag an und reiste mit zwei frommen Mönchen aus Alt-Corbei, Witmar und Gislemar, nach Dänemark zurück.

Nachdem Ansgar den Gislemar als seinen Stellvertreter in Haddeby zurückgelassen, reiste er mit Witmar in Gesellschaft von reisenden Kaufleuten nach Schweden (829). Nahe an der schwedischen Küste wurde das Schiff von Seeräubern überfallen und ausgeplündert. Besonders beklagten die Missionäre, daß die Räuber ihre Bücher, die sie mühesam gesammelt, — es waren vierzig an der Zahl — ihnen nicht zurückgeben wollten. Man setzte die beiden Missionäre ans Land und ließ ihnen nichts als das nackte Leben. Mehrere Wochen lang durchwanderten sie nun weite, menschenleere Länderstrecken, bis sie endlich Birca, die Residenz des Königs, erreichten. Von dem Könige mit Wohlwollen empfangen, erhielten sie die Erlaubniß, dem Volke zu predigen. Gottes Segen ruhete offenbar auf dieser Sendung. Schaarenweise lief das Volk zusammen, um die neuen Glaubensboten zu hören und oft wurden an einem Tage viele Hunderte getauft. Besonders zu bemerken unter den Neubekehrten ist Herigar, einer der angesehensten Großen am königlichen Hofe. Er erbauete die erste christliche Kirche in Schweden und bewährte sich unter den Stürmen, die sich bald gegen die neue christliche Pflanzung erhoben, als ein standhafter und eifriger Bekenner Jesu Christi.

3. Ansgar wird Erzbischof von Hamburg und Bremen.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Schweden begaben sich die beiden Missionäre wiederum an den kaiserlichen Hof nach Aachen, um dem frommen Ludwig Bericht zu erstatten und mit ihm die Errichtung von Bisthümern und Priesterseminaren zu besprechen. Um die nordische Mission unter kirchliche Aufsicht stellen zu können, führte nun Ludwig den Plan seines Vaters aus und stiftete mit Genehmigung des Papstes Gregor IV. einen erzbischöflichen Sitz zu Hamaburg

(Hamburg). Unter demselben sollten alle jenseits der Elbe gelegenen Kirchen und der ganze noch zu bekehrende Norden stehen. Es war natürlich, daß der Missionär des Nordens, der heil. Ansgar, zum ersten Erzbischof von Hamburg eingeweihet wurde. Da aber die Kirche zu Hamburg sehr arm war, so schenkte Kaiser Ludwig ihr das Kloster Thorout in Flandern. Ansgar reiste, von fränkischen Gesandten begleitet, nach Rom, um die päpstliche Bestätigung einzuholen. Gregor empfing sie huldvoll, ertheilte dem heil. Ansgar das Pallium, und ernannte ihn zu seinem Gesandten in allen nordischen Ländern.

Mit großem Eifer erfüllte Ansgar von nun an seinen doppelten Beruf als Erzbischof und Heidenapostel. Er sandte Glaubensboten nach Dänemark, Norwegen und Schweden, besuchte häufig die Stadt Haddeby und predigte überall das Wort Gottes. In Hamburg bauete er den Dom und die Peterskirche, gründete ein Kloster mit einem Seminar, in welchem aus der Gefangenschaft ausgelöste Knaben zu Missionären gebildet wurden. Er legte eine Büchersammlung an, die an einem von civilisirten Ländern so entfernten Orte gewiß sehr wichtig war. Die trefflichen Einrichtungen, die Ansgar zu Hamburg traf, die Erbauung von Kirchen und Klöstern, die Liebenswürdigkeit und Heiligkeit seiner Person zogen viele vermögende Leute nach Hamburg, so daß man sagen kann, Hamburg verdankt eigentlich dem heil. Ansgar sein Dasein.

Was aber der heilige Mann in Hamburg mit großer Sorge vierzehn Jahre lang gegründet, gesammelt und erspart hatte, das zerstörten im Jahr 845 die wilden, räuberischen Normänner. Sie hatten von Hamburgs Wohlstand gehört und unternahmen mit sechshundert Schiffen einen Seezug nach dieser Stadt. Sie nahmen die Stadt ein, plünderten dieselbe und steckten sie sodann in Brand. Der größte Theil der Stadt, besonders die Stiftungen des heil. Ansgar, Kirchen, Schulen, das Kloster und seine kostbare Büchersammlung wurden ein Raub der Flammen. Die Einwohner flüchteten, der heil. Ansgar konnte kaum noch die heiligen Reliquien retten und die Flucht ergreifen. Bei diesem großen Unglück, das den Heiligen und sein Werk getroffen, verlor er die christliche

Fassung nicht; vielmehr betete er mit Job: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gepriesen!“ An Allem Mangel leidend irrte der treue Hirte diesseits und jenseits der Elbe umher. Er wollte seine Heerde nicht verlassen und möglichst in der Nähe der Brandstätte bleiben. Da ihm auch noch das Kloster Thorout durch den Vertrag von Verdun verloren ging und er dadurch in die größte Armuth versetzt wurde, verließen ihn viele seiner Mitarbeiter. Er aber blieb standhaft. Da ihm der Bischof Leuderich von Bremen Schutz und Hilfe hartherzig abschlug, suchte und fand er dieselbe bei einer frommen, adelichen Wittwe, Namens Ikia, die ihm auf ihrem Gute im Walde Ramesloh, drei Meilen südlich von Hamburg, eine gastfreundliche Wohnung anbot. Hier blieb Ansgar, bis ihn Ludwig der Deutsche, Ludwigs des Frommen Sohn, in Schutz nahm. Von hier aus verwaltete er sein Erzbisthum, leitete den Wiederaufbau Hamburgs und die nordische Mission. Unterdessen war Bischof Leuderich von Bremen (845) gestorben. Ludwig der Deutsche vereinigte nun mit Zustimmung des Papstes Nikolaus I. das Bisthum Bremen mit dem nur vier Pfarreien zählenden armen Erzbisthum Hamburg und übertrug beide Würden dem durch seine Verdienste so ausgezeichneten Hirten Ansgar. Der Heilige nahm seinen Sitz zu Bremen, das wegen seiner Lage den Angriffen der Heiden weniger ausgesetzt war, und verwaltete von hier aus die ihm anvertraute Heerde. Mit den reichen Einkünften des Bisthums Bremen erbauete er zu Hamburg wieder einen Dom, die Peterskirche, ein Kloster und eine Schule. Er sammelte seine zerstreuten Schafe, unterstützte die Dürftigen und erhob in den acht Jahren, die er noch lebte, Hamburg wieder zu seiner ehemaligen Blüthe.

4. Ansgars Sorge für die schwedische und dänische Mission.

Seit der Plünderung und dem Brande Hamburgs konnte für die nordische Mission in Dänemark und Schweden von Seite des armen und verlassenen Ansgar begreiflicherweise

wenig geschehen. In beiden Ländern war mit wenigen Ausnahmen das Volk wieder dem Götzendienste anheimgefallen.

In Birca, der Hauptstadt Schwedens, war bald nach dem Brande Hamburgs ein furchtbarer Volksaufstand ausgebrochen. Die Heiden verjagten den Bischof Gautbert, der seither die Mission leitete, tödteten einen Priester und verleiteten die Neubekehrten zum Abfall. Nur der fromme Herigar blieb treu und sammelte die kleine Schaar treuer Anhänger Jesu um sich, sie tröstend und im Glauben stärkend. Sieben Jahre lang war das Land ohne Priester, Herigar allein vertheidigte noch die Sache Jesu Christi. Gott der Herr verherrlichte durch Wundergaben seinen standhaften Bekenner Herigar, die auf das Heidenvolk großen Eindruck machten. Der heil. Ansgar, für die schwedische Mission und seinen treuen Sohn Herigar innigst besorgt, sandte den frommen Priester Arigarius nach Schweden, der von den Christen mit der größten Freude empfangen und vom Könige die Erlaubniß erhielt, das Evangelium zu predigen. Herigar fühlte nun die Nähe seines Todes; er empfing aus den Händen des Priesters Arigar die heiligen Sterbsacramente und starb den seligen Tod eines standhaften Bekenners Jesu Christi. Nach Herigars Tode kehrte Arigar wieder nach Sachsen zurück, um im beschaulichen Klosterleben seine Tage zu beschließen. Da nun der heil. Ansgar Niemand für die schwedische Mission gewinnen konnte, so entschloß er sich, selbst noch einmal nach Schweden zu reisen, um das große Werk der Heidenbekehrung zu vollenden, was er angefangen hatte. Ludwig der Deutsche ernannte ihn zu seinem Gesandten und gab ihm reiche Geschenke an Olav, den jungen dem Götzendienste ergebenen König mit, um ihm eine freundliche Aufnahme zu verschaffen. Olav, durch Ansgars persönliche Würde und Ludwigs Geschenke gewonnen, erklärte dem Heiligen, er für seine Person wolle sein Werk nicht hindern, jedoch sei die Zustimmung des Volkes nöthig und dieses solle auf zwei Versammlungen durch das Loos entscheiden, ob das Christenthum im Reiche geduldet werden solle oder nicht. Ansgar mußte in diese sonderbare Entscheidung einwilligen und betete Tag und Nacht eifrig zu Gott, damit er die Herzen

des Volkes lenke. Als man Ansgars Anliegen auf der Volksversammlung vortrug, entstand ein großer Tumult; aber ein ehrwürdiger Greis trat auf und sprach: „Daß Viele von uns die große Macht und Güte des neuen Gottes, den man uns verkündigt hat und noch ferner verkündigen will, schon erprobt haben, dies ist allgemein bekannt, und wer es nicht weiß, den kann ich darüber belehren, und meine Worte durch eine Menge noch lebender Zeugen bekräftigen. Aus diesem Grunde haben mehrere von uns, um sich in dem Christenthume unterrichten zu lassen, trotz der die Schifffahrt jetzt so unsicher machenden Seeräuber, dennoch die weite Reise nach Dorstadt unternommen. Da man uns jetzt in unserm eignen Lande anbietet, was vorher viele von euch in einer entfernten Stadt suchen mußten, so wäre es höchst unvernünftig, ein solches Anerbieten zurückzuweisen. Wer kein Christ werden will, braucht keiner zu werden; aber wer es werden will, braucht auch nicht mehr so großen Gefahren sich auszusetzen und nach Dorstadt zu reisen.“ Diese vernünftige Rede fand allgemeinen Beifall und die Volksversammlung genehmigte das Verlangen des heil. Ansgar. Auf der anderen Volksversammlung las man den ersten Volksbeschluß vor und auch hier gab das Volk seine Zustimmung. Der junge König, darüber erfreut, ertheilte nun dem heil. Ansgar und seinem Gefährten Erimbert die Erlaubniß, das Evangelium dem Volke zu verkündigen. Erimbert blieb einige Jahre in Schweden und mehrte die Zahl der Christen; Ansgar aber kehrte freudig nach Bremen zurück. Von nun an blieb Schweden nicht ohne Priester, die der heil. Ansgar von Zeit zu Zeit hinsandte, und die Mission blühte unter Gottes mächtigem Beistande.

Durch das vertraute Verhältniß des heil. Ansgar zum König Horich oder Erich von Dänemark, zu dem er als Gesandte des König Ludwigs des Deutschen mehrmals reiste, traten auch für die Kirche in Dänemark günstige Zeiten ein. Es wurden nun Kirchen erbauet, Priester zur Predigt des Evangeliums unter das Volk gesandt und Gottes Erbarmen nahm so zu, daß eine große Menge Volkes sich zum Glauben

an den Herrn bekehrte. Aber Horich war in einem blutigen Treffen umgekommen und viele seiner Großen, die Freunde des heil. Angar waren. Ein junger König, ebenfalls Horich genannt, bestieg den Thron und von heidnischen Räthen geleitet, untersagte er die Ausübung der christlichen Religion. Bei dieser betrübenden Nachricht nahm der heil. Ansgar seine Zuflucht zum Gebete, und das Herz des jungen Königs wurde auf eine wunderbare Weise umgewandelt. Er empfing den heil. Ansgar, der an sein Hoflager eilte, um den König umzustimmen, auf das freundlichste und erklärte ihm, der Ausbreitung des Christenthums nichts in den Weg legen zu wollen. Es wurde eine Kirche in Ripen erbaut und den Christen der Gebrauch der Glocken gestattet, die den Heiden aus Furcht vor Zauberei ein Gräuel waren.

So war die Stiftung des Christenthums in Schweden und Dänemark durch die rastlosen Bemühungen des heil. Ansgar und seiner Gefährten gesichert, und wenn auch später noch bedeutende Verfolgungen und Stürme über die neue Pflanzung hereinbrachen, so wachte doch die Vorsehung über das schöne Werk des heil. Ansgar und sicherte seinen Bestand und seinen Segen, den es über die rohen Völker des Nordens fortan verbreitete. Die völlige Bekehrung Dänemarks fällt in den Anfang des eilften Jahrhunderts unter dem König Knud d. Gr., diejenige von Schweden und Norwegen in die Mitte dieses Jahrhunderts.

5. Ansgars Tod, Verdienste und Charakter.

So hatte der heil. Ansgar in rastloser Thätigkeit sein vierundsechzigstes Lebensjahr angetreten (864), als er heftig erkrankte. Nichts war ihm so schmerzlich, als daß er nicht als Martyrer sein Leben für den Herrn hingeben konnte, wie ihm jene Erscheinung angedeutet hatte. In seiner Demuth schrieb er es seinen Sünden zu, daß er dessen nicht gewürdigt worden. Er betete und Gott tröstete ihn durch eine Stimme, die ihm zurief: „Glaube fest und zweifle nicht, daß dir Gott durch seine Gnade beides gewähren wird, nämlich die Erlassung deiner Sünden, um welche du so bekümmert bist, und die Erfül-

lung alles dessen, was dir sonst noch verheißen ist.“ Seine angelegenste Sorge war nun, daß die Mission unter den Dänen und Schweden nach seinem Tode erhalten werde. Er erließ deßhalb ein Rundschreiben an den König und die Bischöfe des fränkischen Reichs, worin er, in Demuth von seinen eignen Verdiensten schweigend, inständigst bat, sie möchten den allmächtigen Gott anrufen, auf daß diese Mission im Herrn wachsen und gedeihen möge. Durch Christi Gnade sei bei den Dänen und Schweden die Kirche Christi gegründet und ungehindert verwalten die Priester ihr Amt daselbst. Diesen Brief möchten sie zum beständigen Andenken in ihrer Bibliothek aufbewahren. Er schließt mit dem Wunsche, daß der allmächtige Gott sie alle, nach seiner großen Güte, zu Theilnehmern an diesem Werke und zu Miterben des Reiches Christi machen möge.

Am 1. Februar, dem Vorabend des Festes Mariä Reinigung, ließ er drei große Wachskerzen verfertigen und dieselben vor die Altäre der Mutter Gottes, des heil. Petrus und des heil. Johannes setzen und anzünden. Als der Tag des Festes anbrach, feierten alle anwesenden Priester die heilige Messe für ihn. Er aber, obschon sehr entkräftet, nahm keine Speise zu sich, bis der feierliche Gottesdienst zu Ende war. Dann sammelte er seine Schüler um sein Sterbelager und gab ihnen heilsame Ermahnungen. Am folgenden Tage empfing er die heiligen Sacramente und betete wiederholt: „Herr, gedenke mein nach deiner großen Barmherzigkeit und um deiner großen Güte willen! Gott sei mir Sünder gnädig! Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ Als er nicht mehr sprechen konnte, befahl er einem Bruder, diese Sprüche zu singen und sich nochmals bezeichnend mit dem heiligen Kreuzzeichen, gab er seinen Geist auf. Unter den Thränen des ganzen Volkes, namentlich der Armen, Wittwen und Waisen, die ihren Vater in ihm verloren, wurde sein Leichnam in der Peterskirche zu Bremen vor dem Altar der Jungfrau Maria begraben. Rimbert, sein würdiger Schüler, der das Leben des Heiligen trefflich beschrieben, wurde sein Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle. Der Name des heil. Ansgar wurde in das römische Martyrerverzeichniß auf-

genommen und sein Todestag (3. Februar 865) allgemein gefeiert.

Der heil. Ansgar wollte, indem er Andern predigte, selbst nicht verworfen werden und führte deßwegen eine strenge Lebensweise. Tag und Nacht trug er ein härenes Gewand auf bloßem Leibe. Niemals trank er Wein; oft Monate lang begnügte er sich mit Brod und Wasser, und beides noch nach Gewicht und Maß genau bestimmt. Er schlief auf hartem Lager und widmete nicht selten einen Theil der Nacht dem Gebete und der Betrachtung göttlicher Dinge. Jeden Tag hörte er drei heilige Messen und dann erst feierte er selbst die Darbringung des heiligen Opfers. Er that nichts ohne Gebet, um Gottes Willen, nach dem er sich allein richtete, zu erforschen und Gott gab ihm durch nächtliche Bilder oder sonst auf wunderbare Weise seinen Willen zu erkennen.

Für seinen Sprengel sorgte er unermüdet; er besuchte die einzelnen Gemeinden, überwachte die Priester und Schulen und erbauete das Volk durch seine herrlichen und erschütternden Predigten. Den Sündern, besonders den hochgestellten, furchtbar, war er sanft und nachsichtig gegen Demüthige und Schwache. — Das harte Loos der Sklaven ging dem Heiligen besonders zu Herzen. Der Menschenhandel war ihm ein Gräuel. Es waren aber die Mächtigen des Landes, die sich solchen Frevel zu Schulden kommen ließen. Ermuntert durch eine nächtliche Erscheinung, worin er diese Mächtigen, von denen er Widerstand fürchtete, in demüthiger Stellung vor sich sah, machte er sich auf den Weg und brachte es durch seine kräftigen Vorstellungen dahin, daß die Sklaven frei gegeben wurden und ihre Herrn angelobten, in Zukunft einer so unchristlichen Sitte zu entsagen. — Eine besondere Liebe hatte der Heilige zu den Armen, Wittwen und Waisen. In Bremen gründete er ein Hospital, worin Arme und Kranke gepflegt wnrden. Den größten Theil des Zehnten und der Einkünfte von Kirchen und Klöstern bestimmte er für die Armen. In der Fastenzeit ließ er täglich vier Arme, zwei Männer und zwei Weiber, speisen. Den Männern wusch er selbst mit den Brüdern die Füße. Wenn er nach bischöflicher Weise

seinen Sprengel besuchte, so ließ er, ehe er sich selbst zu Tische setzte, die Armen hereinführen, denen er selbst Wasser zum Waschen der Hände reichte, das Brod segnete, den Tisch deckte und dann mit ihnen speiste. — Von Ansgar besitzen wir eine treffliche Lebensbeschreibung Willehald's, der in Friesland das Evangelium predigte und als erster Bischof von Bremen starb (789.). Wir führen daraus die schöne Vorrede und Willehald's letzte Worte an. „Wenn der fromme Sinn der Gläubigen, so lautet das Vorwort, das Lob und die Thaten der Heiligen darstellt, so strebt er fürwahr nur Christum in ihnen zu predigen, Christum zu verherrlichen. Denn Sieger sind sie geworden nur durch seine Kraft, durch dessen Gnade sie als Gläubige in gutem Wandel bewährt worden sind; sind ja die Heiligen nach dem Apostel, was sie sind, durch Gottes Gnade. Und weil seine Gnade immer gut ist, so werden auch durch sie die Menschen immer guten Willens. Durch Gottes Gnade geschieht es auch, daß der gute Wille selbst, der schon begonnen hat, im Guten vermehrt wird und so wächst und sich vermehrt, wodurch jeder Gerechte den göttlichen Willen erfüllen kann, wenn er nur will, ganz und vollkommen will. Zu lobpreisen sind daher die Heiligen um ihrer guten Verdienste willen. Oder vielmehr ist Christus in ihnen zu lobpreisen, durch dessen Gnade sie es empfangen haben, daß sie gut und heilig wurden. Wiewohl nun solche Lobeserhebungen vielen Frommen und Religiösen in diesem Leben schon aus verdienter Achtung zu Theil werden, so ist es doch besser und vernünftiger, wenn sie den heiligen Menschen nach wohl vollbrachtem und glücklich vollendetem gefahrvollem Leben dieser Zeit gespendet werden, weil es dann erst und vorzüglich sich schickt, die Heiligkeit eines Jeden zu erheben und zu preisen, wenn weder der, so gelobt wird, durch solche Erhebung versucht, noch der, so lobt, der Schmeichelei beschuldigt werden kann. Daher hat denn auch die heilige Kirche das als die billigste Weise beibehalten, daß der Wandel und die Frömmigkeit der Heiligen, welche in diesem Leben durch Wunder und Glaubensandacht, und durch die Vollkommenheit ihrer guten Werke sich Ruhm und Lob erwarben, erst nach ihrem Tode beschrieben wurde, damit die Nachkommen daran ein Muster der Tugend zur

Nachahmung hätten und ein anschauliches Beispiel der gnadenreichen göttlichen Erbarmung, und nicht verzweifelten an der Möglichkeit dessen, was ihnen vielleicht unmöglich schien, was sie aber an jenen erfüllt sehen, und was jene, wie wir selbst, mit diesem hinfälligen Leib umgeben, von der wundersamen und ausgezeichneten göttlichen Gnade unterstützt vollbracht hatten. Wenn freilich dieses von den Gläubigen auf alle Heiligen, welche selige Bürger des überirdischen Vaterlandes sind, zu beziehen ist, so wird doch Jedermann noch lieber es auf diejenigen anwenden müssen, auf deren Schutz und Beistand er ganz insbesondere und zweifellos baut. Deßwegen hielt auch ich das fromme und in Allem Gott geweihte Leben unsers seligen Vaters Willehald, des ersten Bischofs der Bremer Kirche, der Beschreibung für würdig, um darin den Triumph seiner Tugend zu erzählen, die göttliche Verherrlichung in ihm zu verkündigen und Andern ein Beispiel seiner Heiligkeit zur Nachahmung vorzulegen." — Die Worte des sterbenden Willehald an seinen trauernden Schüler verdienen besonders bemerkt zu werden. „Wolle nicht, mein Sohn, mich noch länger von der Anschauung meines Herrn zurückhalten. Ich wünsche weder hier länger zu leben, noch fürchte ich zu sterben. Nur will ich meinen Gott, den ich immer von ganzem Herzen geliebt habe, bitten, daß er mich würdigen möge, mir für meine Arbeiten den Vergeltungslohn, wie es ihm beliebt, gnädiglich und gütigst zu geben. Die Schafe aber, welche er mir anvertraut hat, empfehle ich in seinen Schutz, weil ich ja selbst auch, wenn ich etwas Gutes gethan habe, es nur durch seine Kraft vermocht habe. Er, von dessen Barmherzigkeit die ganze Erde voll ist, wird uns auch seine Gnade nicht mangeln lassen." — Gott verlieh seinem frommen Diener Ansgar auch die Gabe, Wunder zu wirken. Er heilte Kranke durch Auflegung seiner Hände oder Salbung mit heiligem Oele. Auch waren ihm Blicke in die Zukunft gestattet, die er dazu benützte, um Unglückliche zu trösten oder Andere auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die ihnen drohten, und ihnen zur Abwendung derselben Rath zu ertheilen. Als einst seine Schüler davon redeten, bat er sie zu schweigen und fügte hinzu, wenn sie glaubten, er stände bei Gott in so hohen Gnaden, so möch-

ten sie ihn bitten, daß er einen frommen erleuchteten Bischof aus ihm mache. — Aus glühender Liebe zu des Nächsten Heil wurde Ansgar, der weit mehr zum beschaulichen Klosterleben hinneigte, als zur öffentlichen Wirksamkeit, Missionär. Voll Begeisterung und Gottvertrauen entschloß er sich zur Bekehrung des wildesten Volks jener Zeit, zur Civilisirung jener Räuber, der Männer des Nordens, die Jahrhunderte lang die Küsten des christlichen Europa's plünderten, Dörfer und Städte in Brand steckten und ihre Einwohner als Sklaven wegschleppten. In dieser gefahrvollen Thätigkeit, die ihm tausendfache Entbehrungen auferlegte, ermüdete er nicht von seinem fünfundzwanzigsten Jahre an, wo dieselben begonnen, bis zum Abende seines Lebens. Seiner Ausdauer verdankt der Norden Europa's die Anfänge des Christenthums, dessen reiche Entwicklung die dankbare Nachwelt anerkannte. Hamburg und Bremen verehrten bis zu jener Zeit, wo sich beide Städte von der katholichsen Einheit losrissen, in Ansgar ihren Wohlthäter und Fürsprecher bei Gott.

IV. Der heil. Anselm, Erzbischof von Kanterbury. (1034 — 1109.)

1. Anselm, Prior und Abt im Kloster Bec. 1034 — 1063.

Die ununterbrochenen Kriege des zehnten Jahrhunderts, die räuberischen Einfälle der Ungarn und Normannen hatten der Bildung und Gesittung der Völker den Untergang bereitet. Die Schulen, die der eifrige Karl der G oße gegründet, waren meistens zerfallen, und in Folge davon eine Nacht der Unwissenheit und eine Rohheit und Barbarei hereingebrochen, wie kaum zu einer anderen Zeit. In dieser traurigen Zeit wurden die Klöster die wahren Gemeinden des Herrn. Sie bewahrten das Feuer der Frömmigkeit, das Licht der Wissenschaft und retteten, was unter den Schutthaufen und den Trümmern, weche barbarische Nationen aufhäuften, unterzugehen drohte. Besonders wurde das Kloster Clugny im Anfange des zehnten Jahrhunderts (910) unter seinem frommen Abte Odo ein zweites Monte-Casino. Von hier aus ging eine durchgreifende Verbesserung der übrigen Klöster Frankreichs aus und eine innige Verbindung derselben zur Ordensgemeinschaft. Zwei

Jahrhunderte lang hatte dieses Kloster die würdigsten Vorsteher, war es eine Gemeinde der Heiligen, der Lebensheerd aller kirchlichen Bewegungen. Nicht weniger berühmt wurde in der Mitte des eilften Jahrhunderts das Kloster und die Schule zu Bec. In ihm wurde Anselm gebildet, der Mann, dessen Leben für die Kirche der Normandie und Englands von derselben Wichtigkeit ist, wie die Thätigkeit des Papstes Gregor VII. für die ganze Kirche. Die Kirche, die allein den großen Jammer der Zeit entfernen konnte, war gebunden und unfrei, eine Magd weltlicher Herrscher. Die Fürsten vergaben Bischofsämter und nicht selten um Geld, und verweltlichte unwürdige und feige Priester wurden zu den wichtigsten Stellen ernannt. Sollte eine bessere Zeit anbrechen, dann mußte diesem verderblichen Treiben ein Ende gemacht werden, die Freiheit der Kirche in der Wahl ihrer Diener zu geistlichen Aemtern mußte errungen werden. Dieser große Kampf der Kirche, der sich durch das ganze Mittelalter hindurch zieht, wurde von dem Erzbischof Anselm zu Kanterbury aufs muthigste durchgekämpft und dadurch für die Kirche Englands eine bessre Zeit herbeigeführt. Wie aber hierin, so steht Anselm auch für die Wissenschaft und das religiöse Leben maßgebend und einflußreich am Beginn einer besseren Zeit.

Anselm wurde im Jahr 1033 zu Aosta in Piemont geboren. Sein Vater Gnudulf und seine Mutter Ermenberga stammten aus vornehmem Geschlecht. Der Vater war weltlich gesinnt und verschwenderisch, die Mutter aber fromm und sparsam. Anselm hing mit ganzer Seele an der Mutter und empfing von ihr eine treffliche religiöse Erziehung. In seinem fünfzehnten Jahre wollte er Mönch werden, um sein Leben Gott zu weihen; allein der Abt, den er um Aufnahme in's Kloster bat, wieß ihn ab. Sein Sinn war noch nicht stark genug; die Freuden der Welt, die ritterlichen Künsten gewann er bald lieber, als das Kloster. Er ward leichtsinnig, wie sein Vater. Da starb seine Mutter und „das Schifflein seines Herzens trieb ankerlos jetzt auf dem hohen Meere umher.“ Um der Abneigung und der Mißhandlung, die er von seinem Vater erdulden mußte, zu entgehen, ergriff er die Flucht und zog nach Burgund, wo er sich drei Jahre aufhielt. Als der Ruf

des berühmten Lanfrank, der im Kloster Bec eine Schule errichtet hatte, zu seinen Ohren drang, begab er sich unter dessen Leitung und studirte Tag und Nacht. „Hier, rief er aus, soll meine Ruhestätte sein, da soll Gott allein mein Streben, seine Liebe meine Betrachtung, sein seliges und immerwährendes Gedächtniß mein Trost und mein Genüge sein.“ Drei Jahre darauf wurde Lanfrank Abt zu Caen und Anselm trat als Prior an seine Stelle. Er hatte damit die Leitung der Studien und die Seelsorge der Klosterbewohner übernommen. Seine tiefe Menschenkenntniß und sein glühender Eifer für des Nächsten Heil befähigte ihn dazu vorzüglich. Er kannte das Menschenherz. „Es war einem Jeden, der ihn sprechen hörte, als ob er ihm seine tiefsten Geheimnisse offenbarte. Er wies ihm die guten und bösen Regungen seines Herzens nach, zeigte, wie sie entständen, sich fortbildeten, befestigten und zu Tugenden und Lastern würden; er gab ihm an, wie er diese bekämpfen, jene pflegen könne.“ Besonders nahm er sich der Erziehung der Jünglinge an, suchte, so viel er konnte, die Entwicklung des Bösen zu hemmen, die Keime des Guten dagegen zu wecken, zu kräftigen und in Uebung zu setzen, auf daß sie solchergestalt das Bild des geistlichen Menschen in sich auszuprägen fähig werden.

In der Erziehung der Jugend ließ er sich stets von Liebe und Milde leiten; er war ein Feind des Zwangs, der übertriebenen Strenge. Einst klagte ein Abt, der den Anselm besuchte, über die Schüler seines Klosters. „Tag und Nacht, sagte er, müssen sie die Ruthe fühlen, und doch wird es immer ärger mit ihnen.“ „Da seht ihr ja, erwiederte Anselm, was das Schlagen hilft. Wenn sie nun erwachsen sind, wie steht es mit ihnen?“ „Stumpf, erwiederte der Abt, und viehisch sind sie.“ „Eine traurige Erziehung, sagte Anselm, wenn ihr aus Menschen Vieh machet! „Wie, ist das unsre Schuld? versetzte der Abt; wir zwingen sie auf alle Weise zu guten Fortschritten, und sie machen keine.“ „Ihr zwingt sie? sprach Anselm. Ich bitte dich, sage mir, wenn du einen Baum in deinem Garten ziehest und denselben von allen Seiten so einhegst, daß er sich nirgends hin ausbreiten kann mit seinen Aesten, was wird daraus werden? Ich meine: ein krummer, verbogener, unnützer

Baum. Nun seht, gleicher Weise verhält es sich mit den Knaben, die in den Garten der Kirche gepflanzt und dir übergeben sind, daß sie wachsen und Gott Frucht bringen sollen. Wenn ihr ihnen keine Freiheit laßt, sondern sie von allen Seiten mit Schrecken, mit Schlägen und Drohungen umgebt, so verkrümmen, verbiegen sich ihre Gemüther; es schießen böse, nach Dornenart wie in einander sich schlingende Gedanken in ihnen auf; sie hegen und pflegen dieselben, verstocken in dieser Richtung und werden für Zucht und Lehre ganz unzugänglich. Weil sie niemals Liebe bei dir sehen, können sie kein Vertrauen zu dir haben und leiten Alles nur aus Haß und Bosheit ab. Je älter sie werden, um so mehr nimmt ihr Argwohn zu, und sie sehen zuletzt in Jedermann ihren gebornen Feind. Nun bitte ich dich aber um Gotteswillen: was bist du denn auch so grausam gegen sie? Sind es denn nicht Menschen, desselben Wesens wie du?" Hierauf erwiederte der Abt, „er habe Menschen erziehen wollen, die im Stande sein sollten, starke Lasten zu tragen." Anselm antwortete: die Absicht ist gut. Aber eben gebornen Kindern gibt man Milch, kein Brod; das sonst so nahrhafte Brod würde sie nur ersticken. Starke Seelen sind geduldig in Trübsalen, wer sie auf einen Backen schlägt, dem bieten sie auch den anderen dar, sie beten für ihre Feinde, und lieben die, welche sie hassen. Wer aber im Dienste Gottes noch nicht erstarkt ist, bedarf der Milch, der Güte, der freundlichen Ermunterung, des liebenden Mitgefühls. Bequeme dich nun ebenso in deinen Forderungen an die Stärke und Schwäche, du wirst Alle durch Gottes Gnade, so viel an dir liegt, für Gott gewinnen."

Die Anwendung dieser milden Gesinnung erwarb ihm auch das Vertrauen der Mönche, welche mit seiner Beförderung zum Priorate anfangs unzufrieden waren, weil er zu jung sei. Bald hingen sie an ihm wie an einem Vater. Seine geistvollen Schriften, sein gründlicher Unterricht, den er nach der Weise seines Lehrers Lanfrank ertheilte, zog eine Menge junger Leute nach Bec; andere begehrten Rath, Trost und Belehrung, und wie eifrig er diesem Begehren entsprach, beweisen seine Briefe. Bei der zunehmenden Schwäche des greisen Abtes Herluin mußte er auch die Sorge für die zeitlichen Angelegenheiten des Klosters über sich nehmen. Von dieser Last fühlte er sich einmal so niederge-

drückt, daß er zum Erzbischof Maurilius nach Rouen reiste und ihn bat, sein Amt als Prior niederlegen zu dürfen. Der fromme Erzbischof aber erwiederte ihm: „Geliebtester Sohn, entziehe dich nicht, in dem Wunsche, bloß für dich zu sorgen, der Sorge für Andere. Ich sage dir in Wahrheit, daß ich von Vielen gehört und Viele gesehen habe, welche, weil sie, um Muße zu erhalten, für die Wohlfahrt der Nächsten durch die Seelsorge nicht wachen wollten, selbst durch Läßigkeit immer tiefer gesunken sind. Damit dir, was ferne sei, nicht Aehnliches begegne, so befehle ich durch den heiligen Gehorsam, ohne den Willen des Abtes das Priorat nicht niederlegen, und auch, wenn du einen höheren Ruf erhältst, ihn anzunehmen. Denn ich weiß, daß du bald zu einer höheren Stufe wirst erhoben werden." In willigem Gehorsam widmete sich Anselm grade den Geschäften, die mit der beschaulichen Ruhe, wozu er hinneigte, am unverträglichsten waren. Täglich besuchte er das Krankenhaus und pflegte die Kranken auf die liebevollste Weise. Während er den Tag mit Rathertheilen, Unterrichtgeben, Aufsichtführen und anderen Berufsarbeiten zubrachte, durchwachte er oft ganze Nächte und überließ sich dem innersten Zuge seines Geistes, über Gott und göttliche Dinge nachzudenken. Oft fanden ihn die Brüder, wenn sie zum Frühgottesdienste durch das Kloster gingen, in dem Capitelsaale auf den Knieen liegend.

Als der fromme Herluin, der Stifter und erste Abt des Klosters Bec, 1078 im Herrn entschlief, wurde Anselm einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt. Die äußere Verwaltung des Klosters übertrug er bewährten Brüdern, damit er sich um so ungetheilter dem Unterricht und der Seelenleitung hingeben konnte. Doch erschien er gerne auf den Gerichtstagen der Grafschaft, um als Anwalt des Klosters aufzutreten. Während aber die Parteien um ihr Recht zankten und tobten, sprach er zu seiner nächsten Umgebung über das Evangelium oder wenn man ihm nicht zuhören wollte, lehnte er sich in eine Ecke seines Stuhls und schlummerte sanft ein. Kam es aber zur Sache, so wußte er den rechten Punkt zu treffen, als wenn er nie geschlafen hätte, um die Gegner zu beschämen. — Bec war ein armes Kloster und oft wußte man nicht, wovon man den folgenden Tag leben sollte. Anselm aber tröstete: „Hofft auf den

Herrn, der wird Rath schaffen." Und wirklich kam oft noch an demselben Tag Hilfe; ein Schiff aus England brachte Vorrath, ein Reicher trat in's Kloster und brachte ihm sein Vermögen dar. Bei aller Armuth des Klosters übte Anselm Gastfreiheit und nicht selten mußten die Mönche das Ihrige hergeben, damit die Gäste nicht Mangel litten.

Da das Kloster mehrere Besitzungen in England hatte, so mußte Anselm einigemal dahin reisen. Er begab sich nach Kanterbury, um seinen geliebten Lehrer Lanfrank zu besuchen, der seit 1070 daselbst Erzbischof war und wurde von demselben und den Mönchen des Kathedral-Klosters auf's freundlichste empfangen. Alles drängte sich zu ihm, um den frommen Abt ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Er besuchte die Klöster des Landes, die Schlösser der Großen und die Hütten der Armen und ertheilte überall fromme Rathschläge, Trost und Erbauung. Er wußte sich wundersam beliebt zu machen, denn er strebte mit dem Apostel Allen Alles zu werden, um nur Christo recht Viele zu gewinnen. „Es gab keinen Grafen und keine Gräfin in England, überhaupt keine irgend vermögliche Person, welche sich nicht glücklich geschätzt hätte, den Beccensern einen Liebesdienst zu erweisen. Selbst König Wilhelm, dieser sonst so furchtbare Herr, war gegen Anselm so leutselig, daß er in seiner Gegenwart ein ganz anderer Mensch zu werden schien." Als einige Jahre darauf der König in Rouen an einer tödtlichen Wunde darniederlag, ließ er den Anselm als geistlichen Beistand zu sich rufen; aber auch Anselm war krank und Wilhelm starb inzwischen 1087. Sein ältester Sohn Robert wurde sein Nachfolger in der Normandie. Wie mit dem König, so stand Anselm auch mit dem Papste in Verbindung. Gregor VII. und Urban II. schrieben Briefe, welche von dem großen Vertrauen zeugen, das man in Rom auf Anselm setzte. Urban befreite das Kloster Bec von willkührlicher Beherrschung der Bischöfe und stellte es in wichtigen Sachen unmittelbar unter den päpstlichen Stuhl.

Anselm war fünfzehn Jahre (1063 — 1078) Prior und fünfzehn Jahre (1078 — 1093) Abt des Klosters Bec. Unter Herluin's, des Stifters und ersten Abtes, vierzigjähriger Leitung waren 136 Mönche in das Kloster aufgenommen wor-

den; unter Anselm's fünfzehnjährigem Regimente wurden 180 aufgenommen. Unter ihm gelangte das Kloster zu einer bedeutenden Höhe geistlicher Wohlfahrt. Auch die Laien der Nachbarschaft traten mit demselben in Verbindung; Anselm war der Seelsorger der ganzen Umgegend. Bec wurde die Muttergemeinde der benachbarten Klöster, die theils durch Mönche von Bec verbessert oder neu gestiftet wurden. So war es Anselm, der durch seine Wirksamkeit als Prior und Abt der Vater des geistlichen Lebens der Normandie und auch in weiteren Kreisen geworden ist.

2. Anselm, als Erzbischof von Kanterbury. 1093 — 1109.

Nach dem Tode Wilhelm's des Eroberers wurde sein zweiter Sohn Wilhelm, der Rothe genannt, König von England. Er versprach dem Erzbischof Lanfrank eidlich, „Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit zu üben, den Frieden, die Freiheit und die Sicherheit der Kirche wider Jedermann zu schützen und sich in Allem nach Lanfrank's Rath richten zu wollen. Auf dieses eidliche Versprechen folgte die Salbung und Krönung des Königs. Bald aber that er das Gegentheil von dem, was er versprochen hatte, und als ihn Lanfrank an seinen Eid erinnerte, rief er unwillig aus: „Wer kann Alles halten, was er verspricht?" Als Lanfrank am 24. Mai 1089 gestorben war, überließ sich der König rücksichtslos seinen Leidenschaften. Um die erforderlichen Geldmittel für sein wüstes Leben herbeizuschaffen, drückte er das Volk mit unerhörten Abgaben und plünderte Kirchen und Klöster. Der erzbischöfliche Stuhl zu Kanterbury sollte gar nicht mehr besetzt werden, um die großen Einkünfte desselben selbst einnehmen zu können. Die Kirchengüter verpachtete er jährlich und vernichtete nicht selten den ersten Pachtvertrag, wenn ein Anderer den ersten Pächter überbot. Bisthümer und Abteien wurden nicht mehr besetzt, die Pfarreien nur gegen große Steigsummen übergeben. Viele Mönche verließen die Klöster, das religiöse und wissenschaftliche Leben erlosch, alle Ordnung hörte auf.

Die Großen des Reichs, denen das Elend und die Bedrückung der Kirche zu Herzen ging, richteten ihre Blicke auf den hochverehrten Anselm und hofften, wenn er nach England käme, den König zu vermögen, daß Anselm Erzbischof von Kanterbury werde. Graf Hugo von Chester lud Anselm ein, ein

von ihm gestiftetes Kloster zu ordnen, und da Anselm zögerte und Hugo unterdessen krank wurde, ließ er den Anselm bitten, zu seinem Troste und Seelenheile zu kommen. Er machte sich nun auf die Reise und traf am Abend vor Mariä Geburt, den 7. Sept. 1092, in Kanterbury ein, wo er als Lanfranks Nachfolger begrüßt wurde. Auch der König empfing ihn ehrenvoll, aber zur Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles konnten ihn weder die Anwesenheit Anselm's noch die öffentlichen Gebete, die in der Absicht in allen Kirchen gehalten wurden, bestimmen. Da ward der König schwer krank und sein geängstigtes Gewissen ließ ihm keine Ruhe, bis Anselm unter großem Sträuben und nicht ohne ihm angethanene Gewalt die erzbischöfliche Würde annahm. — Aber kaum war der König wieder gesund geworden, so widerrief er Alles, was er in seiner Krankheit gethan hatte. Der Zustand Englands wurde noch schlimmer als vorher. Als ein Bischof dem Könige darüber Vorstellungen machte, rief er zornig aus: „Wahrhaftig, der Herrgott hat's nicht um mich verdient, daß ich ihm für das Böse, was er mir zugefügt, Gutes erweise!"

Um diese Zeit rüstete sich der König zu einem Feldzuge gegen seinen Bruder Robert, um ihm die Normandie zu nehmen. Da er in Geldverlegenheit war, bot ihm Anselm auf den Rath seiner Freunde 500 Pfund Silber an. Wilhelm war anfangs damit zufrieden; allein seine Schmeichler redeten ihm ein, daß Anselm, der von ihm so hoch geehrt und bereichert worden sei, wenigstens 1000 Pfund hätte geben müssen. Das Geschenk wurde ausgeschlagen. Anselm begab sich zum Könige und erklärte ihm, daß dies erste Geschenk nicht das letzte sei. Unter würdigen Verhältnissen gehöre er und all' das Seine dem Könige an, unter schimpflichen aber kein's von beiden. Der König aber erwiederte zornig, er möge nur sein Geld behalten; er werde schon mit dem seinigen auskommen. Als der König im Begriffe war, in die Normandie überzuschiffen, bat ihn Anselm, er möge eine Versammlung von Bischöfen gestatten, welche die ernstesten Maßregeln ergreifen sollten, um das Laster der Sodomiterei und die blutschänderischen Ehen auszurotten. Dann fuhr Anselm fort: „Noch Eins möchte ich euch an's Herz lagen. Viele Abteien im Lande entbehren der Hirten, die

Mönche verwildern daher und führen ein üppiges Leben und fahren ohne Buße dahin. Wollt ihr euch nicht derselben annehmen?" „Wie? rief der König aus, sind denn die Abteien nicht mein? was habt ihr mir darein zu reden? Ihr thut ja mit euren Gütern, was ihr wollt; soll ich's nicht mit den meinigen thun? „Allerdings seid ihr, entgegnete Anselm, der Schutz- und Schirmherr der Klöster. Nicht minder aber gehören sie Gott an und Diener Gottes sollen sie bilden, nicht Mannen und Geld für den Kriegsdienst liefern. Ihr habt ja sonst Güter genug; laßt der Kirche die ihrigen." „Wißt, sagte der König, daß mir solche Reden höchlichst mißfallen. Euer Vorgänger hat sich nicht unterstanden, dergleichen vor meinem Vater zu führen. Ich werde nichts für euch thun."

Als der König ohne Erfolg aus dem Feldzug zurückgekehrt war, bat ihn Anselm, das Pallium vom Papste holen zu dürfen. Es schien auch nothwendig, bei der traurigen Lage der englischen Kirche in das innigste Verhältniß mit dem Kirchenoberhaupte zu treten. Wilhelm aber, die Wichtigkeit dieses Schrittes begreifend, erwiederte, die Treue gegen den Pabst lasse sich mit der Treue gegen den König nicht vereinigen. Anselm berief sich auf eine Reichsversammlung, welche diese Frage untersuchen sollte. Würde die Antwort gegen ihn ausfallen, so wolle er lieber so lange das Reich verlassen, bis der König den Papst anerkannt habe. Da nun auf dieser Versammlung die meistens durch Simonie zu ihrer Würde gekommenen Bischöfe dem Anselm den Rath gaben, sich vor Allem unbedingt dem König zu unterwerfen, erhob Anselm seine Augen gegen Himmel und sprach mit feierlicher Stimme: „Wohlan, da ihr, die Hirten und Fürsten des Volks, mich rathlos laßt, so wende ich mich zu dem obersten Hirten und Fürsten Aller, zu dem Engel des großen Raths, und bitte ihn, mich in dieser Angelegenheit, welche nicht sowohl meine, als seine und seiner Kirche Angelegenheit ist, zu erleuchten. Der Herr sprach zu Petrus: Du bist Petrus u. s. w. (Matth. 16, 18, 19.) Und zu den Aposteln insgesammt sprach er: Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich." (Luc. 10, 16.) Was so zunächst Petrus und in ihm allen übrigen Aposteln gesagt ist, das ist auch zunächst dem Stellvertreter Petri und in ihm den

Stellvertretern der übrigen Apostel, den Bischöfen, gesagt; aber keinem Kaiser, Könige oder Fürsten. Worin wir diesen zu gehorchen haben, sagt uns derselbe Herr, wenn er spricht: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gottes, was Gottes ist. (Matth. 22, 21.) Das ist Gottes Wort, Gottes Rath. Daran halte ich mich, darnach richte ich mich, davon weiche ich nimmer. So wißt denn: in Allem, was Gottes ist, werde ich dem Stellvertreter Petri gehorchen; in Allem aber, was weltlicher Seits dem Könige, meinem Herrn, von Rechtswegen zusteht, nach bestem Gewissen und Wissen ihm treuen Rath und Beistand leisten." Da Niemand diese Antwort dem Könige zu überbringen wagte, so stand Anselm auf und gab seine Erklärung selbst vor dem Könige ab. Als Anselm wieder in der Kirche saß, während die Bischöfe beim Könige waren, trat ein gemeiner Soldat heran, umfaßte Anselm's Kniee und sprach: „Herr Vater, deine Kinder bitten dich inständig durch mich: laß dir's nicht zu Herzen gehen, was du so eben hast hören müssen, sondern denke an Hiob, der auf dem Misthaufen saß, und doch mit dem Teufel fertig wurde, und so Adam rächte, der ihm im Paradiese unterlegen." Anselm aber sprach: des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Da man nun dem Könige rieth, dem Anselm Ring und Stab zu nehmen und ihn aus dem Lande zu jagen, wenn er nicht nachgeben wolle, und die meisten Bischöfe dem Befehle des Königs gehorchend ihrem Erzbischof den Gehorsam und die Kirchengemeinschaft aufkündeten, da gab der Adel Englands ein schönes Beispiel furchtloser Treue. „Wir sind nicht seine Leute, erwiederten sie dem Könige, und haben ihm keinen Treueid geschworen. Er ist aber unser Erzbischof; die Christenheit dieses Reichs hat er zu regieren, und da wir Christen sind, so können wir uns seiner Führung nicht entziehen, zumal wir sehen, daß nicht die geringste Makel an ihm haftet." Deßhalb konnte der König seinen Entschluß, den Anselm seiner Würde zu entsetzen, nicht ausführen. Die Bischöfe aber verloren alle Achtung im Volke. „Den Einen nannte man einen Judas, den Andern einen Herodes, den Dritten einen Pilatus." Da der König vor der Hand wegen der getheilten Meinung des Reichsraths seinen Plan nicht ausführen konnte, so rächte er sich an Anselm, indem er dessen Vertrauten und

Hausverwalter, den treuen Balduin von Tournay, bald nach dem Reichstage aus England verbannte und die Kämmerer gefangen setzen ließ. Auf einem andern Wege suchte der Tyrann zum Ziele zu gelangen. Er sandte zwei Hofkaplane nach Rom, erkannte Urban II. als Papst an und verlangte das Pallium von demselben für den Erzbischof von Kanterbury. Der König hoffte unterdessen den Anselm zu entfernen und dem neuen Erzbischof das Pallium selbst zu übergeben, so daß die ganze Amtseinsetzung gewissermaßen von ihm ausginge. Der Bischof Walter von Albano reiste mit dem Pallium zum König, denn Urban glaubte, dasselbe sei für Anselm bestimmt. Als nun der König mit seiner Absicht herausrückte und der römischen Kirche eine bedeutende Jahressumme bot, wenn der Papst Anselm absetze, erklärte ihm der päpstliche Gesandte, daß dies schlechterdings nicht angehe. Da sich Anselm nicht dazu verstehen wollte, den König durch eine Geldsumme zu versöhnen, so entschloß sich der König, umsonst mit ihm eins zu werden. Er empfing den Erzbischof mit großer Auszeichnung in seinem Schlosse zu Windsor und versprach, das Vergangene zu vergessen. Das Pallium empfing er aber nicht aus den Händen des Königs, wie es anfangs der Hof beabsichtigte, sondern nahm es von dem Altare, auf welches es der päpstliche Gesandte unter großen Feierlichkeiten niedergelegt hatte. Die alte Ordnung schien zurückzukehren und der König seine Vergehen gut machen zu wollen. Er rief die Verbannten zurück und besetzte einige Bisthümer mit würdigen Männern. Anselm that seinerseits Alles, um den König günstig zu stimmen. Da der König aber, der selbst an der Spitze der Unordnung stand, dem Erzbischof die Abhaltung einer Synode zur Ausrottung von Lastern und Mißbräuchen standhaft verweigerte, bat Anselm den König, er möge ihm gestatten, nach Rom zu reisen, um die Gräber der Apostel zu besuchen und mit dem Papste sich über die betrübte Lage Englands zu berathen. Seiner wiederholten, dringenden Bitte gab endlich der König nach. Er segnete den König, nahm rührenden Abschied von den Mönchen des Kathedral-Klosters und vom Volke, schritt dann zum Altare, nahm Tasche und Pilgerstab und trat seine Wanderung an. Nachdem sein Gepäck im Hafen zu Dover von

einem königlichen Commissär durchsucht worden, ohne die bedeutenden Summen zu finden, die man bei ihm vermuthete, stieß das Schiff von Englands Küste ab. Das Erzstift aber wurde mit Beschlag belegt und ärger gedrückt, als zuvor.

Die Reise Anselm's glich einem Triumphzuge. Geistliche, Mönche, Laien empfingen überall den furchtlosen Kämpfer für die Freiheit der Kirche mit flatternden Fahnen und unter Dank- und Lobgesängen. Er verweilte einige Tage in der Abtei Clugny und reiste sodann nach Lyon, wo ihn der fromme Erzbischof Hugo mit allen nur möglichen Ehren empfing. Hier wurde Anselm krank und konnte erst im folgenden Frühjahre abreisen. Anselm, Balduin und Eadmer, der sein Leben beschrieben hat, reisten in einfacher Mönchskleidung und mit möglichster Vorsicht weiter. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, der Erzbischof von Kanterbury ziehe mit Schätzen beladen nach Rom und dies hatte die Beutelust der Räuber rege gemacht. Sie erreichten endlich glücklich Rom und wurden von dem Papste ehrenvoll empfangen, der ihnen eine Wohnung in seinem eignen Palaste einräumte. Der Papst erließ nun ein sehr ernstes Schreiben an den König, worin er verlangte, Anselm solle wieder in sein Amt eingesetzt werden und dasselbe mit voller Freiheit ausüben dürfen. Auch Anselm schrieb an den König, um ihn zu besänftigen. Da die Hitze zu Rom seiner Gesundheit nachtheilig wurde, so begab er sich schon nach zehn Tagen auf ein Gut des Klosters zu unserm Erlöser in Calabrien, welches auf einem hohen Berge in herrlicher Gegend lag. Hier in reizender Einsamkeit vollendete er sein bedeutsames Werk: Warum ist Gott Mensch geworden? — Bei einem Besuche des Papstes bat Anselm aufs dringendste, ihn von seinem erzbischöflichen Amte zu entbinden, zumal die Nachrichten aus England immer schlimmer lauteten und der König aus Rohheit und Habsucht in eine große Gottlosigkeit versunken war. Urban aber erwiederte ihm: „Hüte dich, theuerster Bruder, vor dieser Versuchung! Wenn auch die Tyrannei deines Fürsten dich in der Verbannung zu leben nöthigt, Erzbischof bleibst du doch, das Schlüsselamt kann dir keine Gewalt nehmen, und ich entbinde dich nicht nur nicht davon, ich gebiete dir sogar im Namen Gottes und an Petri Statt, es nimmermehr aufzugeben." — Im Okto-

her reisten der Papst und Anselm nach Bari, wo einhundert- undfünfundachtzig Bischöfe zusammentrafen. Viele Griechen waren auf diesem Kirchenrath erschienen, um ihre Lehre, daß der heilige Geist nur vom Vater und nicht auch vom Sohne ausgehe, geltend zu machen. Es handelte sich um eine Vereinigung der abendländischen und morgenländischen Christenheit. Da die Griechen sich nicht überweisen ließen, rief Urban: „Vater und Meister Anselm, Erzbischof der Engländer, wo bist du?" Was befehlet ihr, heiliger Vater? Hier bin ich, antwortete Anselm. „Warum schweigst du? sagte der Papst; komm her, steig herauf zu mir und streite für deine und meine Mutter, die Kirche. Zu ihrer Vertheidigung, scheint es, hat Gott dich hierher geschickt." Anselm trat nun auf und vertheidigte die Lehre der katholischen Kirche, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgehe, mit solchem Scharfsinne und mit so siegreicher Beredtsamkeit, daß alle Anwesenden die entgegengesetzte Lehre der Griechen verwarfen. Alsdann kam die Sache der englischen Kirche zur Berathung. Nachdem der Papst die Habsucht und Tyrannei des Königs, die Bedrückung der Kirche, das Unrecht, das der König an dem Erzbischof begangen, geschildert hatte, waren Alle der Meinung, man müsse den König mit dem Banne belegen. Da erhob sich Anselm, der bis dahin das tiefste Stillschweigen beobachtet hatte, warf sich dem Papste zu Füßen und bat ihn, seinen strengen Urtheilsspruch zurückzunehmen. Urban stimmte ihm bei und verbot nur im Allgemeinen die Amtseinsetzung eines Geistlichen durch einen Laien (Investitur). Dieses geschah durch Uebergabe des Stabes, als Zeichen des Hirtenamtes, und des Ringes, als Zeichen der Treue. Nachdem auf einer Synode zu Rom nochmals der Bann über alle Laien ausgesprochen wurde, die sich das Investiturrecht anmaßten, begab sich Anselm nach Lyon, wo er sich längere Zeit aufhielt und viele bischöflichen Amtsverrichtungen auf Bitten seines Freundes Hugo vornahm, und sein Werk: Von der Empfängniß der allerseligsten Jungfrau und von der Erbsünde" verfaßte. Als Urban II. am 29. Juli 1099 gestorben war und Paschalis II. den Stuhl Petri bestieg, schrieb Anselm an den neuen Papst und bat und beschwor ihn, unter keiner andern Bedingung ihn

zu nöthigen, nach England zurückzukehren, als wenn er frei den Willen Gottes und die Gesetze der Kirche über jeden menschlichen Willen und jedes menschliche Gesetz stellen dürfe, und wenn der König die Güter der Kirche zurückgeben werde.

König Wilhelm wurde am 2. August 1100 auf der Jagd durch einen Pfeil getödtet und sein jüngerer Bruder Heinrich I. wurde sein Nachfolger. Anselm beweinte aufrichtig sein schreckliches Ende, weil er ohne Bekehrung, ohne Empfang der Sacramente dahin starb. Er folgte der Einladung des neuen Königs und begab sich nach England. Am 23. Sept. landete er unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung in Dover. Als Anselm dem Könige seine Aufwartung machte, verlangte dieser, daß er den Lehnseid leisten und das Erzbisthum aus seiner Hand empfangen solle. Der Erzbischof aber, eingedenk der Beschlüsse des römischen Concils von 1099, erwiderte: „Wenn der König die Bisthümer und Abteien vergibt, so muß ich die Gemeinschaft sowohl mit ihm, als mit den von ihm Eingesetzten meiden. Denn nicht darum bin ich nach England gekommen, um abermals das Ansehen der Kirche verachtet zu sehen.“ Da der König fürchtete, Anselm möchte sich auf die Seite seines Bruders Robert, der gerechte Ansprüche auf den englischen Thron hatte, schlagen, so gab er die Entscheidung dieses Streites dem Ermessen des Papstes anheim und setzte einstweilen Anselm in alle Rechte und Güter der Kirche in Kanterbury ein. Robert landete an der englischen Küste und die Großen des Reichs hatten eine größere Zuneigung zu ihm, als zu ihrem neuen König. In dieser entscheidenden Zeit sah der König in dem Erzbischof seine einzige Stütze. Er schloß sich fest an ihn an, versprach ihm, in Zukunft Alles ihm anheim zu stellen, was die Religion betreffe und dem apostolischen Stuhl in allen Stücken zu gehorchen. Anselm that alles Mögliche, um einen Aufruhr der Großen zu ersticken, er warnte sie vor Treubruch und stellte durch eine erschütternde Rede den Gehorsam im Heere wieder her. Die Brüder versöhnten sich und Robert kehrte in die Normandie zurück. — Unterdessen langte ein päpstliches Schreiben an, das dem König das Investiturrecht absprach. Der König achtete aber weder den Inhalt dieses Schreibens noch sein früheres

Versprechen; er verlangte vielmehr auf das entschiedenste von Anselm, er solle den Lehnseid schwören und die Aebte und Bischöfe, welche der König ernennen würde, consecriren oder auf der Stelle das Reich verlassen. Anselm erwiederte, daß er den Willen des Königs mit Ehre und Gewissen nicht vereinigen könne, aber auch seine Kirche nicht verlassen werde. Um nun Anselm auf eine glimpfliche Art los zu werden, rieth ihm der König, nochmals eine Reise nach Rom zu machen, um diese wichtige Angelegenheit ins Reine zu bringen und da der Reichstag seine Zustimmung zu dieser Reise gab, so schiffte er sich am 27. April 1103 in Dover ein und gelangte nach Rom. Längere Zeit zuvor war ein Gesandter des Königs mit einem reichlichen Peterspfennig und einem Schreiben seines Herrn eingetroffen. In demselben erklärte der König auf das bestimmteste, daß er, so lange er lebe, die Rechte und Würden der Krone Englands nicht werde verkürzen lassen. Der Papst aber erklärte, daß er von den Verordnungen seiner Vorgänger nicht abweichen könne und gebot Anselm, die Gemeinschaft mit denen, welche sich von des Königs Hand mit Kirchen belehnen lassen, und denen, welche solche ordiniren, zu meiden. Auf seiner Rückreise nach England wurde dem Erzbischof eröffnet, es sei des Königs Wille, daß er nicht nach England zurückkehren dürfe. Er blieb daher zu Lyon bei seinem Freunde, dem Erzbischof Hugo, und begab sich später nach Bec. Da er dem Könige mit der Excommunication drohte, so gab dieser in einigen Punkten nach und sandte abermals nach Rom, damit der Papst auf den Grund seiner Nachgiebigkeit auch seinerseits ihm entgegenkomme, und die Rückkehr Anselms nach England möglich werde. Der Papst bewilligte sämmtliche Forderungen des Königs und gestattete dem Erzbischof, diejenigen, welche Investituren angenommen, oder Investirte eingesegnet oder Lehnseide geleistet haben, gegen eine Genugthuung in die Kirchengemeinschaft wieder aufzunehmen. Für die Zukunft verzichtete der König auf die eigentliche Belehnung mit dem geistlichen Amte, konnte aber von den Belehnten den Lehnseid fordern. Den König versetzte dieser milde Entscheid des Papstes in die beste Stimmung. Auf dringende Einladung des Königs verließ Anselm sein geliebtes Bec und wurde mit Jubel nach

einer vierthalbjährigen Abwesenheit in England empfangen. Der König schenkte fortan Anselm das größte Vertrauen; er zog ihn in allen Dingen zu Rath und ernannte ihn während seiner Abwesenheit im Jahr 1108 zum Reichsverweser und Beschützer der königlichen Familie.

Die großen Kämpfe des Heiligen, sein häufiges Fasten und Wachen hatten die Kräfte seines Körpers verzehrt. Seit seinem fünfzigsten Jahre litt er an einer krankhaften Schlaf- und Appetitlosigkeit. Ein halbes Jahr vor seinem Tode hatte seine Schwäche so zugenommen, daß er sich täglich zur Feier der Messe in einem Sessel zur Kirche tragen lassen mußte. Am fünften Tage vor seinem Tode mußte er auch dieses unterlassen. Es war dies der Freitag vor der Charwoche 1109. Am Dienstag konnte er nicht mehr verstanden werden. Mit dem Anbruch der Morgenröthe, am Mittwoch vor Ostern, den 21. April 1109, im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens entschlief er und wurde am Gründonnerstage in der Kathedrale zu den Häupten Lanfranks beigesetzt.

Wie in seinem Leben, so hat auch der heil. Anselmus in seinen Schriften ein Denkmal seines lebendigen Glaubens, seiner tiefen Frömmigkeit uns hinterlassen. Die Wahrheiten des Christenthums durch Vernunftbeweise zu unterstützen, versuchte er mit seltenem Scharfsinne in einem großen Theil seiner Schriften, weswegen er auch als Vater der Scholastik angesehen wird. Die Scholastik aber nennen wir jenen Versuch christlicher Lehrer vom Ende des eilften bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, das Christliche als vernünftig zu erweisen. Zu den Schriften des heil. Anselmus, welche in dieser Manier geschrieben sind, zählen wir besonders: die Alleinrede und die Anrede, worin der Heilige seine tiefsinnigen Beweise und Gedanken über Gottes Dasein und Wesen niedergelegt hat; die Abhandlung vom Glauben, von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Jesu; Abhandlung von dem Fall des Teufels, von dem Ausgehen des heil. Geistes; zwei Bücher: Warum ist Gott Mensch geworden? — Schon als Prior in Bec ging sein Streben dahin, was die Forschung in Schrift und Vätern als christliche Wahrheit ergeben, denkend

zu verarbeiten. In seiner „Alleinrede" weist er das Dasein Gottes aus der Nothwendigkeit nach, daß dem endlichen Guten, Großen und Schönen ein unendliches Gutes, Großes und Schönes zu Grunde liegen und daß dieses ein lediglich durch sich selbst gesetztes sein müsse. Diese Beweisführung schien aber dem Heiligen allzu zusammengesetzt und er fing an nachzudenken, ob sich nicht ein einziger Beweis finden ließe, der allein hinreichte, um darzuthun, daß Gott in Wahrheit sei und daß er das höchste Gut sei. Nach heißen Gebeten fand er, was er mit frommer Seele gesucht, Die Hauptsache seines Beweises besteht darin: „Es ist ohne Zweifel Etwas, worüber nichts Höheres gedacht zu werden vermag, sowohl in der Erkenntniß als auch in der Wirklichkeit. Dies ist in der That so wahr, daß nicht einmal denkbar ist, es sei nicht. Denn es kann etwas gedacht werden, dessen Nichtsein undenkbar ist, und dieses ist ein Höheres, als dessen Nichtsein denkbar ist. So also ist in Wahrheit etwas, darüber nichts Höheres gedacht werden kann, daß nicht einmal sein Nichtsein denkbar ist. — Und das bist du, Herr unser Gott. So also bist du in Wahrheit, Herr mein Gott, daß selbst dein Nichtsein undenkbar ist. Und mit Recht. Denn wenn irgend ein Geist etwas Besseres als dich denken könnte, so stiege das Geschöpf über den Schöpfer hinauf, und urtheilte über den Schöpfer, was sehr widersinnig ist. Und fürwahr, was es auch gibt, als nur du allein, kann gedacht werden als nicht seiend." — Wie aber Anselm hier den Versuch macht, in die Tiefe des göttlichen Wesens, in das Geheimniß des ewigen Rathschlusses einzudringen, so steigt er in seinen „Betrachtungen und Gebeten" in den verborgensten Grund des christlichen Gemüths hinunter und verräth eine bewunderungswürdige Kenntniß des menschlichen Herzens. Sie gestatten uns einen tiefen Blick in Anselms inneres Leben. Die verschiedensten religiösen Zustände, von dem tiefsten Schuldbewußtsein an bis zum seligsten Frieden mit Gott, haben ihren Ausdruck darin gefunden. — Es war zu erwarten, daß ein Mann, wie Anselm, der der Lehrer und Trost Vieler gewesen ist und dessen Leben so überaus bewegt war, vielfache Veranlassung zum Briefschreiben erhalten hat. Wir besitzen noch 442 Briefe von ihm, welche in vier Bänden enthalten sind. Auch in den

Briefen erscheint Anselm als Seelsorger; er unterläßt nie, auf das Eine, was Noth thut, hinzuweisen. Ueberall spricht sich das theilnehmendste Herz aus, die Liebe und Freundlichkeit, die Bildung und Freiheit des Gemüths, die alles Harte und Derbe vermeidet. Wir geben eine Probe aus einem Briefe Anselms an seinen Freund Heinrich, den Prior des Kathedral-Klosters zu Kanterbury, der durch eine Verläumdung mit Lanfrank in ein gespanntes Verhältniß gekommen war: „Gegen Neid und Bosheit gibts kein anderes Mittel, als daß wir mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, St. Paulo nach, durch Ehre und Schande, durch gute und böse Gerüchte gehen, und was auch die Gegner unternehmen, nie auf sie, sondern immer nur auf unsre Schritte, tapferen, aber ruhigen Sinnes sehen. Habt ihr wirklich den Herrn im Auge, so wird er schon Euern Fuß aus der Schlinge ziehen und die Widersacher in die Grube fallen, die sie Euch gegraben haben, — die Wahrheit wird hell und frei, Euch zu Ehren an's Licht kommen, die Falschheit, ihnen zur Schande, zunichte werden. Eins aber muß ich Euch dringend bitten: Hütet Euch, daß Ihr dann der Beschämung, Eurer Gegner Euch freut, im Gefühle dieser Freude Euch, wenn auch nur tadelnd, über sie auslaßt, und unwillkührlich so selbst wieder böse Gerüchte bilden helft; denn Ihr habt dann Euern Lohn dahin! Sondern freuet Euch zwar Eurer Entlastung mit dankbarem Herzen und in der Stille vor Gott; Jener Sünde aber bedecket mit dem Mantel der Liebe und betet zu Gott für sie!" — Der Ruhm seiner großen Geistesgaben, wovon seine Schriften zeugen und die Anselm als Lehrer im Dienste der Kirche treu anwendete, veranlaßte den Papst Clemens XI. im Jahr 1720 zu dem Beschlusse, in Folge dessen Anselm den Kirchenlehrern beigezählt wird.

Anselms ganze Natur war auf die Hoffnung der ewigen Güter hingerichtet; die Lust und Wonne seines Herzens waren Gott und göttliche Dinge. In der Betrachtung derselben vergaß er Essen, Trinken und Schlafen. In der Abtödtung seines Leibes verfuhr er mit solcher Strenge, daß es schien, er habe den Geschmackssinn verloren. Wohl konnte er mit dem Apostel sagen: Ich bin der Welt gekreuziget und allen ihren

Lüsten. Darum war ihm auch nichts lieber, als die klösterliche Zucht und Einsamkeit. „Lieber in einem Kloster ein Knabe unter der Ruthe des Magisters, als Oberhirt der Kirche Großbritanniens auf dem Stuhle zu Kanterbury.“ Weltliche Geschäfte waren ihm zuwider. Diese Entfremdung gegen die Welt erzeugte in ihm einen kindlichen einfältigen Sinn, der oft von bösen, habsüchtigen Menschen mißbraucht wurde. Streng gegen sich selbst, war er mild und freundlich gegen Andere. Darum war er überall eine willkommene Erscheinung. Durch seine Frömmigkeit wurde das religiöse Leben in der Normandie und in England, das unter den Stürmen der Zeit viel gelitten hatte, mächtig gehoben, und christlicher Sinn und christlicher Wandel wiederhergestellt. Wir kennen seine Festigkeit, seine Pflichttreue, wenn es galt, die Freiheit der Kirche zu vertheidigen und zu wahren. Die Drohung eines Despoten konnte ihn nicht einschüchtern, die Verbannung nicht mürbe machen. Außer Papst Gregor VII. hat die Kirche keinen tapferen Vertheidiger ihrer Freiheit gehabt. Zweimal ist er in die Verbannung gegangen, um nicht ihre Rechte zu opfern. Wegen seiner großen Geistesgaben aber, wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Einflusses auf die kirchliche Wissenschaft wird er mit Recht der zweite Augustin genannt. So war Anselm ein großer Heiliger, ein berühmter Kirchenlehrer, ein muthiger Kirchenfürst, eine Zierde aller Jahrhunderte.

V. Papst Gregor VII.

(Consecrirt 29. Juni 1074, starb 25. Mai 1085.)

1. Gregors Zeit und Grundsätze.

Gregor VII., vor seiner Erwählung Hildebrand genannt, dieser gewaltige Streiter für die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche vom Einflusse der weltlichen Macht, dieser furchtlose Verbesserer der Kirchenzucht, wurde zu Saona in Italien geboren. Die näheren Umstände seiner Jugendgeschichte beruhen auf unbestimmten Sagen. Seine Eltern sollen arm, sein Vater ein Zimmermann gewesen sein. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Man erzählt, der Knabe Hildebrand

habe, als er die Buchstaben noch nicht kannte, mit Sägespänen in seines Vaters Werkstätte die Weissagung Davids zusammengesetzt: „Er wird herrschen von Meer zu Meer!“ Seine Lehrer waren sein Oheim, der Abt des Klosters der heil. Jungfrau auf dem Berge Aventinus, und der Erzpriester Gratian, nachmals Papst Gregor VI. Gleichzeitig mit Gregor VI. stritten noch zwei Päpste um den Stuhl des heil. Petrus. Um dieser dreifachen Zwietracht in der Christenheit ein Ende zu machen, zog Kaiser Heinrich III. im Jahr 1046 nach Italien, setzte die drei Päpste ab und ernannte den Bischof Suidger unter dem Namen Clemens II. zum Papste. Gregor VI., der freiwillig seine Würde niedergelegt hatte, reiste mit dem Kaiser nach Deutschland. Hildebrand war in seinem Gefolge. Sie besuchten zuerst das berühmte Kloster Cluny, wo der ernste, sinnige Hildebrand an der Strenge und Ordnung des Klosterlebens sich erfreute. Als der päpstliche Stuhl erledigt war, ernannte der Kaiser den Bischof von Toul, Bruno, zum Papste. Bruno begab sich nach Cluny, wo er Hildebrand und seine Geistesgaben schätzen lernte. Hildebrand übte gleich einen mächtigen Einfluß auf den neuen Papst. Er rieth ihm, sich nicht im päpstlichen Schmucke, sondern im einfachen Pilgergewande nach Rom zu begeben und die kaiserliche Ernennung nicht eher anzunehmen, bis ihn die Geistlichkeit und das Volk von Rom erwählt hätten. Wir sehen hier das erste bedeutsame Auftreten des großen Mannes; die Kirche soll frei sein von der Macht des Staates. Bruno folgte und kam von Hildebrand begleitet nach Rom, wo er nach alter Sitte von Clerus und Volk gewählt und Leo IX. genannt wurde. Bald nach seiner Wahl ernannte er Hildebrand zum Kardinal-Subdiakon der römischen Kirche und Vorsteher des Klosters St. Paul. Von dieser Zeit an war Hildebrand die Seele aller Päpste bis zu seiner eignen Erwählung, Leos IX., Victors II., Stephanus X., Nikolaus II., Alexanders II.

Zur Zeit Leo IX. trennte sich Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel, von der katholischen Kirche und mit ihm beinahe das ganze Morgenland. Dies beklagenswerthe Ereigniß hat den morgenländischen Christen ungemein viel geschadet. Sie trennten sich von dem Mittelpunkte der

Einheit und gingen, wie der abgefallene Rebzweig, einer geistigen Verdorrung und Erstarrung entgegen. Sie stießen das Abendland von sich zu einer Zeit, wo sie dessen Hilfe sehr nöthig hatten. Der Ehrgeiz der griechischen Patriarchen, die sich unter den Papst nicht stellen wollten, trägt die Schuld an dieser traurigen Spaltung, die bis auf unsre Tage noch nicht gehoben ist. Die Vorwürfe, welche Cerularius der römischen Kirche machte und als hinreichende Ursache zur Trennung anführte, sind mitunter erbärmlich. Diese Vorwürfe sind: die lateinische Kirche consecrire mit ungesäuertem Brode, sie enthalte sich nicht vom Blute und vom Erstickten (Apost. 15.), die lateinischen Mönche gebrauchen Schweinefett, die Bischöfe und Priester tragen keine Bärte, die Unterlassung des Alleluja in der Fastenzeit, das Fasten am Samstage, die Lehre vom Ausgange des heil. Geistes aus dem Vater und Sohne, der Cölibat aller Geistlichen. Da der Patriarch die Belehrungen des Papstes nicht annahm, so sprachen die päpstlichen Gesandten über ihn den Bann aus und legten die Urkunde desselben feierlich auf dem Altar der Sophienkirche nieder. Von diesem Tage an, dem 16. Juli 1054, datirt sich das griechische Schisma. Die späteren Bemühungen der Päpste, eine Versöhnung zu Stande zu bringen, blieben fruchtlos.

Nach dem Tode des Papstes Alexander II. (20. April 1073) wurde Hildebrand, der unterdessen Archidiakon der römischen Kirche geworden war, vom Volke und den Kardinälen einstimmig zum Papste erwählt. Nach langem, aufrichtigem Widerstande nahm er die Wahl an, nannte sich im dankbaren Andenken an seinen Lehrer Gregor VI. — Gregor VII. und holte die Bestätigung des Königs Heinrich IV. von Deutschland ein, die letzte weltliche Bestätigung eines Papstes. Gregor, der als Rathgeber und Gesandter seiner Vorfahren die Lage der Christenheit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der bei seinen festen Grundsätzen einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Verderbniß seiner Zeit voraussah, wurde vor Schmerz und Sorgen wenige Tage nach seiner Wahl auf's Krankenbett geworfen. In Briefen, die er in dieser Zeit an vertraute Personen geschrieben, drückt er seinen Schmerz unumwunden aus.

An Herzog Gottfried, der ihm zu seiner Wahl Glück wünscht, schreibt er: „Fast die ganze Welt liegt so sehr im Argen, daß Alle und besonders die Prälaten vielmehr die Kirche zu zerstören, als sie zu vertheidigen oder zu verherrlichen mit einander wetteifern; und während sie nur nach Gewinn und Ehre streben, stellen sie sich Allem, was zur Religion und zur Förderung der Sache Gottes dient, feindselig entgegen.“ Dem Abt Hugo von Cluny schrieb er: „Oft habe ich Gott gebeten, mich entweder aus dem gegenwärtigen Leben zu befreien, oder durch mich unsrer gemeinsamen Mutter zu nützen; jedoch hat er mich aus meinen großen Leiden nicht befreit und mein Leben hat nicht, wie ich wünschte, jener Mutter, mit der er mich verbunden, genützt. — Die orientalische Kirche ist vom Glauben abgefallen und durch die Ungläubigen von außen her bekämpft. Wirft man seinen Blick nach Westen, Süden oder Norden, so findet man kaum irgendwo Bischöfe, welche auf die rechte Weise ihr Amt erlangt haben, oder deren Lebenswandel den Anforderungen desselben entspricht, welche von der Liebe zu Christus und nicht von weltlichem Ehrgeize in ihrer Amtsführung beseelt werden; nirgends solche Fürsten, welche Gottes Ehre ihrer eigenen und die Gerechtigkeit dem Gewinne vorziehen. Die Menschen, unter denen ich wohne, Römer, Longobarden, Normannen, wie ich es ihnen oft sage, sind ärger als Juden und Heiden. Und wenn ich auf mich selbst sehe, so finde ich mich durch das Gewicht meiner Sünden so bedrückt, daß mir keine andere Hoffnung des Heils übrig bleibt, als in der Barmherzigkeit Christi allein.“ Das war die Lage der Christenheit bei seiner Thronbesteigung; aber so durfte es nicht bleiben. Das edle Herz Gregors fühlte das innigste Mitleid mit dem traurigen Zustande seiner Zeit. Es war eine Zeit der rohen Gewalt, der Zügellosigkeit. Der Ehrgeiz und die Habsucht der Fürsten drückte nicht nur das Volk darnieder, sondern knechtete auch noch die Kirche, von welcher allein die Freiheit und das Glück der Menschen ausgehen konnte. Die Geistlichen, meistens Knechte der Sünde oder durch Geld in ihre Aemter gelangt, waren stumme Miethlinge. Vom Papste mußte die Verbesserung der Kirche und damit ein besserer Zustand der Völker und der Staaten ausgehen. Das erkannte Gregors scharfer Verstand

und er entwarf darnach seine Pläne und Grundsätze. In seinen Briefen hat er dieselben niedergelegt und damit wir seine Handlungen würdigen können, wollen wir seine Grundsätze erst kennen lernen.

Die Kirche Gottes muß frei sein vom Einflusse irdischer Menschengewalt. Der Altar, der Stuhl Petri ist nur unter Gott und nur von Gott. Die weltliche Gewalt ist nöthig für die Kirche; sie hat den Besitz und das Vermögen der Kirche zu schützen. Priesterthum und Königthum müssen einig sein. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere (Papstthum) und den Mond, das kleinere (Königthum). — Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist. Ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt sind. Sie sind sündlichen Begierden und Leidenschaften Preis gegeben und üben Weltliches, weil sie als Diener des Staates der Kirche entfremdet werden. Die Kirche muß daher von Räubern (Simonisten) und Ehebrechern (Unkeuschen) gereinigt werden. — Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen. Er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl und gibt Gott Rechenschaft für die Fehler der Menschen. Sie lehrt den Weg des Rechten, sie ist der Finger Gottes. Also der Papst ist Statthalter Christi und über Allen. — Die Welt ist jetzt im Argen, das Zeitalter ein eisernes, die Kirche in aller Welt in schwerer Bedrängniß. Ihre Diener leben sündlich, und müssen sich bessern und bekehren. Vom Haupte der Kirche aus muß die Besserung und Erneuerung ausgehen, dies muß allem Bösen Kampf und Vertilgung ankündigen, den Frieden der Welt zu gründen, Allen, die um Recht und Tugend bedrängt sind, beistehen. Verfolgung und Bedrängniß darf es von diesem heiligen Zwecke nicht abführen, vielmehr wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, sie bedrängt, ist kein Kind derselben, ist des Teufels, von ihr auszustoßen, von aller menschlichen Gemeinschaft zu entfernen. Also die Kirche muß frei sein, und Alle in ihr unbescholten und rein; das zu bewirken ist des Papstes erstes Streben.

Diese erhabenen Gedanken durchzuführen, war Gregors große Lebensaufgabe. Er war sich bewußt, daß er in einen großen Kampf mit einer halben Welt trat, daß er aber auch die Zustimmung aller rechtschaffenen und frommen Menschen für sich hatte. Dafür brachte er die größten Opfer und scheuete keine Macht der Erde; denn er war überzeugt, daß die Sache, die er führte, Gottes Sache sei und in diesem erhebenden Vertrauen handelte er. „Wer auf dem Stuhle des heil Petrus sitzt," sprach er, „und an Christi Statt der Welt gesetzt ist, muß jedem Sturm trotzen, jeder Gefahr kühn entgegentreten, jedem Widerstand eine ausdauernde Beharrlichkeit entgegensetzen, durch keinen Unfall, keine Verfolgung oder irgend ein Bedrängniß sich von seinem heiligen Zwecke ablenken lassen; kurz, er muß kämpfen, streben, harren und dulden, wie auch Christus geduldet hat."

2. Gregor als Reformator der Priester.

Vor Allem galt es, die Diener der Kirche zu reinigen und zu stärken. Die zwei starken Fesseln, die sie an die Welt banden und zu einem weltlichen Leben verführten, waren die Simonie (Kauf und Verkauf geistlicher Stellen) und der sündhafte Umgang mit dem weiblichen Geschlechte. Petrus Damiani, Kardinalbischof von Ostia, der Freund Gregors, hatte gegen beide Laster mit heiligem Eifer gekämpft. Die Päpste hatten diese Grundübel durch strenge Verordnungen auszurotten gesucht. Gregor griff die Sache wirksamer an. Er erließ die strengsten Verbote und überließ die Ausführung und Ueberwachung derselben den Bischöfen und dem Volke. Das Volk aber stand ganz auf seiner Seite. Auf den ersten Fastensonntag des J. 1074 berief er ein Concil nach Rom, an welchem fünfzig Bischöfe theilnahmen. Hier wurden vier Beschlüsse abgefaßt; 1. kein Geistlicher erlangt ein geistliches Amt um Geld. 2. Eine durch Geld erlangte Kirche kann Keiner behalten. Keiner darf die Rechte einer Kirche kaufen oder verkaufen. Die heilige Schrift, Beschlüsse der Concilien und Aussprüche der Väter verdammen die Käufer und Verkäufer geistlicher Würden. 3. Unenthaltsamen Geistlichen ist jegliches Amt des Altars untersagt. Keiner soll ein Weib nehmen, und wer eines hat, entlassen oder abgesetzt

werden. Auch soll hinfort Keiner ein kirchliches Amt annehmen, der nicht zuvor feierlichst die strengste Ehelosigkeit angelobet hat. Das ist Beschluß der heiligsten, ältesten Concilien. 4. Das Volk soll die Amtsdienste solcher Geistlichen nicht annehmen, welche es die apostolischen Verordnungen übertreten sieht. Das ist Vorschrift alter Concilien. — Alsbald sandte Gregor Legaten in alle Länder, welche diese Beschlüsse verkündigen und durchführen sollten. Ein wahrer Sturm brach nun von allen Seiten aus und beweist deutlicher als Alles, wie allgemein das Uebel um sich gegriffen hatte. Man nannte den Papst einen Ketzer, der des Herrn Wort vergessen: „Wer es fassen kann, der fasse es;" und nicht achte, was der Apostel lehrt: „Wer sich nicht enthalten kann, heirathe; denn es ist besser heirathen, als Brunst leiden." Der Papst wolle die Menschen zwingen, wie Engel zu leben; wenn er die Natur hemme, öffne er der Hurerei und allem unkeuschen Wandel Thür und Thor. Lieber wollten sie das Priesterthum, als die Ehe aufgeben; wenn ihm die Menschen zu schlecht seien, möge er sich Engel zur Leitung der Gemeinden verschaffen u. s. w. Dem Bischof Otto von Konstanz, der sich diesen Beschlüssen widersetzte, gab Gregor einen derben Verweis, gebot ihm, sich zur nächsten Synode zu stellen und entband in einem Schreiben an die Bewohner des Bisthums Konstanz diese des Gehorsams gegen ihren Bischof, wenn derselbe fortfahre „ein Rebell gegen Gott und den Stuhl von Rom" zu sein. Als der Erzbischof Siegfried von Mainz seinen Geistlichen zu Erfurt befahl, ihre Frauen zu entlassen, entstand Aufruhr in der Stadt und er wäre ermordet worden, wenn er, in Todesgefahr schwebend, nicht versprochen hätte, den Papst um Milderung zu bitten. Aber von Gregor kam, wie zu erwarten, ein scharfer Verweis. In seiner Antwort an Siegfried sagt Gregor die schönen Worte: „Es muß uns ja sehr zur Schmach gereichen, daß alle Krieger der Welt täglich für ihren irdischen Fürsten in die Schlachtordnung treten und sich kaum fürchten, der Lebensgefahr sich preiszugeben; und wir, die wir Priester des Herrn heißen, sollten nicht für unsern König streiten, der Alles aus Nichts geschaffen und der für uns bereitwillig sein Leben hingegeben." Ebenso wäre der fromme

Bischof Altmann von Passau beinahe erschlagen worden, wenn ihn das Volk nicht geschützt hätte. Aehnliche tumultuarische Bewegungen entstanden bei Verkündigung der päpstlichen Verordnungen in allen Ländern, besonders aber in Oberitalien und Frankreich. — Gregor blieb unbeugsam. Zur Durchführung seiner Plane schien ihm jetzt ein enger Anschluß an den König Heinrich von Deutschland nothwendig. Eine feierliche Gesandtschaft, bestehend aus vier Bischöfen, denen sich die fromme Kaiserin Agnes, des Königs Mutter, anschloß, sollte Heinrich für Gregors Plane gewinnen. Heinrich versprach, des Papstes Anordnungen zu vollziehen und ihm zur Absetzung der Simonisten hilfreiche Hand zu bieten. Jetzt glaubte Gregor, einen Schritt weiter thun zu müssen. Um die Wurzel des Uebels abschneiden zu können, sollten die Fürsten die Bischöfe nicht mehr mit Ring und Stab, dem Zeichen des geistlichen Amtes, belehnen. Die Investitur oder Besetzung der bischöflichen Stühle durch die fürstliche Macht mußte aufhören, wenn wahrhaft apostolische Männer die bischöflichen Stühle zieren sollten. Zu diesem Zwecke berief Gregor im Jahr 1075 ein Concil nach Rom, worin festgesetzt wurde: „Wer ein Bisthum, eine Abtei oder niederes Kirchenamt aus der Hand eines Laien annehme, solle abgesetzt, und weltliche Fürsten, welche die Investitur solcher Stellen ertheilen, aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden."

3. Gregors Kampf gegen Kaiser Heinrich IV.

Diese Beschlüsse, die nur die alten Kirchengesetze über die freien Wahlen zu Kirchenämtern erneuerten, griffen aber so gewaltsam in die durch Mißbrauch entstandenen Interessen der Fürsten, daß Gregor sich veranlaßt fühlte, an König Heinrich deßhalb zu schreiben. In diesem Schreiben erklärte er, überall Milderungen eintreten lassen zu wollen, wenn er dies mit gutem Gewissen könne. Heinrich aber, der durch seinen Sieg über das Sachsenvolk, das er selbst durch seine Tyrannei zum Aufruhr gereizt, hochfahrend geworden, empfing den Gesandten, der des Papstes Brief überbrachte, mit Kälte. Er betrachtete die römische Kirche von nun als eine Magd, ließ die ge-

bannten geistlichen Räthe, die er auf Bitten seiner Mutter entlassen, wieder an den Hof kommen, und besetzte die wichtigsten geistlichen Stellen mit seinen Kreaturen, ohne auf Würdigkeit der Personen zu sehen oder den Papst um Rath zu fragen. So die wichtigen erzbischöflichen und bischöflichen Stühle zu Köln, Mailand, Bamberg, Paderborn. Der Papst bot Bitten und Drohungen auf; allein der König, von bösen Räthen gehetzt, blieb auf dem einmal betretenen Wege. Die Buhlerinnen des Königs prangten mit den Edelsteinen der Kirche, die erbärmlichsten Menschen erhielten der Kirche Aemter, das Sachsenvolk seufzte unter des Despoten Druck. Dem Papste, dem alleinigen Schützer der Unterdrückten, klagten die Sachsen ihre Noth: harte Knechtschaft liege auf Allen, der König befriedige nur seine Wollust; seiner Laster Zahl und Art sei unaussprechlich: Pfaffen, Dirnen und wollüstige Jünglinge seien seine Rathgeber: mit diesen erwähle er Bischöfe, Prälaten und Aebte. Der Venus halte er Feste und Opfer, mit Frauen lebe er aufs schändlichste. Solch ein König sei keines Thrones würdig. Nun aber sei das römische Kaiserthum ein ewiges Lehen des Stuhls zu Rom. Also werde der Papst und das Volk zu Rom auf bessere Verwaltung des Reiches sehen und einen Würdigern zum römischen Kaiser erkennen. Da erschienen plötzlich des Papstes Legaten am königlichen Hofe zu Goslar und erklärten im Namen des Papstes, der König solle am 22. Februar (1076) zu Rom vor einer Synode erscheinen, um sich von den Verbrechen, deren er sich gegen die Kirche schuldig gemacht, zu reinigen. Leiste er diesem Gebote nicht Folge, so würde er an demselben Tage mit dem Banne belegt und aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen werden. Heinrich, zornentbrannt über des Papstes Vorladung, wieß die Legaten mit Schmach weg und begann nun jenen verhängnißvollen Kampf mit dem Papste, der Deutschland in so große Verwirrung versetzte.

Er berief jene Männer, die er zur Schmach und zum Verderben der deutschen Kirche als Bischöfe aufgedrungen oder die aus sittlicher Verkommenheit Gregors Gegner waren, zu einem Concil nach Worms (1076). Diese blinden Werkzeuge des Kaisers hörten die Vorlesung einer Klage-

schrift an, welche der wegen Erdichtung falscher Briefe und Simonie von Gregor mit dem Bannfluche belegte Kardinal Hugo voll der unverschämtesten Verläumdungen abgefaßt hatte. Darauf sprachen sie des Papstes Absetzung aus und ließen ihm dieses Urtheil in einem Schreiben verkündigen, in welchem der König den Papst also anredet: „Heinrich, von Gottes Gnaden, nicht durch menschliche Willkür König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch.“ Zuletzt fordert er den Papst auf, herabzusteigen von dem angemaßten apostolischen Stuhle. Ein Anderer möge den Stuhl Petri besteigen, der Gewaltthaten nicht durch die Religion bemäntele, sondern die gesunde Lehre des heil. Petrus vortrage. Gregor war gerade auf einer Kirchenversammlung, die er nach Rom berufen und von einhundert und zehn Bischöfen besucht war, anwesend, als der kaiserliche Gesandte mit diesem schmachvollen Schreiben eintrat. Er las das Schreiben laut vor. Aber kaum hatte er geendigt, so entstand ein gewaltiger Sturm des Unwillens in der ganzen Versammlung. Nur mit Mühe wurde der kaiserliche Gesandte vor der Wuth der wachehabenden Soldaten durch Gregors Bitten gerettet. Die Bischöfe drangen in den Papst, diesen Tyrannen seiner Würde zu entsetzen, sie wollten den Papst, ihren Vater, nie verlassen, ihm beständig helfend zur Seite stehen und selbst den Tod für ihn nicht scheuen. Darauf sprach der Papst in einem an den heil. Petrus gerichteten Gebete feierlich den Bann über König Heinrich aus. Er untersagte ihm die Regierung des ganzen deutschen Reichs und Italiens und entband alle Christen des Eides, den sie ihm geschworen. Ueber sämmtliche Bischöfe, welche auf Heinrichs Seite getreten waren, wurde ebenfalls der Bannfluch ausgesprochen.

Der Bann, den der Papst über den König ausgesprochen, brachte eine große Wirkung in Deutschland hervor. Wohl standen auf des Königs Seite seine Vasallen, Fürsten und Bischöfe, welche glaubten, es sei ein Frevel, die Unterthanen von dem Eide der Treue zu entbinden. Aber die Gegner des Königs erklärten, der dem Fürsten geschworne Eid könne sie nicht verpflichten zur Widersetzlichkeit gegen das Oberhaupt der Christenheit. Der Papst selbst glaubte sich im vollen Rechte und erwiederte dem Bischof Hermann von Metz, der ihm seine Be-

denken gegen die Eidesentbindung vortrug, daß von der Binde- und Lösegewalt, die der Herr dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern verliehen, der König keine Ausnahme machen könne. „Denn wer sagt, er könne nicht durch die Banden der Kirche gefesselt werden, muß auch sagen, er könne nicht durch ihre Macht gelöst werden; und wer dieses frech läugnet, trennt sich dadurch völlig von Christus.“ Auch berief sich der Papst auf die Geschichte. Papst Zacharias habe die Franken vom Eid der Treue losgesprochen; der heil. Gregor habe Könige und Herzoge gebannt und abgesetzt; der heil. Ambrosius habe sogar den Kaiser in den Bann gethan. — Die schlechte Regierung des Königs trug Vieles dazu bei, die Wirkungen des Bannes zu verstärken. Der plötzliche Tod mehrerer Anhänger des Königs wurde als ein Strafgericht Gottes angesehen und verbreitete Furcht und Entsetzen. Kaum hatten die Sachsen von dem Bannfluche Kunde erhalten, als sie sich auch schon gegen den König erhoben. Noch am nämlichen Tage, wo der Bann über den König ausgesprochen wurde, baten mehrere Bischöfe den Papst um Verzeihung wegen der Theilnahme an dem Wormser Concil. Als der König hörte, daß des Papstes Partei sich täglich mehrte, schrieb er einen Fürstentag nach Worms aus, aber die meisten Fürsten erschienen nicht, weil sie den Umgang mit dem Gebannten scheueten. Der trotzige Heinrich kam in eine arge Bedrängniß und stimmte einen anderen Ton an. Da man aber die wortbrüchige Natur des Königs kannte, so glaubte man nicht seinen Betheuerungen und Bitten. In dieser Zeit lief ein päpstliches Schreiben an die Bischöfe, Herzoge, Grafen und alle den Glauben Vertheidigende ein, worin es heißt: „Gott ist davon Zeuge, nicht weltlicher Stolz, nicht eitle Weltbegierde, sondern die Sorge und Anordnung des heiligen Stuhls und der allgemeinen Mutterkirche haben uns bewogen, den König seiner Würde zu entsetzen. Darum bitten wir euch, daß ihr ihn gütig aufnehmet, wenn er sich mit ganzem Herzen zu Gott wendet, und für ihn nicht sowohl Gerechtigkeit, welche ihm zu regieren verbietet, aber Mitleiden zeiget. Wendet Alles an zu seiner Besserung, entfernt die verkehrten Rathgeber, welche durch eigne Verbrechen ihn verführen und zur Zwietracht mit der Kirche, mit Gott

und dem heil. Petrus anreizen. Er halte die Kirche nicht mehr für eine ihm untergeordnete Magd, sondern für eine über ihn gesetzte Herrin. Er soll aus Hoffart nicht weiter die Gewohnheiten seines Stolzes, erfunden gegen der Kirche Freiheit, vertheidigen, sondern die Lehre der heiligen Väter beachten. Gibt er uns über diese und andere rechtliche Forderungen Versicherungen, wie es sich geziemt, so wünschen wir von Allem durch fügliche Gesandten belehrt zu werden, auf daß sich dann gemeinschaftlich passende Vorkehrungen finden lassen. Kein Bischof soll sich erkühnen, ihn vom Banne freizusprechen, bis dazu die apostolische Einstimmung erfolgt. Wenn der König keine Aenderung zeigt, so mag man an's Ruder des Reichs einen Solchen setzen, der mit unbezweifelter Versicherung verspricht, alles obengenannte und was für die christliche Religion und das Heil des ganzen Reichs als nothwendig erachtet wird, zu leisten." Auf dieses Schreiben traten am 15. Oktober 1076 die deutschen Fürsten und Bischöfe zu Trebur zusammen. Sie vergaßen die alten Feindschaften, da es des Reiches gemeinem Nutzen galt. Heinrich saß unterdessen zu Oppenheim, Trebur gegenüber, gespannt auf der Fürsten Entscheidung. Täglich sandte er Boten hinüber, welche die demüthigsten Bitten, die heiligsten Versprechungen der Besserung und der Vergeltung des vielen Unrechts durch künftige Wohlthaten zu überbringen hatten. Die Fürsten aber trauten seinen Worten nicht. „Das wisse man: eine alte Krankheit, so tief gewurzelt, sei fast durch kein Mittel heilbar. Leider sei durch langes Nachgeben und zu große Geduld das Reich in völlige Umwandlung gerathen. Lug und Trug, Mord und Raub, Ehebruch und jedes Laster sei an der Tagesordnung." Dann ließ man ihm sagen: die Fürsten würden mit dem Papste einen Fürstentag nach Augsburg verabreden, wohin der Papst selbst kommen und diese Sache entscheiden soll. Wenn er innerhalb eines Jahres von dem Banne nicht losgesprochen sei, so sei seine Sache ohne weiteres verloren. Er solle dem Papste in Allem sich unterthänig beweisen, alle Gebannten von sich entfernen, sein Heer entlassen und in Speier wie ein Privatmann leben. Wenn er diese Bedingungen erfülle, dann wollten sie ihm zu einer Heerfahrt nach Italien, wo ihm der Papst die Kaiserkrone

auffetzen werde, reichlichen Zuzug leisten; im entgegengesetzten Falle würden sie, aller Treue sich entbunden haltend, zusehen, was dem Reiche am meisten fromme. Heinrich gehorchte und zog mit seiner Gemahlin und seinem Sohne nach Speier. Um auf dem Fürstentage zu Augsburg, der auf den 2. Februar des folgenden Jahres festgesetzt wurde, nicht schwere Anklagen hören zu müssen, entschloß sich Heinrich, mit dem Papste sich auszusöhnen. Gregor war unterdessen von Rom aufgebrochen, um nach Augsburg zu reisen. Zu Vercelli hörte er, daß Heinrich in feindlicher Absicht nach Italien komme, und begab sich zu seiner Sicherheit nach Canossa, einer festen Burg der Markgräfin Mathilde. Mit seiner Gemahlin Bertha, seinem Söhnchen und einem Diener war Heinrich zu Anfang des Jahres 1077 von Speier abgereist und gelangte durch Burgund an die Grenzen Italiens. Es war strenge Winterkälte, der Rhein gefroren, der Schnee glatt und hart wie Eis. Mit Lebensgefahr überstiegen die Reisenden die Eisgipfel der Alpen und kamen in die lombardische Ebene. Zu Canossa trug Heinrich dem Papste seine Bitte vor, er möge ihn vom Banne lösen. Gregor aber, der Heinrichs leichtsinnige, charakterlose Natur kannte, beharrte Anfangs darauf, nicht hier, sondern auf dem Fürstentage zu Augsburg müsse sich Heinrich rechtfertigen, ehe er ihn vom Banne löse. Endlich gab er den Bitten und Thränen der anwesenden Fürsten nach und ließ den König zur Buße. Im Umkreise der zweiten Burgmauer stand Heinrich, des königlichen Schmuckes entkleidet, im linnenen Bußgewande, fastend vom Morgen bis Abend, drei Tage lang. Ueber diese demüthige Buße des Königs darf man nicht nach den Ansichten unserer Zeit urtheilen. Der Geschichtschreiber Luden, ein Protestant, sagt davon mit Recht: „Der Auftritt zu Canossa ohne Vorurtheil und aus der Zeit heraus betrachtet hat nichts Unwürdiges. Von persönlicher Feindschaft Gregors gegen Heinrich war keine Spur! Vielmehr erscheint Gregor zwar als Bischof streng und als Haupt der Kirche unbeugsam, aber als Mensch nicht ohne Theilnahme." Am vierten Tage, es war der 26. Jaauar, ließ ihn der Papst zu sich kommen und löste ihn vom Banne unter der Bedingung, daß er sich vor den deutschen Fürsten auf einem

Reichstage rechtfertigen wolle. Werde er schuldig befunden, so müsse er auf die Regierung verzichten; bis zur Entscheidung der Sache dürfe er keine königliche Gewalt ausüben. Nachdem der König diese Bedingungen beschworen, begab er sich in die Kirche, wo Gregor das heilige Meßopfer darbrachte und ihm den Leib des Herrn als Zeichen der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft reichte. Diese Kommunion ist keineswegs als Gottesgericht, wodurch der Papst sich von den ihm aufgebürdeten Verbrechen reinigen wollte und zu Gleichem den König aufforderte, anzusehen. Ein solches Gottesgericht hätte den Reichstag überflüssig gemacht, worauf doch der Papst so sehr gedrungen hat. Die Bischöfe und Fürsten Italiens mißbilligten Heinrichs Aussöhnung mit dem Papste, und waren darüber so erbittert, daß sie seinen Sohn Konrad zum König wählen wollten. Heinrich brach daher schon sechs Tage nach seiner Abreise von Canossa seinen Eid und hätte den Papst gefangen genommen, um sich bei seiner Partei zu empfehlen, wenn seine listige Nachstellung nicht vorher von Gregor und der Markgräfin Mathilde entdeckt worden wäre.

Wie gegen den deutschen König, so zeigte sich die päpstliche Macht auch gegen andere Herrscher. Dem Herzoge von Dalmatien verlieh Gregor den Königstitel und Demetrius, der Herzog, versprach eidlich, den Papst Gregor und seine Nachfolger als seine Herren zu erkennen. Mit Gregors Einwilligung nahm Boleslav, Herzog von Polen, welches Land dem deutschen Reich zinsbar war, den Königsnamen an. Da aber zwei Jahre darauf Boleslav den Bischof Stanislav von Krakau, weil er sein lasterhaftes Leben getadelt, am Altare erschlug, belegte er ihn mit dem Banne und nahm ihm die königliche Würde.

Heinrichs Anhang in Italien mehrte sich täglich; er hatte alle Straßen und Pässe besetzt, so daß der Papst weder nach Rom noch nach Forchheim, wohin die deutschen Fürsten im Jahr 1077 einen Reichstag ausgeschrieben, sich begeben konnte. Um die Verwirrung des Reichs zu beendigen, riethen die zu Forchheim versammelten Fürsten, einen aus ihrer Mitte zum König zu erwählen. Da die päpstlichen Gesandten die Verlegung der Königswahl auf Gregors Ankunft in Deutschland

nicht durchsetzen konnten, so bestimmten sie die Fürstenversammlung, den neuen König zu verpflichten, daß er Bisthümer nicht um Geld oder Freundschaft vergebe, daß er jeder Kirche die Wahl über ihre Glieder frei stelle und daß sein Nachfolger in der Königswürde nur durch freie Wahl erkoren werde könne. Darauf erwählte man Rudolph, Herzog von Schwaben, zum deutschen König und leistete ihm den Eid der Treue. Es war der 15. März 1077. So hatten denn die Fürsten selbst ohne Gregor über Heinrichs Sache entschieden und zu verantworten, was sie vor der Wahl aussprachen: „Stürzt das Reich dadurch ins Verderben, so solle es keinem zur Schuld angerechnet werden, als ihnen.“ Am 26. März wurde Rudolph zu Mainz vom Erzbischof Siegfried zum rechten König und Wahrer des Reichs der Franken gekrönet und eingeweiht. Da Rudolph nach den Bedingungen seiner Wahl auf Seite des Papstes stand, so hatte er viele deutsche Bischöfe, die durch Simonie ihre Würde erlangt hatten, zu Gegnern; auch verließen ihn viele Fürsten, als Heinrichs Anmarsch aus Italien bekannt wurde. Italien und Deutschland waren tief gespalten. Viele Bischöfe, Aebte, Grafen und Ritter, und besonders die Städte in Deutschland schlossen sich an Heinrich an; doch Rudolphs Macht war nicht weniger groß. Wer für die Sache des Papstes war, war auch für Rudolphs Schwert. Heinrichs Heer fiel nun in Schwaben ein und machte das Land durch Mord, Brand und Raub zur Wüste. Rudolph zog sich nach Sachsen zurück, wo ihn die Edlen und das Volk mit Ehren empfingen. Unterdessen waren Gesandte von Heinrich und Rudolph nach Italien gegangen, um den Papst für ihre Sache zu gewinnen. Gregor aber in der schönen Hoffnung, den Thronstreit persönlich und ohne den fürchterlichen Bürgerkrieg beizulegen, entschied sich für keinen von beiden. Er bat, beide Könige möchten ihm sicheres Geleit zur Reise nach Deutschland verschaffen, denn er wolle entscheiden, auf wessen Seite zur Verwaltung des Reichs das Recht sei. Heinrich aber verweigerte das Geleite und besetzte die Alpenpässe. Das Schwert, nicht der Papst, sollte entscheiden. Er verwüstete Bayern und gedachte, Rudolph in Sachsen anzugreifen. Da machte der päpstliche Gesandte auf einer Versammlung der Bischöfe

und Fürsten zu Goslar von seiner Vollmacht Gebrauch, sprach über Heinrich den Bannfluch aus und untersagte ihm alle Verwaltung des Reichs. Heinrich aber rächte sich an seinen Gegnern, verjagte die von Rudolph eingesetzten Bischöfe und Aebte, ließ die Wölfe in die Schafställe und übte schreckliche Thaten.

Gregor war nach Rom zurückgekehrt und berief zu Anfang des Jahrs 1078 eine große Versammlung von Bischöfen dahin, um die Sache der Könige zu entscheiden. Doch die Synode glaubte in einer so überaus wichtigen Sache und in Besorgniß, der Kirche dadurch unermeßlichen Schaden zuzufügen, keine Entscheidung aussprechen zu dürfen. Man kam dahin überein, in Deutschland eine Versammlung der Fürsten und Bischöfe anzusagen, die dann nach fester Erkenntniß der Wahrheit entscheiden sollte, wo das Recht sei. Da aber die Geistlichen in der Lombardei gegen Gregors Verordnungen sich empört hatten, so wurde Thebald, der Erzbischof von Mailand, Guibert, Erzbischof von Ravenna, der Kardinal Hugo, der durch seine Schmähschrift Gregors Leben verdächtigen wollte, und die Bischöfe von Cremona und Tarvisia in den Bann gethan; allein die Parteien wurden dadurch nur noch mehr gereizt und traten einander keck entgegen. In Deutschland wüthete der furchtbarste Bürgerkrieg fort; die Heere beider Könige trafen bei Melrichstadt in Franken zu einem blutigen Treffen zusammen, das aber keine Entscheidung gab. Der Papst lebte immer noch der tröstlichen Hoffnung, die Sache der Könige auf friedlichem Wege, durch Unterhandlungen, Synoden, Gesandtschaften schlichten zu können. Rudolphs Gesandte schilderten wiederholt Heinrichs Greuelthaten, wie er die Länder verwüste, Erzbischöfe und Bischöfe gefangen nehme und niedrige Menschen zu ihren Würden erhebe. Gregors Räthe meinten, es sei nun Zeit, das apostolische Schwert gegen den Tyrannen zu erheben. Allein der Papst verwies sie auf eine Versammlung des Reichs und die Gesandten beider Könige schworen in dem Namen ihrer Herrn, die Zusammenberufung der Reichsstände nicht hindern zu wollen. Der heuchlerische Heinrich aber suchte nur Zeit zu gewinnen, um sich zu rüsten, und hinderte in jeder Weise den

Zusammentritt der Reichsstände. Da die Sachsen die Milde des Papstes gegen Heinrich bitter tadelten, so erklärte Gregor in einem Schreiben an die Deutschen: „Wir haben vernommen, daß Manche unter Euch an uns zu zweifeln anfangen, als hätten wir aus Noth in bestehenden Verhältnissen weltlichen Leichtsinn angewandt. Aber wahrlich keiner von Euch erleidet größere Beängstigung und duldet größeres Unrecht, als wir. Wer Italiener heißt, Alle, sehr wenige ausgenommen, loben und vertheidigen Heinrichs Sache und tadeln mich um zu großer Härte und unrechter Behandlung an ihm. Bisher habe ich, mit Gottes Gunst, dem Allen widerstanden, um noch auf keine Partei, außer wo nach unserer Einsicht Recht und Billigkeit ist, mich hinzuneigen. Haben unsere Legaten etwas, was wir ihnen nicht aufgetragen, gethan, so schmerzt uns dieses. Aber der Ueberzeugung mögt ihr sein, daß, so lange Gott waltet, kein Mensch mich durch Liebe oder Furcht oder durch andere Leidenschaft je vermoch e oder vermögen wird, vom geraden Pfade des Rechts abzulenken. Wer ausharrt bis an's Ende, der wird errettet werden."

Die fortgesetzten Gewaltthaten Heinrichs nöthigten nun den Papst, ernste Maßregeln zu ergreifen. Rudolphs Gesandte klagten vor einer feierlichen Synode zu Rom, Heinrich fahre fort, Alles mit Schwert und Brand zu verwüsten, er verstoße die Erzbischöfe und Bischöfe von ihren Stühlen mit gottloser Grausamkeit; der Erzbischof Werner von Magdeburg sei durch seine Tyrannei ermordet worden; Adelbert, Bischof von Worms, werde gegen den apostolischen Befehl gefangen gehalten. Sie klagten ferner, daß der Tag, den der Papst zur Untersuchung des Rechts und zum Frieden festgesetzt habe, durch Heinrichs und seiner Günstlinge Schuld unterblieben sei und baten demüthig, ihnen und der Kirche Gottes durch Rechtsentscheidung gegen den Kirchenräuber Genugthuung zu geben. Da erhob sich Gregor voll heiligen Eifers, sprach den Bannfluch über Heinrich aus und erklärte Rudolph für den rechtmäßigen König der Deutschen.

Die Kunde des Bannes versetzte Heinrich in die höchste Wuth. Er beschloß, Gregor und Rudolph schwer zu züchtigen und berief seine treuen Fürsten und Bischöfe nach Mainz,

um sich mit ihnen darüber zu berathen. Von da begab man sich nach Brixen, einer tyrolischen Stadt nahe an der italienischen Grenze. Hier trafen Bischöfe und Fürsten aus Italien, Heinrichs Anhänger, ein, erklärten Gregor „den frechen Menschen, der Kirchenraub und Todtschlag predigt, Meineid und Menschenmord vertheidigt, den alten Schüler des Ketzers Berengar, den Traum- und Zeichendeuter" für abgesetzt und erwählten Guibert von Ravenna, Gregors größten Feind, als Clemens III. zum Gegenpapste. In Deutschland begann nun eine fürchterliche Zeit; die Parteien bekämpften einander mit der größten Wuth, manche Stadt, manche Burg ging in Flammen auf. Heinrich zog mit einem wohlgerüsteten Heere nach Sachsen und traf am Elsterflusse mit Rudolphs Schaaren zusammen. Heinrichs Heer wurde in die Flucht geschlagen und große Beute gemacht; aber die Sachsen hatten einen großen Verlust zu beklagen. Rudolphs rechte Hand wurde abgehauen und die Wunde in dem Unterleib war tödtlich. Mit schwacher Stimme fragte er: „Wer hat den Sieg?" Die Umstehenden sprachen: „Ihr, Herr!" Darauf erwiederte er: „Nun leide ich freudig lebend und sterbend, was der Herr gewollt! Nun bekümmert mich der Tod nicht, wenn ich ihn mit der Ehre des Triumphs empfange." Er starb und ward zu Merseburg im Dome begraben. Sein Todestag war der 15. Oktober.

Heinrich, frei von einem furchtbaren Gegner, wendete nun seine Macht gegen Italien. Ganz Oberitalien stand auf seiner Seite; nur die ritterliche Markgräfin Mathilde vertheidigte des Papstes Sache. Gregor, der das furchtbare Gewitter herannahen sah, blieb unerschrocken. Das Bewußtsein des Rechts machte seinen Geist stark. Er vertraute auf Gott, der den Stolz feindlichen Uebermuths zu Boden schlagen und der heiligen Kirche den lang ersehnten Frieden geben werde. Zu seinem Schutze verband er sich mit dem tapferen Robert Guiscard, der Unteritalien beherrschte, und dieser versprach ihm Treue, Schutz und Vertheidigung der Güter des heil. Petrus. Als Heinrich im Jahr 1081 Italien sich näherte und man den Papst an seine verlassene Lage erinnerte, sprach er ungebeugten Muthes: „Ich verachte des Königs

Hoffart, und wenn uns die Hülfe auch fehlt, sein Herankommen scheint uns nicht so bedeutend." Im März 1081 zog Heinrich nach Italien. Er verwüstete die Besitzungen Mathildens, nahm Florenz, Padua und Cremona und brach vor Pfingsten gegen Rom auf. Während Alles um Leben und Gut zitterte, blieb Gregor furchtlos. Er sprach abermals den Bann über Heinrich aus und konnte ungebeugten Muthes an Hermann, Bischof von Metz, schreiben: „Das ist Gottes unaussprechliche Gunst und Gnade, daß er seine Auserkorenen nie gänzlich verirren, nie völlig fallen oder niederwerfen läßt, daß er sie, zur Zeit der Bedrängniß durch nützliche Prüfung bewährt, nach der Unglückszeit selbst stärker macht. Denn wie unter Feigen Einen, um über die Flucht mehr Schmach zu häufen, Furcht ergreift, so entflammt einen Anderen unter Rüstigen, um desto kräftiger zu handeln, desto brennender hervorzubrechen eine männliche Brust. Wer im Kampfe um den Glauben Christi sich freut, unter den Ersten zu stehen, ist Gott, dem Sieger, der Nächste, der Würdigste."

Zwei Jahre lang wurde Rom belagert, aber ohne glückliche Erfolge für Heinrichs Waffen. Unterdessen wählten die Sachsen und Schwaben zu Bamberg den Grafen Hermann von Luxemburg zum deutschen Könige und es entstand auf's neue blutiger Streit unter den Parteien. Hermanns beabsichtigter Zug nach Italien, um dem Papste zu Hülfe zu kommen, konnte wegen des plötzlichen Todes Ottos, des Nordheimers, eines mächtigen Verbündeten, nicht ausgeführt werden. In dieser stürmischen Zeit flohen ernste und stille Gemüther in die Klöster, deren Zahl sich sehr mehrte. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Mittelalters, so viele fromme und demüthige Seelen zu finden unter der Menge roher, wilder Naturen.

Im Jahr 1083 eroberte Heinrich einen Theil der Stadt Rom und brachte durch Geschenke und täuschende Worte viele der römischen Großen und des Volkes auf seine Seite. Diese flehten nun den Papst an, er möge doch Frieden mit dem König schließen. Gregor aber antwortete: „Ich habe des Königs Schlauheit und Umtriebe oft kennen gelernt; jedoch wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn gern freisprechen und ihm

die Kaiserkrone mit Segen aufsetzen; anders kann und darf ich euch in keinem Punkte erhören." Von dieser Zeit an vernachläßigten die Römer die Vertheidigung der Stadt und Gregor zog sich deßwegen mit den Seinen zu seiner Sicherheit auf die Engelsburg zurück. Durch Geld bestochen öffneten die Römer Heinrichs Schaaren die Thoren Roms. Nachdem Heinrich mit dem Gegenpapste Guibert seinen feierlichen Einzug gehalten, den 21. März 1084, wurde Guibert auf den Stuhl des heil. Petrus gesetzt und von zwei lombardischen Bischöfen geweihet. Am Osterfeste setzte Guibert dem König Heinrich die Kaiserkrone auf's Haupt unter dem Jubel des treulosen römischen Volkes. Da aber Heinrich hörte, daß Robert, der Normannen König, mit einem stattlichen Heere dem Papste zu Hülfe eile, verließ er aus Furcht Rom. Die Römer vertheidigten die Stadt. Aber wie ein starker Löwe drang Robert mit seinem mächtigen Heere in Roms Thore ein, und da er überall bedeutenden Widerstand fand, wurden von den Normannen große Greuel verübt. Mord, Raub und Brand verwüsteten die schöne Stadt und züchtigten das treulose Volk für ihren Verrath an Gregor. Nachdem Gregor auf einer Synode Heinrich, Guibert und deren Anhang mit dem Banne belegt, verließ er in Roberts Begleitung die Stadt und begab sich zu seinem Freunde Desiderius, dem Abte von Monte Casino, und von da nach dem befestigten Salerno.

Heinrich wollte nun an Mathilden, dieser treuen Anhängerin Gregors, die seither bedeutende Opfer an Truppen und Geld für die Sache der Kirche gebracht hatte, Rache nehmen. Große Heersäulen durchzogen das Gebiet der Markgräfin und belagerten ihre feste Burg von Sorbara. Da begab sich die Markgräfin mit ausgewählten Streitern zur Nachtzeit ins feindliche Lager, wo Alles, an keinen feindlichen Ueberfall denkend, im Schlafe lag. Mit dem Feldgeschrei: „Sankt Petrus" überfielen sie die Schlafenden, tödteten Viele und machten Viele zu Gefangenen. Das ganze Lager mit vielen Kostbarkeiten wurde genommen. Auf diese Nachricht verließ Heinrich Italien und begab sich nach Deutschland.

4. Gregors Tod und Charakter.

Gregors körperliche Kräfte waren erschöpft; er wurde zu Salerno schwer krank. Er verfaßte noch einen Aufruf an die Christenheit, sein Testament. „Nur darum," heißt es darin, „hat sich Alles wider uns erhoben und verschworen, weil wir bei der dringendsten Gefahr der Kirche nicht länger schweigen, die Bemühungen, sie in die Knechtschaft hinabzustoßen, nicht dulden durften. Ueberall ist auch dem ärmsten Weibe gestattet, sich nach dem Gesetze ihres Landes und nach ihrem Willen rechtmäßig mit einem Manne zu verbinden; der Kirche allein, der Braut Gottes und unsrer Mutter, soll es verwehrt sein, ihrem Bräutigame auf Erden rechtmäßig anzuhängen. Durften wir zugeben, daß Ketzer, Ehebrecher und Eindringlinge sich die Söhne der Kirche unterwarfen und die Schmach ihrer Vergehen auf sie übertrugen?" Er rief die Kardinäle an sein Krankenbett und als sie über ihren bangen Zustand nach seinem Tode klagten, erhob er seine Augen gegen Himmel und sprach: „Ich steige dort hinauf und übergebe euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott." Darauf empfahl er den Abt Desiderius von Monte Casino und die Bischöfe Otto von Ostia und Hugo von Lyon als die würdigsten ihm nachzufolgen. Außer Heinrich und Guibert und denen, die durch Rath und Beistand deren Schlechtigkeit und gottlosen Sinn begünstigten, absolvirte er Alle und segnete alle Menschen, die unbezweifelt glaubten, daß er die besondere Macht an der Apostel Petri und Pauli Statt habe. Bald darauf starb er mit den denkwürdigen Worten: „*Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.*" Ein Bischof soll ihm erwiedert haben: „Herr! Du kannst nicht in der Verbannung sterben, denn du hast an Christi und der Apostel Statt durch göttliche Fügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum empfangen." Gregor starb am 25. Mai 1085; zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage hatte er den heiligen Stuhl verherrlichet. Sein Leichnam wurde zu Salerno in der Kirche des heil. Matthäus beigesetzt.

Gregors großer Gedanke, für den er Alles geopfert hatte, bewegte noch lange Zeit alle Geister. Die Kirche sollte frei sein von der weltlichen Macht und darum mußten die Bischöfe losgerissen werden von ihrer Abhängigkeit. Nur eine freie Kirche konnte der Menschheit Heil und Segen bringen. Nach diesem Grundgedanken seiner Seele, nach seinen Worten und Handlungen ist Gregor zu beurtheilen. „Sein Plan," sagt der Geschichtschreiber Luden, „scheint aus den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust entstanden zu sein. Mitleid mit dem Unglücke der Menschen, und der innige Wunsch, die Ursachen desselben zu entfernen, schienen denselben erzeugt, und ein kräftiger Verstand scheint ihn ausgebildet zu haben. Es war ein Versuch zur Verbesserung und Veredlung des Lebens in dem religiösen Gewande des lebendigen christlichen Glaubens." Wir wissen, Gregor fand in seinem Leben viele Gegner, die in ihrer tiefen Erbitterung sein Andenken geschmähet und verläumdet haben. Er hat als Papst Großes und Bewunderns-werthes geleistet; darum sind die Gegner des Papstthums zu allen Zeiten auch seine Gegner. Nur diese schreiben ihm Ehrgeiz, Herrschsucht und Tyrannei zu. Nicht nach unsern glaubenslosen, verweichlichten Sitten muß man Gregors Handlungen beurtheilen, sondern nach seinem derben, kräftigen, eisernen Zeitalter. Man muß die Gebrechen der Kirche, die Entartung der Geistlichkeit, die Rohheit der Zeit und den schlechten Charakter Heinrichs nie aus dem Auge verlieren, wenn man über Gregors Charakter richtig urtheilen will. Gregor war als Papst ein frommer Mönch, strenge gegen sich wie gegen Andere und erfüllt mit einem tiefen Abscheu vor der Verdorbenheit seines Zeitalters. Daß eine Besserung seines Zeitalters nur durch keusche, gottbegeisterte Priester und Bischöfe herbeigeführet werden könne und daß er deßhalb einen rechtmäßigen Kampf führe gegen die Unenthaltsamkeit der Geistlichen und gegen die Ernennung der Bischöfe durch die Fürsten, davon war Gregor tief überzeugt. Diese Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seiner Handlungen gab ihm auch jenes felsenfeste Gottvertrauen, das ihn in den gefährlichsten Lagen nicht verließ. Gregors Charakter und Handlungen tragen überall das Gepräge des Großartigen, des Erhabenen an sich. Sein fleckenloser heiliger Wandel, seine ungebrochene,

starke, männliche Seele, sein kluges und mannhaftes Kirchenregiment haben ihm mit allem Recht den Namen des Großen erworben.

VI. Der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux. (1091–1153.)

1. Bernhards Leben bis zum päpstlichen Schisma im Jahr 1130.

Zu Fontaines bei Dijon im Burgunderlande wurde im Jahr 1091 der heil. Bernhard geboren. Während sein Vater Tecelin, ein gottesfürchtiger, biederer und tapferer Ritter aus altem adelichem Geschlechte, im Kriegsdienste des Herzogs von Burgund stand, übernahm seine fromme Mutter Elisabeth oder Aleth die Erziehung der Kinder. Es waren sechs Söhne und eine Tochter. Wie die übrigen Kinder, so brachte die fromme Mutter auch Bernhard, den dritten Sohn, zum Altare, um ihn ganz dem göttlichen Dienste zu weihen. Elisabeth zog sich soviel als möglich von dem Getriebe des Weltlebens zurück, verharrte im Fasten, im Wachen, im Gebete, und suchte durch Werke der Liebe zu ersetzen, was der Vollkommenheit einer in der Ehe und in der Welt lebenden Person abgehen konnte. Dieses fromme Beispiel der Mutter strebte das fromme Kind Bernhard nachzuahmen. Als er mehr herangewachsen war, besuchte er die Schule zu Chatillon, wo seine Geistesgaben, seine Fortschritte in den zum geistlichen Stande nöthigen Kenntnissen nicht weniger großes Aufsehen erregten, als sein frommer, demüthiger und barmherziger Sinn und seine Liebe zum einsamen, betrachtenden Leben. Die Bewahrung seiner Unschuld war der stete Gegenstand seines Flehens zu Gott; sein Taschengeld, das ihm die Eltern sandten, verschenkte er im Stillen an die Armen. Als Jüngling von neunzehn Jahren verlor er seine fromme Mutter und die Welt mit ihren Versuchungen sprach ihn nun mächtig an; allein das Andenken an die tugendhafte Mutter war sein Schutzengel geworden. Er ging in eine am Wege stehende Kirche, betete unter einem großen Thränenstrom, breitete die Arme gegen

den Himmel und goß wie Wasser sein Herz aus vor den Augen des Herrn seines Gottes. Er faßte den Entschluß, in ein Kloster zu treten, „wo er am sichersten und reinsten Ruhe für seine Seele unter dem Joche Christi fände.“ Diesen Entschluß theilte er seinen Brüdern und Verwandten mit, die ihn anfangs mißbilligten, aber bald durch Bernhards feurige Beredtsamkeit besiegt entschlossen sich seine vier Brüder — der jüngste Bruder Rivard und seine Schwester Humbeline blieben bei dem alten Vater — und mehrere Verwandte, in den strengsten Orden jener Zeit, in den Orden der Cisterzienser, zu treten. Sie nahmen von dem Vater Abschied und empfingen seinen Segen. Im Schloßhofe sahen sie den jüngsten Bruder Rivard mit anderen Knaben spielen und Guido, der älteste Bruder, sprach zu ihm: „Lebe wohl, mein kleiner Bruder Rivard; du wirst nun der einzige Erbe unserer Güter und Ländereien sein.“ Darauf erwiederte das Kind: „Also euch der Himmel und mir die Erde; das ist keine gleiche Theilung.“ Sie begaben sich nun auf den Weg nach dem Kloster Citeaux (Cisterz), das im Jahr 1098 vom Abte Robert gestiftet worden war. Das Kloster Cisterz lag unfern Dijon in einer öden, für Menschen kaum zugänglichen Gegend und war wegen seiner Armuth und außerordentlichen Strenge nur von wenigen Mönchen bewohnt. Mit dreißig Gefährten erschien der dreiundzwanzigjährige Bernhard im Jahr 1113 vor der Klosterpforte, begehrte demüthig die Aufnahme und wurde von dem Nachfolger Roberts, dem Abte Stephan Harding, einem Engländer, mit Freuden aufgenommen. Hier wollte er dem Herzen und Gedächtniß der Menschen absterben und nur für Gott leben. Er tödtete seine Sinne ab durch Fasten, Wachen und Handarbeit. Unter der Arbeit auf dem Felde, die ihm bei seinem durch Fasten geschwächten Körper sehr beschwerlich fiel, schwang sich sein Geist zu Gott und göttlichen Dingen empor. „Was er in der Erkenntniß göttlicher Dinge vermöge, sagte er späterhin, habe er besonders in Wäldern und Feldern, durch innere Betrachtung und Gebet erlangt, und keine andere Lehrer gehabt als die Buchen und Eichen.“ Der Ruf der strengen Beobachtung der Regel des heil. Benedicts verschaffte dem Kloster viele Schüler und reiche Schenkungen,

so daß der Abt Stephan zwei neue Klöster, die mit dem Mutterkloster zu Cisterz in Verbindung standen, stiften konnte. Zur Erbauung eines dritten Klosters schenkte Ritter Hugo von Champagne dem Abte ein wildes, ödes Thal, in der Diöcese Langres gelegen. Dieses Thal, das ehemals als ein Aufenthaltsort von Räubern Wermuthsthal geheißen, wurde jetzt zur Erbauung eines Klosters hergerichtet und erhielt den Namen Clairvaux, Leuchtenthal. Der fünfundzwanzigjährige Bernhard wurde Abt des neuen Klosters und nahm mit zwölf Mönchen im Jahr 1115 von demselben Besitz. Er verdoppelte seine strenge Lebensart; er aß mit den Brüdern ein Gemüße aus Buchenblättern und Brod, das aus Gerste, Hirse und Wicke gebacken war. Diese übermäßige Strenge schien seine Gesundheit zu vernichten; Bernhard sah einem Todten ähnlicher als einem Lebenden. Da nahm sich seiner Bischof Wilhelm von Chalons, der zugleich Lehrer der Theologie zu Paris war, an. Er ließ sich von dem Ordenskapitel zu Citeaux die Aufsicht über Bernhard übertragen, befahl ihm nun, in einem Häuschen außerhalb des Klosters zu wohnen, sich aller Amtsgeschäfte zu enthalten und schrieb eine andere seine Gesundheit fördernde Lebensart vor. Nach einem Jahre der Erholung bezog er wieder das Kloster und gerieth bald wieder in das Uebermaß des ascetischen Eifers. Er bedauerte später aufrichtig, daß er dem Dienste Gottes und der Brüder seinen Körper entzogen habe, indem er ihn durch unbesonnene Hitze schwächlich und fast unbrauchbar machte. Aber eben die Kraft Gottes, welche in seiner Schwäche um so stärker leuchtete, hat ihm bei den Menschen eine um so größere Ehrfurcht zuwege gebracht und in der Ehrfurcht Ansehen, und in dem Ansehen Gehorsam. Bernhards und seiner Brüder arme und strenge Lebensweise machte auf die üppige Welt einen tiefen Eindruck. Schon die Lage des Klosters weckte einen sittlichen Ernst. „Es war ein öder Platz zwischen finstern Wäldern, von Bergen eingeschlossen. Wer von den Bergen herabkam, hörte in jenem Thale voller Menschen, wo keiner müßig sein durfte, jeder arbeitete, und mit dem ihm übertragenen Werke beschäftigt war, mitten am Tage die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das Geräusch der Arbeitenden und die Lobgesänge

auf Gott. Diese Stille erregte eine solche Ehrfurcht bei den vorübergehenden Laien, daß sie sich scheuten, anders als heilige Dinge zu reden." Viele Männer aus allen Ständen, Ritter und Gelehrte, wurden von dem heiligen Leben zu Clairvaux so angezogen, daß sie als Mönche ins Kloster traten. Auch Nivard, Bernhards jüngster Bruder und Tecelin, sein hochbejahrter Vater, nahmen das Ordensgewand. Die reichen Spenden, die dem Kloster von seinen Bewunderern zuflossen, wurden gewissenhaft für die Armen benützt. Zur Zeit einer Hungersnoth speiste Bernhard 2000 Arme. Viele wissenschaftliche und beredte Männer zogen sich von Zeit zu Zeit in den Klosterfrieden Clairvaux zurück, um durch stille Betrachtungen und ascetische Uebungen sich religiös zu erfrischen. Andere strömten hierher, um den Heiligen in wichtigen Dingen um Rath zu fragen und bald wurde er genöthigt, von der Kraft seiner Beredtsamkeit und Weisheit Gebrauch zu machen. Er wurde Rathgeber und Friedensstifter der Fürsten und Völker, das Orakel der Kirche. Nach dem Muster von Clairvaux entstanden an vielen Orten Klöster, „von überallher wurden Brüder verlangt, nach überall hin versandt; Könige, Prälaten, Provinzen und Städte schätzten sich glücklich, wenn sie eine Zahl Schüler dieses Gottesmannes erhalten können." Bei Bernhards Tode zählte man 160 Klöster, die nach dem Vorbilde des Klosters Clairvaux sich gebildet hatten, und Bernhard als ihren Vater und Lehrer betrachteten.

Wir haben im Leben des heil. Anselm gesehen, in welch' hohem Ansehen das Kloster Cluny stand. Zur Zeit des heil. Bernhard aber war durch Reichthümer die alte Strenge des berühmten Klosters untergegangen. Der Abt Peter, wegen seines frommen Lebens und herzgewinnenden Wesens der Ehrwürdige genannt, ein Freund des heil. Bernhard, beklagte selbst den Zerfall der Klosterzucht. Die Ueppigkeit und Pracht der Cluniacenser trat aber neben dem demüthigen und armen Orden der Cistercienser und der Strenge von Clairvaux grell hervor. Das Volk trug seine Verehrung, die es den Cluniacensern gezollt, nunmehr auf die Söhne des heil. Bern=

hard über. Die Spannung zwischen beiden Orden wurde aber noch vergrößert, als zwei Mönche Clairvaux verließen und sich mit den Cluniacensern vereinigten. Die gegenseitigen Beschuldigungen veranlaßten nun den heil. Bernhard zur Abfassung einer Schutzschrift seines Ordens, worin er zugleich die Mißbräuche des klösterlichen Lebens der Cluniacenser ungescheut zur Sprache bringt. Wir sehen hier den Heiligen als ernsten Zuchtmeister und Eiferer für die Verbesserung des Klosterlebens auftreten. Seine Schutzschrift entwirft ein lebendiges Gemälde der Sitten seiner Zeit. „Wie konnten sich so schreiende Mißbräuche in die Klöster einschleichen! ruft der Heilige aus. Wie kommt es, daß man unter den Mönchen eine so beklagenswerthe Unmäßigkeit in der Nahrung, einen so außerordentlichen Luxus in der Kleidung, den Bettdecken, den Kutschen, den Pferden und den Gebäuden findet! Je mehr diese Ausschweifungen mit Bewußtsein, aus Wollust und im Uebermaße stattfinden, desto mehr behauptet man, daß Ordnung in diesen Häusern herrsche, und die Religion in einem blühenden Zustande sei. Sparsamkeit gilt hier für Geiz, Nüchternheit für bäurisches Wesen, Stillschweigen für Melancholie; dagegen heißt Nachlässigkeit Klugheit, Verschwendung Freigebigkeit; häufige Unterhaltungen gelten hier für Höflichkeit, Scherze und Gelächter für Heiterkeit. Wenn man sich Ueberflüssiges gestattet, sagt man, es geschehe aus Liebe. Aber diese falsche Liebe zerstört die wahre. Und was ist dieß für eine Liebe, welche das Fleisch liebt und den Geist vernachläßigt? Was ist dies für eine Klugheit, welche der Liebe Alles, der Seele Nichts gibt? Nein, ich sage es noch einmal, dies ist weder Liebe noch Klugheit, sondern Unklugheit ist es, die Leidenschaften und die Gefühle der Sinnlichkeit zu nähren, und nicht an der Pflege der Tugenden zu arbeiten." — Er geht nun mehr ins Einzelne. Er tadelt zuerst die Ueppigkeit bei den Mahlzeiten. „Wenn sich die alten Mönche zur Zeit des heil. Antonius zuweilen aus christlicher Liebe Besuche machten, empfingen sie gegenseitig mit solcher Begierde das Brod der Seele, daß sie des Leibes Nothdurft vergaßen und oft ganze Tage zubrachten, ohne Etwas zu essen. Dies hieß gewiß die wahre Ordnung beobachten, der Seele die erste Sorgfalt zu

widmen. Aber heutzutage verlangt und reicht Niemand das Himmelsbrod. Es handelt sich nicht mehr um die heilige Schrift und um das Heil der Seelen, die Unterhaltungen gehen unter Possen, Gelächter und unnützem Geschwätze vorüber. Während man diese leichtsinnigen Unterhaltungen in die Länge zieht, folgt ein Gericht auf das andere; und um sich für die Enthaltung vom Fleische zu entschädigen, erscheinen große Fische in doppelten Reihen auf der Tafel. — Der Bauch, welcher keine Augen hat, sieht nicht, daß er voll ist, und die Mannichfaltigkeit bewahrt vor Eckel. — Was nun das Wassertrinken betrifft, was soll ich davon sagen, da man selbst den Wein nicht damit mischt? Besonders an Festtagen begnügt man sich nicht mit dem natürlichen Wein; man trinkt kostbarere Weine und zieht sie vor, weil sie aus der Fremde kommen, und weil sie mit Liqueuren und Gewürzen gemischt sind, welche sie für den Gaumen angenehmer machen." Ebenso tadelt er den Aufwand an Kleidern. „Unsere Kleider, statt Zeichen der Demuth zu sein, dienen dem Stolze und dem Luxus zum Muster. Kaum liefern unsre Provinzen Stoffe, die für unsern Geschmack reich genug sind. Der Ritter und Mönch machen sich aus demselben Tuche Kriegsmantel und Ordenskleid. — Ihr werdet mir vielleicht entgegnen, daß die Religion nicht im Kleide, sondern im Herzen besteht. Dies ist wahr... Allein was äußerlich erscheint, geht, nach dem Evangelium, aus dem Innern hervor. Wenn also das Herz eitel ist, so zeigt sich die Eitelkeit äußerlich, und die äußere Ueberladung ist ein Merkmal der geistigen Schwäche." Warum dulden aber die Aebte diese Unordnungen? Vielleicht, wenn ich es offen sagen darf, weil Niemand an einem Anderen tadelt, was er sich selbst vorwerfen kann. Ja, ich sage es frei heraus; mag man mich auch der Anmaßung bezüchtigen. Wie hat sich doch das Licht der Welt verdunkelt? Wie ist das Salz der Erde so fade geworden? Diejenigen, deren Leben uns zum Muster dienen sollte, sind durch ihre Handlungen Beispiele des Stolzes und der Eitelkeit und selbst verblendet führen sie Blinde!" — Er empfiehlt noch die Einfachheit der Kirchen im Gegensatze gegen die prachtvolle Klosterkirche zu Cluny, indem solche äußerliche Dinge wohl einen sinnlichen Menschen anziehen könneu, einem

Mönche aber, dessen Hauptstreben innere geistige Vollendung sei, nichts nütze. Seine Schrift schließt er mit den Worten: „Ich weiß wohl, daß, während ich die Unordnungen tadle, ich bei den Unordentlichen anstoße. Dessenungeachtet kann es durch den Willen Gottes geschehen, daß selbst diejenigen, welche ich beleidigt zu haben fürchte, es nicht sind, und daß meine Freimüthigkeit ihnen gefällt. Allein dann müssen sie aufhören zu sein, was sie waren... Endlich lobe und erhebe ich öffentlich, was an unserm Orden zu loben ist. Was zu verbessern ist, zeige ich euch und meinen anderen Freunden, damit es verbessert werde. Dies heißt nicht verläumden, sondern zum Guten anziehen." Bernhards freimüthige Worte reizten die entarteten Mönche zum Zorne, die besseren aber erkannten mit Freuden seinen Beruf, die ursprüngliche Heiligkeit und Reinheit des Klosterlebens herzustellen und förderten sein frommes Streben. Der edle Abt von Cluny, Peter der Ehrwürdige, schloß sich nur noch inniger an Bernhard an. In seiner Antwort an Bernhard bittet Peter, er möge nicht übersehen, daß man auf verschiedenen Wegen zum nämlichen Ziele gelange. Die Liebe sei das Wesentliche; frei in ihrem Thun sorge sie für das Heil der Menschen nach den verschiedenen Bedürfnissen und Zuständen der verschiedenen Zeiten. Nicht die Verschiedenheit der Gebräuche sei das Uebel, sondern das sei der Hochmuth, die Selbstgerechtigkeit auf Seiten der Cistercienser, und auf Seite der Seinigen der Neid. Bernhard möge dahin arbeiten, daß die Liebe zwischen beiden Gemeinschaften wieder hergestellt werde, was er auch seiner Seits thun wolle. Auf die Häupter beider Orden hatte dieser Kampf keinen trennenden Einfluß. „Wenn es mir frei stände, mein theurer Bernhard, schreibt Peter, und wenn es Gott wollte, so wollte ich lieber durch die stärksten Bande mit dir vereinigt sein, als über die Welt herrschen; denn muß man das Glück, bei dir verweilen zu dürfen, nicht allen irdischen Gütern vorziehen? Nicht nur die Menschen, auch die Engel würden Wonne darüber empfinden." — Wie die Cistercienser, so führten auch die Karthäuser ein strenges ascetisches Leben. Der fromme Priester Bruno von Köln stiftete diesen Orden, indem er im Jahr 1084 in dem wilden Thale Chartreux unweit Grenoble

mit zwölf Gesinnungsgenossen sich niederließ. Sie beobachteten ein strenges Stillschweigen und brachten ihre Zeit mit Andachtsübungen, geistlichen Studien und körperlichen Arbeiten zu. Die gleiche Lebensweise zog den heil. Bernhard zu den Schülern des heil. Bruno hin und im Jahr 1123 besuchte er die Felsen und wilden Berge, auf deren Spitze die Karthäuser ihre Kreuze und Zellen aufgepflanzt hatten.

Bernhards Wirksamkeit beschränkte sich aber nicht auf die Klöster; überall, wo er nützen konnte, galt es nur der heiligen Sache der Religion und Kirche oder Unglückliche gegen Willkühr in Schutz zu nehmen, sehen wir ihn segensreich wirken. Der großen Macht, die er über die Gemüther ausübte, widerstand Niemand. Graf Theobald von Champagne hatte Humbert, einen seiner Vasallen, ohne genaue gerichtliche Untersuchung verbannt und seiner Güter beraubt und dadurch dessen Weib und Kinder in das größte Elend versetzt. Bernhard bat für die unglückliche Familie, aber vergebens. Nun schrieb er an den Grafen und sagte unter Anderem: „Wißt ihr wohl nicht, daß, so leicht ihr dem Humbert sein Erbtheil nehmen könnt, so leicht oder vielmehr unendlich leichter Gott das himmlische Erbtheil euch entziehen kann? Auch in solchen Sachen, wo die Schuld so offenbar ist, daß keine Gelegenheit zum Mitleid unbeschadet der Gerechtigkeit bleibt, auch da müßt ihr mit Schmerz und Zittern Rache üben, mehr durch die Nothwendigkeit und Amtspflicht, als durch die Begierde zur Rache getrieben." Auf dieses Schreiben ließ der Graf die Sache Humberts nochmals untersuchen und erklärte denselben für unschuldig, aber er war zu schwach, ihn in seine Güter wieder einzusetzen, in deren Genuß Humberts Feinde sich befanden. Bernhard schrieb deßwegen noch nachdrücklicher dem Grafen: „Zwar fürchte ich euch zu beleidigen, aber wie weit mehr muß ich fürchten, Gott zu beleidigen, wenn ich mich des Unglücklichen nicht annehme, ich kann mein Mitleid nicht versagen der Wittwe und den Waisen, und die, was noch trauriger ist, verwaiset sind bei dem Leben ihres Vaters. — Ich beschwöre euch bei der Barmherzigkeit Gottes, auf daß ihr dieselbe erlangen möget, hütet euch, daß der Gottlose nicht

durch den Raub des Dürftigen stolz sich bereichere, und daß ihr euer Versprechen haltet." — Bei demselben Grafen verwandte sich Bernhard für einen Unglücklichen, dem er zur Strafe für einen Zweikampf die Augen ausstechen und seine Güter nehmen ließ. „Es ist billig, schrieb er dem Grafen, daß ihm wieder gegeben werde, was er brauche, sein elendes Leben zu erhalten. Aber auch den schuldlosen Kindern darf des Vaters Schuld nicht zugerechnet werden, daß sie die liegenden Güter, falls deren sind, nicht erben könnten."

Die Schutzschrift Bernhards, in welcher er die Unordnungen und Mißbräuche des Klosterlebens freimüthig tadelte, traf aber nicht weniger auch die Geistlichen überhaupt, welche der Verweltlichung anheim gefallen waren. Den Grund dieser Verweltlichung sehen wir in der unumschränkten Herrschaft der Fürsten, vermöge deren sie die einträglichen geistlichen Stellen an ihre Günstlinge verschenkten oder den Meistbietenden verkauften. Darum sehen wir den heil. Bernhard nicht nur gegen diesen beklagenswerthen Mißbrauch eifern, sondern ihn auch überhaupt eifrig bemüht, die Geistlichen zu ihrer geistlichen Bestimmung zurückzuführen. Wie ihm dies gelungen, wollen wir an einigen Beispielen zeigen.

Seine Schutzschrift bekehrte den berühmten Süger, Abt von Saint-Denis und Minister Ludwigs VI. und VII. Die Abtei, deren Vorstand er war, war ein Lusthaus des Königs geworden; Alles hallte wieder vom Lärmen des weltlichen Treibens, selbst Weiber gingen frei aus und ein. Da las Süger Bernhards Schrift und der Strahl der Gnade traf sein Herz. Er stellte eine strenge Ordnung in seinem Kloster wieder her und starb 1152 mit den erhabensten Gesinnungen der Religion. Diese Bekehrung eines so mächtigen Mannes machte den tiefsten Eindruck. Bernhard konnte nicht umhin, seine Freude in einem Briefe an Süger auszudrücken und sagt: „Der Erlöser wird unwillig über Jene, welche aus einem Bethause eine Räuberhöhle machen; er wird den segnen, welcher Gott seine frühere Wohnstätte wieder zurückgibt, welcher aus einem Waffenplatze einen Himmel und aus einer Schule des Satans eine Schule Jesu Christi macht."

Eben so bekehrte sich Heinrich, Erzbischof von Sens, einer der angesehensten Prälaten Frankreichs, der am Hofe ein weltliches Leben geführt hatte. Er bat den heil. Bernhard um eine Belehrung über die Pflichten eines Bischofs und so entstand das treffliche Büchlein: „Von den Sitten und dem Beruf der Bischöfe." Nachdem er in dieser Schrift das Bild eines guten Hirten entworfen, straft er die demselben widerstrebenden Fehler und Mißbräuche und rügt besonders die Prachtliebe der Geistlichen und den Mißbrauch der Kirchengüter, die doch den Armen gehören. „Es klagen und schreien die Nackten und Hungrigen: Unser ist, was ihr verschwendet, denn auch wir sind Gottes Geschöpfe, auch wir durch Christi Blut erlöset." — Drei Bitterkeiten habe die Kirche zu bestehen, die erste durch den Tod ihrer Martyrer, die zweite, die bitterere, durch den Kampf mit den Ketzern, aber die bitterste sei jetzt, in den Sitten ihrer Hausgenossen. — Der Ehrgeiz ist die Quelle dieses Uebels. Weil man heutzutage die Würde und nicht die Bürde ansieht, schämt man sich, in der Kirche ein einfacher Geistlicher zu sein; Jeder will zu den höchsten Stellen emporsteigen. Knaben, bartlose Jünglinge, deren einziges Verdienst in ihrer Geburt besteht, werden zu kirchlichen Würden erhoben; froher, daß sie der Ruthe entlaufen sind, als daß sie die höchsten geistlichen Würden erlangt haben. Mit der Zeit übermüthiger werdend, lernen sie bald Altäre verkaufen, die Börsen ihrer Untergebenen leeren und brauchen in dieser Disciplin allerdings die rechten Lehrer: die Ehrsucht und die Habgier."

Der Bekehrung des Erzbischofs von Sens und des Abtes Süger folgte bald die des Bischofs von Paris, Stephan von Senlis. König Ludwig VI., ein herrschsüchtiger und zorniger Mann, sah es ungern, daß dieser Prälat, den er mit Gnaden überhäuft hatte, seinen Hof verließ, um als treuer Hirt seine Heerde zu weiden. Der Bischof trug geduldig die Ungnade des Königs. Als derselbe aber seiner Güter, die Güter der Kirche waren, beraubt wurde, begab er sich nach Citeaux, wo gerade das große Kapitel der Ordensäbte sich bei einander befand, und bat um Rath und Beistand. Man be-

schloß einen Brief an den König zu senden, den Bernhard abfassen sollte. Darin heißt es: „Die Kirche sieht sich durch den Fürsten angegriffen, der sonst ihr Vertheidiger war. Ueberlegst du auch, wen du beleidigst? Es ist nicht der Bischof von Paris, sondern der höchste Herr des Himmels und der Erde, der schreckliche Gott, der das Leben gibt und nimmt, der mit Einem Worte erklärt, daß, wer seine Diener verachtet, ihn selbst gering schätzt." Die Mönche erklären nun weiter, wenn der König nicht ein so großes Aergerniß aufhebe, die Sache des ehrwürdigen Bischofs an den Papst berichten zu wollen. Aber diese Vorstellungen fruchteten nichts, ebenso wenig Bernhards prophetisches Wort, daß zur Strafe des Königs, weil er den furchtbaren Gott verachtet und die flehentlichen Bitten der Bischöfe gering geschätzt, sein ältester Sohn durch einen frühzeitigen Tod ihm entrissen werde. Und wirklich starb Philipp, der muthmaßliche Thronerbe, in Folge eines Sturzes vom Pferde im Jahr 1131. Noch ehe dieses traurige Ereigniß eintraf, belegte der Erzbischof von Paris seinen Sprengel mit dem Interdict. Sobald über ein Land diese höchste kirchliche Strafe ausgesprochen wurde, hörte der Gottesdienst auf, die Kirchen wurden ihres Schmuckes entkleidet; außer Geistlichen, Bettlern und zweijährigen Kindern durfte Niemand kirchlich begraben werden. Nur den Sterbenden wurde die heilige Wegzehr gereicht. Das Alles mußte auf das Gemüth des Fürsten und Volkes den schrecklichsten Eindruck machen. Auch Ludwig war zum Nachgeben bestimmt. Aber man erschlich zu Rom die Aufhebung des Interdicts und der König war nun trotziger als vorher. Bernhard wendete sich gleich an den Papst Honorius und schrieb voll männlicher Freimüthigkeit: „Mit Schmerz haben wir es mit ansehen müssen, mit Schmerz sagen wir es auch: Die Ehre der Kirche hat zur Zeit des Honorius nicht wenig Noth gelitten. Doch wir wissen, daß jener Brief durch Lüge und Betrug erschlichen, und da der Betrug jetzt entdeckt, so müßten die Betrüger erfahren, daß sie sich selbst, nicht eine so große Majestät betrogen hätten." Das wirkte und der Papst nahm sich des unterdrückten Erzbischofs an.

Durch die großartigen Züge nach dem Morgenland, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, durch die Kreuzzüge, deren erster unter des edlen, frommen Herzogs von Lothringen, Gottfried von Bouillon's Anführung mit Jerusalems Eroberung sich endigte (15. Juli 1099), war in den Abendländern eine mächtige religiöse Begeisterung geweckt worden. Der ritterliche Geist des Zeitalters mußte in dem heiligen Kriege das schönste Ziel seines Strebens erkennen. Das heilige Ziel verlangte aber auch eine andere, eine religiöse Lebensweise. „Der Krieger wurde Mönch im Hinblick auf das himmlische Sion, der Mönch Krieger zur Befreiung des irdischen Sion." Indem fromme Ritter ihr Leben dem heiligen Kampfe durch ein feierliches Gelübde weiheten, entstanden die religiösen Ritterorden. Bald nach dem ersten Kreuzzuge entstanden die Hospitaliter oder Maltheserritter, die sich zum Schutze der Pilger und zur Krankenpflege zu Jerusalem niederließen. Da aber ihre Hilfe dem Bedürfniß nicht vollkommen entsprach, traten im Jahr 1118 zu demselben Zwecke neun edle Männer aus der Gesellschaft Gottfrieds von Bouillon zusammen, und, weil sie ihre Wohnung an der Stätte des salomonischen Tempels hatten, wurden sie Tempelritter genannt. Im Jahr 1128 baten sie den Papst um eine Lebensregel und um seine Gutheißung. Da die Ritter aus Frankreich waren, so beauftragte der Papst die im nämlichen Jahre zu Troyes versammelten französischen Bischöfe, um kirchliche Angelegenheiten zu berathen, wozu auch der heil. Bernhard gezogen war, mit Entwerfung einer Ordensregel. Hugo von Paganis, der erste Großmeister des Ordens, erschien mit fünf Rittern vor den versammelten Vätern und legte in beredten Worten die herrlichen Absichten des Ordens auseinander. Die Kirche, sprach er, habe genug Bollwerke gegen ihre unsichtbaren Feinde und die Bosheit der geistlichen Mächte, aber sie ermangele noch eines besonderen Beistandes gegen ihre sichtbaren Feinde, namentlich im Morgenlande, wo die Ungläubigen die heiligen Oerter fast unzugänglich machten. Seine Genossen fühlten sich stark genug, sich diesem rühmlichen Berufe zu widmen. Auf Verlangen der Väter entwarf der heilige Bernhard eine Regel, die

kurz in der Eidesformel enthalten ist, welche die Ritter bei Ablegung ihrer Gelübde aussprechen mußten. Nachdem im Eingange dieser Formel der Ritter gelobet, den christlichen Glauben zu vertheidigen und dem Großmeister „nach den Statuten unsers seligen Vaters Bernhardus" zu gehorsamen, heißt es weiter: „Ich will in den Kampf ziehen jenseits des Meeres, so oft es die Noth erfordert. Ich will niemals vor drei Ungläubigen fliehen, selbst wenn ich allein bin. Ich will eine beständige Keuschheit beobachten. Ich will mit meinen Worten, meinen Waffen und meinen Handlungen die Ordensmänner und insonderheit die Aebte und Mönche des Cistercienserordens als unsere Brüder und besondere Freunde, mit welchen wir eine besondere Verbrüderung eingegangen, beschützen. Zum Zeugniß dessen schwöre ich freiwillig, daß ich alle diese Verpflichtungen halten will. So wahr mir Gott helfe und seine heiligen Evangelien." — Nachdem der Großmeister diese Ordensregel empfangen, sprach der heil. Bernhard zu den weggehenden Rittern: „So gehet denn hin, ihr tapferen Ritter. Verjaget mit unerschrockenem Herzen die Feinde des Kreuzes Jesu Christi und seid versichert, daß weder Leben noch Tod euch von der Liebe Gottes wird scheiden können, welche in Jesu Christo ist. In allen Gefahren und Lagen wiederholet diese Worte des Apostels: Lebendig oder todt, sind wir Gottes; als Sieger oder Martyrer freut euch, ihr seid des Herrn." Durch die Empfehlung und das Ansehen des heil. Bernhard gewann der neue Orden bald Ansehen und zahlreiche Mitglieder. Besonders trug dazu bei seine „Lobrede auf die neue Art des Ritterthums an die Tempelherrn." Das Eigenthümliche des Tempelherrnordens stellt er in demselben dar „als eine neue Art des Kriegsdienstes und früher unerhört, ein doppeltes unermüdetes Kämpfen, einerseits gegen Fleisch und Blut, andererseits gegen die feindlichen bösen Mächte im Geiste. Wem sollte das nicht als das bewunderswertheste erscheinen, daß der innere und äußere Mensch zugleich mächtig jeder mit seinem Schwerte sich rüstet." — „Sie kämpfen, siegen auf das herrlichste für Christum, noch herrlicher ist ihr Tod, denn sie sterben als Martyrer für Christum. Andere Kriege werden erregt durch Leidenschaft und ungerechte Ur-

sachen; der Sieger wird in seiner Seele selbst durch das Böse besiegt, er siegt als Mörder und geht der Strafe des Mörders entgegen; aber auch der Gebliebene stirbt in der Gesinnung des Mörders und geht ewigem Tode entgegen. Etwas anders ist die Nothwehr, doch auch hier ist der Sieg kein Glück. — Doch sollten auch die Ungläubigen nicht getödtet werden, wenn sie nur auf irgend eine andere Weise von der zu großen Beunruhigung und Unterdrückung der Gläubigen könnten zurückgehalten werden. Nun aber sei es freilich besser, daß sie getödtet würden, als daß die Ruthe der Sünder über das Erbtheil der Gerechten bleibe." Er schildert das eitle Wesen der weltlichen Ritter, und lobt die Sitten und Lebensweise der Tempelritter. Sie sind gehorsam, leben gemeinsam ohne Frauen und Kinder, ohne Eigenthum. Nie sind sie müßig, wenn sie nicht im Kriege sind, so beschäftigen sie sich damit, ihre Waffen oder ihre Kleider auszubessern, damit sie ja ihr Brod nicht umsonst essen. Jeder Fehler wird gestraft, ein leichtsinniges Wort, eine unnütze Handlung, ein unmäßiges Gelächter. Die Jagd ist ihnen untersagt, eitle Gesänge, das Schach- und Würfelspiel und andere weltliche Lustbarkeiten sind aus ihrer Gesellschaft verbannt... Aber kein Herannahen der Schlacht, von außen mit eisernen und nicht „vergoldeten" Waffen, und innerlich mit den Waffen des Glaubens beschützt, sind sie kühn wie die Löwen, und stürzen auf die Feinde, ohne ihre Zahl noch ihre Grausamkeit zu fürchten." — Dieser Orden, dessen Tapferkeit den Christen im Morgenland von ungemeinem Nutzen war, wurde 183 Jahre nach seiner kirchlichen Gutheißung und Einrichtung unter schweren Beschuldigungen, deren Wahrheit noch theilweise bezweifelt wird, von Papst Clemens V. im Jahre 1311 aufgehoben.

Der große Einfluß des Abtes von Clairvaux, von dem sich Fürsten, Bischöfe und selbst päpstliche Legaten leiten ließen und der nach der Klage vieler Geistlichen die Väter zu Troyes zu strengen Gesetzen veranlaßt habe, erweckte Neid und Mißvergnügen. Der Kardinal Haimerich wurde daher beauftragt, dem heil. Bernhard Vorstellungen zu machen. Er rieth

ihm, sich um die Angelegenheiten der Welt nicht mehr zu bekümmern, weil dies einem Mönch nicht zieme. Bernhard erklärte darauf, wenn er den Verhandlungen des Concils beigewohnt habe, so sei er dazu berufen, ja sogar gezwungen worden. „Uebrigens, fährt er fort, weiß ich Niemand, der besser, als du mich in Zukunft mit dergleichen Angelegenheiten verschonen könntest, es liegt in deiner Macht und Willkür. Ich beschwöre dich, handle so, daß wir beide mit einander zufrieden sein können, du, indem du die Sachen in Ordnung hältst, ich, indem ich für das Heil meiner Seele wache. Man untersage also immerhin den lästigen Fröschen — so hatte sich Haimerich gegen Bernhard ausgedrückt — aus ihren Löchern hervorzugehen und ihre Sümpfe zu verlassen! man soll sie nicht mehr in den Versammlungen hören; keine Noth, kein Ansehen soll sie ferner zwingen, sich in die weltlichen Angelegenheiten zu mischen! Vielleicht wird dies das Mittel sein, den Anklagen des Stolzes und Ehrgeizes, deren Gegenstand ich bin, ein Ziel zu setzen.... Wenn ich also durch deinen Einfluß die Gnade erlangen kann, in meinem Kloster zu bleiben, so werde ich in Frieden leben, und die anderen in Frieden lassen.“ — Der Kardinal fühlte das ungerechte Vorurtheil, das man gegen den frommen, uneigennützigen Bernhard hegte, und suchte auf alle Weise die dem Heiligen widerfahrene Kränkung wieder gut zu machen. Bernhard aber brachte die letzte Hälfte des Jahres 1128 und fast das ganze folgende Jahr in heiligen Uebungen in seinem Kloster zu. „Mein Entschluß ist gefaßt, schrieb er an den Kanzler der römischen Kirche, ich werde mein Kloster nicht mehr verlassen, es sei denn, daß die Angelegenheiten unseres Ordens uns dazu nöthigen, oder daß ich den förmlichen Befehl von einer höheren Gewalt erhalte.“

2. Bernhards Leben von dem Schisma nach dem Tode des Papstes Honorius II. bis auf Papst Eugenius III. 1130 – 1145.

Nach dem Tode des Papstes Honorius, der am 14. Februar 1130 starb, wählte ein Theil der Kardinäle den mächtigen und reichen Kardinal **Peter von Leon**, den Enkel

eines reichen jüdischen Wucherers, der zur christlichen Religion übergetreten war, zum Papste. Er nannte sich Anaklet II. Ehe er zur Kardinalswürde erhoben wurde, war er Mönch zu Cluny. Durch seine bedeutenden Reichthümer und seine ausgebreitete Familie hatte er unter den römischen Großen und dem Volke viele Anhänger und sein stolzer Geist war längst lüstern, die höchste der menschlichen Würden zu erringen. Diejenigen Kardinäle aber, welche dem verstorbenen Papste am nächsten gestanden hatten, besonders der Kardinalkanzler Haimerich, fürchteten von der Erhebung Peters ein Uebergewicht der weltlichen Macht, das der Kirche nur Schaden bringen könnte. Sie wählten daher den frommen und gelehrten Kardinal Gregor, welcher den Namen Innocenz II. annahm. Diese Spaltung erregte die heftigsten Unruhen zu Rom. Da Anaklet das Volk und die Truppen gewonnen hatte, und die meisten Städte Italiens sich für ihn erklärten, glaubte sich Innocenz nicht mehr sicher und floh nach Frankreich. König Ludwig VI., der selbst nicht wußte, auf wessen Seite das Recht war, berief eine Versammlung von Bischöfen und Prälaten in die Stadt Etampes. Aber das Orakel der Zeit, der heil. Bernhard, durfte nicht fehlen. Auf dringendes Bitten des Königs und des Concils und im Hinblick auf die Gefahren der Kirche verließ der Heilige seine einsame Zelle und nachdem er alle Umstände genau geprüft, entschied er sich für den würdigsten, für Innocenz. Durch die Kraft seiner Worte gewann er die ganze Versammlung für Innocenz, der nun einstimmig als rechtmäßiger Papst von dem Könige und der Geistlichkeit Frankreichs anerkannt wurde. Auch Peter der Ehrwürdige von Cluny brachte Innocenz seine Huldigung dar, sandte ihm sechszig Pferde mit einer ehrenvollen Begleitung entgegen und lud ihn nach Cluny ein, wo sich der Papst elf Tage aufhielt. So entschieden die beiden berühmten Häupter der Mönchsorden über die Papstwahl. Der König Ludwig besuchte mit seiner ganzen Familie und den Würdeträgern des ganzen Reichs den Papst und fiel nach der Sitte der Zeit vor dem Nachfolger des heil. Petrus zu Füßen. Wie König Ludwig, so wurde auch Heinrich I., König von England, durch den heil. Bernhard für Innocenz gewonnen. Da der König aus

Gewissensgründen für Anaklet sich erklärte, sprach der Heilige die kühnen Worte zu ihm: „Du schwankest, den Papst Innocenz anzuerkennen, aus Furcht zu sündigen. Beunruhige dich wegen anderer Sünden, für welche du dich einst verantworten mußt; denn diese nehme ich vor Gott auf mich und werde mich für dich deßhalb verantworten.“ Darauf erkannte Heinrich den Papst an, besuchte ihn und versprach ihm Gehorsam. Bernhard begleitete nun den Papst nach Lüttich (1131), wo er von Kaiser Lothar glänzend empfangen und anerkannt wurde. Obschon die Fürsten und Völker der meisten Länder sich für Innocenz entschieden hatten, so gab es doch noch eifrige Anhänger des Gegenpapstes. Gerard, Bischof von Angouleme und Legat Anaklets, gewann durch falsche Vorspiegelungen den Herzog Wilhelm von Aquitanien für die Sache des Gegenpapstes. Dieser despotische Fürst setzte jene Geistlichen ab, welche den Innocenz anerkannten, und verfolgte sie auf grausame Weise. Bernhard empfing den gefahrvollen Auftrag, diese Spaltung beizulegen. Er begab sich an den herzoglichen Hof und erschütterte durch Bitten und Drohungen das harte Herz Wilhelms dergestalt, daß er dem Papste Gehorsam leistete; allein zur Wiedereinsetzung der vertriebenen Bischöfe wollte er sich nicht verstehen, weil er geschworen, sich niemals mit ihnen auszusöhnen. Da ging Bernhard in die Kirche und hielt das Hochamt; draußen an der Kirchthüre stand Herzog Wilhelm, weil er im Banne war. Nach der Wandlung nahm der Heilige, sich jetzt nicht mehr als Mensch fühlend, das zum Leib Christi gewordene Brod auf einer Schüssel, mit glühendem Angesicht, flammenden Augen und sprach zum gebannten Fürsten die erschütternden Worte: „Wir haben lange Zeit Bitten angewendet, und du hast uns verachtet. Mehrere Diener Gottes haben mit uns zu dir geflehet, und du hast nicht darauf geachtet. Siehe, nun kommt der Sohn Gottes selbst, der das Haupt der Kirche ist, die du verfolgst; dein Richter steht da, in dessen Namen alle Kniee sich beugen sowohl derer, die im Himmel als auf der Erde, als unter der Erde sind, dein Richter, in dessen Hände deine Seele fallen wird; wirst du auch ihn verachten? Willst du auch den Herrn behandeln, wie du die Diener behandelt hast?“ — Da

traten Thränen in Aller Augen, Entsetzen auf Aller Angesicht; man erwartete ein Zeichen vom Himmel. Der Herzog stürzte betäubt zu Boden; Bernhard aber gebot ihm aufzustehen und mit dem Bischof von Poitiers, den er von seinem Sitze vertrieben, sich zu versöhnen. Der von der göttlichen Gewalt umgewandelte Herzog gibt dem angefeindeten Bischof den Kuß des Friedens und führt ihn in die Kirche ein. Von Schmerz ergriffen über seine Sünden, verzichtete Wilhelm auf seine Herrschaft und seine unermeßlichen Reichthümer, zog ein Pilgerkleid an und führte einen strengen Lebenswandel in einer einsamen Gegend.

Während seiner Anwesenheit in Frankreich hatte Papst Innocenz zuerst das prachtvolle Kloster Cluny besucht und dann die armen Mönche von Clairvaux. „Die Armen Jesu Christi kamen ihm entgegen, nicht in Purpur und Seide gekleidet, noch mit vergoldeten Evangelienbücher, sondern in groben Tüchern, vor sich hertragend ein hölzernes Kreuz. Auch bezeugten sie ihre Freude nicht durch Trompetengeschmetter, noch mit jubelndem Freudengesang, sondern durch die lieblichen und bescheidenen Gesänge heiliger Hymnen. Die Bischöfe weinten; auch der Papst vergoß Thränen; Alle bewunderten den freundlichen Ernst und die demüthige Haltung dieser Schaar heiliger Mönche.“ Ebenso besuchte der Papst die übrigen Abteien und Hauptkirchen Frankreichs.

Im Jahr 1133 sehen wir den heil. Bernhard an der Seite des Papstes in Italien, um die Herzen der Fürsten und Völker ihm zu gewinnen. Ihnen folgte ein kleines kaiserliches Heer, das Kaiser Lothar bei dem Widerstande seines Gegenkaisers Konrad und der meisten Reichsfürsten mit Mühe zusammengerafft hatte, um dem Papste Rom zu erobern und dort die Kaiserkrone, welche die Majestät seines Thrones erhöhen sollte, aus der Hand des Papstes zu empfangen. Wie Innocenz sich an Kaiser Lothar anschloß, so Anaklet an den Gegenkaiser Konrad. Diese religiöse und politische Spaltung zog sich durch ganz Italien; überall wüthete der Bürgerkrieg. Der heil. Bernhard begab sich unter die bewaffneten Völker, predigte den Frieden und hatte die Freude, daß die Stadt Pisa

mit seiner Nebenbuhlerin Genua sich aussöhnte. Da Roger, der König Siciliens, für seinen Freund, den Gegenpast Anaklet nichts thun konnte, weil er selbst mit den italienischen Fürsten zu kämpfen hatte, so war es Kaiser Lothar möglich geworden, mit seinem kleinen Heere Rom zu besetzen und Innocenz einzuführen. Lothar wurde gekrönt und eilte nun nach Deutschland, um die Vortheile geltend zu machen, die er eben errungen hatte. Nach seinem Abzuge wäre es zwischen den Anhängern Anaklets und den Hilfstruppen von Genua und Pisa, welche den Papst beschützten, zum Blutvergießen gekommen. Um dies zu vermeiden, zog sich der fromme Innocenz nach Pisa zurück. Von hier aus sandte der Papst den heil. Bernhard nach Bamberg, wo Kaiser Lothar Hof hielt. Die schwäbischen Herzoge Friedrich und Konrad hatten den siegreichen Kaiser um Verzeihung gebeten; allein Lothar verlangte, daß sie diese Bitte im Büßergewande vor allen Großen des Reiches vortragen sollten. An dieser harten Bedingung wäre beinahe der erwünschte Frieden gescheitert. Bernhards Friedensworte milderten diese Härte, die Fürsten versöhnten sich. Die Hohenstaufen erhielten Schwaben zurück unter der Bedingung, daß sie dem Kaiser bei einem neuen Zuge nach Italien Hilfe leisteten. Bernhard kehrte nach diesem Geschäfte nach Italien zurück und wohnte der Kirchenversammlung zu Pisa, welche Innocenz im Jahr 1134 zur Befestigung seines Ansehens und zur Ausrottung kirchlicher Mißbräuche abhielt, als der bedeutendste Rathgeber bei.

Die mächtige Stadt Mailand stand auf Seiten Kaiser Konrads und Anaklets, ihr Erzbischof Anselm hatte Konrad gekrönt. Als aber Anselm deßwegen mit dem Kirchenbann belegt wurde und Konrad dem Kaiser Lothar sich unterworfen hatte, trennte sich das Volk und ein Theil der Geistlichen von ihrem Erzbischof und seiner Partei. Dieser Spaltung und ihrer betrübenden Folgen müde, suchte man Frieden mit Kaiser und Papst und Bernhard wurde um sein mächtiges Fürwort angesprochen. Als der Heilige sich der Stadt nahete, erhob sich ganz Mailand, um ihm entgegen zu gehen. Mit unglaublicher Ehrerbietung wurde er empfangen; man

küßte seine Füße, warf sich vor ihm auf die Kniee, zog Fäden aus seinem Gewande, in der Ueberzeugung, daß Alles, was er berührt habe, zur Heiligung beitragen könne. „Auf seinen Wink wurden alle Arten des Kirchenschmucks von Gold und Silber, als dem Abte verächtlich, in Schränke eingeschlossen, Männer und Weiber kleideten sich in härene Gewänder, Dämonen wurden verscheucht und Kranke geheilt, der Abt lösete die Bande der Gefangenen, welche die Mailänder von ihren Feinden genommen hatten, und gab ihnen die Freiheit, und bestärkte durch den Eid, den sie vor ihm ablegen mußten, ein so großes Volk in der Liebe zum Kaiser Lothar und in dem Gehorsam des Papstes." Der Ruf von den Vorfällen in Mailand verbreitete sich in ganz Italien; überall verkündete man, daß sich ein großer Prophet erhoben habe, mächtig in Worten und Thaten, der die Kranken heile und die Besessenen durch die Kraft Jesu Christi befreie. — Vom Morgen bis zum Abend umwogte das Volk seine Wohnung. Wenn er ausging, folgten ihm Schaaren Volkes, um ihn zu sehen, zu hören und Zeugen seiner Wunder zu sein. Mitten unter beispiellosen Ehrenbezeugungen bewahrte der große Mann, der sein ganzes Jahrhundert auf seinen Schultern trug und Fürsten und Völkern gebot, die tiefste Demuth. Er war stumm und gleichgültig bei dem lauten Beifall der Welt. Als die Mailänder ihn zum Erzbischof ihrer Stadt erheben wollten, verließ er Mailand und suchte die benachbarten italienischen Städte, welche gegen Mailand Krieg führten, zu versöhnen, was ihm jedoch mit dem stolzen Cremona nicht gelungen ist. Im Jahr 1135 kehrte er nach seinem geliebten Kloster Clairvaux zurück. Sein Rückzug glich einem königlichen Triumphe. Selbst in den stillen Alpenthälern war sein Ruhm bekannt und Hirten und Bauern stiegen von ihren Felsen herab, um den ehrwürdigen Mann zu sehen und seinen Segen zu erflehen. Bei Langres fand er seine Brüder aus dem Kloster Clairvaux, welche ihm entgegen gegangen waren. „Alle warfen sich auf die Kniee nieder und umarmten ihn, indem jeder nach der Reihe mit ihm sprach, und voll Freuden geleiteten sie ihn nach Clairvaux," wo er Alles in vollkommner Ordnung, die Brüder in heiliger Liebe innig vereinigt antraf. Hier in einem aus Erbsen-

blättern geflochtenen Häuschen gab er sich frommen Betrachtungen hin, besonders über das hohe Lied, in welchem er ein Bild der göttlichen Liebe sah. Aus diesen Betrachtungen entstanden seine sechsundachtzig Reden über das hohe Lied. Aber diese beschauliche Klosterruhe dauerte nicht lange, die italienischen Wirren erforderten seine Anwesenheit. Papst Innocenz, bedrängt durch den normännischen König Roger von Sicilien, rief Kaiser Lothar um Hülfe an. Auch Bernhard ermunterte ihn dazu. „Zu Rom — schrieb er — habt ihr die Kaiserkrone auf das glorreichste erlangt, und das, was noch mehr war, mit keiner gar großen Macht, daß die Größe eures Muthes und Glaubens desto heller hervorleuchtete. Die Erde zitterte schon vor einem so kleinen Heere, welcher Schrecken wird erst die Feinde befallen, wenn der Monarch anfängt auszuziehen mit der ganzen Größe seines Arms? Es muß euch beseelen die gute Sache, die euch dahin ruft mit einer doppelten Nothwendigkeit, es ziemt dem Advokaten der Kirche, sie gegen der Schismatiker Wuth zu vertheidigen, es ziemt dem Kaiser, seine eigene Krone gegen den sicilianischen Usurpator zu behaupten." Im Frühjahre 1136 zog Lothar mit einem bedeutenden Heere nach Italien und drang überall siegreich vor. Im folgenden Jahre, wo ein Zusammenstoß des kaiserlichen und normännischen Heeres zu erwarten war, wurde Bernhard in die Nähe des Papstes berufen, um ihm durch seinen Rath zu nützen. Der heil. Bernhard begab sich nach Rom, wo er mit dem Papste und Kaiser zusammentraf und viele Anhänger des Gegenpapstes für Innocenz gewann. Darauf begab er sich in das Lager des mächtigsten Beschützers der Schismatiker, zu König Roger. Da er ihn nicht vom Blutvergießen abhalten konnte, verkündete er ihm eine schmachvolle Niederlage. Als bald darauf sein Heer geschlagen wurde, bot er die Hand zum Frieden. Indessen war Anaklet, von Kummer und Ueberdruß erfüllt, gestorben und der neue Gegenpapst Viktor durch Bernhards kräftige Worte wenige Tage nach seiner Wahl zur Aussöhnung gestimmt worden. Diese Aussöhnung wurde unter dem Jubel der ganzen katholischen Welt vollzogen. Die Weisheit und Frömmigkeit Bernhards beendete diesen siebenjährigen Kampf. Darüber schreibt

er an den Prior von Clairvaux: „Von dem Herrn haben wir die Erfüllung unserer Wünsche erlangt, indem wir Rom in Frieden und die Eintracht in der Kirche wiederhergestellt sahen. Dies glückliche Ereigniß hat einen allgemeinen Jubel erregt. Wenn ich diesen Ausgang nicht gleichsam geahnet hätte, so wäre ich schon lange zu euch zurückgekommen. Jetzt hält mich nichts mehr hier auf; und statt wie früher zu sagen: Ich werde abreisen, sage ich: Ich reise ab; ja ich reise in diesem Augenblicke ab und bringe als Preis meines Wettlaufs den Sieg Jesu Christi und den Frieden der Kirche mit mir."

Wie gegen die unselige Spaltung der kirchlichen Einheit, so trat auch gegen die Anfeindung des katholischen Glaubens der heil. Bernhard als ein gewaltiger Streiter auf. Während der heil. Augustin, Anselm von Kanterbury und später Thomas von Aquin vom Glauben ausgehend und ihn heilig haltend, dessen Inhalt dem menschlichen Geiste nach Möglichkeit verständlich zu machen und das göttlich Geoffenbarte durch Vernunftbeweise zu unterstützen suchten, trat im zwölften Jahrhundert die der Kirche gefährliche Richtung hervor, die Wahrheiten des Glaubens auf die Erkenntnisse der Vernunft zu gründen. Der Mann, der diesen Hochmuth des menschlichen Geistes, dieses Streben nach Unabhängigkeit von der Kirche mit ungemeinem Scharfsinn aussprach und dadurch den Beifall seiner Zeitgenossen ärntete, war Peter Abälard. Obschon er selbst der Kirche gehorsam bleiben wollte und seine unseligen Verirrungen, nachdem er sie erkannte, bereuete, so brachten doch seine Schüler, die seine Lehren verbreiteten, großes Verderben über die Kirche. An diese schlossen sich die zahllosen Sekten jener Zeit, die Paulicianer insbesondere, die nach Unabhängigkeit von der Kirchen- und Staatsgewalt strebten, an und schienen den christlichen Glauben zu vernichten. Die überspanntesten Sektirer traten auf. Peter von Bruys predigte den Ungehorsam gegen den Papst, Herbert und Tanchelm läugneten die Wirksamkeit der Sacramente und untersagten die Ehe, die Katharer oder Puritaner verwarfen das alte Testament und die Schriften der Kirchenväter;

Arnold von Brescia, ein geistlicher Demagog, wollte die weltliche Herrschaft des Papstes vernichten. Gegen diese Riesen des Hochmuths, welche als die Väter der Waldenser und Albigenser anzusehen sind, hatte der heil. Bernhard zu kämpfen.

Abälard, im Jahr 1079 in Palais nahe bei Nantes geboren, der berühmteste Lehrer seiner Zeit, hatte durch seine gefährliche Methode, die Glaubenswahrheiten durch die Macht des Verstandes zu erklären, den Widerspruch aller rechtgläubigen Lehrer, besonders des heil. Bernhard sich zugezogen. Abälard wurde der Lehrer der durch Gelehrsamkeit und Schönheit ausgezeichneten Heloise, einer Nichte des Kanonikus Fulbert zu Paris. Bald bildete sich zwischen Beiden ein Liebesverhältniß. Abälard entführte die unglückliche Heloise nach Bretagne, wo sie einen Sohn gebar (Astrolab). Zur Strafe entmannten Fulberts Verwandte den Abälard. Heloise nahm den Schleier im Kloster zu Argenteuil, Abälard wurde Mönch zu St. Denis. Nachdem aber auf einer Synode zu Soissons (1121) mehrere Irrthümer in seinem Buche von der Dreieinigkeit verdammt wurden, die er selber verwarf und Abälard ungeachtet der rührendsten Vorstellungen des heil. Bernhard seine Irrthümer in neuen Schriften verbreitete, schrieb der heil. Bernhard an Papst Innocenz: „Peter Abälard sucht das Verdienst des Glaubens zu zerstören, und setzt sich in den Kopf, daß er durch seinen Verstand begreifen könne, was Gott sei. Er steigt bis in die Himmel hinauf und in die Abgründe hinab; Nichts ist ihm zu erhaben oder zu tief, das sich nicht seiner Erkenntniß enthüllte." Und an Kardinal Gregorius schreibt er: „Ich schicke dir die Schriften Abälards, damit du den Geist dieses Lehrers kennen lernst. Du wirst sehen, daß er die Dreieinigkeit läugnet mit Arius, die Nothwendigkeit der Gnade aufhebt mit Pelagius und das Geheimniß der Menschwerdung vernichtet mit Nestorius." — Abälard wollte sich auf der Kirchenversammlung zu Sens (1140) gegen des heil. Bernhards Anklagen vertheidigen und der Heilige wurde dazu eingeladen. Allein er weigerte sich zu erscheinen, weil er in Wahrheit nur ein Kind, sein Gegner aber von Jugend auf an gelehrten Streit gewöhnt sei; auch halte er es für schimpflich,

daß das Ansehen des Glaubens, welches sich auf die Wahrheit selbst gründet, sich mit den menschlichen Spitzfindigkeiten einlassen solle. Es bedürfen keiner anderer Ankläger, als seine Schriften. Auch gehe diese Angelegenheit nur die Bischöfe an, welche die Richter und Ausleger der Lehre sind. Da aber Bernhards Freunde aufs dringendste ihn baten und besorgten, seine Abwesenheit möge den Schwachen zum Falle, dem Irrthum aber ein Gegenstand des Triumphes sein, so begab er sich mit Widerwillen und Thränen in den Augen dahin, ohne eine andere Vorbereitung, als die, welche das Evangelium empfiehlt: „Seid nicht bekümmert, was ihr reden sollet; es wird euch zu eben der Stunde gegeben werden (Matth. 10, 19.). Nachdem auf dem Concil die Anklagepunkte vorgetragen waren, wurde Abälard aufgefordert, sich zu vertheidigen. Zum größten Staunen der gespannten Versammlung aber schwieg er. Er appellirte an den Papst und verließ die Versammlung. Da das Concil mehrere in seinen Schriften enthaltenen Sätze verdammte und Papst Innocenz diese Verurtheilung bestätigte, verfaßte Abälard eine Schutzschrift, worin er besonders auf seine Gesinnung hinweist. Wenn er geirrt habe, so habe er nichts aus Bosheit oder aus verkehrtem Willen gesagt. Die Sorge, sich hartnäckig zu vertheidigen, habe ihn niemals bis zur Ketzerei getrieben. Auch sei er stets bereit gewesen, um Jedermann zu befriedigen, was er etwa Unrechtes gesagt, zu verbessern oder ganz zurückzunehmen. Darauf begab er sich nach Cluny zu Peter dem Ehrwürdigen, der ihm eine Zufluchtsstätte anbot und ihn mit Bernhard aussöhnte. In Bußübungen und dem Unterricht der Mönche verlebte er hier zwei Jahre. Um seine geschwächte Gesundheit herzustellen, sandte ihn der Abt in eine gesündere Gegend, in das Kloster St. Marcel bei Chalons an der Saone, wo er im Frieden gestorben ist (1143). Der menschenfreundliche Abt Peter setzte ihm in einem Briefe an Heloise ein rührendes Denkmal. „Die über Alles waltende Vorsehung hat uns deinen Meister Peter, jenen Diener Christi und wahrhaft christlichen Philosophen geschenkt, sie hat damit unserm Cluny ein Geschenk gemacht, theurer als alles Gold, denn ich erinnere mich an Demuth keinen ihm ähnlichen gesehen zu haben. Oft

staunte ich fast, wenn er bei den Processionen nach der Gewohnheit mit den Uebrigen vor mir vorausging, daß ein Mann von so großem und berühmtem Namen, so auf sich selbst Verzicht thun könne. Ununterbrochen waren seine Studien, häufig sein Gebet, beständig sein Schweigen, wenn nicht das vertraute Gespräch der Brüder, der öffentliche Vortrag über göttliche Dinge in den Versammlungen ihn zu reden nöthigte, kurz, sein Geist, seine Sprache, sein Handeln offenbarte immer göttliche Dinge. — Eine kurze immer zunehmende Krankheit führte ihn bald zu seinem Ende. Alle Mönche des Klosters sind Zeugen, wie heilig, andächtig und rechtgläubig er zuerst seinen Glauben hersagte, dann sein Sündenbekenntniß ablegte, mit welcher Andacht eines sehnsuchtsvollen Herzens er das Geleit für das ewige Leben, den Leib unsers Erlösers, empfing, mit welchem Glauben er seinen Leib und seine Seele ihm hier und auf ewig empfahl. So seine Tage endend ging der Mann, welcher durch außerordentliche Wissenschaft fast der ganzen Welt bekannt und allgemein berühmt war, sanft und demüthig verharrend in der Schule des, der gesagt hat: Lernet von mir, daß ich sanftmüthigen und demüthigen Herzens bin, zu ihm selbst hin, wie zu glauben ist." Merkwürdig bleiben auch die letzten Worte Abälards an Heloise. „Du bist das Opfer meiner Liebe gewesen; werde nun das meiner Reue. Erfülle getreu, was Gott von dir verlangt. Es kommt seiner Größe zu, in dem Menschen keinen anderen Grund seiner Barmherzigkeit zu finden, als die Schwäche. Wir wollen über die unsrige am Fuße seiner Altäre seufzen. Um unsern Leiden ein Ende zu machen, will er nur unsre Herzen zerknirscht und gedemüthigt sehen. Unsre Reue ist eben so öffentlich, als es unsre Vergehen waren. Wir sind ein trauriges Beispiel der schlechten Aufführung in der Jugend. Zeigen wir unsrer Zeit und der Nachwelt, daß die Verbesserung unsrer Verirrungen Verzeihung verdient hat, und lassen wir an uns die Wunder der Gnade bewundern, weil sie über die Tyrannei unsrer Leidenschaft triumphiren konnte. Laß dich nicht abschrecken durch die Wiederkehr zärtlicher Gefühle; es ist eine Uebung der Tugend, sie zu besiegen. Die Erkenntniß deines Elends lehre dich, die Fehler deiner Gefährtinnen

ertragen. — Wenn ich deinen Geist verdorben, dein Heil gefährdet, deinem Rufe geschadet, deine Ehre zu Grunde gerichtet habe, so verzeihe mir und erinnere dich an die christliche Barmherzigkeit, damit du alles Leid vergissest, was ich dir gethan. Die Vorsehung will uns retten, hindern wir sie nicht daran, Heloise; schreibe mir nicht mehr, aber wo ich immer sterben mag, so werde ich verordnen, daß mein Leib nach dem Paraklet (Heloisens Wohnung) gebracht werde. Gebete, und keine Thränen mehr werde ich alsdann nöthig haben; dann wirst du auch mich wieder sehen, um deine Frömmigkeit zu bestärken, und mein Leichnam, beredter als ich, wird dir sagen, was man liebt, wenn man einen Menschen liebt."

Die gefährlichen Grundsätze, welche Abälard in Glaubenssachen ausgesprochen, übertrugen seine Schüler, kühner als der Meister, in das Gebiet des Staates. Arnold von Brescia, ein Mönch und Abälards Schüler, ein Mann von glühender Einbildungskraft, unerschütterlichem Willen und ungemeinem Ehrgeiz, warf sich zum Reformator der Kirchenzucht auf. Er wollte nicht nach naturgemäßer Entwicklung, sondern mit Gewalt die Kirche reformiren. Die seitherige Entfaltung der Kirche, die Arbeit von Jahrhunderten als falsch und verfehlt verwerfend, wollte er die Kirche auf das apostolische Zeitalter, ihre Kindheit, zurückführen, wollte, so zu sagen, den Baum wieder in seinen Keim zurückzwingen. Dieses sinnlose Ziel zu erreichen, bediente er sich verwerflicher Mittel. Er regte den Unwillen der Völker gegen den Reichthum und die Macht auf. Die Geistlichen sollten arm leben, keine Güter besitzen, der Papst selbst sollte auf seine Besitzungen, auf seine weltliche Macht verzichten. Zu Brescia, zu Rom brach das Feuer des Aufruhrs aus und Arnold mußte sein Vaterland verlassen. Er durchzog Frankreich und die Schweiz und ließ sich zu Zürich nieder. Die Bischöfe blieben ruhig. Da erhob der heil. Bernhard seine Stimme. „Weißt du nicht, schrieb er an den Bischof von Konstanz, daß der Dieb sich bei Nacht eingeschlichen hat, nicht in dein Haus, sondern in das des Herrn, dessen Wächter du bist? — Arnold ist ein Mann, welcher weder ißt noch trinkt, und nur wie der Teufel nach

dem Blut der Seelen dürstet. Er gehört unter die Leute, von welchen der Apostel spricht, welche das Aeußere der Frömmigkeit haben, ohne den Geist derselben, von welchen der Herr selbst gesagt hat: „Sie werden zu euch kommen in Schafskleidern, aber inwendig sind sie reißende Wölfe." Ueberall, wo dieser Mensch verweilte, hat er so schreckliche Spuren seines Aufenthalts hinterlassen, daß er nicht mehr daselbst zu erscheinen wagte." — Die Saat, die Arnold in Italien ausgestreut, war unterdessen aufgegangen. Die Römer empörten sich gegen die Herrschaft des Papstes und stellten unter Blutvergießen die Formen der alten Republik wieder her. Innocenz II. starb darüber aus Kummer (1143). Der neue Papst Cölestin II. starb schon nach wenigen Monaten und sein Nachfolger Lucius II. starb bei einem Volksauflaufe, durch einen Steinwurf getödtet. Arnold ging nun selbst nach Rom und regte durch glühende Worte die Leidenschaften des Volkes auf. Doch seine Unternehmung, von Gott verworfen, ging ihrem unrühmlichen Ende entgegen. Des tollen Regiments müde freuten sich die Römer, dem neuen Kaiser Konrad Roms Thore wieder öffnen zu können (1145). Mit des Kaisers Ankunft kehrten Gesetz und Ordnung wieder. Da aber Arnold von Toskana aus seine verbrecherischen Plane auszuführen suchte, so wurde er gefänglich nach Rom gebracht und 1155 öffentlich verbrannt.

3. Bernhards Leben unter der Regierung des Papstes Eugenius III. bis zu seinem Tode (1145—1153).

Nach Lucius II. Tode wurde ein Schüler des heil. Bernhards, der Abt eines römischen Klosters, Bernhard von Pisa, unter dem Namen Eugen III. auf den päpstlichen Thron erhoben. Der heil. Bernhard, voll glühenden Eifers für eine Verbesserung in der Kirche, trug alsobald seinem ehemaligen Schüler seine lebhaften Wünsche für das Beste der Kirche vor. „Wer wird mir das geben, die Kirche, ehe ich sterbe, so zu sehen, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel nicht Gold und Silber, sondern Seelen zu gewinnen suchten! Wie sehr wünschte ich, ihr möchtet des Apostels, dessen Stellen ihr eingenommen, Ausspruch ehren: daß du verdammt werdest mit

deinem Gelde (Apost. 8, 20.). O ein donnerndes Wort, vor dem alle Feinde Sions erbeben und fliehen sollten! Dies verlangt von euch eure Mutter, die Kirche, darnach seufzen ihre Söhne, klein und groß, daß eure Hand vernichte das Gewächs, das euer himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, denn ihr seid über Völker und Reiche gesetzt, auszugäten und zu zerstören, zu bauen und zu pflanzen. Doch bei allen euren Handlungen seid wohl eingedenk, daß ihr ein Mensch seid und die Furcht vor dem, der den Athem der Fürsten hinwegnimmt, schwebe immer vor euren Augen. Wie viele Päpste habt ihr selbst in so kurzer Zeit sterben gesehen! Diese eure Vorgänger selbst mögen euch erinnern, daß auch ihr sicher und schnell abtreten müßt; unter den Schmeicheleien vorübergehender Herrlichkeit seien also eure Gedanken beständig auf euer Ende gerichtet." — Schon im folgenden Jahre (1146) mußte der Papst das aufrührerische Rom verlassen und in Frankreich Schutz suchen.

Was mit Strömen Blutes errungen worden, das heilige Land, es war in der äußersten Gefahr, den Christen entrissen zu werden. Edessa, die christliche Vormauer des Orients, war im Jahr 1144 gefallen, Antiochia und Jerusalem ohne Schutz. Ein dreizehnjähriger Knabe und seine Mutter beherrschten die heilige Stadt. Diese Trauerbotschaft versetzte das christliche Abendland in Bestürzung. Ludwig VII., König von Frankreich, entschloß sich, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hilfe zu bringen und bestimmte eine Versammlung von Geistlichen, Rittern und des Volkes am Osterfeste des Jahres 1146 zu Vezelay. Der Papst sandte den Abt von Clairvaux als Kreuzprediger dahin. Mit dem jungen Könige, der schon mit dem Kreuze geschmückt war, bestieg Bernhard die eigens dazu im Freien errichtete hölzerne Bühne. Seine kraftvolle, rührende Rede wurde von der unermeßlichen Versammlung mehrmals durch den Ruf unterbrochen: „Das Kreuz, das Kreuz! Gott will es, Gott will es!" Auch der König spricht begeisterte Worte zum Volke. Alle zerfließen in Thränen, alle drängen sich herbei, das Kreuz zu empfangen. Bernhard konnte die Kreuze nicht mehr austheilen, er mußte sie ausstreuen; zuletzt zerschnitt er seine Kleider zu Kreuzzeichen.

Der Abzug der Kreuzfahrer wurde auf das Frühjahr des nächsten Jahres bestimmt. Alle eilten fröhlich nach Hause zurück; der heil. Abt von Clairvaux aber eilte überall hin, um zu predigen, und kurze Zeit darauf vermehrten sich die Kreuzbrüder ins Unendliche. In der allgemeinen Begeisterung wollte man den Heiligen selbst zum Anführer des Kreuzzuges wählen, allein er lehnte diese gefährliche Ehre ab. „Was bin ich, sagte er, daß ich sollte die Schlachten ordnen, an die Spitze der Krieger mich stellen? Was ist von meinem Beruf so fern, wenn auch meine Kräfte hinreichten, wenn es auch an Kriegskunst mir nicht fehlte?" —

Während Bernhard in Frankreich den Kreuzzug predigte, wandte sich der wilde, aufgeregte Volksgeist in Deutschland gegen die Juden. Ein unverständiger, schwärmerischer Mönch, Radulph mit Namen, wiegelte das Volk in den Städten am Rhein, zu Köln, Mainz, Straßburg, Worms und Speier gegen die Juden auf. Viele wurden grausam ermordet. Diese Nachricht versetzte den edlen Bernhard in tiefe Wehmuth. Er schrieb darum an den Erzbischof Heinrich von Mainz: Siegt die Kirche nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie dieselben täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie dieselben alle auf einmal durch das Schwert vertilgt. Soll vergeblich sein jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihrem Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum Licht der Wahrheit erheben möge? Denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen würden, würde es überflüssig und vergeblich scheinen für sie zu beten. Aber sie weiß, daß Gott den Blick seiner Gnade auf diejenigen wendet, welche Böses mit Gutem, Haß mit Liebe vergelten. Wo bleiben denn die Worte: wenn die Fülle der Heiden eingegangen sein wird, dann wird auch ganz Israel selig werden (Röm. 11, 26.)? und Ps. 147, 2.: „Der Herr baut Jerusalem und bringt die Verjagten in Israel zusammen." Bist du der (Radulph), der die Propheten zu Lügner machen und den ganzen Schatz der Liebe und Barmherzigkeit Jesu Christi ausleeren will? Doch ist das nicht deine Lehre, sondern die Lehre deines Va-

ters, der dich gesandt hat, denn der war ein Mörder von Anfang an. Wahrlich eine höllische Lehre, die abscheulichste Ketzerei, den Propheten und Aposteln entgegen, der Liebe und der Gnade widersprechend! Die Worte und Werke dieses Menschen zeigen, daß er sich einen Namen zu machen sucht, gleich den Großen der Erde, daß es ihm aber an Mitteln fehlt, dies zu bewirken." Um nun diesen Gräuelscenen Einhalt zu thun und das durch Parteien zerspaltene Deutschland zu dem gemeinsamen großen Werke der Befreiung des heiligen Landes aufzufordern, reiste der heil. Bernhard in Begleitung zweier Mönche, Gottfrieds, seines Geheimschreibers, und Gerard, nach Deutschland. Gott beglaubigte das Wort des heiligen Mannes durch Wunder. „Ueberall auf seinem Wege bewunderte man plötzliche Heilungen: Die Blinden bekamen das Gesicht, Taubstumme das Gehör und die Sprache, Lahme den Gebrauch ihrer Glieder wieder; Besessene und Rasende wurden von den Geistern, welche sie inne hatten, befreit. Aber das größte Wunder bestand in der Bekehrung der verhärteten Herzen und in den Früchten der Buße, welche die öffentlichen Sünder brachten."

Nachdem der heil. Bernhard zu Mainz den judenfeindlichen Mönch Radulph durch gütige Worte bewogen, in sein Kloster zurückzukehren, reiste er nach Frankfurt am Main, wo Kaiser Konrad III. sein Hoflager hatte. Er unterredete sich mit dem Kaiser und bat ihn, einen Kreuzzug zu unternehmen, fand ihn aber zu einem so gewagten Unternehmen nicht geneigt. Darum verließ er Frankfurt und folgte einer Einladung des anwesenden Bischofs Hermann von Konstanz, fuhr den Rhein hinauf und predigte mit Erfolg das Kreuz in der großen Diöcese Konstanz. Obschon der Heilige in französischer Sprache predigte, so wurden die deutschen Völker, die ihn hörten, mehr erbaut, als wenn der geschickteste Dolmetsch nach ihm auftrat und die Worte übersetzte. So groß war die Kraft seiner Rede und dessen ein sicheres Zeichen sind die Thränen, die sie vergossen, wenn er sprach, und wie sie an ihre Brust schlugen. Mit Ehrfurcht wurde er überall empfangen und die Volksschaaren, die den heiligen Mann und seine Wunderthaten sehen wollten, umdrängten ihn oft so dicht, daß er mehrmals in

Gefahr war, erstickt zu werden. Da am Weihnachtsfeste vom Kaiser ein Reichstag zu Speier angesagt war, so begab sich Bernhard über Straßburg dahin. „Der Bischof, die Geistlichkeit und die Bürger gingen ihm feierlich mit Kreuz und fliegenden Fahnen, jedes Handwerk mit seiner Zunftfahne entgegen. Man führte ihn, unter dem Schalle der Glocken und heiliger Gesänge durch die Stadt bis zum Portale der Domkirche, wo der Kaiser und die deutschen Fürsten ihn mit allen dem Abgesandten des Papstes gebührenden Ehrenbezeugungen empfingen. Der Zug bewegte sich zum Chor unter dem Gesang der Hymne Salve regina. Bernhard ging in der Mitte des Zuges, von dem Kaiser selbst geführt. Als die letzten Töne der Hymne verklungen waren, sang Bernhard in heiliger Begeisterung die lieblichen Worte: o clemens, o pia, o dulcis virgo Maria [1])! — Er söhnte die Fürsten mit einander aus und forderte in einer Rede den Kaiser und die Fürsten zum Kreuzzuge auf. Am dritten Feiertage bat Bernhard den Kaiser, er möge eine so leichte, ehrenvolle und heilsame Buße nicht vorübergehen lassen. Der Kaiser aber, schon günstiger gestimmt, bat sich Bedenkzeit aus bis auf den anderen Tag. Aber noch am nämlichen Tage sollte sich der Kaiser entscheiden. Als Bernhard das heilige Meßopfer in Gegenwart des Kaisers und einer Menge Gläubigen feierte, hielt er unerwartet eine feierliche Predigt, in welcher er auf einmal den Kaiser mit Freimüthigkeit anredete. Er erinnerte ihn an die großen Gaben und Gnaden, die er von Gott empfangen: Die kaiserliche Herrschaft, Reichthum, Einsicht, kräftigen Geist und starken Körper. Er schildert das Vergehen der Undankbarkeit, das jüngste Gericht und führt Christus, den Richter selbst, den Kaiser anredend ein: „o Mensch, was hätte ich dir noch thun sollen und habe es nicht gethan?“ — Da rief der Kaiser unter Thränen aus: „Ich erkenne, daß Gott große Dinge an mir gethan, und mit der Hülfe des Herrn werde ich mich ihrer nicht unwürdig erweisen! Ich bin bereit, mein Leben dem Herrn zu weihen, und mich dahin zu begeben, wohin er mich ruft!“ — Der Jubelruf des Volkes beantwortete diese Worte

---

1) O milde, o fromme, o süße Jungfrau Maria!

des Kaisers. Der heil. Bernhard aber gibt dem Kaiser die geweihete Kreuzesfahne in die Hand und heftet das Kreuzzeichen auf seine Schulter. Viele Fürsten, darunter des Kaisers Neffe und Thronerbe, Friedrich, nachmals Barbarossa genannt, folgen des Kaisers Beispiel. Auch das Volk drängte sich herzu und verlangte das Kreuz. „Wie wunderbar, schreibt Otto von Freising, man sah Diebe und Räuber herbeieilen, welche Buße thaten, und schwuren, ihr Blut für Jesus Christus zu vergießen. Jeder denkende Mensch, welcher Zeuge der an ihnen bewirkten Aenderung war, erkannte darin den Finger Gottes, und war nicht wenig erstaunt darüber." Nachdem er den Abt Adam von Eberach als seinen Stellvertreter in Deutschland bestellt und demselben einen kräftigen schriftlichen Aufruf an die Völker Deutschlands zur Theilnahme am Kreuzzuge übergeben hatte, verließ er Deutschland und kehrte zu Anfang des Jahrs 1147 nach Frankreich zurück. Bernhards Aufruf stimmte auch die Gegner des Kaisers, die Guelfen, zur Theilnahme an dem Kreuzuge, so daß die große Besorgniß des Kaisers, nach seinem Abzuge möchten seine Feinde Unruhen erregen und nach der Kaiserkrone streben, mit einem Male gehoben war. Otto von Freisingen beschreibt diese Umwandlung mit den Worten: „Ein tiefes Schweigen herrschte im ganzen Abendlande, es gab nicht nur keinen Krieg mehr, sondern man hätte es als ein Verbrechen betrachtet, die Waffen öffentlich zu tragen."

Am Osterfeste desselben Jahres empfing der König in der Kirche des Klosters St. Denys die geweihete Fahne und die Pilgertasche aus des Papstes Hand. Im Juni setzte sich das französische Heer — über 100,000 Kreuzfahrer in Bewegung, das deutsche Heer, über 70,000 Mann stark, war schon im Mai vorausgegangen. Der Papst aber begab sich mit Bernhard zum Erzbischof Adalbert nach Trier, um mit ihm die Angelegenheiten der deutschen Kirche zu besprechen. Hier versammelten sich um den Papst eine Anzahl Prälaten, mit denen er ein Concil hielt. Als auf demselben auch die in dieser Gegend berühmten Weissagungen der heil. Hildegardis, Aebtissin des Ruprechtsklosters bei Bingen, zur Sprache kamen, bat der heil. Bernhard den Papst, diese Weissagungen zu untersuchen und zu bestätigen, damit die fromme Aebtissin gegen die Verfolgungen

und Verläumdungen ihrer Feinde in Schutz genommen werde. Eugen sandte einige zuverläßige Männer in das Kloster der heil. Hildegardis, welche sich nach allem für den Papst Wissenswerthem erkundigen sollten. Sie brachten das Buch der Offenbarungen, das die heil. Hildegardis geschrieben, mit nach Trier, wo dasselbe vor der ganzen Versammlung vorgelesen wurde, und den Papst so ergriff, daß er selbst es vorlas. Nach einer sorgfältigen Prüfung schrieb Eugen ihr eigenhändig das Zeugniß seiner Billigung: „Ich bin erstaunt, meine Tochter, mehr als es sich durch Worte sagen läßt, daß Gott zu unsrer Zeit schon neue Wunder blicken läßt, da er dich in solchem Maße mit seinem Geiste erfüllt, daß du Verborgenes erkennst und offenbarst, denn daß dies so ist, habe ich erfahren durch glaubwürdige Personen, die dich gesehen und reden gehört haben. Aber was sollen wir dazu sagen, die wir den Schlüssel der Erkenntniß haben, so daß wir schließen und öffnen können, und doch thöricht säumen, mit Weisheit dies zu thun? — Bewahre und verschließe kostbar in deinem Herzen die Gnade, welche Gott dir reichlich mitgetheilt hat, und sprich nur mit äußerster Vorsicht, was der Geist dir zu sagen eingeben wird." — Durch diese päpstliche Gutheißung erlangte Hildegardis und ihre Offenbarungen ungemeines Ansehen. Sie, dievorher als Schwärmerin verspottet, als ernste Sittenpredigerin gehaßt wurde, galt nun als das Orakel der Zeit. Gelehrte, Bischöfe, Päpste, Fürsten und Kaiser fragten sie um Rath, nahmen die Antwort der göttlichen Prophetin mit Ehrfurcht auf. Ein besonders inniges Verhältniß unterhielt sie mit dem heil. Bernhard; beide wirkten ja für dasselbe Ziel. Bis in ihr neunundneunzigstes Jahr wirkte die heil. Hildegardis für der Kirche Wohl und entschlief selig im Herrn am 17. September 1179. Im Jahr 1660 wurde der Leib der Heiligen von dem St. Rupertsberg nach dem Kloster Eibingen im Rheingau versetzt. Ihr Kopf war noch mit einigen Locken rothgelber Haare, welche in das Weiße spielten, besetzt.

Um den prophetischen und reformatorischen Geist, der aus der heil. Hildegardis sprach, kennen zu lernen, wollen wir einige Auszüge aus ihren Schriften geben. „Hildegard an die Geistlichkeit zu Köln. O meine Söhne, die ihr meine Heerde

weidet, warum erröthet ihr nicht, spricht der Herr. Die anderen vernunftlosen Geschöpfe gehorchen dem Gesetze ihres Meisters; warum nicht auch ihr? Ihr, die ihr, wie das Licht und die Sterne, den Auftrag erhalten habt, die Welt zu erleuchten und ihre Herzen zu entzünden durch Lehren und Beispiel: ihr seid stumm, euer Beispiel ist kalt, ihr gleicht der Nacht, welche Finsterniß hauchet, dem Gewürme, das sich in der Höhle birgt. Wehe, wehe! Ihr solltet dem Berge Sion gleichen, da der Herr wohnt; geweiht mit dem Segen von oben solltet ihr ein Heiligthum sein, Myrrhe und Weihrauch (Buße und Gebet) duftend. Aber das seid ihr nicht!... Ihr seid ermüdet in euerm weltlichen Treiben, so daß ihr bald als Ritter, bald als Knechte, bald als Possenreißer auftretet, und euch im Sommer damit beschäftiget, die Fliegen wegzutreiben. Durch die Lehren der Schrift, die voll des Feuers und des heiligen Geistes ist, solltet ihr die Ecksteine der Kirche sein und sie aufrecht halten wie Strebepfeiler, aber ihr seid zu Boden geworfen und stützt die Kirche nicht. Ihr flüchtet euch in die Höhle eurer Buße, und aus Trägheit und Habgier sorgt ihr nicht für den Unterricht der euch Anbefohlenen, und vergönnt ihnen nicht, Belehrung von euch zu suchen, indem ihr sagt: wir können ja nicht Alles thun." — Das Strafgericht der Priester, die ihre Pflicht nicht thun, wurde schon zu ihrer Zeit bereitet durch die Ketzer, die den Schein der Tugend annehmen. „Ein Volk, vom Irrthum geblendet und schlimmer als das Volk, welches sich jetzt verirret, selbst pflichtvergessen, wird wie eine Ruine über die Pflichtvergessenen herfallen. Es wird euch unermüdlich verfolgen, und eure Schändlichkeiten an das Tageslicht ziehen. Aber die vom Satan getriebenen und verführten Menschen, welche so mit euch verfahren, werden mit einem blassen Gesichte und einem ganz geregelten äußeren Leben auftreten. Sie werden sich mit den Fürsten der Welt verbinden und zu ihnen sagen: Warum duldet ihr diese Gottlosen, welche die ganze Erde mit ihren Unthaten beflecken! Sie sind dem Weine und der Schwelgerei ergeben, und wenn ihr sie nicht verjagt, so ist es um die Kirche geschehen." — Besonders beherzigungswerth bleiben ihre P r o p h e z e i u n g e n ü b e r d e n A n t i c h r i s t u n d d i e l e t z t e n T a g e d e r W e l t.

„Es wird eine Zeit kommen, wo die Menschen von dem Sohn des Verderbens verführt den Glauben in Zweifel ziehen und mit bangem Herzen fragen werden: Was soll man von Jesus halten? Dann wird der katholische Glaube unter den Völkern wanken; das Evangelium und die Lehre des Heils vernachläßigt werden. — — Das Haupt der Kirche ist der Sohn Gottes, der Leib und die Glieder sind die Kirche und ihre Kinder. Der Leib der Kirche aber hat seine Vollkommenheit noch nicht erreicht. Er entwickelt sich bis zu dem Tage, wo seine Zahl vollkommen sein wird. Dann, sagt der Herr, will ich die Elemente auflösen mit Allem, was Sterbliches im Fleische des Menschen ist... Schon vollendet sich die sechste Zahl und die siebente beginnt; es ist eine Zeit der Ruhe.... Ihr Menschen, die ihr in dieser Zeit lebt, habt noch einen Zeitraum zu durchlaufen; dann wird der Menschenmörder kommen, welcher es versuchen wird, den katholischen Glauben zu zerstören." — „Bewaffnet euch mit den Waffen des Glaubens, und rüstet euch zu einem großen Kampfe! — Der Sohn des Verderbens wird sich mit den Königen, den Fürsten, den Reichen und Mächtigen der Erde verbinden, die Demuth verdammen und lauter hochmüthige Lehren predigen. — Viele werden verführt werden, welche das innere Auge ihrer Seele verschlossen halten und beständig in der Außenwelt leben... Und man wird in der Noth, in welcher sich die Kirche befinden wird, sagen: Ist die Lehre Jesu wahr oder nicht?" — Nachdem sie den Sturz des Antichrists geschildert, fährt die Heilige fort: „Dann wird die Braut Christi sich erheben, stark und mächtig, in bewunderungswürdiger Schönheit und ihre Pracht wird in wolkenlosem Glanze strahlen. Alle werden erkennen, daß der Herr allein groß ist; sein Name wird von jeder Kreatur bekannt werden und er wird in Ewigkeit herrschen."

Nach drei Monaten kehrte Papst Eugen mit Bernhard nach Frankreich zurück (1148). Seine ganze Sorge während der kriegerischen Unternehmungen im Morgenland ging dahin, das Abendland von den zahllosen ketzerischen Sekten zu reinigen. Zu diesem Zwecke berief er auf den Monat März 1148 ein Concil nach Rheims. Hier wurde die Lehre des Bi-

schofs Gilbert von Potiers untersucht und in einigen Punkten irrig befunden und verworfen. Statt sich an die einfache Lehre Jesu Christi zu halten, wie sie in Schrift und Erblehre sich findet, wollte er mit spitzfindigen Vernünfteleien das Unbegreifliche erklären. Er lehrte namentlich, daß die Gottheit wesentlich von Gott, die göttlichen Eigenschaften wesentlich von Gott, die göttliche Natur wesentlich von den drei Personen verschieden seien. Gilbert widerrief und kehrte in seine Diöcese zurück. Noch andere Irrlehren wurden von dem Concil feierlich verdammt und die alten Verordnungen in Betreff der Kirchenzucht erneuert. — Der heil. Bernhard begab sich in Begleitung des Kardinals Alberich und des Bischofs Gottfried von Chartres auf Befehl des Papstes in das südliche Frankreich, wo Peter von Bruys durch seine falsche Lehre das Volk verführt hatte. Man kann sich eine Vorstellung von der religiösen Schwärmerei seiner Anhänger machen, wenn wir erzählen, daß sie, alles Aeußerliche in der Religion verwerfend, Kirchen und Altäre niederrissen, an einem Charfreitage alle Krucifixe, die sie finden konnten, verbrannten, öffentlich Fleisch kochten und zum Essen darreichten, die Priester geißelten und Mönche zu heirathen zwangen. Gleichzeitig mit Peter von Bruys predigte der Mönch Heinrich gegen die katholische Kirche und wirkte so nachtheilig, daß der heil. Bernhard schrieb: „Die Kirchen sind ohne Gemeinden, die Gemeinden ohne Priester, den Priestern wird die schuldige Ehrerbietung nicht erwiesen, die Kirchen werden wie Synagogen verabscheut, das Heiligthum Gottes wird nicht mehr für heilig gehalten, die Sacramente werden nicht mehr verehrt, die Feste werden nicht mehr gefeiert." — Als die päpstlichen Gesandten, welche zur Bekehrung der Ketzer ausgesandt waren, in die Stadt Albi kamen, wurden sie vom Volke unter Eselsgeschrei und Trommellärmen empfangen; kaum dreißig Menschen fanden sich in der Messe, welche der Kardinal in der Domkirche hielt, ein. Zwei Tage darauf kam der heil. Bernhard in derselben Stadt an. Der Ruhm seiner Beredtsamkeit und seines heiligen Wandels bereitete ihm einen ehrenden Empfang. Am anderen Tage predigte er voll Freundlichkeit zum verirrten Volke und vertheidigte Punkt für Punkt

die katholische Lehre, welche von den Neuerern angegriffen wurde. Er rührte die Herzen und als er ihre Thränen fließen sah, rief er ihnen zu: „Gehet in euch und kommet, ihr verirrten Kinder, zur Einheit der Kirche zurück. Und damit wir wissen, welches diejenigen sind, die das Wort des Heils aufgenommen haben, so sollen sie die rechte Hand zum Himmel erheben, zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Glauben." Alle hoben die rechte Hand in die Höhe. Mit demselben glücklichen Erfolge predigte Bernhard zu Toulouse und in anderen Städten. Ueberall mußte Heinrich weichen. Um die Neubekehrten im katholischen Glauben zu stärken, hinterließ Bernhard schriftliche Ermahnungen und gab ihnen den Rath, keinen fremden oder unbekannten Prediger aufzunehmen, wenn er nicht von dem Papste oder ihrem Bischofe gesandt sei, denn solche Prediger sind es, welche den Schein der Frömmigkeit erheucheln, ohne ihren Geist zu besitzen. Sie verbergen ihr Gift unter einem freundlichen Aeußeren und haben die Geschicklichkeit, ihre weltlichen Neuerungen in lauter göttliche Ausdrücke zu kleiden.

In demselben Jahre (1148) kehrte Papst Eugen nach Rom zurück. Vor seiner Abreise besuchte er die Mönche zu Clairvaux. Dieselben bewunderten ihren ehemaligen Mitbruder, der auf dem Gipfel der Macht die heilige Ordensregel noch beobachtete und unter dem Schmucke des Hohenpriesters das arme Ordenskleid des Mönchs trug. Er sprach zu den Mönchen unter vielen Thränen, tröstete und ermahnte sie und bewies sich mehr als ein Bruder, denn als Herr und Meister. Ebenso besuchte Eugen Cluny und andere Klöster.

Der Kreuzzug, den der heil. Bernhard durch die Kraft seines Wortes und seiner Wunder zu Stande gebracht hatte, fiel unglücklich aus. Die Treulosigkeit und der Verrath der Griechen, die Uneinigkeit und Ausschweifung der Soldaten waren die Ursachen dieses großen Unglücks. König Ludwig VII. kam mit einigen hundert Rittern 1149 wieder in Frankreich an. Es gab fast keine Familie, welche nicht einen Verlust zu beweinen hatte, und nie sah man in Frankreich so viele Wittwen und Waisen. Bei der Größe des Unglücks verlor man

das vernünftige Urtheil; der heil. Bernhard wurde verblendeter Weise als der Urheber dieses Unglücks angeklagt. Eine harte Prüfung für den frommen Mann! In Demuth schwieg er, bis die Gemüther sich etwas beruhigt hatten. Andere übernahmen seine Rechtfertigung. So schreibt ein Zeitgenosse: „Unser Heer war so voll Sünden und Laster, welche nicht nur die Kriegsgesetze, sondern auch die christlichen Gebote verletzten, daß man sich nicht wundern darf, wenn die göttliche Gnade das Unternehmen so unreiner und verdorbener Menschen nicht begünstigte."

In dem Denkmal seiner letzten Jahre, den „Betrachtungen," an Papst Eugen gerichtet, worin die Pflichten des Papstes in freimüthiger Sprache dargestellt sind, hat Bernhard sein Stillschweigen über die Vorwürfe seiner Zeitgenossen wegen des verunglückten Kreuzzuges gebrochen. Im zweiten Buche dieser trefflichen Schrift heißt es: „Die Söhne der Kirche liegen zu Boden geschlagen in der Wüste, oder getödtet durchs Schwert, oder durch Hunger aufgerieben. Der Geist des Streites war ausgegossen über die Fürsten und der Herr ließ sie irre gehen. — Wir versprachen Gutes und siehe, es ist Verstörung. Als wären wir verwegen oder leichtsinnig in der Sache zu Werke gegangen. Und doch sind wir darein gelaufen nicht wie aufs Ungewisse, sondern auf dein Geheiß, Eugen, ja auf das Geheiß Gottes durch dich. — Erinnern wir uns der göttlichen Gerichte von Anfang der Welt an, ob wohl Trost sei. Als Moses sein Volk aus Aegypten führen wollte, verhieß er ihm ein besseres Land. Denn nie anders wäre dieses Volk, das nur Sinn hatte für das Irdische, ihm gefolgt. Er führte es heraus: nachdem er es aber herausgeführt, führte er es nicht sofort in das Land, das er verheißen, ein. Und doch ist kein Grund, daß der Führer ob dem traurigen und unvermutheten Ausgang einer Verwegenheit geziehen werden könnte. Er that Alles auf Gottes Geheiß, unter Gottes Mitwirkung, der auch das Werk durch mitfolgende Zeichen bestätigte. Aber waren darum jene Unglücksfälle wider die Verheißungen Gottes? Also auch diese nicht. Denn Gottes Verheißungen können nie seiner Gerechtigkeit Eintrag thun. — Aber je schwächer im Kampfe, desto stärker im Glauben sind sie erfunden

worden. Was meinst du, würden uns diese thun, wenn sie auf mein Geheiß zum zweiten Male hingingen, zum zweiten Male unterlägen? wenn sie mich hörten, zum dritten Male sie ermahnen, den Zug zu unternehmen, indem sie schon einmal und zweimal getäuscht wären? Und doch achteten die Israeliten die eine und die zweite Täuschung nicht, sondern gehorchten zum dritten Male und — siegten. Aber vielleicht sagen jene, woher wissen wir, daß die Mahnung von Gott ausgegangen ist! Welche Zeichen thust du, daß wir dir glauben? Ich kann nichts darauf antworten; man möge meine Bescheidenheit schonen. Antworte du für mich und für dich selbst nach dem, was dir Gott eingegeben hat."

In dem Buche der Betrachtung hat der heil. Bernhard seine hohen Gedanken über das Papstthum niedergelegt, wie nämlich durch den Papst die Kirche verbessert werden könne. Im ersten Buche tadelt er die Sitte, daß weltliche Angelegenheiten und Processe der Laien durch den römischen Hof entschieden werden. Darüber vergesse der Papst seine eigentliche Aufgabe, die christliche Heerde zu weiden. Er nennt auch den Grund dieses der Kirche unanständigen Treibens, die Habsucht, wovon wohl der Papst, aber nicht seine Umgebung frei sei.

Im zweiten Buche beschreibt er die hohe Würde des Papstes und hebt hervor, daß der Papst nicht da sei zum Herrschen, als um zu thun, was die Zeit fordert. „Wisse, daß, um das Werk eines Propheten zu vollbringen, du das Messer des Winzers brauchest, nicht das Scepter." Von dem Papstthume solle fern bleiben jede Habsucht. Der Apostel habe gesagt: was ich habe, gebe ich dir. „Was ist das? Eines weiß ich, es ist nicht Gold, nicht Silber, da er selbst sagt, Gold und Silber habe ich nicht." Eine weitere Pflicht und Zierde des Papstes ist die Demuth. „Kein Edelstein ist glänzender, besonders im Schmuck des Oberpriesters. — Alles mangelt dem, der glaubt, ihm mangele nichts."

Im dritten Buche kommt Bernhard auf das, was unter dem Papst ist — der ganze Erdkreis, nicht als Besitz, sondern um ihn mit Weisheit zu regieren. „Kein Gift, kein Schwert fürchte ich mehr für dich, als die Herrschsucht." Der Papst solle seine Sorge den Ungläubigen widmen, den Juden, den

Heiden. Aber die Leidenschaften, Herrschsucht, Ehrsucht, Geldsucht, haben die Kraft der Kirchengesetze gebrochen. Die Berufung an den Papst als höchsten Richter (Appellation) und die Befreiung der Klöster von der bischöflichen Aufsicht (Exemtion) werde mißbraucht aus Selbstsucht. „Man appellirt an dich von allen Theilen der Welt; dies ist ein Zeugniß deines Primats. Was ist in der That schöner, als die Schwachen vor der Unterdrückung geschützt zu sehen, sobald sie sich mit deinem Namen bedecken; aber welche Verkehrtheit dagegen, wahrnehmen zu müssen, daß derjenige, welcher das Böse gethan hat, sich freuet! Erhebe dich, Mann Gottes, sobald dies geschieht." — Ueber die Exemtionen sagt er: „Es geht ein allgemeines Gemurmel durch die Kirchen; sie beklagen sich, daß man sie verstümmle und zerstückle. Du fragst, warum? Weil man die Aebte von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe ausnimmt, und die Bischöfe den Erzbischöfen und Patriarchen entzieht. Ist dies in der Ordnung und kann man es entschuldigen? Du thust es, weil du es kannst. Aber die Frage ist, ob du es darfst."

Im vierten Buche spricht Bernhard von der Umgebung des Papstes. Er schildert den Wankelmuth des römischen Volkes, gibt Regeln für den päpstlichen Haushalt, die Sorge dafür möge der Papst einem erprobten Manne überlassen und kommt dann auf die Bedeutung und Wichtigkeit des Kardinals-Kollegium. Man solle zu solchen, die den ganzen Erdkreis richten, auch Männer aus dem ganzen Erdkreis wählen. Er schildert die Pflichten und den Berufskreis der päpstlichen Gesandten und straft die Herrschsucht und Geldsucht unwürdiger Legaten. Dann richtet er an den Papst die kühnen Worte: „Wie, du erwachst nicht mitten in dem Netze des Todes, womit man dich umgarnt? Ich fühle für dich einen heiligen Eifer, und Gott gebe, daß er für dich eben so heilsam sei, als er in mir glühend ist! Ich weiß, wie deine Wohnung beschaffen ist; Ungläubige und Schmeichler sind deine Gesellschaft. Es sind Wölfe, und keine Schafe, und doch bist du ihr Hirte... Du kannst es nicht läugnen, sonst würde dich derjenige selbst verläugnen, dessen Stuhl du nun einnimmst. Ich meine den heiligen Petrus; aber wir sahen nicht, daß er

jemals öffentlich erschienen ist, mit Gold und Edelsteinen beladen, in Seide gekleidet, von einem weißen Zelter getragen, von Soldaten umgeben und von einem glänzenden Gefolge begleitet; gewiß glaubte Petrus, ohne diesen Aufzug den Befehl des Herrn vollziehen zu können: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe. — Ich rathe dir jedoch, diese Sache eine Zeitlang zu dulden, aber sie nicht als absolute Nothwendigkeit zu fordern."

Das fünfte Buch betrachtet das, was über dem Papste ist: das Göttliche. Nachdem er den Papst betrachtet in Beziehung auf die irdische Welt, versetzt er ihn in die unsichtbare Welt.

Der heil. Bernhard näherte sich dem Ende seiner irdischen Laufbahn. In diesem Gefühle schrieb er an seinen Oheim Andreas, den Tempelherrn. „Schon zerfalle ich und glaube nicht, daß ich es mehr lange treibe auf Erden." Seit dem Anfange des Jahres 1152 stellte sich seine alte Schwäche wieder ein; oft fiel er in lange Ohnmachten. Dessen ungeachtet war „seine Seele frei und mächtig und übte unbesiegt aus, was Gottes war, und hörte nicht auf, mitten unter den Schmerzen etwas Heiliges zu überdenken, oder zu diktiren, zu beten oder die Brüder zu ermahnen." Täglich brachte er mit Hülfe der Brüder das heilige Opfer dar und fühlte sich durch dasselbe jedesmal neu gestärkt. Da er eine Erleichterung seines körperlichen Leidens dem Gebete und den Thränen seiner Brüder zuschrieb, sprach er zu ihnen: Warum haltet ihr einen elenden Menschen hienieden noch zurück? Eure Gebete haben über meine Wünsche den Sieg davon getragen! Uebet Barmherzigkeit an mir, ich bitte euch, und lasset mich zu Gott gehen." An den Abt von Bonneval, seinen treuen Freund, schrieb er unter den heftigsten Schmerzen. „Ich habe keinen Augenblick Erholung mehr, außer wenn ich mich gänzlich der Nahrung enthalte. Ich kann mit Hiob sagen, daß der Schlaf sich von mir entfernt hat, damit nicht der Schlummer der Sinne mich hindere, meine Schmerzen zu fühlen. Mein Magen kann keine Nahrung mehr vertragen, und doch leidet er auch, wenn ich ihn ganz leer lasse. Meine Füße und meine Beine sind aufgeschwollen, wie bei einem Wassersüchtigen, aber, um einem

Herzen, dessen Freundschaft sich um Alles bekümmert, nichts zu verbergen, will ich dir, vielleicht ein wenig unklug, bekennen, daß bei allen diesen Leiden mein Inneres sich nicht niederschlagen läßt; der Geist ist willig in einem schwachen Fleische. Bitte unsern Herrn, der den Tod der Sünder nicht will, daß er mich beim Austritt aus dieser Welt bewahre, und diesen Austritt nicht verschiebe, denn es ist Zeit, daß ich sterbe. Unterstütze mit deinem Gebete einen von allen Verdiensten entblößten Menschen, damit im letzten Augenblicke der Versucher nicht über mich triumphire. Obschon am Rande des Grabes, wollte ich doch eigenhändig an dich schreiben, um dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe, und damit du mit der Schrift auch das Herz erkennest; freilich wäre es mir lieber gewesen, mit dir zu sprechen, als dir zu schreiben." Mehrere der großen Zeitgenossen des Heiligen waren in dieser Zeit gestorben. Der edle, fromme Abt Suger von St. Denys, der treue Minister Ludwigs, starb am 13. Januar 1152, Kaiser Konrad am 4. März desselben Jahres. Am 8. Juli 1153 war auch der fromme Papst Eugen verschieden. Diese Trauerbotschaft zerriß das Herz des heil. Bernhards; seine Thränen flossen. Auch er wollte jetzt sterben und erwiederte dem Bischof von Langres, der ihn bei einem Besuche in einer wichtigen Angelegenheit um Rath fragte: „Verlange nichts mehr von mir, ich bin nichtmehr von dieser Welt." So lag er auf seinem Schmerzenslager ausgestreckt, als Hillin, der Erzbischof von Trier und Metropolitan von Metz, vor ihn trat und ihn unter Thränen bat, zwischen den Bürgern von Metz und den benachbarten Großen Frieden zu stiften. Schon seien 2000 Bürger im blutigen Kriege gefallen. Bei dieser Erzählung gießen sich neue Kräfte in den erstorbenen Leib; Bernhard erhebt sich vom Todtenbette. Am Ufer der Mosel standen Bürger und Ritter einander gegenüber, bereit, den Kampf zu erneuern. Da erschien Bernhard unter den Streitenden; allein man wich seinen Friedensworten aus. Nachts kommt eine Gesandtschaft der Ritter mit der Bitte, der heil. Bernhard möge den Frieden herstellen. Am anderen Tage wurde Frieden geschlossen auf einer Insel der Mosel, die Parteien gaben sich die Rechte und den Friedenskuß. Zu dieser Bereitwilligkeit trug eine wunderbare Hei-

lung, durch Bernhard verrichtet, Vieles bei. Mit diesem Friedenswerke schloß er die Reihe seiner ruhmreichen Thate.

Die gewaltsam unterdrückte Krankheit brach nun um so heftiger aus und führte ihn rasch seinem Ende zu. Unter Schluchzen hörten seine Kinder das letzte Lebewohl ihres geistigen Vaters. „Ach, liebster, theuerster Vater! was soll aus den Früchten deiner mühevollen Arbeiten werden, was aus uns, deinen so sehr geliebten Kindern?" Der Heilige weinte und sprach: „Ich weiß nicht, welchem von beiden ich mich ergeben soll; der Liebe meiner Kinder, welche mich drängt, hienieden zu bleiben, oder der Liebe meines Gottes, welcher mich nach oben zieht." Es war am 20. August 1153 gegen neun Uhr Morgens, als Bernhard seine reine Seele aushauchte. Er war dreiundsechszig Jahre alt, wovon er vierzig Jahre im Kloster und dreißig Jahre als Abt zugebracht hatte. — Zwanzig Jahre nach seinem Tode wurde er von Papst Alexander III. heilig gesprochen.

In der ganzen Geschichte werden wir nicht leicht einen Mann finden, der, unabhängig von den Gewalten der Welt, durch seine innere Vorzüge noch bei seinen Lebzeiten sich eine so allgemeine Achtung und Liebe erworben hat. Er war der Wagen und der Lenker der Kirche, der Schiedsrichter zwischen Fürsten und Völker, das Orakel, der Salomon seiner Zeit. Bernhard ist der letzte der Kirchenväter. Durch seine Schriften, in welchen die freimüthige Sprache der Propheten neben dem milden, liebenden Geiste eines Johannes Evangelista herrscht, ist er für alle Zeiten ein Lehrer der Christen geworden. Außer den schon genannten Schriften erwähnen wir hier noch seine Abhandlung von den zwölf Stufen der Demuth; seine treffliche Abhandlung über die Liebe Gottes. Von der Liebe Gottes redete er am liebsten, „denn dies spricht am süßesten an, wird am sichersten abgehandelt und am segensreichsten angehört." Sein Buch über die Gnade und den freien Willen, nach den Grundsätzen des heil. Augustinus bearbeitet; seine Reden für das ganze Jahr, 340 an der Zahl, sind voll der zärtlichsten Liebe zu Jesus und Maria. Er predigte nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern auch an gewöhnlichen Tagen vor seinem Konvente. — Wir besitzen von ihm 417 Briefe. —

Sein Lebensbeschreiber Gottfried sagt von seinem Aeußeren: „Bernhard war überaus zart gebaut und sehr mager, mittlerer Statur, doch mehr groß, als klein; seine Haare waren blond, in's Weißliche spielend, sein Bart röthlich, gegen das Ende seines Lebens weiß; auf seinen Wangen spielte eine kleine Röthe; über sein ganzes Antlitz war eine Anmuth ausgegossen, mehr geistig als leiblich, der Ausdruck seiner reinen Seele."

VII. Der heil. Franz von Assissi.

(1182–1226.)

1. Bedeutung der Bettelorden.

Die katholische Kirche, die Keime einer reichen geistigen Fruchtbarkeit in ihrem Schooße tragend, bildete in dieser Zeit, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, neue religiöse Orden, die Franziskaner und Dominikaner. Der Orden des heil. Benedictus war verweltlicht und hatte seinen Einfluß auf die Zeit verloren. Die Zeit selbst aber war eine gewaltige, gährende, das Christenthum bedrohende. Große, sittliche Kräfte mußte das Christenthum erzeugen, um die alte Liebe und Treue der Völker sich zu sichern, die Lauen und Schwankenden anzuziehen, den Unglauben und die Ketzerei zu überwältigen. Im Osten und Westen droht der Islam die Kirche zu zertrümmern; mannichfache Sekten, Katharer, Waldenser, Albigenser, die durch den Schein apostolischer Armuth und Demuth das Volk täuschten, um ihm seinen katholischen Glauben zu rauben, hatten Europa verpestet. Der sündhaften Weltlust der Zeit, der Ueppigkeit und dem Reichthum vieler Geistlichen und Klöstern gegenüber sollte durch eine großartige Entsagung und Selbstverläugnung, durch einen vollständigen Verzicht auf alles Eigenthum die göttliche Kraft und Sendung der Kirche dargelegt und dadurch Viele zu Gott zurückgeführt werden. Im Gegensatze zur heuchlerischen Armuth und Einfachheit der Ketzer stellten der heil. Franz von Assissi und der heil. Dominikus die vollkommenste Armuth auf. Von dem Almosen der Gläubigen lebend, das sie zum Theil wieder den Armen mittheilten, erweckten sie durch diese neue, beispiellose Armuth re-

ligiöser Orden eine halb erstorbene Welt zum staunenden Nachdenken, zur Bekehrung und gaben so in tausendfacher Wiedervergeltung geistig zurück, was sie an irdischen Gaben empfingen. Man nennt die von Almosen lebenden Orden der Franziskaner und Dominikaner Bettelorden.

2. Jugendgeschichte und Bekehrung des heil. Franziskus.

Der Stifter des Franziskanerordens, der heil. Franziskus, ward zu Assissi im Jahr 1182 geboren. Sein Vater Peter Bernardoni war ein reicher Kaufmann, seine Mutter hieß Dominika Pica. Der Knabe hatte in der heiligen Taufe den Namen Johannes erhalten. Da aber der Vater besonders nach Frankreich Handel trieb und der kleine Johannes bald die französische Sprache erlernte, so nannte man ihn Franzose oder Franziskus. Der Vater bestimmte ihn zum Kaufmanne, allein die große Neigung des Sohnes zum Aufwand und zur Kleiderpracht ließen sich damit nicht in Einklang bringen. Mit diesem lebensfrohen Wesen verband aber der Jüngling eine zarte Liebe zu den Armen, feine Sitten und einen milden Sinn. Wenn ihn ein Armer um Gotteswillen bat, schnitt es ihm tief in's Herz. Einst, im Gedränge der Geschäfte, wies er einen Armen barsch ab, aber gleich bereuete er seine Uebereilung, eilte dem Armen nach, beschenkte ihn reichlich und gelobte, nie mehr einen Armen abzuweisen, der ihn um Gotteswillen um ein Almosen anspreche. Eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, änderte den Sinn des Franziskus vollkommen und heilte ihn von seiner Neigung zu weltlichen Vergnügungen. Nach seiner Genesung hält er mit seinen Jugendgefährten ein Mahl, um mit ihnen und ihrer fröhlichen Lebensweise für immer zu brechen. Als sie seinen Tiefsinn bemerkten und fragten, ob er wohl einer Geliebten gedenke, antwortete er: „So ist's; ich habe eine Braut, adelicher, schöner, reicher, als ihr jemals eine gesehen habt!" Er suchte die Einsamkeit auf und bat in heißen Gebeten, Gott möge ihm das noch unverstandene Sehnen seines Herzens offenbaren. Einst begegnete ihm ein Aussätziger. Anfangs ergriff ihn Entsetzen, allein bald überwand er seinen natürlichen Abscheu, er küßte den Aussätzigen und gab ihm

ein Almosen. Armen und Kranken zu dienen war fortan seine Freude. In einer Höhle bei Assissi brachte er oft mehrere Stunden unter Thränen und Gebeten zu, bis ihn Gott erhörte. Während seines Betens erschien ihm einmal Christus am Kreuze. Seine Seele wurde so gerührt, daß er von dieser Stunde an nur unter Thränen und Seufzen an das Leiden und den Tod Christi denken konnte. Er verstand nun das Wort Jesu: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach." — Franziskus unternahm jetzt eine Wallfahrt nach Rom, wo er für die Armen Almosen sammelte. Nach Hause zurückgekehrt bestärkte ihn der Bischof Guido von Assissi in seiner begonnenen Lebensweise. Eines Tags betete er in der baufälligen Kirche des heil. Damian vor einem Krucifixe. Da hörte er dreimal die Worte ertönen: „Franziskus, gehe und stelle mein Haus wieder her, welches, wie du siehst, ganz zerfallen ist." Diese Worte, die sich in ihrem höheren Sinne auf die Erneuerung der christlichen Kirche bezogen, nahm Franziskus wörtlich. Er eilte nach Hause, nahm einige Ballen Tuchs und verkaufte sie sammt seinem Pferde und brachte den Erlös dem Priester der St. Damianskirche. Der erzürnte Vater suchte ihn auf; Franz aber verbarg sich in einer Höhle. Nach einem Monat begab er sich in seine Vaterstadt, wurde von seinen Mitbürgern für wahnsinnig gehalten und von dem erzürnten Vater in einen Winkel des Hauses gesperrt, aus welchem Verstecke ihn seine Mutter befreite. Sein Vater enterbte ihn darauf, Franz aber, nur mit einem Bettlergewande bekleidet, sprach zu seinem Vater: „Bis jetzt habe ich dich meinen irdischen Vater genannt; von nun aber kann ich sicher sagen: Vater unser, der du bist im Himmel, bei dem ich allen meinen Schatz verwahrt, und auf den ich mein Vertrauen und meine Hoffnung gesetzt habe." — Er zog nun umher, sammelte Almosen für die Armen und predigte Buße. Von Vielen als Thor verlacht und verspottet, erweckte seine Entsagung in ernsteren Geistern Bewunderung und Nachahmung. In einem Walde wurde er von Räubern überfallen, unmenschlich geschlagen und da er kein Geld bei sich hatte, seines armen Mantels beraubt. Unter Lobliedern verließ er den Wald und begab sich zu einem

Anverwandten, der ihm ein abgetragenes Kleid schenkte. In diesem armen Kleide bettelte er in den Straßen von Assissi und verwendete das Gesammelte für die Ausbesserung der St. Damianskirche. Da die Verehrung für den frommen Franziskus immer mehr zunahm, so flossen auch die Gaben reichlicher. Er stellte nun auch das ihm geschenkte Kirchlein der Maria der Engel bei dem Orte Portiuncula wieder her und wählte diesen Ort zu seinem Lieblingsaufenthalt. Hier blieb er zwei Jahre und legte den Grund zu seinem Orden.

In dieser Kirche hörte einst Franziskus die Worte Jesu vorlesen: „Ihr sollt weder Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben, keine Reisetasche, keine Schuhe, keine doppelte Kleidung, keinen Stab.“ Voll Freuden rief er aus; das sei es, wornach er immer gestrebt habe. Er legte alsbald Tasche, Schuhe und Stab ab, band statt des Gürtels, der zur Aufbewahrung des Geldes diente, einen Strick um und gab das wenige Geld, welches er hatte, den Armen. Er predigte Buße, wobei er jedesmal mit den Worten begann: der Herr gebe euch Frieden! Seine Kleidung war die der armen Hirten jener Gegend — ein aschgrauer Rock mit zugespitzter Kopfbedeckung oder Kapuze. Bald sammelten sich um ihn Freunde seiner Lebensweise. Seine ersten Schüler waren Bernardo de Quintavalla, ein reicher Mann zu Assissi, Peter Cataneo, ein Kanonikus derselben Stadt, und Aegidius. Im Jahr 1209 sandte er schon zwölf Jünger, je zwei und zwei, in verschiedene Gegenden zur Bußpredigt aus.

3. Ordensregel des heil. Franziskus.

Franziskus entwarf nun unter Mitwirkung frommer und erfahrener Männer seine Ordensregel. „Gehorsam, Keuschheit, Armuth sind Grundpfeiler eines Gott und dem Seelenheil geweiheten Lebens. Was die Brüder zu ihrem Unterhalte bedürfen, können sie als Almosen annehmen, niemals aber Geld. Wer sich je mit ihnen verbunden hat, darf sich nie wieder trennen. Eingedenk menschlicher Schwäche, sollen sie in Fasten und Gebet fleißig sich üben, sich gegenseitig als ...der ermahnen, als solche leben, Mindere (oder kleine

Brüder) sich nennen. Keiner soll dienen, keinem werde gedient. Wer ein Handwerk, eine Kunst versteht, mag sie betreiben, hiefür Lebensbedürfnisse, nie Geld, empfangen. Freund und Feind, selbst der Dieb und Räuber, sollen freundliche Aufnahme bei ihnen finden. In Allem möchten sie nicht sauer sehen als Heuchler, sondern heiter und freudig im Herrn. Liegenschaften sollen sie sich nie aneignen, Geld bloß in offenbarer Noth kranker Brüder; wer dies übertrete, sei als falscher Bruder, Dieb und Räuber zu achten. Des Bettelns dürften sie sich nicht schämen; das Almosen sei des Armen Erbtheil, durch Christum ihm erworben, wobei wer giebt, nicht wer empfängt, gewinne. Kein erkrankter Bruder darf verlassen werden; einer, so es nöthig, mehrere, müssen um ihn bleiben. Aber der Kranke darf nicht allzugierig nach Arznei fragen, den Leib mehr lieben als die Seele, weder gegen Gott noch gegen die Brüder murren, für Alles soll er dem himmlischen Vater danken, der da sagt: „Wen ich liebe, den züchtige ich." Unter einander sollen die Brüder nicht schmähen, hadern, unnütz reden, keiner den anderen richten, nicht dessen, vielmehr der eignen Sünden gedenken. Wie es der Herr den Aposteln befohlen, eben so sollen sie durch die Welt ziehen, nicht reiten, außer in Krankheiten oder großer Noth. Gegenseitig sollen sich die Brüder in kurzen Worten zu unsträflichem Wandel ermahnen, ausstoßen, wer nicht im katholischen Glauben lebt."

Franziskus begab sich nun mit seinen Jüngern nach Rom, um für seine Ordensregel die päpstliche Bestätigung einzuholen. Allein Innocenz III. trug anfangs Bedenken, einen neuen Orden zn genehmigen. Auch schien einigen Räthen des Papstes die Ordensregel für menschliche Kräfte allzuschwer. Man erzählt, ein nächtliches Traumgesicht, in welchem Innocenz sah, wie Franziskus die einstürzende Kirche des heil. Johann von Lateran mit seinen Schultern stützte, brachte ihn auf andere Gedanken. Er ließ des anderen Tags den Franziskus wieder vor sich kommen und auf seine Frage: Wer wird euch den nöthigen Unterhalt verschaffen? erwiederte Franziskus: „Ich vertraue auf meinen Herrn Jesus Christus; der uns Ruhm und Leben im Himmel verheißt, wird uns des Körpers Nothdurft nicht versagen." Darauf hieß der Papst die Ordensregel gut und sprach:

„Gehet mit Gott, liebe Söhne, und wie er euch zu erleuchten würdigen wird, so prediget Allen Buße. Wenn aber der Allmächtige euch an Zahl und Gnade vervielfältiget, so berichtet es uns, und wir wollen ruhiger euch noch Größeres bewilligen."

4. Ausbreitung des Franziskanerordens.

Franziskus kehrte mit seinen Brüdern nach Assissi zurück, wo sie in engen Zellen wohnten und oft an dem Allernothwendigsten Mangel hatten. Er hielt seinen Leib in strenger Zucht, warf sich oft nackend in tiefen Schnee, um die sinnlichen Begierden zu unterdrücken, fastete nach dem Beispiele des Erlösers oft vierzig Tage, schlief auf bloßer Erde, einen Stein unter dem Kopf, aß selten gekochte Speise, sondern meistens Wurzeln, Brod und Wasser. Während er oft den ganzen Tag gepredigt hatte, brachte er die Nacht im Gebete vor dem Bilde des Gekreuzigten zu. Dabei war Franziskus die Demuth selbst, er sah sich für den verächtlichsten Menschen an, liebte Mißhandlungen und floh alles Lob. So kam es, daß der Ruf des heiligen Mannes überall hin drang und ihm die größten Ehren erwiesen wurde, wo er hinkam. Bei seinem Einzuge in die Städte wurden die Glocken geläutet; Geistlichkeit und Volk ging ihm entgegen. Man berührte seine Kleider, küßte seine Hände und Füße. Der demüthige Mann aber sprach zu seinen Gefährten, die ihn warnten, kein Wohlgefallen an dergleichen Ehrenbezeugungen zu haben: „Wisset, daß ich alle diese Ehrenbezeugungen auf Gott beziehe, weil sie ihm allein gebühren; mich aber versenken sie immer tiefer in meine Niedrigkeit, indem sie mich erinnern, daß ich der größte Sünder bin."

Auch Jungfrauen folgten dem armen Beispiele des heil. Franziskus. Clara, die achtzehnjährige Tochter eines mächtigen Grafen zu Assissi, wurde von der großen Entsagung des Heiligen so gerührt, daß sie das väterliche Haus verließ und in der Kirche Portiuncula die Haare sich abschneiden ließ und das rauhe Gewand und die strenge Lebensart des heil. Franziskus annahm. Bald folgten Frauen und Jungfrauen Clara's Beispiel. So wurde die heil. Clara die Stifterin des Or-

dens der Clarissinnen, welcher auch der zweite Orden des heil. Franziskus oder der Orden der armen Frauen heißt. Franziskus entwarf für diesen weiblichen Orden eine strenge Regel (1224), welche von Papst Gregor IX. gutgeheißen wurde.

Nachdem Franziskus unter seinen Landsleuten den Bußgeist geweckt hatte, wollte er die Muhamedaner in Afrika bekehren, und, wenn es nöthig werde, den Märtyrertod erdulden. Er wanderte deßwegen im Jahr 1213 nach Spanien, allein eine Krankheit hemmte seinen Lauf. Doch durchzog er alle Reiche der Halbinsel, gründete mehrere Klöster seines Ordens und kehrte wieder nach Italien zurück. Als im Jahr 1215 auf der großen allgemeinen Kirchenversammlung der Orden des heil. Franziskus genehmigt wurde, schrieb Franziskus im Jahr 1216 auf das Pfingstfest die erste allgemeine Versammlung der Ordensglieder aus. Hier wurde nun beschlossen, die Brüder in alle Länder zur Bußpredigt zu senden. „Gehet hin, sprach Franziskus zu ihnen, je zwei und zwei und lobet Gott schweigend in eurem Herzen bis zur dritten Stunde, dann erst mögt ihr reden. Euer Gebet sei aber gemäßigt, demüthig und stets von der Art, daß der Hörende veranlaßt werde, Gott zu ehren und zu preisen. Allen verkündiget den Frieden, bewahret ihn aber selbst in eurem Herzen. Keiner lasse sich verführen zu Haß und Zorn, oder ablenken von der ergriffenen Bahn: denn wir sind berufen, Irrende auf den rechten Weg zu führen, Verwundete zu heilen und Gebeugte aufzurichten. Die Armuth ist Christi Braut und Freundin, die Wurzel, der Grundstein, die Königin aller Tugenden. Wenn die Brüder von ihr lassen, so ist der ganze Bund aufgelöst; wenn sie daran festhalten und der Welt ein Musterbild und Beispiel geben, so wird die Welt sie ernähren.“ — Die Jünger gingen jetzt in alle Länder aus und hatten mit vielen Beschwerden zu kämpfen. Am schlimmsten ging es ihnen in Deutschland, weil sie die Sprache des Landes nicht verstanden. Als man sie fragte, ob sie eine Schlafstelle und Nahrung wünschten, sprachen sie ihr einziges deutsches Wort — Ja — aus. In einer anderen Stadt fragte man sie, ob sie Ketzer wären und wider den katholischen Glauben predigten, worauf sie wiederum mit Ja antworteten. Da wurden sie mißhandelt und in's Gefängniß

geworfen. Unterdessen hatte sich der Orden so ausgebreitet, daß im Jahr 1219 über fünftausend Brüder um den heil. Franziskus zur Berathung sich sammelten. Abermals gingen jetzt die Brüder in alle Länder zur Bußpredigt aus. Franziskus wanderte mit zwölf Gefährten ins Morgenland, wo er gefangen vor den Sultan gebracht wurde, und diesem freimüthig die evangelische Wahrheit predigte. „Ich bin gesandt, sprach Franziskus, nicht von Menschen, sondern von Gott dem Allerhöchsten, um dir und deinem Volke zu zeigen die Bahn des Heils durch Verkündigung der Wahrheiten des Evangeliums." Der Sultan ehrte die Unerschrockenheit des frommen Mannes und lud den Heiligen ein, bei ihm zu bleiben. Dieser aber antwortete: „Wenn ihr wollt, du und dein Volk, das Wort Gottes hören, so will ich recht gerne bei euch bleiben, schwanket ihr aber zwischen Jesus und Muhamed, so zündet ein großes Feuer an, in welches ich mit euren Priestern gehen werde, auf daß ihr sehen möget, welches die wahre Religion sei." Da entließ ihn der Sultan und sprach: „Bete für mich, auf daß mir Gott die wahre Religion zu erkennen gebe, und mir den Muth verleihe, sie anzunehmen." — Im Jahr 1221 gelang auch die Verpflanzung des Ordens nach Deutschland. Bruder Cäsarius von Speier kam mit zwölf Priestern und fünfzehn Laien nach Augsburg und von da in alle Sprengel Deutschlands. Im folgenden Jahre konnte zu Worms schon eine Versammlung von Brüdern gehalten werden. Der Orden war bisher von Papst Innocenz III. und dem Lateranconcil nur geduldet und mündlich gutgeheißen worden. Der heil. Franziskus wünschte aber eine förmliche, schriftliche Gutheißung der Kirche. Zu diesem Zwecke legte er dem Papste Honorius III. seine schriftlich aufgesetzte Ordensregel vor, der sie durch eine Bulle vom 20. Nov. 1223 bestätigte.

5. Die Wundmalen des heil. Franziskus.

Nachdem der heil. Franziskus für die Fortdauer seines Ordens gesorgt hatte, begab er sich in die Einöde auf dem Berge Alverno, wo ein Kloster und eine Kirche seines Ordens sich befanden, um seine letzten Jahre in frommen Uebungen zuzu-

bringen. Von dem Feste Mariä Himmelfahrt bis Michaelistag 1224 wollte er hier an dem einsamsten Orte fasten und beten. Nur der Pater Leo durfte ihn jeden Abend besuchen, um ihm Brod und Wasser zu bringen. Hier verherrlichte Gott seinen Diener mit außerordentlichen Gnaden. Sein Ordensjünger, der heil. Bonaventura, erzählt: „Es war gegen das Fest der Kreuzerhöhung, als Franziskus auf der Seite des Berges eines Morgens im Gebete vertieft war und durch die seraphische Flamme seiner Sehnsucht zu Gott sich erhob; innige Zärtlichkeit und glühendes Mitgefühl wandelten ihn gleichsam in Jenen um, der aus Ueberdruß seiner Liebe für uns gekreuzigt werden wollte. Es däuchte ihn, einen Seraph zu sehen mit sechs glänzenden Flügeln und ganz umstrahlt von Feuer, der von der Höhe des Himmels zu ihm niedersank. In raschem Fluge ließ sich dieser Seraph ihm zur Seite nieder. Zwischen seinen Flügeln erschien das Bild des Gekreuzigten, Hände und Füße an einem Kreuze ausgestreckt und angeheftet. Seine Flügel waren so geordnet, daß er zwei auf dem Haupte hatte, zwei zum Fluge schwang und mit den zwei anderen den ganzen Körper bedeckte. Bei diesem Anblicke wurde Franziskus sehr ergriffen, eine mit Wehgefühl gemischte Freude durchströmte seine Seele. Die Gegenwart Jesu Christi, die unter den Flügeln eines Seraphs auf eine so wundervolle und zärtliche Weise sich ihm zeigte, erfüllte sein Herz mit unaussprechlicher Wonne; allein der schmerzliche Anblick seiner Kreuzigung entflammte in ihm verzehrende Gefühle des Mitleids und seine Seele ward wie von einem Schwerte durchbohrt. Da er indessen bei sich gedachte, daß der Leidenszustand mit der Unsterblichkeit des Seraphs sich nicht vereinbaren lasse, erkannte er durch ein inneres Licht, dieses Gesicht bezwecke nichts anders als ihn zu bekehren, daß weniger die Kreuzigung des Fleisches als das Feuer der Liebe in vollkommene Aehnlichkeit mit dem gekreuzigten Erlöser uns umschaffe. Nach einer verborgenen und vertraulichen Unterhaltung verschwand das Gesicht; seine Seele aber blieb durchflammt von seraphischer Glut, und äußerlich ward sein Körper wie mit einem Kreuze bezeichnet, gleich als wäre seinem Fleische, durch Feuer erweicht und gelöst, ein Siegel aufgedrückt worden; denn sogleich begannen die Nagel-

zeichen an den Händen und Füßen zum Vorscheine zu kommen, sowie er sie am Bilde des ihm erschienenen Gekreuzigten gesehen hatte. Man sah seine Hände und Füße in der Mitte von Nägeln durchstochen: die Nagelköpfe, rund und schwarz, waren an den Händen auf der inneren Seite, an den Füßen auf der äußeren; die etwas langen Spitzen, die auf der Kehrseite hervorstachen, waren gebogen und überragten das Fleisch. Auch auf seiner linken Seite hatte Fränziskus eine rothe Wunde, als wäre er mit einer Lanze gestochen worden; diese Wunde troff häufig von Blut, das sein Gewand färbte." — Obschon der Heilige diese Wunden auf das sorgfältigste verbarg, so wurden sie doch von mehreren Personen gesehen. So bezeugte Papst Alexander IV. in einer Predigt (1254), daß er diese Wunden auf dem Leibe des heil. Franziskus gesehen habe, als dieser noch lebte. Andere sahen dieselbe nach dem Tode des Heiligen. Papst Benedict XI. setzte zu Ehren der Wundmalen des heil. Franziskus ein eignes Fest ein, das auf den 17. September gefeiert wird, und von mehreren seiner Nachfolger auf die ganze Kirche ausgedehnt worden ist. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß wir von einer geschichtlichen Thatsache reden. Ob wir uns dieselbe erklären können, ändert die Sache nicht im mindesten. Bei magnetischen Personen nehmen wir auch Geheimnißvolles wahr. Wie sich schon im gewöhnlichen Leben die Leidenschaften des Menschen im Gesichte abspiegeln, so können wohl auch bei himmlischen Naturen, wie der heil. Franziskus, das tiefe Mitleid mit Jesu Leiden, überhaupt die andauernden, religiösen Aufregungen auf den Körper zurückwirken. Unaufhörlich waren die Gedanken des heil. Franziskus auf das Leben und Leiden Jesu gerichtet und nicht selten machte er seinem tiefen Mitleiden durch Thränen und Schluchzen Luft.

6. Tod des heil. Franziskus.

Die zwei Jahre, die Franziskus nach diesem wunderbaren Vorgange noch lebte, waren ein Märtyrertod der Liebe. Er erkrankte und nahm auf Bitten seiner Freunde den Beistand der Aerzte an. In seinen großen Schmerzen betete er: „Ich danke dir, o Herr! für die Schmerzen, so ich leide, könnte ich doch tausendmal mehr leiden, wofern es dein heiliger Wille

wäre. Ich werde mich freuen, wenn du diesen elenden Körper ohne Schonung züchtigest: denn welch ein süßerer Trost könnte mir wohl werden, als zu wissen, daß dein heiliger Wille erfüllt werde." Als seine Jünger weinend um sein Lager standen und klagten, wer nun hinfort ihr Führer, Rathgeber und Tröster sein werde, antwortete er: sie sollten einander lieben, wie er sie geliebt habe, zu jeder Zeit der Armuth sich ergeben, in Allem ihren Oberen und der Kirche gehorchen. Nach einiger Zeit sprach er: „Allen meinen Brüdern in der ganzen Welt hinterlasse ich als letzten Willen die Ermahnung zu ehrerbietigen Feier des heiligen Altarssacraments, zur Achtung vor dem Gottesdienst, zur treuen Befolgung der Regel." Als ihm der Arzt seinen nahen Tod ankündete, lobte er Gott mit hellem Gesange. Bruder Elias meinte, er solle dies unterlassen, das Volk könne es ihm als Leichtsinn auslegen. Er aber erwiederte: „Laß, Bruder, mich im Herrn freuen und ihm Dank sagen wegen meines ruhigen Bewußtseins! Denn durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit bin ich so eins mit meinem Herrn, daß ich billigermaßen in ihm, dem obersten und gnädigen Geber alles Guten, fröhlich sein kann. Ich bin nicht so verzagten Gemüths, daß ich vor dem herannahenden Tod zittern und beben sollte." Er segnete darauf seine Brüder und sprach zu ihnen: „Lebet wohl, meine Kinder, bleibet standhaft in der Furcht des Herrn. Es nahet die Zeit der Prüfung und der Drangsale; selig Diejenigen, die verharren im Guten, das sie begonnen haben! Was mich anlanget, so gehe ich zu meinem Gott mit heißer Sehnsucht, und euch Alle will ich seiner Gnade empfohlen haben." Auf seine Bitten trug man ihn in die Kirche Mariä der Engeln, wo er sich auf der Bahre aufrichtete, gegen die Stadt Assissi wendete und deren Bewohner segnete. Man mußte ihn auf die bloße Erde legen, wo er den hunderteinundvierzigsten Psalm betete. Nach dem letzten Verse: „Befreie meine Seele aus dem Kerker, auf daß ich preise deinen Namen. Die Gerechten harren des Lohnes, den du mir geben wirst!" verschied er im Herrn. Es war Samstags den 4. Oktober 1226, im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Alles Volk strömte in die Kirche, um den Verstorbenen

zu sehen. Am Sonntage darauf wurde der Leichnam von Portiuncula feierlich nach Assissi gebracht. Unter Begleitung der gesammten Geistlichkeit, mit Trompetengeschmetter, brennenden Kerzen und grünen Baumzweigen gelangte der Zug an die St. Damianskirche, wo die heil. Clara mit ihren Töchtern unter lautem Schluchzen den theuern Leichnam empfing. Darauf begab man sich in die Kirche des heil. Georg und setzte den Leichnam bei. Am 16. Juli 1228 kam Papst Gregor IX. selbst nach Assissi und nahm seine Heiligsprechung in der St. Georgskirche vor. Aus Beisteuern der Fürsten und der gesammten Christenheit wurde auf dem Paradieshügel bei Assissi eine prächtige Kirche erbaut und am 25. Mai 1230 der Leib des Heiligen dahin versetzt. Sei sechs Jahrhunderten verlor sich die Kenntniß seines Grabes. Erst am 12. Dezember 1818 wurden unter dem Hauptaltare jener Kirche die Gebeine des Heiligen entdeckt und am 5. September 1822 nach langer und sorgfältiger Prüfung durch Papst Pius VII. für die irdischen Ueberreste des heil. Franziskus erklärt.

7. Character und Verdienste des heil. Franziskus.

Die in Gott gewurzelte und aus Gott quellende Liebe war der Pulsschlag seines Lebens, der Angelpunkt seines Daseins gewesen. Aus Liebe zum armen Heilande, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, war Fransziskus arm. Aus Liebe zum leidenden Heilande trug er Beschimpfung, Mißhandlung, Leiden und Schmerzen mit heiterem Sinne. Aus demselben Grunde liebte er die Armen, die Kranken, die Leidenden und Verachteten. Einst kam ein armes Weib bettelnd an das Kloster. Franziskus befahl, ihr etwas zu geben; allein der Hausmeister sagte, es sei gar nichts vorhanden als ein neues Testament, welches man im Chore lese. „So gib ihr dieses, sagte Franziskus, damit sie es verkaufe; denn wahrlich es geschieht Gott ein größerer Dienst daran, wenn wir dem Mangel dieser Armen abhelfen, als wenn wir das Buch im Chore lesen." Das Mitleid gegen Arme und Kranke blieb jederzeit ein Grundzug seines Gemüths. — Bei der großen Verehrung, mit der man ihm überall entgegenkam, blieb Franziskus der demüthigste Mensch. Wollte man ihn loben, so äußerte

er: „Es ziemt sich nicht, einen Menschen zu loben, der seines Schicksals ungewiß ist, und nicht weiß, was aus ihm werden sollte.“ Diese Demuth pflanzte er auch in die Herzen seiner Schüler. So war z. B. Bruder Antonius, der durch seine großen Geistesgaben allgemeine Bewunderung erregte, so demüthig, daß er sich von seinen Oberen die Gnade ausbat, die Küchengeschirre reinigen und die Zellen kehren zu dürfen, da er doch zu nichts Besserem tauge. — Im Gebete, namentlich beim Empfange des Leibes und Blutes Jesu, umfloß sein Antlitz eine englische Glut der Andacht. Wie zum Heilande, so hatte Franziskus auch zur Mutter Jesu eine zärtliche Andacht. Sein steter Umgang mit Gott und den Heiligen stärkte seine Geisteskraft außerordentlich, so daß er die geheimnißvollen Wahrheiten des Glaubens in ihrer ganzen Tiefe erschaute. Da er bei Betrachtungen religiöser Wahrheiten oft in Thränen der Rührung ausbrach und diese häufigen Thränenströme seinen Augen schadeten, so gab er auf die Mahnungen des Arztes zur Antwort: „Mein Bruder, der Geist bekam das Licht nicht um des Fleisches willen, sondern das Fleisch wegen des Geistes; daher soll die Sorgfalt, das körperliche Auge zu erhalten, dem geistigen Lichte und den göttlichen Tröstungen kein Hinderniß entgegenstellen.“ Nicht selten rief der Heilige in heißer Andachtsglut aus: „Verleihe, o Gott, daß die zarte Macht deiner Liebe von allen irdischen Dingen mich abreiße, und mich gänzlich verzehre, damit ich sterben könne für deine unendliche Liebe. Ich bitte dich darum durch dich selber, göttlicher Sohn, der du gestorben bist aus Liebe zu mir. Mein Gott und mein Alles, was bist du? und was bin ich anders, als ein Erdenwurm? Ich verlange dich zu lieben, anbetungswürdigster Gott! Dir habe ich geopfert meine Seele und meinen Leib mit Allem, was ich bin. Ich will mich bestreben, Alles zu thun, was zu deiner Verherrlichung beitragen kann. Ja, mein Gott, dies ist der einzige Gegenstand meiner Wünsche.“

Einen Blick in sein Inneres gestatten die trefflichen Sinnsprüche des Heiligen. — Auf die Frage, wie er in der Kälte des Winters bei dünnem Kleide vor Frost sich schützen könne, antwortete er: „Wenn die Flamme der höheren Heimath in

uns lodert, dann fühlen wir die äußere Kälte nicht.“ — „Es hält schwer, der Nothdurft des Leibes genug zu thun, anbei von der Lust der Sinne frei zu bleiben. — Der Gottesmann soll innerlich seiner Sünden wegen betrübt sein, nicht aber äußerlich sauer sehen oder ein finsteres Antlitz haben. — Besser werden, Sünde meiden, Tugend üben, ist Gottes Gnade.“ — „Lies nur in dem Buche des Kreuzes; selig, wer um Gottes Willen menschlichen Wissens sich entschlägt.“ — „Ich würde es für einen Diebstahl an dem großen Almosner erachten, wenn ich mein Kleid nicht gerne dem noch Dürftigeren gäbe.“ — „Bittet, Brüder, einzig um das, was ihr zu Kleidung und Nahrung bedürfet; nehmet ihr mehr, so stehlet ihr es noch Bedürftigeren.“ — „Nichts ist mir so erquicklich, wie die tägliche Betrachtung des Lebens und Sterbens meines Herrn; ich bedürfte keines anderen Buches, und wenn ich bis an's Ende der Welt leben sollte.“

Es war natürlich, daß um eine so außerordentliche Persönlichkeit eine große Zahl Verehrer und Nachahmer sich sammelte. Man glaubte sich damals am Abende der Welt, sah die um sich greifende Gefahr für die Kirche, steigende Macht des Antichrists, gegen welche Gott in Franziskus und seinen Jüngern neue Streiter gesendet habe. In ihnen erblickte man den ursprünglichen Zustand der Kirche wieder hergestellt: Armuth, Demuth, Eifer, Reinheit, Erfüllung der Gebote Christi sei bei ihnen zu finden. Der Reiche verließ Haus, Hof, Schätze und schloß sich ihnen an; es gab kein Christenland, wo nicht mehrere dieser Brüder sich befanden. Jedermann schätzte sich glücklich, wenn sie bei ihm Herberge, ein Almosen von ihm nahmen. Selbst die unerleuchteten Heiden bewunderten ihre Vollkommenheiten und nahmen sie freudig auf. Hundert Jahre nach seiner Gründung zählte der Orden 150,000 Glieder. Könige, Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe ließen sich bei herannahendem Lebensende in den Orden aufnehmen, der so viele Sünder durch seine gewaltige Bußpredigt in Wort und That aus ihrem Schlafe erweckte und eine alternde Welt in Jugendfrische erneuerte. Der Andrang zur Aufnahme in den Orden war so groß, daß Franziskus fürchtete, die Welt möge von nützlichen Arbeitern entblößt und die Bande der Ehe locker werden. Er

entwarf daher eine Lebensweise für Weltleute, wie man auch in der Welt ein christliches Leben führen könne. Sie mußten bestimmte Gebete verrichten, fasten, von weltlichen Lustbarkeiten sich enthalten. Nur unbescholtene Leute wurden nach einem Probejahr aufgenommen und verpflichteten sich sodann durch einfache Gelübde zur Beobachtung der Regel.

Die minderen Brüder oder die Franziskaner, wie man sie nach ihrem Stifter nannte, entfalteten eine große, segensreiche Wirksamkeit. Sie gingen in alle Länder als eifrige Missionare, wurden wegen ihrer Klugheit in den Rath der Päpste und Könige gezogen und schmückten als öffentliche Lehrer die Lehrstühle der Universitäten. Die berühmten Philosophen und Theologen Alexander Hales, Bonaventura, Johannes Duns Scotus, Roger Bacon gehörten dem Franziskanerorden an.

VIII. Der heil. Dominikus.
(1170 – 1221.)

1. Des heil. Dominikus Jugendjahre.

Dominikus erblickte das Licht der Welt zu Calervoga, einem Flecken im Bisthum Osma in Altkastilien im Jahr 1170. Sein Vater hieß Felix, die Mutter Johanna, beide von gutem Geschlechte. Daß Dominikus aus dem adlichen Hause Guzmann stammt, wie man lange Zeit glaubte, ist wenigstens sehr zweifelhaft. In seinem sechsten Jahre kam er in das Haus seines Oheims, eines Erzpriesters, der sorgfältig über seine Erziehung wachte. Schon in seinen Kinderjahren hatte er eine große Freude am Gebet und an Bußübungen. In seinem vierzehnten Jahre besuchte er die hohe Schule zu Palencia, wo er sich mit eisernem Fleiße dem Studium der Schrift und der Väter widmete und alle jugendliche Ergötzungen vermied. Hier verweilte er vier Jahre, lebte sehr enthaltsam, trank nur auf den Rath des Bischofs seiner Gesundheit wegen Wein und verkaufte zur Zeit einer Hungersnoth seine Bücher und Geräthschaften, um den Armen mit milden Gaben beistehen zu können. Dieses Beispiel reizte seine Lehrer und Mit-

schüler zur Nachfolge. Eines Tages bat ihn eine arme Frau um eine Beisteuer zur Loskaufung ihres Bruders, den die Mauren zum Sklaven gemacht hatten. Dominikus erwiederte ihr: „Ich habe weder Gold noch Silber, betrübe dich jedoch nicht, ich kann arbeiten. Biete mich jedoch den Mauren zum Auswechseln deines Bruders an, ich will statt seiner Sklave sein." Das erstaunte Weib nahm aber seinen Vorschlag nicht an. Erbarmen gegen Nothleidende, Betrübniß über Anderer Sünden, Freudigkeit zum Gebet blieben stets die hervorragenden Züge seines Wesens. Als der Bischof Diego zu Osma von seinem frommen Lebenswandel hörte, berief er ihn zu sich, ertheilte ihm die Priesterwürde und ernannte ihn zum Stiftsherrn seiner Kirche. Als ein neues Gestirn glänzte Dominikus in der Kirche von Osma. Er war ein Muster der Demuth, bekehrte die Sünder durch seine Predigten und brachte oft ganze Nächte auf seinen Knieen in der Kirche zu in Gebet nnd Thränen für die Sünder. Besonders bat er, Gott möge ihm die wahre Liebe und die besten Mittel schenken, um das Heil der Menschen, wie ehemals der Erlöser, zu befördern.

2. Dominikus als Missionär unter den Albigensern.

Im Jahr 1204 reiste Bischof Diego im Auftrag seines Königs nach Frankreich. Dominikus war in seiner Begleitung. In jener Zeit war das südliche Frankreich von der Ketzerei der Albigenser verwüstet. In Montpellier trafen der Bischof Diego und Dominikus mit Cisterciensermönchen zusammen, welche die Ketzer bekehren sollten. Verdrüßlich wegen ihrer fruchtlosen Bemühungen wollten sie ihre Sendung aufgeben. Allein Dominikus gab ihnen den Rath, die äußere Pracht abzulegen, in welcher sie als Legaten des päpstlichen Stuhles auftreten zu müssen glaubten. „Ihr ziehet mit Packpferden, die eure Kleider und Lebensbedürfnisse tragen, einher; darum widersetzen sich die Irrgläubigen eurer Predigt und ärgern sich über das Verderbniß der Geistlichkeit, vornämlich der Ordensleute. Sie sagen: Ei! schaut doch, wie diese Reiter uns Christus ihren Herrn verkünden, der zu Fuße ging und wie diese Reichen den Armen und Verachteten ehren. Wollt ihr Erfolg sehen, so müsset ihr allen diesen hinderlichen Prunk

zurücklassen, einfach, schlicht, barfuß daher gehen, dann werdet ihr mehr ausrichten.“ Mit den päpstlichen Legaten zogen nun Dominikus und Diego barfuß unter den Irrgläubigen umher und hatten die Freude, manchen derselben zur Kirche zurückzuführen. Bald folgten dem kleinen Anfange zahlreiche Bekehrungen. Gott brach den starren Sinn der Albigenser durch Wunder, womit er das Wort seiner Diener bestätigte. „Es geschah, so erzählt Jordan von Sachsen, der Schüler des heil. Dominikus, daß auf dieser Missionsreise eine große Zusammenkunft zu Fanjeaux in Gegenwart von vielen Gläubigen und Ungläubigen, die dorthin zusammenberufen worden waren, statt hatte. Die Katholiken hatten nun mehrere Denkschriften verfaßt, worin die Gründe und bewährten Zeugnisse ihres Glaubens enthalten waren. Als sie aber solche sämmtlich mit einander verglichen, gaben sie der, welche der heil. Dominikus ausgearbeitet hatte, den Vorzug, und beschlossen, sie jener Denkschrift entgegen zu setzen, welche die Ketzer von ihrer Seite vorlegten. Es wurden auch im gemeinsamen Einverständnisse drei Schiedsrichter gewählt, um zu entscheiden, auf welcher Seite die besten Gründe, und folglich auch der beste Glaube sei. Als sich nun diese Schiedsrichter nach einer langen Erörterung zu keinem Erkenntniß vereinigen konnten, kamen sie auf den Gedanken, die beiden Schriften in's Feuer zu werfen, damit, wenn eine von den Flammen verschont bliebe, es auf solche Weise offenbar würde, in welcher die wahre Glaubenslehre vorgetragen sei. Man zündete demnach ein großes Feuer an, warf beide Bände hinein und alsbald wurde der von den Ketzern übergebene vom Feuer verzehrt, der andere aber, welchen der heil. Dominikus geschrieben hatte, blieb nicht nur unversehrt, sondern von ihm wehte vor Aller Augen die Flamme zurück, und obwohl man ihn zum zweiten und drittenmal hineinwarf, so wiederholte sich doch immer dasselbe, und offenbarte deutlich, wo der wahre Glaube und wie heilig der Mann sein müsse, welcher die Schrift geschrieben hatte.“

Mit Schmerz bemerkte der heil. Dominikus, daß viele edle Mädchen aus Mangel an katholischen Schulen und aus Armuth den Irrgläubigen zum Unterricht und zur Erziehung

übergeben wurden. Er sammelte daher milde Gaben und stiftete das Kloster Prouille in der Nähe von Fanjeaux (1206). Dieses Kloster wurde von eilf Jungfrauen bezogen, wovon neun bekehrte Albigenserinnen waren. Sie lebten nach der Regel des heil. Augustinus, die der heil. Dominikus mit Zusätzen vermehrte, beobachteten strenges Stillschweigen und beschäftigten sich mit Handarbeiten. Bald suchten hier fromme Jungfrauen eine Zufluchtsstätte vor dem Verderbniß der Welt und so wurde das Kloster Prouille die Wiege und der Hauptort der Klosterfrauen von der Regel des heil. Dominikus. Im Jahr 1207 kehrte der fromme Bischof Diego nach Osma zurück und starb bald darauf. Dominikus wurde nun vom Papste zum Vorsteher der albigensischen Mission ernannt. Mit allem Eifer eines Bußpredigers umfaßte er seine erhabene und schwere Aufgabe. Furchtlos, betend und singend betrat er die Orte, wo man ihm nach dem Leben strebte. Am 15. Januar 1208 wurde Peter von Castelnau, der päpstliche Legat, ermordet. Auf die Kunde von dieser Schandthat sammelte sich ein Kreuzheer zur Züchtigung der Ketzer. Dominikus nahm an diesem Kriege keinen Antheil. Seine Mission war eine friedliche; er wollte bekehren durch Ueberzeugung. Mit Sanftmuth und Geduld begegnete er denen, die ihn verlachten, verspotteten, verfolgten. Wenn er den Tag über geprediget hatte, brachte er die Nächte gerne in Kirchen zu und legte sein Haupt auf eine Altarstufe, um sich durch einen kurzen Schlaf zu erquicken. Zorn und Furcht waren ihm fremd. Als man ihm eines Tags den Untergang drohte, gab er zur Antwort, er sei noch nicht werth, als ein Martyrer zu sterben. Eines Tags entging er unter Gottes Schutz den Händen zweier gedungenen Meuchelmörder. Als man ihn darauf fragte, was er gethan haben würde, wenn die Meuchelmörder ihn ergriffen hätten, antwortete er: „Ich würde Gott gedankt und gebeten haben, daß er mein Blut tropfenweise möge fließen lassen, und meine Glieder eines nach dem anderen zerschneiden lassen, um meine Marter zu verlängern, und meine Krone zu bereichern." Von dieser Zeit an lebte er unter ihnen desto sicherer. Als das Kreuzheer in das südliche Frankreich einrückte und Dominikus die große Unwissenheit der Soldaten in den ersten Geheimnissen

des Glaubens bemerkte, unterrichtete er dieselben und suchte ihr Leben zu bessern. Simon von Montfort, der Feldherr des Kreuzheeres, schätzte den heiligen Mann hoch und ließ sich durch die Weissagung des heil. Dominikus, der ihm im Namen Gottes den Sieg versprach, mit ungleichen Kräften zur Schlacht bei Muret (12. Sept. 1213) ermuntern, in welcher der König von Aragonien mit 16,000 Mann geblieben ist. Einen Antheil am Kriege selbst hat der Heilige nicht genommen, da seinem Geiste alle gewaltthätigen Mittel zuwider waren. Um dem Volke die Hauptwahrheiten des Christenthums tief einzuprägen, ordnete der heil. Dominikus die Rosenkranzandacht an. Butler im Leben des heil. Dominikus sagt davon: „Die von Dominikus gestiftete berühmte Rosenkranzandacht besteht darin, daß man fünfzehn Mal das Gebet des Herrn und hundertfünfzig Mal den englischen Gruß betete. Sie hat den Zweck, die fünfzehn Hauptgeheimnisse des Erlösers und seiner allerseligsten Mutter zu verehren. Er kannte die ganze Vortrefflichkeit dieser Gebete. Das Gebet des Herrn ist ein kurzer Inbegriff alles Dessen, was wir von Gott begehren und von ihm hoffen können. Wenn wir dasselbe mit wahrer Andacht verrichten, üben wir jene erhabenen Tugenden, durch welche man Gott die Huldigung seines Herzens darbringt. Durch den englischen Gruß loben und danken wir Gott für die Geheimnisse der Menschwerdung und der Erlösung, welche die Quelle alles Heils sind, und diese Lobpreisungen werden in den eignen Worten des heiligen Geistes ausgesprochen, die, obgleich an die allerseligste Jungfrau gerichtet, sich doch viel mehr auf ihren Sohn beziehen, den wir als die einzige Ursache ihres und unseres Glückes anbeten. Wir flehen auch die Fürbitte der Mutter an für unser ganzes Leben und besonders für unsere Todesstunde; und um ihr und ihres göttlichen Sohnes Mitleid kräftig anzuregen, legen wir das Geständniß unseres Elendes ab, indem wir uns die demüthigende Benennung Sünder beilegen. Diese zwei Gebete sind so in dem Rosenkranz geordnet, daß sie uns die Geschichte des Lebens und Leidens Jesu Christi in's Gedächtniß zurückrufen, die ohnehin der beständige Gegenstand unserer Betrachtungen sein sollen. Und indem wir Gott wegen jedes Geheimnisses preisen, begehren wir zugleich die Gnaden,

welche uns und unserm Nächsten nothwendig sind. Unter den Albigensern kannten die Einen die Geheimnisse, welche der Grund unserer heiligen Religion sind, nicht, und die Anderen lästerten sie. Das betrübte den heil. Dominikus tief in der Seele. Und um dieser Unwissenheit abzuhelfen, lehrte er die Christen die Geheimnisse auf eine leichte und für alle Menschenklassen faßliche Weise ehren."

3. Dominikus als Ordensstifter.

Da die albigensische Ketzerei ihren Grund in der Verachtung der verweltlichten Priester und in der Unwissenheit im Glauben hatte, so glaubte der heil. Dominikus das sicherste Mittel, diese Uebelstände zu heben, in der Stiftung eines frommen Ordens zu finden. Dieser Orden sollte durch strenge Armuth, durch Kenntniß der kirchlichen Wissenschaften und vorzüglich durch das Predigtamt sich auszeichnen. Er betete, um den Willen Gottes zu erkennen und theilte seinen Plan mehreren Bischöfen mit, die ihm alle beistimmten und ihn für den würdigsten Priester erklärten, einen solchen Verein in's Leben zu rufen. Sechszehn Missionäre, die mit ihm arbeiteten, traten seinen Ansichten bei und zwei derselben, die Brüder Thomas und Peter Cellani, schenkten zu diesem Zwecke ein Haus in Toulouse, wo er mit ihnen ein klösterliches Leben führte, sofern sie nicht zum Predigen auszogen. Der Bischof Fulco von Toulouse und Graf Simon von Montfort unterstützten das fromme Unternehmen und so wurde der Grund zu dem nachmals berühmten Predigerorden oder Dominicanerorden gelegt. Dies geschah im Jahr 1215, wo die zwölfte allgemeine Kirchenversammlung beschlossen hatte, keine neuen Orden aufkommen zu lassen, vielmehr sollten die alten verbessert werden. Dominikus, der sich in Begleitung des Bischofs Fulko zu Rom befand, eröffnete dessen ungeachtet dem Papste seinen Plan. Innocenz III., der schon Vieles von der Heiligkeit und dem großen Eifer des Dominikus gehört hatte, empfing ihn aufs huldvollste, erklärte ihm jedoch, daß er in die Stiftung eines neuen Ordens nicht einwilligen könne, er möge deßhalb eine schon bestehende Regel annehmen. Da aber die zehnte Satzung der Kirchenversammlung bestimme, die Bischöfe

möchten bei öfterer Verhinderung geschickte Männer als Gehülfen zum Predigen und für die Seelsorge an die Domkirchen ziehen, so genehmigte der Papst mündlich den neuen Verein und forderte den Dominikus auf, zu einer schon bestehenden Regel solche besondere Zusätze aufzustellen, welche der erwähnten zehnten Satzung gemäß seien. Dominikus kehrte nach Toulouse zurück und nachdem er sich unter Anrufung des heiligen Geistes mit seinen Brüdern berathen, wählten sie die Regel des heil. Augustinus, dieses großen Predigers, die sich ganz für Mönche eigneten, welche in der Predigt des Evangeliums ihre Hauptaufgabe erblickten. Damit verbanden sie noch einige Satzungen des heil. Norberts für die Prämonstratenser, setzten strenges Fasten und gänzliche Enthaltung von Fleischspeisen, außer in Krankheitsfällen, fest und wollten nur von Almosen leben. Bischof Fulko schenkte dem neuen Orden die Kirche zum heil. Romanus und nun begann man mit Eifer ein Kloster zu erbauen. Jede Zelle sollte nur sechs Ellen lang sein, die Bettstelle aus Weiden geflochten und eine Bank angebracht werden, worauf der Bewohner der Zelle lesen, schreiben und studiren könne. Papst Inncoenz III. war unterdessen gestorben (16. Juli 1216); Honorius III. war sein Nachfolger. Dominikus unternahm eine zweite Reise nach Rom, um die entworfene Ordensregel zur Genehmigung vorzulegen. Seine Anwesenheit zu Rom benützte er zur Ausübung des Predigtamtes. Er erklärte mit vielem Beifall die Briefe des heil. Apostels Paulus. Honorius bestätigte die neue Ordensverbindung in der Erwartung, „die Brüder würden Vorkämpfer des Glaubens und wahre Lichter der Welt werden.“ Der Papst gab ihnen den Namen „Predigerbrüder.“ Mit den päpstlichen Bullen versehen, kam Dominikus nach Toulouse und sandte nach kräftigen Ermahnungen im Vertrauen auf den göttlichen Beistand seine Schüler in die Welt aus. Vier gingen nach Spanien, sieben nach Paris. Letztere erhielten ein Haus, das vorher ein Hospital für arme Fremde war, woher sie zu Paris Jakobiner genannt wurden. In diesem Hause hielten in späteren Zeiten die Führer der französischen Revolution ihre Sitzungen und legten sich deßwegen den Namen Jakobiner bei. Dominikus, eifrig bemüht für die

Verbreitung seines Ordens, reiste 1218 nach Rom, wo ihm der Papst eine Kirche schenkte und zur Stiftung eines Klosters seines Ordens in der heiligen Stadt ihn aufmunterte. Bald darauf entstanden Klöster der Predigerbrüder zu Venedig, Bologna, in Spanien, Deutschland und Polen. Zu Bologna traten Rainald von Orleans, Lehrer des kirchlichen Rechts, Roland von Cremona, Jordan und andere Gelehrte in den Orden. Papst Honorius empfahl den Orden allen Erzbischöfen und Bischöfen der christlichen Welt und noch zu den Lebzeiten des heil. Dominikus gab es kein europäisches Land, wo nicht die Predigerbrüder Häuser hatten.

Im Jahr 1220 konnte Dominikus die erste allgemeine Versammlung der Ordensoberen zu Bologna halten. Hier wurde hinsichtlich der Kleidung festgesetzt, daß die Brüder zu Hause einen weißen Rock, ein weißes Scapulier und eine weiße Kapuze, und beim Ausgehen einen schwarzen Mantel nebst einem Käppchen von derselben Farbe tragen sollten. Sie entsagten allem Eigenthum und wollten von den milden Gaben der Gläubigen leben. Im folgenden Jahre zählte der Orden schon sechszig Klöster, die in acht Landschaften getheilt waren. Von Zeit zu Zeit besuchte der Heilige diese Klöster und es ist unglaublich, mit welcher Schnelligkeit er die verschiedenen Gegenden durchreiste, um überall die Erfolge seiner Thätigkeit in Augenschein nehmen zu können. Sein Eifer in Bekehrung der Sünder und Ungläubigen erkaltete nie und nur sein früher Tod hielt ihn ab, mit seinen Ordensbrüdern zu den wilden Cumanen sich zu begeben.

4. Tod des heil. Dominikus.

Im Juli 1221 kehrte er von einer beschwerlichen Reise während großer Sommerhitze nach Bologna zurück und erkrankte schwer. Im Gefühle seines nahen Todes sprach er zu einem Ordensbruder: „Jetzt siehst du mich ganz gesund; allein ich werde noch vor dem Feste der Himmelfahrt Mariä diese Welt verlassen.“ Er sammelte nun seine Ordensbrüder um sich, ermahnte sie zur Gottesfurcht und Liebe, zu treuem Festhalten an dem Orden und an der Vorschrift. Er drohte denen mit der göttlichen Ungnade, die seinen Orden mit Reichthümern unter-

stützen wollten. Seine weinenden Brüder tröstete er damit, daß er ihnen nach dem Tode weit mehr nützen werde, als er es im Leben je gekonnt. Er empfahl dann seinen Orden Gott, ließ sich an die Erde auf Asche legen und starb betend im Herrn am 6. August 1221 in einem Alter von einundfünfzig Jahren. Sein Leichnam wurde in Gegenwart zweier Cardinäle, des Patriarchen von Aquileja, der nachmals als Gregor IX. auf St. Peters Stuhl saß, und vieler Bischöfe und Geistlichen feierlich beigesetzt. Gregor IX. ließ nochmals seinen Leichnam aus der Erde erheben, in die schönste Kirche Bologna's begraben und einen prachtvollen Grabstein darauf setzen.

Dominikus war mittlerer Größe, zarten Körperbaues, von schönem Gesichte, frischer und rother Gesichtsfarbe. Bart und Hauptshaare spielten ins Röthliche hinüber. Seine Stimme war kräftig und helltönend. Was er nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, das führte er rasch aus; kein Hinderniß konnteihn schrecken. Denn er hatte eine mannhafte, furchtlose Seele. Wir sahen dies bei seinen Missionen, bei der Stiftung seines Ordens. Sein Grundsatz war, man sei Herr der Welt, wenn man seine Leidenschaften beherrsche. Man müsse entweder über sie gebieten oder ihr Sklave werden; besser sei es, man sei der Hammer als der Ambos. Seine Predigten waren stets erbaulich, weckten Liebe zu Christus, Geringachtung des Zeitlichen. Seinen Zuhörern wußte er eine glühende Nächstenliebe einzuhauchen. Als er eines Tags von der Kanzel herabgestiegen war, fragte ihn ein Geistlicher, aus welchem Buche er den erhabenen Stoff geschöpft habe. Dominikus erwiederte: „Aus dem Buche der Liebe, hier findet man Belehrung über Alles.“ Dominikus hatte eine so zärtliche Andacht zum heiligen Opfer der Messe, daß er dasselbe nie ohne Thränen darbrachte. Von Natur mild und sanft, hielt er streng auf Beobachtung der Regel und wenn er auch, wo es die Umstände geboten, gegen Andere von der Strenge nachließ, so gestattete er sich selbst keine Nachsicht. Während Franszziskus mehr durch seine Erscheinung, seine Armuth und seinen Gehorsam predigte und zur Vorbereitung für die Predigt die innere Erleuchtung für hinreichend hielt, drang Dominikus auf eifriges

Studium der Schrift des alten und neuen Testaments und trug das Evangelium des heil. Matthäus und die Briefe des heil. Apostels Paulus stets bei sich.

Im Jahr 1233 wurde Papst Gregor IX. von verschiedenen Seiten angegangen, Dominikus in die Zahl der Heiligen aufzunehmen. Neun Brüder, welche Dominikus genau gekannt hatten, beschworen vor den vom Papste Beauftragten Folgendes: Dominikus habe stets ein fleckenloses, reines Leben geführt und seine Unschuld zu Grabe genommen; er habe alles Wachen, Fasten und Beten, wie er es vorgeschrieben, getreulich gehalten; er sei sanft, duldsam, friedlich, mäßig, bescheiden und der Tröster aller Brüder gewesen; er habe Nächte durch in der Kirche gebetet, sei nie anders als barfuß gereist, habe bischöfliche Würde ausgeschlagen, nach dem Tode zum Zeugniß für den Glauben sich gesehnt, seine Brüder stets zur angelegentlichen Sorge um das Seelenheil Anderer ermahnt, meist nur von Gott gesprochen und um aller Menschen Heil geseufzt; seine Predigten hätten die Zuhörer oft zu Thränen gerührt; er habe die Armuth geliebt, kein unnützes Wort geredet, in Trübsal geduldig, in Widerwärtigkeit fröhlich sich gezeigt. Darauf erklärte der Papst, daß Dominikus, dieser durch Worte, Beispiel und Wunder ausgezeichnete Mann, von der gesammten Christenheit als Heiliger zu ehren sei.

Nach dem Tode des heil. Dominikus nahm die Zahl der Klöster und Genossen seines Ordens bedeutend zu. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe zählte der Orden fünfundvierzig Landschaften. Er gab der Kirche über achthundert Bischöfe, hundertundfünfzig Erzbischöfe, sechszig Kardinäle und vier Päpste. Von den großen Gelehrten, die ihm angehörten, nennen wir den heil. Thomas von Aquin, einen der größten Theologen und Philosophen aller Zeiten, Albert den Großen, Vincenz von Ferreri.

Den Dominikanern gebührt das große Verdienst, unzählige irregeleitete Menschen durch Buße und Reue in den Schoos der Kirche zurückgeführt zu haben. In den entferntesten Gegenden, in Persien, Armenien, an den Küsten des schwarzen Meeres und in Grönland traten sie als eifrige Prediger des Kreuzes

Jesu Christi auf. Nach Amerika's Entdeckung milderten sie die Grausamkeit der Eroberer und nahmen sich der armen Indianer an. Mit Eifer widmeten sie sich der Schrifterklärung, zierten die Universitäten und arbeiteten an dem Bau der kirchlichen Wissenschaften mit dem rühmlichsten Erfolge.

Wie die Franziskaner, so haben auch die Dominikaner einen dritten Orden. Dominikus glaubte durch Stiftung dieses Ordens die Freiheit und die Güter der Kirche, welche die Ketzer an sich rissen, am besten zu sichern. Er nannte deßhalb diesen Orden den Soldatenstand Jesu Christi. Er bestand aus Männern und Frauen, welche weiße und schwarze Kleider trugen, gewisse Fasten und Gebete verrichten mußten. Nach der Heiligsprechung des Dominikus und nach Ausreutung der Ketzereien in der Lombardei und Südfrankreich nannten sie sich „Brüder und Schwestern von der Buße des heil. Dominikus." Diesem Orden gehörten die heil. Katharina von Siena und die heil. Rosa von Lima an.

Wir fügen dieser Darstellung der beiden großen Ordensstifter noch ein anschauliches Bild des Klosterlebens und eines wahren Ordensmannes aus jenen Zeiten hinzu.

„Acht Monate wohnte ich zu Marmoutiers, schreibt Abt Guibert von Gemblours dem Erzbischof Philipp von Köln, nicht wie ein Gast, sondern wie ein Bruder behandelt. Hier entsteht kein Hader, kein Zwist, kein Aergerniß; wohlbedachtes Schweigen läßt nichts dergleichen aufkommen. Ein bloßer Wink bringt die etwa Fehlenden zurecht. Alle Aemter sind mit bewährten Männern besetzt. Nirgends kann größere Andacht bei dem Psalmengesang, größere Ehrfurcht bei der Feier der heiligen Geheimnisse, größeres Entgegenkommen in Aufnahme von Gästen gefunden werden; Treue, Heiterkeit, Dienstfertigkeit in Allem: nichts ohne, nichts über das Maaß. Die Starken tragen die Schwachen, die Untergebenen ehren die Oberen, die Oberen sind besorgt für die Untergebenen. Haupt und Glieder bilden wahrhaft ein Ganzes. Die Abtswahlen werden unter inbrünstiger Anrufung Gottes vorgenommen. Der Gewählte schwört, die Hausordnung treu beachten, nie außerhalb des Speisesaals oder vor der bestimmten Stunde

etwas genießen zu wollen; und dieses erhält das Kloster auch in zeitlichem Wohlstande. Täglich speisen drei Arme als Stellvertreter Christi an des Abts Seite. Der gegenwärtige Abt vereinigt alle Tugenden, um eine so zahlreiche Genossenschaft mit Weisheit und Sanftmuth zu leiten. Unter den Brüdern gedenkt keiner gegen den anderen seiner Herkunft, seines Amtes, seiner Würde, vormaliger Ehre vor der Welt; Alle betrachten sich als Knechte Christi. Durch Wachen und Fasten zähmen sie ihren Leib sammt allen Lüsten und Begierden. Die Einen sind wie Löwen stark, daß weder Glück noch Mißgeschick ihnen etwas anhaben kann; die Anderen schwingen sich, dem Aare gleich, von der Niederung der Welt himmelan; Alle vereinen Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit. Allem Aeußeren ist das Gepräge unverrückbarer Klugheit aufgedrückt. In dem Bethaus wie in jeder Werkstätte geschieht Alles im richtigen Maaß, zur gehörigen Zeit; denn überall und stets haben diese Männer Gott vor Augen. Der Natur wird blos das Nothdürftigste gewährt, die übrige Zeit der Lobpreisung Gottes gewidmet. Sie gleichen einem Heere, welches kampffertig die Waffen vom früheſten Morgen bis zur sechsten Stunde klirren läßt. Schaarenweise sieht man sie vor den Altären knieen, Messe folgt auf Messe. Was sie an Almosen austheilen, läßt sich nicht schätzen, aber noch weniger berechnen, wie viele Seelen sie durch ihre Gebete dem Fegfeuer entreißen. Im Kloster selbst wird die Zeit zum Lesen und zu Gesangesübungen verwendet. Sprechen hört man nur an bestimmten Tagen, auf kurze Zeit, zu einiger Erholung von andauernder Anstrengung, und um heimliches Plaudern abzuschneiden. Keiner genießt je etwas außerhalb des Speisezimmers oder des Krankenhauses. Gäste, die keine Ordensleute sind, werden nicht in dem Klostergebäude verpflegt. Bei dem Essen ist der Geist der Brüder mehr auf das Vorgelesene, als ihr Gaumen auf Speise und Trank gerichtet. Das meiste Aufgetragene bleibt für die Armen übrig. Die Schlafkammer ist stets erleuchtet, die Betten stehen offen, sind rauh. Die Helle, welche auch des Nachts Alles beleuchtet, bewährt es, daß sie selbst ein Licht dem Herrn und nicht Kinder der Finsterniß sein wollen. Darum hat aber auch der Herr die Ströme seiner Segnungen

über sie ausgegossen; denn außer einem kostbaren Kirchenschmuck und mancherlei Reichthümern stehen bei zweihundert auswärtige Zellen unter diesem Kloster. Daß hier Blüthen und Früchte jedweder Tugend sproßen, davon sind auch die Bücherschränke, die mit den mannichfaltigsten und werthvollsten Schriften angefüllt sind, Zeuge; sind Zeuge die trefflichen Ausleger des göttlichen Wortes, welche täglich, besonders aber an Festtagen, in dem Capitel in Belehrung und Zurechtweisung sich, sammt den Anderen, Geistesnahrung darbieten. Täglich hörte ich sie sich gegenseitig ermuthigen, trösten, zu den Wegen des Himmels ermahnen. Wäre mir Heimkehr nicht geboten gewesen, nimmer hätte ich mich von ihnen trennen können, so wohl war meiner Seele. Aber nur mein Körper entfernt sich von ihnen, mein Geist wird stets bei ihnen weilen."

Das Bild eines wahren Ordensmannes wird uns im Bruder Robert zum heil. Marianus in Auxerre geschildert. „Er war in den Wissenschaften wohl bewandert, in Beredsamkeit ausgezeichnet; in Geschichtskenntniß that er es allen seinen Zeitgenossen zuvor. Die heilige Schrift war ihm so gegenwärtig, daß er jeden Augenblick auf alle Fragen aus derselben Bescheid zu geben wußte, und hiedurch Jedermann in Erstaunen setzte. Sein Aeußeres trug das Gepräge der Anmuth und Liebenswürdigkeit und konnte als Abbild innerer Reinheit gelten. Nach der ihm eigenen Redlichkeit und fern von allem Mißtrauen hielt er dieser unedlen Regung stets jenes Wort des Seneka entgegen: „Nur Vertrauen macht den Menschen zum treuen Freund; denn Manche wurden, aus Furcht hintergangen zu werden, Lehrer der Hinterlist und räumten durch Argwohn ein Recht zum Bösen ein." Glühend für Gerechtigkeit trug er gegen jederlei Unrecht gründlichen Haß und hielt sich an den Spruch des Weisen: „Verabscheuungswerthes kannst du nie genug hassen." Zu dem bekehrten Sünder hingegen, wenn auch noch so schweres Vergehen auf ihm lastete, hegte er wundersame Liebe, verstand es, durch die mildeste Rede ihn aufzurichten; denn er wußte, daß ächte Tugendliebe Mitleid in sich trage, Unwillen das Merkmal einer falschen sei. Er war voll Theilnahme und erwies Reuenden, sowie dem über ein Begegniß Niedergeschlagenen das reinste Mitgefühl.

Er strebte darnach, die Einheit im Geiste durch das Band des Friedens zu bewahren, Denen nur ein beharrlicher Widersacher, welche Zwietracht zu säen suchten; überzeugt, daß, nach Salomo's Ausspruch, solche dem Herrn ein Gräuel sind. Daneben war er in seinen Reden aufrichtig und standhaft, zum Gottesdienst fleißig, in seinem Lebensbedarf sparsam und mäßig, ein umsichtiger Rathgeber, ein kluger Beichtvater. Unter so vielen hellen Vorzügen, die sich in ihm vereinigten, verdienten zwei vorzüglich allgemeine Nachahmung: seine Demuth und seine Keuschheit; in jener galt ihm der Körper gar nichts, in dieser nahm er unter Gottes Obhut seine Jungfrauschaft in's Grab."

IX. Papst Innocenz III.
(1160 – 1216.)

1. Innocenzens Studien und Schriften; er wird Papst.

Papst Innocenz III., der dem großen Papste Gregor VII. an unerschütterlichem Muthe gleich kommt, ihn jedoch an Gelehrsamkeit übertrifft, stammte aus dem erlauchten italienischen Hause der Conti, wurde im Jahr 1160 oder 1161 geboren und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Lothar. Von seiner Jugendgeschichte wissen wir wenig; denn die Alten verzeichneten in ihren Jahrbüchern mehr, was einer gewesen, als wie er es geworden ist. Die Eltern bestimmten Lothar zum geistlichen Stande und ließen ihn eine Schule zu Rom besuchen, in welcher man sich zu diesem Stande vorzubereiten pflegte. Als Lothar zum Jüngling herangewachsen war, besuchte er die berühmte Hochschule zu Paris, wo er in den geistlichen Wissenschaften sich übte; sodann hörte er zu Bologna Vorlesungen über das geistliche Recht. Mit der Würde eines Meisters in den Wissenschaften geschmückt, kehrte er nach Rom zurück, wo er die heilige Weihe empfing und Stiftsherr von St. Peter wurde. Durch den Einfluß seiner Oheime und Verwandten, dreier ausgezeichneten Kardinäle, wurde er von Papst Lucius III. berufen, an den Geschäften und Rechtsstreitigkeiten der Kirche, welche die Kardinäle zu besorgen hatten, Theil

zu nehmen. Von seinem mütterlichen Oheim, dem Papst Clemens III., wurde Lothar zum Kardinale ernannt und bald nachher zu den schwierigsten Geschäften verwendet, wo er seinen Scharfblick und seine ausgebreiteten Kenntnisse bewährte.

Als Kardinal verfaßte Lothar sein Buch: „von der Verachtung der Welt," in welchem er seine ernsten Weltansichten niederlegte. Wir wollen daraus einige Stellen anführen: „Das Leben ist ein Kriegsdienst; ringsum Feinde, Gefahren. Wo ist Einer, der auch nur einen einzigen Tag in reiner Freude durchlebt hätte, ohne Gewissensschuld, ohne Aufwallung des Zorns, ohne Regungen der Begierden? Wie schnell oft folgt nicht Leid auf Lust, Trauer auf Freude? Unabläßig drohet der Tod; Träume schrecken, Gesichte verwirren; wir zittern für Freunde, für Verwandte; ehe wir uns dessen versehen, schleicht Mißgeschick herbei, stürmt Unglück ein, befällt uns Krankheit, durchschneidet der Tod den Lebensfaden. — Eben so groß ist das sittliche Elend. Drei Leidenschaften vornehmlich zerarbeiten den Menschen: Schätze, Wollust, Ehrgeiz. Nichts schändlicher als Habgier. Da sieht man nicht auf die Sache, sondern auf die Person; da ist das Recht um Geld feil; da sind oft die Unkosten von höherem Belang als der Urtheilsspruch. Unersättlich ist der Habgierige, von steter Sorge gepeinigt; arm mitten unter seinen Reichthümern, ohne Mitleid, ein Feind Gottes, des Nächsten und seiner selbst. Er ist zum Fordern allezeit fertig, zum Geben niemals bereit. Muß er etwas aufwenden, so klagt er, er habe Alles hergeben müssen, und ist niedergeschlagen und mürrisch und kummerhaft und seufzet. Was er gibt, schlägt er hoch an; niedrig, was man ihm geben soll; er gibt, um zu erwerben; erwirbt aber nicht, um zu geben; ein Verschwender mit fremdem Gut, ein Knicker mit dem eignen. Er läßt den Magen leer, um die Kasten zu füllen; mag der Körper schwinden, wenn nur der Beutel schwillt; zum Geben ist seine Hand geschlossen, zum Nehmen immerdar offen. Der Habgierige und Geizige widerstrebt der natürlichen Ordnung; arm hat uns diese in die Welt gesetzt, arm ruft sie uns aus derselben ab; und nichts nehmen wir mit, wenn wir im Tode entschlafen. — Wasser

und Brod, Obdach und Kleidung bedarf der Mensch. Aber wie hat die Schlemmerei dieses umgestaltet? Die Früchte des Baumes, die manchartigen Gemüse, die Wurzeln der Kräuter, die Fische des Meeres, die Thiere des Landes, die Vögel des Himmels genügen unsern Schwelgern nicht. Man treibt Säfte und Gewürze auf; das Geflügel wird gemästet; man verwendet alle Sorge auf die Kochkunst; die Diener müssen alles auf das Leckerhafteste bereiten. Da stößt und seihet einer; dort mischt und mengt ein Anderer; man verwandelt den Bestandtheil in Zuthat, die Natur in Kunst; die Sättigung muß wieder zum Hunger werden und der Eckel die Eßlust fördern; alles dies nicht zur Erhaltung der Natur, nicht zur Nothdurft, bloß um den Gaumen zu kitzeln, die Gier zu befriedigen; daher nicht Gesundheit und Leben, sondern Krankheit und Tod. Hat doch der Gaumenkitzel das Paradies zugeschlossen! Was aber ist häßlicher als die Trunkenheit? Da begnügt man sich nicht mit Wein, Most, Bier; mit großer Arbeit, Sorgfalt und Aufwand wird Meth, Syrup, Claret gemacht. Daher so viel Streit, Zank und Hader; daher Unreinigkeit, Wollust, Ausschweifung. Von dieser sind alle Altersstufen, jedes Geschlecht, alle Stände, alle Rangordnungen angesteckt. Und vollends die mancherlei Arten der Wollust, sogar gegen die Natur! Ließ nicht Gott Feuer und Schwefel fallen über Sodoma und Gomorrha? — Andere sinnen auf Alles, thun Alles, lassen sich Alles gefallen, um Lob, Ruhm und Gunst der Menschen zu erwerben. Damit sie zu hohen Ehren gelangen, führen sie preiswürdige Worte im Munde; sie bitten und versprechen, spenden und zollen, und suchen auf krummem Wege die Stelle, die sie auf geradem nicht zu erreichen wüßten; oder reißen sie mit Gewalt an sich und rechnen dabei auf die Zustimmung ihrer Freunde, auf den Schutz ihrer Verwandten. Aber, hohe Würde, welche Bürde! Hat der Ehrgeizige seinen Gipfel erreicht, so kennt sein Stolz keine Grenze, fühlt sein Uebermuth keinen Zaum; er wähnt sich um so besser, je höher er steht; er sieht auf Freunde ehevoriger Zeit herab, gestrige kennt er nicht mehr, frühere verachtet er; schaut beiseits, hebt den Kopf in die Höhe, wirft sich in die Brust, führt hochfahrende Reden, sinnt auf große Dinge. Denen über

ihm ist er Feind, denen unter ihm eine Last; voreilig und keck, ruhmredig und anmaßend, drückend und lästig. Stolz hat den Teufel gestürzt, ist dem Höchsten mißfällig.

Unser Leben ist voll Todsünden, und kaum Einer, der nicht zur Linken wiche. Dann kommt die Angst des Hinscheidens und bevor die Seele aus dem Leibe fährt, sieht der Böse wie der Gute Christum am Kreuze; jener zu seiner Bestürzung, dieser zu seiner Erhebung. Ungern entweicht der Geist aus dem Leibe. Schauerlich sind Tod und Verwesung. Was helfen alsdann Schätze, Gastmäler, Lebensgenüsse und Ehren? Da kömmt der Wurm, der nicht stirbt, das Feuer, das nicht erlöscht. Vergeblich wollen die Verdammten Buße thun ... Sage nicht: Gott wird nicht ewig zürnen, seine Barmherzigkeit geht über Alles; der Mensch hat in der Zeit gesündigt, darum wird Gott nicht in Ewigkeit strafen! Thörichte Hoffnung, falscher Wahn! Es gibt keine Erlösung aus der Hölle, denn fortan wird das Böse als Neigung bleiben, auch wenn es als That nicht mehr kann vollführt werden. Sie werden den Ewigen lästern, und immerfort wird sich so Schuld als Strafe erneuern." — Diesen ernsten Mann voll Thatkraft und Geistesgaben, den Tüchtigsten aus ihrer Mitte, wählten die Kardinäle nach dem Tode des Papstes Cölestin III. (1198) zum Oberhaupte der Kirche in einer ernsten Zeit. Die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen standen damals der Kirche drohend gegenüber, die Stimmung für die Kreuzzüge mußte angeregt oder unterhalten werden und in allen Reichen war durch den Papst Vieles zu ordnen, abzuwenden, ins Geleise zu bringen.

Lothar nahm den Namen Innocenz an, dieses Namens der Dritte und wurde am Feste Petri Stuhlfeier zum Bischof und Oberhaupte der Kirche eingeweihet. Nach der Weihe richtete er an die Geistlichkeit und das zahlreich versammelte Volk kräftige Worte über den Zweck und die Würde des apostolischen Hirtenamtes.

Gleich nach seiner Thronbesteigung ging Innocenzens erste Sorge dahin, im eignen Hause, an der päpstlichen Hofhaltung, in der Stadt Rom und im Kirchenstaate die Ordnung herzu-

stellen und zweckmäßige Verbesserungen zu treffen. Er führte eine einfache Hofhaltung ein, entfernte alle goldenen und silbernen Gefäße und bediente sich dafür hölzerner und gläserner, ließ sich durch Ordensmänner bedienen und führte einen sehr einfachen Tisch. Allen Eigennutz, jede Bestechung und Käuflichkeit haßte er als die giftigste Seuche, schrieb genau die Gebühren, welche die Notaren und übrigen Beamten nehmen durften, vor, und bestrafte jeden amtlichen Mißbrauch, um sich zu bereichern, aufs strengste. Das römische Volk, stets zur Empörung gegen den Papst geneigt, mußte an Zucht und Ordnung gewöhnt werden. Daher ließ Innocenz den Präfecten der Stadt, der eigentlich die Stelle des Kaisers vertrat, schwören, die Einkünfte und Besitzungen der römischen Kirche treu verwalten zu wollen, nichts von ihrem Gebiete zu verkaufen, zu verpfänden u. s. w. Der Senator mußte die Sorge für die persönliche Sicherheit des Papstes und der Kardinäle beschwören. Die Söldner des Kaiser Heinrichs VI., der um diese Zeit gestorben war, hatten den Kirchenstaat besetzt. Dessen ungeachtet ließ sich Innocenz in allen Gebietstheilen des Kirchenstaats huldigen. Auch errichteten die Städte in der Landschaft Tuscien, welche durch Vermächtniß der Markgräfin Mathilde (siehe Gregor's VII. Lebensbeschreibung) der römischen Kirche gehörten, einen Bund, den Papst zu schützen und keinen als Kaiser anzuerkennen, den nicht der Papst vorher anerkannt hatte. Auch der lombardische Bund erneuerte sich um diese Zeit, so daß ganz Ober- und Mittelitalien mit dem Papste nach dem einen Ziele steuerten, Italien von der ausländischen Herrschaft zu befreien und den rechtmäßigen Besitzern ihre Herrschaft zurückzugeben.

Nach Kaiser Heinrichs VI. Tod bat seine Wittwe Constantia, eine Tochter des sicilischen Königs Roger, den Papst, er möge ihren minderjährigen Sohn Friedrich mit den beiden Königreichen Neapel und Sicilien, wozu der Papst der Lehnsherr war, belehnen. Der Papst belehnte ihn mit diesen Reichen, behielt sich jedoch vor die freie Wahl der Bischöfe durch die Domkapitel und das Recht der Geistlichkeit, an ihn appelliren zu dürfen. Constantia starb 1198 und ernannte in ihrem Testamente die Erzbischöfe von Palermo,

Montereale und Kapua zu Erziehern und Räthen ihres Sohnes, den Papst aber zum Obervormund.

2. Innocenz als Schiedsrichter der Fürsten und Völker.

Bald nach Kaiser Heinrich VI. Tode brachen in Deutschland bedeutende Unruhen wegen der neuen Kaiserwahl aus. Wohl war Heinrichs Sohn, Friedrich, schon vor seiner Taufe als Nachfolger seines Vaters von den Fürsten anerkannt worden. Sein Oheim, Philipp von Schwaben, gab sich alle Mühe, die Stimme der Fürsten für seinen Neffen zu erhalten. Allein die deutschen Fürsten waren unterdessen anderen Sinnes geworden. Sie fürchteten, durch das hohenstaufische oder schwäbische Haus, aus welchem seither die deutschen Kaiser genommen wurden, und das dadurch zu einer bedeutenden Macht sich erhoben hatte, ihre Freiheiten und Rechte einzubüßen. Sie wendeten daher ein: „Wahl und Eid wären vor des Knaben Taufe erfolgt, mithin ungültig. Ein Knabe könne nicht über das Reich gesetzt werden, dieses nicht ohne Herr und Lenker bleiben. Ueberdem habe des Vaters Macht allzugroßen Einfluß auf die Wahl geübt. Die Bedürfnisse des Reichs, die Zeitumstände, der Glanz des Kaiserthums geböten, auf ein vierjähriges Kind, welches ja doch den Pflichten und Anforderungen der hohen Stelle nicht Genüge zu leisten vermöge, keine Rücksicht zu nehmen.“ Ein Theil der Fürsten, die dem hohenstaufischen Hause geneigt waren, wählten Philipp von Schwaben zum deutschen Kaiser. Philipp, der seither für seinen Neffen gewirkt, nahm nur aus Furcht, das Kaiserthum käme an eine seinem Hause feindliche Familie, wenn er die Wahl ablehne, diese Würde an. Die übrigen Fürsten wählten einen Widersacher des schwäbischen Hauses zum Kaiser. Es war Otto, dieses Namens der Vierte, der zweite Sohn des durch Kaiser Friedrich geächteten und seiner Reichslehen beraubten Heinrichs des Löwen. Innocenz, der die freien Wahlrechte der deutschen Fürsten achtete, enthielt sich aller Einmischung in die Wahl. Otto bewarb sich eifrig um die päpstliche Bestätigung, Philipp aber unterließ jede Anzeige der auf ihn gefallenen Wahl. Da schrieb Innocenz an den Erzbischof von Köln, Otto's Freund „wie er die Boten Otto's wohlwollend empfangen habe und

freudig das Seinige beitragen werde, um Otto's Ehre und Macht zu fördern; wogegen er von demselben die Ergebenheit seiner Vorfahren gegen den apostolischen Stuhl hoffe." Den Wählern Philipps aber schrieb er: „Die Eintracht der Kirche und des Reiches ist nothwendig. Nur bei dieser wird der Glaube ausgebreitet, die Ketzerei zu Boden getreten, die Tugend gepflanzt, das Laster ausgerottet, Gerechtigkeit erhalten, Ungerechtigkeit verbannt; dann nur blühet Sicherheit, rastet die Verfolgung und werden bei Frieden des Christenthums die Rotten der Heiden überwältigt, und wächst mit dem Wohle des Reiches die Freiheit der Kirche. Jener Feind des Friedens und der Ruhe, der wohl auch schon die römische Kirche zerspalten, hat nun unter euch den Samen der Zwietracht ausgestreut, daß ihr zwei Könige erwählt, denen ihr getrennt anhängt, ohne zu berücksichtigen, wie großer Schaden hiedurch nicht blos dem Reiche, sondern der ganzen Christenheit erwüchse. In diesem Zwiste zerfällt des Reiches Freiheit, schwinden seine Rechte, sinkt sein Ansehen, wird die Kirche zerstört, die Armuth bedrängt, die Fürsten unterdrückt, das Land verwüstet, dem Leibe Tod, der Seele Verderben bereitet und der Feind des christlichen Namens kecker gemacht. Hierüber betrübt habe ich bisher immer geharrt, ob ihr, um solchem Uebel ein Ende zu machen, bei mir, vor welchen dieses Geschäft in erster und letzter Entscheidung gehört, Hülfe suchet und den gewaltigen Zwist ausgleichen werdet. Aber vergeblich bisher. Nun fordert mich mein heiliges Amt auf, euch um des Reiches Ehre und Würde willen zu mahnen, diese besser zu berathen." — Innocenz erwartete eine friedliche Ausgleichung, indem der eine Gewählte freiwillig zurücktrete; denn die Wiedereroberung des heiligen Landes, die nur durch die Eintracht der christlichen Fürsten möglich war, lag ihm sehr am Herzen. Er besprach sich deßhalb mit dem ersten Würdenträger der Kirche in Deutschland, mit dem Erzbischof Konrad von Mainz, der auf der Rückreise aus dem heiligen Lande begriffen, einige Zeit zu Rom sich aufhielt. Mit Friedensaufträgen vom Papste versehen, reiste der Erzbischof nach Mainz, suchte aber vergeblich die Parteien zu versöhnen. Als der Erzbischof 1200 gestorben, war für Deutschland die letzte Hoffnung zu

friedlicher Ausgleichung der Parteien verschwunden. Jetzt sandte der Papst den Kardinal Guido als Legaten nach Deutschland und ließ durch ihn für Otto sich erklären. Die Anhänger Philipps protestirten gegen diese Entscheidung als einen Eingriff in das freie Wahlrecht der Fürsten; aber Innocenz erklärte ihnen, keineswegs habe er die Absicht, den Fürsten die Wahlfreiheit zu rauben, er habe nur dem von der Mehrzahl erwählten und dem nach Ort und Person gebührend Gekrönten seine Gunst zugewendet. Wie die Fürsten das Recht zu wählen, so komme ihm das Recht zu, die zur Kaiserwürde zu erhebende Person zu prüfen, zu salben, zu weihen und zu krönen. Es sei ordnungsmäßig und allgemein angenommen, daß demjenigen, welchem die Händeauflegung zukomme, auch eine Prüfung zustehe. Er beharrte bei seinem Entschluß und ermahnte Otto und die deutschen Fürsten zur Ausdauer. Aber die meisten deutschen Bischöfe standen auf Seiten Philipps und achteten des Bannes nicht, womit der päpstliche Gesandte sie belegte. Als nun noch die mächtigsten Anhänger Otto's, der Landgraf von Thüringen, der Erzbischof von Köln, der König Ottokar von Böhmen und Otto's Bruder, Pfalzgraf Heinrich, von ihm abfielen, stand er verlassen da. Philipp wurde jetzt immer mächtiger, zog hinab nach Aachen und ließ sich zu Anfang des Jahres 1205 daselbst krönen. Innocenz bot nun Alles auf, um die Abgefallenen zurückzuführen, die wenigen Getreuen zu befestigen; er sandte Briefe und Boten, er bat, warnte, drohte, allein seine Bemühungen waren im allgemeinen ohne Wirkung. Nur die Bürgerschaft von Köln stand wie Innocenz in Rom treu und unbeweglich für Otto. Innocenz ermahnte Otto, sich durch keine Widerwärtigkeit beugen, durch keine Einflüsterung irre machen zu lassen, sondern des Papstes fester Absicht, ihm zur Krone zu verhelfen, zu vertrauen. Beide Fürsten rüsteten nun zum Kriege.

Es war Samstags vor Johannes des Täufers Fest, da lag Philipp, der zur Ader gelassen hatte, bei drückender Hitze auf einem Ruhebette des bischöflichen Palastes zu Bamberg. Otto, Pfalzgraf von Wittelsbach, ließ sich zur selben Stunde anmelden. Otto, ein grausamer Mann, auf dem

manche Blutschuld lastete, ein treuer Verbündeter der Hohenstaufen, bewarb sich um die Hand der Tochter des Herzogs von Polen. Philipp gab ihm auf sein Bitten ein Schreiben an den Herzog, in welchem er aber statt Otto's Gesuch zu unterstützen, vor demselben warnte. Otto hegte Verdacht, ließ den Brief lesen und entdeckte Philipps Verrath. Voll Wuth ging er mit sechszehn Bewaffneten nach Bamberg, die an des Königs Thüre stehen blieben, mit einem Schwerte trat er in des Königs Gemach. „Lege dein Schwert ab, rief Philipp, hier bedarf man dessen nicht!" — „Wohl bedarf man hier dessen, entgegnete Otto, zur Rache für deine Treulosigkeit." Er zückte das Schwert und traf Philipp in den Nacken; die Pulsader war getroffen. Otto drang zur Thüre hinaus, warf sich auf das bereit gehaltene Pferd und entfloh. Philipp hatte schon den Geist aufgegeben. Am folgenden Tage wurde sein Leichnam in der Domkirche zu Bamberg und später zu Speier beigesetzt. Die Botschaft von Philipps Ermordung erregte überall den tiefsten Abscheu. Innocenz empfand das tiefste Mitleid über dieses traurige Begegniß und drückte in den stärksten Ausdrücken seinen Abscheu gegen den Thäter und seine Mitschuldigen aus. Um die tief gestörte Ordnung in Deutschland herzustellen, riefen auf einer glänzenden Fürstenversammlung zu Frankfurt am Main die versammelten Fürsten Otto als ihren König aus. Auf diesem Reichstage wurde der Mörder Philipps und seine Mitschuldigen in die Reichsacht gethan und später wurden durch den Marschall des Reiches die Schlösser derselben zerstört und Pfalzgraf Otto in einem Stalle des Klosters Eberach, worin er sich versteckt hatte, erschlagen.

Nach seiner Krönung zu Rom riß Otto die der römischen Kirche gehörenden Besitzungen an sich unter dem Vorgeben, sie seien Eigenthum des Reichs. Vergeblich warnte ihn der Papst. „Erwäge, schrieb er ihm, wie du durch den apostolischen Stuhl zu solchem Gipfel des Ansehens erhoben worden bist. Dir genügen die Grenzen nicht, womit deine Vorfahren am Reich zufrieden waren; sondern du unterwindest dich, selbst das Erbgut des heil. Petrus anzufallen, welches eher zu mehren als zu mindern deine Pflicht wäre.

Solltest du in deiner Verkehrtheit verharren, so könnten wir nicht ausweichen, den Fluch über dich auszusprechen.“ Da Otto aber fortfuhr in seinem Hochmuthe gegen die Kirche und sogar Sicilien, seines Neffen Friedrichs Antheil, an sich reißen wollte, so sprach der Papst über ihn den Bann aus (1211). Auch die deutschen Fürsten, welche Otto's Härte und Undank gegen den Papst verabscheuten, sprachen zu Nürnberg seine Absetzung aus. Man wählte Friedrich von Sicilien, den Enkel Friedrichs Barbarossa, aus dem Hause Hohenstaufen, zum deutschen Könige, dem auch Innocenz seine Bestätigung gab. Friedrich erklärte auf dem Fürstentag zu Eger (1213): „wie er in Betracht erhaltenen Schutzes, treuer Fürsorge und Vormundschaft ihm und der römischen Kirche Gehorsam und Ehrerbietung, wie alle seine Vorfahren, eher mehr als minder stets erweisen werde.“ Er wurde 1215 vom Erzbischof von Mainz zu Aachen gekrönt und gelobte einen Kreuzzug. Otto widersetzte sich mit Waffengewalt, aber bald mußte er wahrnehmen, daß die geistige Macht des Papstes höher stehe als die Macht seines Schwertes. Nach vergeblichen Anstrengungen brachte er die letzten Jahre seines Lebens in stiller Abgeschiedenheit in seinen Erblanden zu und starb, mit der Kirche ausgesöhnt, auf der Harzburg 1218. „Groß mit der Kirche und durch die Kirche verließ ihn sein Glücksstern, als er über sie, ja wider sie sich erheben wollte.“

Wie der große Innocenz die Geschicke Deutschlands leitete, wozu ihm sein Amt nicht weniger als seine Stellung in der damaligen Zeit das Recht gab, so war er überhaupt der eigentliche König der Könige jener Zeit. Er züchtigte pflichtvergessene Regente, schützte die Unterdrückten gegen Gewaltthat, bewies in allen seinen Handlungen, daß er der Statthalter Dessen sei, der da Gewalt hat im Himmel und auf Erden.

Philipp August, König von Frankreich, verstieß unter eitlen Vorwänden seine Gemahlin Ingeburgis, eine dänische Prinzessin, und nahm eine gewisse Agnes von Meranien zum Weibe. Der Papst nahm sich kräftig der verstoßenen Königin an und da der König auf seinem Willen beharrte, sprach der päpstliche Legat das Interdict über Frankreich aus.

Das Interdict oder das Verbot aller gottesdienstlichen Handlungen war eine furchtbare Strafe für ein christliches Land. Die feierlichen, frommen Töne der Glocken und Orgeln verstummten. Das Bild des Gekreuzigten in den Kirchen bedeckte ein Schleier, die Lichter wurden gelöscht. Kein Priester durfte das heilige Opfer darbringen oder das Wort des Lebens verkünden. Grabesstille herrschte, wo sonst in Preis und Verherrlichung die Gemüther aufgejubelt. Die Thüren zum Gotteshause blieben verschlossen. In der Stille wurden die Kinder getauft, über den Gräbern das Band der Ehe geknüpft. Nur den Sterbenden wurde in düsterem Schweigen das Sacrament gebracht; die Todten wurden nicht in geweihter Erde begraben. — Viele wanderten in andere Gegenden, um des Segens der Kirche nicht zu entbehren. Das Volk brach in verschiedenen Orten in Unwillen aus, der König drohte den Geistlichen; allein die Erbitterung gegen den Urheber dieser Uebel, den König, war so groß, daß er sich fügte und die Königin wieder zu sich nahm. — Ebenso zwang Innocenz den spanischen König Alphons, die Ehe mit seiner Nichte aufzugeben. — Als Schiedsrichter versöhnte er die königlichen Brüder Emmerich und Andreas von Ungarn. — Als dem von Innocenz zum Erzbischof von Kanterbury geweihten Stephan Langthon vom König Johann von England die Bestätigung versagt wurde, that ihn der Papst in den Bann und sprach die Unterthanen frei vom Eide der Treue. Da aber Johann mit Gewalt seinen Willen durchsetzen wollte, entsetzte ihn Innocenz, und da er darauf Buße that, gab er ihm England zum Lehen.

3. Innocenz und die Kreuzzüge.

Das heilige Land für die fromme Andacht der Christen zu gewinnen und zu bewahren, war der sehnlichste Wunsch des heiligen Vaters. Bald nach seiner Weihe erließ er Klagebriefe an alle christlichen Länder. „Auf, ihr Gläubigen! Auf zu Schwert und Schild! Auf, Jesu Christo zu Hülfe, damit er selbst Hülfe sende aus seinem Heiligthum und Schutz aus Sion! Daß er selbst eure Banner zum Sieg führe! Er, der den Kämpfen ein Ziel setzt, der Pharao mit Roß und Wagen

in's Meer stürzte, der die Schwachen mit Kraft umgürtet, daß sie den Bogen der Mächtigen brechen und den Stolz Derer dämpfen, die nicht auf Gott, sondern auf ihre Keckheit das Vertrauen setzen." Den Theilnehmern am Kreuzzuge verhieß er im Namen Gottes Verzeihung der Sünden, wenn sie dieselben bereueten. Er sammelte Geld und rüstete aus den Mitteln der römischen Kirche ein Schiff aus, er schrieb an die christlichen Fürsten, munterte sie zum Zuge auf. „Von lautem Rufen sei seine Stimme heißer, schrieb er, seien seine Augen matt geworden; aber die Fürsten lägen lieber in Wollust und Ueppigkeit, in Haß und Krieg gegen einander, unbekümmert um die Schmach des Gekreuzigten und den Hohn seiner Feinde." So bot der für Jesus begeisterte Innocenz alle seine Kräfte auf, daß das heilige Land wieder frei werde. Des Papstes Absichten förderte in Frankreich und den Niederlanden der gewaltige Bußprediger Fulco von Neuilli. Ein anderer Johannes der Täufer geißelte er die Sünden der Könige, der Priester, des Volkes. Seine Worte drangen wie spitzige Pfeile in die verhärteten Herzen und lockten Thränen der Buße hervor. Einst predigte er auf einer Straße zu Paris und riß Geistliche und Weltliche, die um ihn standen, so hin, daß sie ihre Gewänder von sich warfen und ihm Riemen boten, um für ihre offen eingestandenen Sünden Züchtigung an ihnen zu vollziehen. Mit Vollmachten von Innocenz versehen, predigte er Buße und das Kreuz; überall forderte er auf, daß man das Kreuz ergreife und hineile, wo Christus selbst Noth leide. Seine Worte fielen zündend in die Herzen der französischen Edelleute und viele entschlossen sich zum Zuge nach dem heiligen Lande. Es begaben sich nun Abgeordnete der Barone Frankreichs nach Venedig, um wegen der nöthigen Schiffe zu unterhandeln. Damals stand an der Spitze der Republik Venedig der Doge Heinrich Dandolo, ein neunzigjähriger blinder Greis, aber noch voll Feuer und Thatkraft, voll Scharfsinn und Klugheit. In seinem Herzen barg er glühende Rache gegen das griechische Kaiserthum; denn Kaiser Emanuel hatte ihm als Gesandten der Republik grausame Schmach angethan, indem er befohlen, dem unbeugsamen Manne eine glühende Platte vor die Augen zu halten, wodurch er beinahe

seines Gesichtes beraubt wurde. Die Venetianer versprachen den Gesandten ausgerüstete Schiffe um eine bestimmte Geldsumme. Als die Kreuzfahrer zu Venedig ankamen und die ausbedungene Geldsumme nicht vollständig bezahlen konnten, ließen sie sich von den Venetianern zur Eroberung von Zara, welche Stadt der König von Ungarn an sich gerissen, überreden. Sie halfen nun den Venetianern Zara erobern und verdienten dadurch die noch schuldige Summe ab. In dieser Zeit kamen Boten des griechischen Prinzen Alexius nach Venedig, welche die Hülfe Venedigs und der Kreuzfahrer anriefen gegen des Prinzen Oheim, der sich gewaltthätig des Reichs bemeistert hatte. Dieser Hülferuf war dem Dogen Dandolo eine wahre Herzensfreude, um die Griechen die Macht der Republik fühlen zu lassen. Als Innocenz vernahm, daß die Kreuzfahrer Zara erobert hätten, statt die Ungläubigen zu bekriegen, ward er voll heiligen Unwillens. „Der Satan habe sie getrieben, schrieb er, ihre erste Waffenthat gegen ein Christenvolk zu unternehmen; dem Teufel hätten sie die Erstlinge ihrer Pilgerschaft dargebracht. Nicht hinauf gegen Jerusalem, hinab nach Aegypten wären sie auf ihrem Zuge gestiegen. Wenigstens hätte Ehrerbietung gegen das Kreuz, das sie trügen, Achtung gegen das Ansehen des apostolischen Stuhls, der hierüber klare Befehle gegeben, sie von solcher Ruchlosigkeit abhalten sollen.“ In Ansehung der Noth der Kreuzfahrer, wodurch sie gezwungen waren, den Venetianern beizustehen, verzieh ihnen Innocenz und mahnte sie zur Abfahrt nach dem heiligen Lande. Allein die Kreuzfahrer hatten sich unterdessen durch einen Vertrag mit den Gesandten des Alexius von ihrem Ziele ablenken lassen. Der Prinz versprach ihnen, wenn sie ihn in sein Reich einsetzen würden, Hülfe gegen das heilige Land, Vereinigung seines Reiches mit der römischen Kirche, Lebensmittel für das ganze Heer, 200,000 Mark als Entschädigung und den Venetianern noch insbesondere 30,000 Mark. Innocenz schrieb ihnen darauf: „Sie sollten sich nicht einbilden, daß sie das griechische Reich anfallen dürften, weil es den apostolischen Stuhl nicht anerkenne, oder der Kaiser seinen Bruder vom Throne gestoßen habe. Hierüber wären sie nicht Richter, und hätten das Kreuz genommen, nicht um dieses Unrecht,

sondern um die Schmach Christi zu rächen. Er ermahne sie ernstlich, dieses Vorhaben aufzugeben und ohne allen Scheingrund oder Vorwand von Zwang in das heilige Land überzugehen, sonst könne er ihnen keine Verzeihung zusichern." Wir sehen hieraus, welche edlen Absichten das Herz des heiligen Vaters bewegten. Sein Streben ging einzig dahin, das heilige Land zu retten. Hätte er die Vergrößerung seiner irdischen Macht im Auge gehabt, so mußte ihm gerade die Unternehmung gegen das abgefallene Konstantinopel sehr erwünscht sein. Allein seine Ermahnungen kamen zu spät; die Kreuzfahrer waren gleich nach Ostern 1203 von Zara nach Konstantinopel gezogen und eroberten diese Stadt. Bald aber entstand zwischen den Kreuzfahrern und den Griechen, die bedeutende Abgaben entrichten mußten, um jene zu entschädigen, eine große Spannung. Die Folge davon war, daß sich die Kreuzfahrer der Stadt bemächtigten. Sie errichteten das lateinische Kaiserthum (1203—1261) und wählten Balduin, Grafen von Flandern, zum Kaiser. Man berichtete dem Papste: „Wir werden dieses schöne Land zu behaupten suchen, und edlen Rittern, die sich mit uns vereinigen wollen, zu Lehen vertheilen. Wie einst Konstantinopel durch Abhaltung von Concilien geehrt worden, und Ew. Heiligkeit Vorfahren dahin zogen, so bitten wir, daß Ew. Heiligkeit zum Lobe und Ruhme des Erlösers wie zur unvergänglichen Zierde des apostolischen Stuhls dasselbe thun und hier ein Concilium halten wollen, um durch Ew. Heiligkeit Gegenwart und geheiligte, unverletzbare Satzungen das alte und neue Rom zu vereinen." Aber Innocenz nahm diese Einladung nicht an, auch konnte er unmöglich diese Eroberung der Kreuzfahrer billigen. Er äußerte sich darüber: „Da ihr in Gehorsam gegen den Gekreuzigten gelobtet, das heilige Land aus der Gewalt der Heiden zu befreien und euch bei Strafe des Bannes verboten war, christliches Gebiet anzufallen oder zu beschädigen, und ihr an Griechenland weder Recht noch Ansprüche hattet, so seid ihr von eurem Gelübde leichtfertiger Weise abgewichen; ihr führtet nicht gegen Saracenen, sondern gegen Christen das Schwert, erobertet nicht Jerusalem, sondern Konstantinopel, zoget den himmlischen Schätzen irdische Reichthümer vor." Da aber diese Sache einmal nicht zu ändern, so geht

des Papstes Meinung dahin: „Die Kreuzfahrer möchten das durch Gottes Gericht gewonnene Land bewahren und vertheidigen, die Völker aber in Gerechtigkeit regieren, in Frieden erhalten und zur Religion heranbilden, die Kirchengüter zurückgeben, für das Vergangene reumüthig Genugthuung leisten und ihr ursprüngliches Gelübde festhalten; zumal die Eroberung des heiligen Landes durch den Besitz von Griechenland erleichtert werde."

Die Wiedergewinnung des heiligen Landes blieb fortan für Innocenz der Gegenstand seiner eifrigsten Sorge. Es war aber auch der Glaubenskampf um den Besitz des heiligen Grabes ein Gemeingut der gesammten Christenheit. Im Jahr 1212 sah die erstaunte Christenheit sogar einen Kreuzzug der Knaben. Sie zogen durch Frankreich und wurden in den Orten, wo sie ankamen, gastfrei aufgenommen und beschenkt. Wenn man sie fragte: wohin ihr Weg sie führe, antworteten sie: „Zu Gott, jenseits des Meeres wollen wir das heilige Kreuz suchen." Innocenz, als er von dieser Begeisterung der Kinder hörte, rief aus: „Diese Kinder machen uns zu Schanden; indeß wir schlafen, ziehen sie munter aus, das heilige Land zu gewinnen." Es bedarf übrigens kaum der Erwähnung, daß der große Papst an den Kindern nur die Liebe und Begeisterung zum Erlöser loben wollte, über den Ausgang dieses unüberlegten und nutzlosen Beginnens nicht im mindesten zweifelhaft sein konnte. In Marseille erboten sich zwei Seelenverkäufer, die Knaben um Gotteslohn in sieben großen Schiffen über's Meer zu bringen. Zwei Fahrzeuge scheiterten und Alle fanden den Tod in den Wellen. Die auf den übrigen fünf Schiffen wurden als Sklaven an die Saracenen verkauft. Ebenso nahm ein anderer Knabenkreuzzug, der sich aus Deutschland nach Italien bewegte, einen traurigen Ausgang, indem die meisten durch die Beschwerden der Reise, durch Hunger und Durst umkamen, der Rest aber unter dem Gespötte der Menschen in die Heimath zurückwanderte.

4. Die zwölfte allgemeine Kirchenversammlung.

Um die Kräfte aller christlichen Völker zur Wiedereroberung des heiligen Landes zu verbinden und die Kirche vor den

Gefahren der Ketzerei zu schirmen, erließ Innocenz am 18. April 1213 in dieser Absicht ein Ausschreiben an sämmtliche Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Priore, an die Meister der ritterlichen Orden und an die Könige der Christenheit in allen drei Theilen der Erde. In diesem Schreiben sagt er unter Anderem: „Wir nehmen den Getreuen im Himmel zum Zeugen, daß zwei Wünsche vornehmlich in dieser Zeitlichkeit unser Herz erfüllen: Die Eroberung des heiligen Landes und die Besserung der allgemeinen Kirche, welche beide wir mit Erfolg uns möchten angelegen sein lassen. Deßwegen haben wir uns entschlossen, nach altherkömmlicher, der heiligen Väter Uebung, zum alleinigen Heil der Seelen, eine allgemeine Kirchenversammlung einzuberufen. Da aber die allgemeine Kirchenversammlung nicht füglich vor Ablauf von zwei Jahren wird zusammentreten können, so haben wir verordnet, daß mittlerweile Erfahrene in allen Landschaften nachforschen, was apostolischer Fürsorge bedürfe, und haben tüchtige Männer gesendet, um das Geschäft des heiligen Landes zu betreiben." — So kam im Jahr 1215 die vierte Lateran-, die zwölfte allgemeine Kirchenversammlung zu Stande. Es war die glänzendste von allen; denn es waren 71 Erzbischöfe, 413 Bischöfe, 800 Aebte, die Patriarchen von Alexandria und Antiochia durch Stellvertreter, die von Konstantinopel und Jerusalem in Person anwesend. Man zählte im ganzen 2283 Personen, die den Versammlungen beiwohnen durften.

Auf das Fest des heil. Martinus versammelte Innocenz die Hirten und Lehrer der Christenheit in der Kirche des heil. Johannes vom Lateran um sich. Er bestieg seinen Thron, segnete die Anwesenden und sprach: „Mich hat herzlich verlangt dieses Mahl mit euch zu halten, ehe denn ich scheide!" Er erklärte sodann der Versammlung, daß die beiden Hauptgegenstände, derentwegen er dieses heilige Concil zusammenberufen habe, die Besserung der allgemeinen Kirche, vornehmlich aber die Befreiung des heiligen Landes seien. „Es ruft uns Jerusalem in den Klageliedern Jeremiä: Ihr Alle, die ihr vorübergehet, stehet stille und schauet, ob ein Schmerz meinem Schmerz gleich sei. Wo einst Jesus Christus der eingeborne Sohn verehrt ward, wird jetzt Mahomed, der Sohn des

Verderbens, geehrt. Was sollen wir nun thun, geliebte Brüder! Ich bin bereit, wenn es euch gut dünkt, für meine Person mich jeder Mühe zu unterziehen, zu Königen, Fürsten und Völkern zu gehen, ja hinüber, wenn ich's vermag; mit starker Stimme sie zu wecken, daß sie sich erheben den Kampf des Herrn zu kämpfen, die Schmach des Gekreuzigten zu rächen, der um unserer Sünden willen aus seinem Lande und von dem Sitze vertrieben worden, den er mit seinem Blute erkaufet, und in welchem er alle Heilmittel unserer Erlösung vollbracht hat. Was auch Andere thun mögen, wir Priester des Herrn sollten uns dieses Geschäft besonders angelegen sein lassen, mit Gut und Blut dem heiligen Lande zu Hülfe zu kommen; keiner sollte zurückstehen, daß er so großen Werkes, so herrlichen Lohnes untheilhaftig bliebe." — „Alle Verderbniß des Volkes geht vornehmlich von der Geistlichkeit aus. Wenn der Priester sündigt, macht er das Volk sündigen. Dergleichen Uebel sind unter dem Christenvolk aufgekommen; der Glaube geht unter, die Religion wird entstellt, die Freiheit wird untergraben, die Gerechtigkeit zu Boden getreten. Ketzer schießen auf; Schismatiker heben frecher das Haupt empor; Meineidige wüthen; die Muhamedaner gewinnen die Oberhand." Die Kirchenversammlung faßte nun zweiundsiebenzig vortreffliche Beschlüsse in Betreff der Glaubenslehre, der Kirchenverfassung, des Gottesdienstes, des sittlichen Betragens der Geistlichen u. s. w. Hinsichtlich des Kreuzzuges wurde bestimmt, daß die Kreuzfahrer im Brachmonat des nächsten Jahres zu Brindisi und Messina sich einfinden sollten. Die Geistlichen wurden zum Gebet und zur Kreuzpredigt ermahnt, die nicht in den heiligen Krieg mitziehen könnten, sollten dieses fromme Werk mit Geld unterstützen. Innocenz ging mit gutem Beispiel voran und bot eine bedeutende Geldsumme zur Unterstützung der Kreuzfahrer. Zwischen allen christlichen Fürsten und Völkern wurde auf die Dauer von vier Jahren Frieden geboten und den Prälaten aufgetragen, Streitende auszusöhnen, damit Waffenruhe wenigstens durch diese Zeitfrist bestehe. Bann, Interdict und im Nothfalle Gewalt der weltlichen Macht wurde Denen angedroht, welche sich nicht fügen würden.

Unter den Beschlüssen der zwölften allgemeinen Kirchenversammlung sind besonders jene über das heilige Abendmahl und über die Beichte bemerkenswerth. Da von den Gegnern der Kirche diese Beschlüsse vielfach verdächtigt wurden, als seien sie neue, dem christlichen Alterthum widersprechende, von der Kirchenversammlung willkührlich gegebene Glaubensartikel, so ist eine nähere Betrachtung derselben nothwendig.

Das christliche Alterthum lehrte, wie die katholische Kirche heut zu Tage noch, daß im allerheiligsten Altarssacramente der Leib und das Blut Jesu Christi wahrhaft gegenwärtig sei. Durch die göttliche Allmacht werde das Brod in das Wesen (die Substanz) des Leibes und der Wein in das Wesen des Blutes Jesu Christi verwandelt. Dieses heilige Sacrament kann nur von dem rechtmäßig geweihten Priester kraft der Gewalt der Kirche, die Jesus Christus seinen Aposteln und ihren Nachfolgern verliehen, verrichtet werden. So setzte die zwölfte allgemeine Kirchenversammlung die Lehre vom heiligen Abendmahle fest. Für diese uralte katholische Lehre wollen wir einige Zeugnisse des Alterthums anführen. Ignatius, der Schüler des Apostels Johannes, schreibt: „Ich habe kein Vergnügen an einer Nahrung, die verweset. Gottes Brod will ich; und dieses ist das Fleisch Christi." — „Die Phantasiasten enthalten sich vom heiligen Abendmahle, weil sie nicht bekennen, daß das Abendmahl das Fleisch unsers Erlösers Jesu Christi ist." Tertullian schreibt: „Unser Fleisch genießt den Leib und das Blut Christi, damit auch die Seele genährt werde." — Cyrillus von Jerusalem: „Da Christus selbst vom Brode ausgesprochen und gesagt hat: Das ist mein Leib, wer wird nun noch zweifeln dürfen? Da er so bestimmt gesagt hat: Das ist mein Blut, wer wird wohl jemals sagen, es sei nicht sein Blut? Er hat ehemals zu Kana in Galiläa Wasser in Wein verwandelt, und er sollte nicht würdig sein, daß wir ihm glauben, daß er den Wein in Blut verwandelt habe? Zu jener Hochzeit berufen, wo die Leiber mit einander verbunden werden, hat er wider Aller Erwarten dieses Wunder gewirkt; und wir sollen nicht weit mehr für gewiß und sicher annehmen, daß er uns seinen Leib und sein

Blut also zu genießen gegeben habe, daß wir mit ungezweifelter Gewißheit seinen Leib und sein Blut empfangen? Denn in der Gestalt des Brodes gibt er uns seinen Leib, und in der Gestalt des Weines gibt er uns sein Blut." Auch die griechische Kirche, nach ihrer Trennung von der katholischen, lehrt also vom heiligen Abendmahle.

Der erste, der diesen Glauben anfocht, war Berengar, Archidiakon von Angers (1040). Er leugnete die Verwandlung des Brodes und Weines. Lanfrank, Lehrer an der Klosterschule zu Bec und später Erzbischof zu Kanterbury, widerlegte ihn. Da seine Widersprüche gegen die Lehre der Kirche mehr aus Keckheit und Eitelkeit, als aus innerer Ueberzeugung hervorgegangen waren, so widerrief er einigemal seine von mehreren Synoden verdammte Lehre, um sie bald darauf wieder zu behaupten. Im Jahr 1078 lud ihn Gregor VII. vor eine Synode nach Rom, wo er beschwören mußte: daß das Brod nach der Consecration der von Maria geborne Leib Christi sei, daß Brod und Wein ihrer Substanz (Wesen) nach in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden. Berengar that nun aufrichtige Buße und starb auf der Insel St. Come bei Tours (1088). Der durch Berengar angeregte Abendmahlsstreit verbreitete seine gefährlichen Wirkungen in weiten Kreisen. Deßwegen sah sich das vierte Lateranconcil veranlaßt, die katholische Lehre zur Unterscheidung von der Irrlehre durch ein möglichst bezeichnendes Wort auszudrücken. Man wählte dazu das Wort „Transsubstantiation," welches auf Deutsch Wesensverwandlung bedeutet. Dieses Wort wurde früher schon von katholischen Lehrern gebraucht und bezeichnet die Verwandlung des Brodes in den Leib und des Weins in das Blut Jesu Christi. Es ist daher thöricht oder boshaft, wenn man behauptet, die katholische Abendmahlslehre sei erst von Innocenz erfunden und auf der von ihm zusammengerufenen Kirchenversammlung festgesetzt worden.

Eben so unbegründet ist die Behauptung, Innocenz habe auf dieser Kirchenversammlung „die Ohrenbeichte" eingesetzt. Es wurde nämlich festgesetzt, daß jeder Christ, unter der Strafe des Bannes, des Jahres wenigstens einmal seinem

eignen Seelsorger beichten und um die österliche Zeit das heilige Abendmahl empfangen müsse. Dieses Kirchengesetz hatte die Absicht, der Lauigkeit der Christen Grenzen zu setzen. Nur Bosheit kann in diesem Gesetze eine Erfindung der Beichte sehen. Das Bekenntniß der Sünden ist so alt als das Christenthum selbst. Indem der Heiland seinen Aposteln die Gewalt Sünden zu vergeben und zu behalten, übertragen, hat er sie zu Richtern gesetzt. Sollen sie diese Gewalt in der rechten Weise verwalten und sonach die Würdigen, aber nicht die Unwürdigen lossprechen, so müssen die Sünder ihre Sünden bekennen. So schreibt auch der heil. Jakobus: Bekennet einander eure Sünden! und in der Apostelgeschichte lesen wir, daß die Gläubigen gekommen seien, zu bekennen und anzuzeigen, was sie gethan haben. Von diesem Sündenbekenntniß reden die Väter an verschiedenen Stellen. Origenes sagt: „Wir müssen, was wir begangen haben, bekennen; wir mögen etwas heimlich verbrochen, oder auch nur in Reden oder in Gedanken gesündigt haben. Wenn wir uns selbst anklagen, so vereiteln wir die Anschläge des Satans." — Tertullian sagt: „Wenn wir etwas vor den Menschen verbergen, können wir es auch vor Gott verbergen?" — „Liebste Brüder, schreibt Cyprian, beichte doch Jeder seine Verbrechen, so lange er noch lebt; so lange sein Bekenntniß noch angenommen werden kann, so lange die vom Priester ertheilte Nachlassung bei Gott angenehm ist." Ebenso sagt Gregor von Nyssa, man müsse beherzt einem Beichtvater alle, auch die geringsten Sünden entdecken, ebenso, wie ein Kranker dem Arzte die heimlichsten Wunden offenbart, deren Heilung er verlangt. Und der heil. Ambrosius sagt, daß man nicht gerechtfertigt werden könne, wenn man nicht seine, selbst die verborgensten Sünden beichtet. — In der alten Zeit war es sogar Sitte, die Sünden öffentlich in der Kirche vor der ganzen Gemeinde zu bekennen. Da aber diese öffentlichen Beichten oft nachtheilige Folgen hatten, so untersagte Papst Leo dieselben. „Es ist genug, sagt er, daß der Büßende zuerst seine Sünden Gott bekenne, hierauf dem Bischofe oder einem hiezu geordneten Priester." Was sollen wir nun von Menschen halten, die solchen laut redenden Zeugnissen gegenüber keck behaupten, die Beichte sei im christ-

lichen Alterthum nicht da gewesen, sondern erst durch Papst Innocenz erfunden und eingeführt worden?

5. Innocenz und die Irrlehrer seiner Zeit.

Zu den Zeiten des Papstes Innocenz wurde die Kirche, namentlich in Südfrankreich, von zahllosen Irrlehrern beunruhigt. Die alten Lehren der Gnostiker und Manichäer erbten sich in stiller Verborgenheit fort und fanden in einer Zeit, wo die Kirche zu großem Reichthum gelangte und die Geistlichkeit zum großen Theile ein weltliches Leben führte, durch den heuchlerischen Schein einer reinen Lehre und eines armen, apostolischen Lebens bei dem Volke vielen Anklang. Sie bezeichneten sich mit dem hochmüthigen Namen Katharer (Reine), woraus später für alle der Kirchenlehre widersprechende Irrlehrer der Namen „Ketzer" entstanden ist. Die Katharer lehrten wie die alten Manichäer ein doppeltes Urwesen, einen guten Geist, welcher der Urheber der unsichtbaren Welt sei, und einen bösen Geist, der die sichtbare Welt erschaffen oder doch gestaltet und gebildet habe. Da nun die sichtbare Welt von dem bösen Geiste herrührte, so war ihnen auch das Sichtbare, das Körperliche sündhaft. Sie enthielten sich aus diesem Grunde vom Genusse thierischer Stoffe, hielten die Ehe für eine nur anders gestaltete Hurerei, andere ergaben sich dagegen großen Ausschweifungen. Die Seelen der Menschen seien gefallene Geister, die nach einer Wanderung durch verschiedene Körper sich reinigen müßten. Sie glaubten weder ein Fegfeuer, noch eine Auferstehung und darum auch an keine Fürbitte für die Verstorbenen. Sie verwarfen das alte Testament und mißbrauchten das neue zur Bekämpfung der katholischen Lehre. Von Christus sagten sie, er habe nur einen Scheinkörper gehabt und Maria, welche seine Mutter genannt werde, sei ein Erzengel gewesen. Nicht er, sondern ein böser Geist, dem er seine Gestalt geliehen, habe am Kreuz gelitten, sei gestorben, der wahre Christus sei weder Mensch geworden, noch sichtbar gewesen. Darum verwarfen sie auch folgerecht alle Grundlehren des Christenthums, die Erlösung, die Sacramente u. s. w. und alle äußere gottesdienstliche Gebräuche, Kreuzzeichen, Bilder, Glocken, Altäre u. s. w. Sie verwarfen

mit einem Worte Alles, was die Kirche glaubte und that, als falsch und grundlos und waren, wie Papst Innocenz sich ausdrückte, den Christen gerade zuwider. Wie alle Ketzer suchten sie ihre Lehren mit großem Eifer zu verbreiten, entweder priesen sie dieselbe mit schmeichelnder Rede als evangelische Wahrheit an oder, wo dieses besseren Erfolg erwarten ließ, brauchten sie Gewalt. Als sie aber durch die weltliche Gewalt äußerlich unterdrückt wurden, zogen sie sich ins Verborgene zurück und hüllten ihren Haß gegen alle geistliche und weltliche Gewalt in einen kaum zu lüftenden Schleier des Geheimnisses. Wie bei den Freimaurern der Neuzeit theilte man nur nach langer Prüfung den Würdigsten die Geheimnisse mit, legte ihnen die strengste Verbindlichkeit auf, das Anvertraute auch vor den Allernächsten als tiefes Geheimniß zu bewahren. Den Einfältigeren wurden niemals die Geheimnisse enthüllt. Sie hatten ihre eigne Redeweise, besondere Geberden, um sich als Glieder derselben Gesellschaft zu erkennen.

Eine andere Sekte jener Zeit, die Waldenser, hat ihren Namen von Peter Waldo, einem reichen Kaufmann zu Lyon. Der plötzliche Tod eines Freundes machte einen tiefen Eindruck auf sein Herz (1170). Er gab nun reichliche Almosen und sammelte dadurch viele Arme um sich, denen er seine Meinungen vortrug. Durch freiwillige Armuth wollte er die evangelische Vollkommenheit anstreben. Er sandte seine Anhänger paarweise in die umliegenden Dörfer. Ohne Zustimmung der Kirche lehrten sie, und fanden durch ihre Armuth und äußerliche Demuth den Beifall des Volkes. Sie verwarfen eine Rangordnung in der Kirche, Papst, Bischöfe, Priester, die sichtbare Kirche. Alle seien gleich. Die Kirche dürfe keinen zeitlichen Besitz, keine Zehnten, Güter u. s. w. haben. Abendmahl, Taufe, Beichte seien nutzlos, die Ehe kein Sacrament. In der Bibel sei Alles enthalten, was zur Seligkeit nöthig sei, die Ueberlieferung sei pharisäische Satzung. Die Armen von Lyon, wie man sie nannte, erwarben sich durch ihre Verwerfung alles dessen, was mit der sichtbaren Kirche zusammenhing, Fasten, Bußwerke, Festtage, Kirchengüter u. s. w. bei der oberflächlichen, unwissenden und leichtsinnigen Menge Beifall, Gehör, Uebertritt. Ihr armes, ehrbares Leben, ihr

Fleiß bei Handarbeit, ihre ernste, aufrichtige Rede, ihre Abneigung vor Wirthshäusern, Tanz und Lustbarkeiten mußten ihnen in einer Zeit, wo weltliche Lust selbst die Gesalbten des Herrn fesselte, die Herzen vieler redlich und fromm denkender Menschen gewinnen.

Innocenz sah es als eine heilige Pflicht an, diesem fortschreitenden Verderbniß einen Damm zu setzen. Gleich nach seiner Erhebung auf den apostolischen Stuhl schrieb er an den Erzbischof von Auch: „Unter den vielfachen Stürmen, durch die St. Peters Schifflein auf der Fluth umhergetrieben wird, erfüllt uns nichts mit so tiefer Bekümmerniß, als daß die Diener teuflischer Verkehrtheit zügelloser und verderblicher gegen die rechtgläubige Lehre sich erheben, die Einfältigen umgarnen, in das Verderben reißen und die Einheit der katholischen Kirche zu zertrennen sich bemühen.“ Allein bei Klagen ließ es der kräftige Oberhirte nicht bewenden. Die Geistlichen müßten nachdrücklich an ihre Pflichten erinnert werden. Das war ihm das Erste. „Wenn der Hirte zum Lohnknecht herabsinke, der nicht an die Heerde, sondern bloß an sich denke, nur nach Wolle und Milch der Schafe frage, den einstürmenden Wölfen nicht entgegentrete, und nicht als Mauer wider die Feinde sich erhebe; wenn er bei der Gefahr die Flucht ergreife, so fördere er das Verderben.“ — Die reine Lehre sollte von den Geistlichen eifrig verkündet werden. „Wenn Derjenige, welcher das göttliche Wort verkünden soll, Tadelnswerthes nicht tadelt, was zu rügen ist, nicht rügt, so ist's, als billigte er solches, und die Sünde verlockt Viele, wenn die Zunge des Hirten sie nicht zerschneidet. Deßhalb sollten die Priester die silbernen Posaunen blasen, damit unter dem Rufe des gesammten Volkes, die Arche des Bundes voran, die unter nie zu hebendem Fluch stehenden Mauern Jericho's einstürzten.“ Da die Irrlehrer ihre Irrthümer durch Aussprüche der heiligen Schrift zu begründen suchten und zu dem Zwecke in ihren geheimen Zusammenkünften das Wort Gottes lasen und nach ihrem Gutdünken auslegten, so nahm Innocenz in einem Schreiben an die Einwohner von Metz, wo eine Anzahl von Männer und Weiber mit Lesen und Auslegen der heiligen Schrift sich abgaben, Veranlassung, sich darüber zu äußern:

„Die Begierde, die göttliche Schrift zu kennen und sich dadurch zu erbauen, ist löblich; aber sie muß nicht heimlich befriediget werden, nicht in Anmaßung zu predigen ausarten, nicht zu Geringschätzung der Geistlichen führen. Gott will nicht, daß sein Wort in geheimen Zusammenkünften, wie bei den Irrgläubigen geschieht, sondern öffentlich in der Kirche verkündet werde. Wer Gutes thut, braucht das Licht nicht zu scheuen. Wollte man den Ausspruch anführen: man soll die Perlen nicht vor die Schweine werfen, so sind ja Diejenigen, welche dankbar das Heilige annehmen, hierunter nicht zu verstehen. Aber die Geheimnisse des Glaubens können nicht von Jedermann ausgelegt werden, ja nicht einmal eines Jeden Verstand in dieselben eindringen. Die heilige Schrift ist so tief, daß nicht blos Einfältige und Ungelehrte, sondern auch Einsichtsvolle und Gelehrte dieselbe nicht auszuforschen wüßten. Da die Kirche eigne Lehrer bestellt hat, darf nicht Jeder zum Lehramt sich herbeidrängen, und die Versicherung eines innern Berufs kann eben jeder Irrlehrer geben. Handelt es sich darum, einen Geistlichen zurechtzuweisen, so kommt dies nur dem Bischof, nicht dem Volke zu, dessen Zurechtweisung jenem übertragen ist; denn es ist göttlicher Befehl, Vater und Mutter zu ehren, die geistlichen noch mehr als die weltlichen. Verdient aber ein Priester Absetzung, so muß hierum geziemend bei seinen Obern nachgesucht werden." — Nur dann, wenn alle freundlichen Mittel, alle Belehrung und Warnung fehlschlugen, glaubte Innocenz alle Maßregeln der Strenge gegen die Irrlehrer anwenden zu dürfen. Die Pflicht gegen das Gesunde stand ihm höher als die Schonung des Kranken. Entfernt von jener elenden Schwäche und Feigheit unserer Tage, die mit den Mördern, Räubern und Brandstiftern der Revolution liebäugelt und dadurch das Leben, den Besitz und die Ehre der treuen Glieder preisgibt, erklärt er die hartnäckig Widerstrebenden der Gewalt des Satans verfallen, wollte, daß sie aller Lehen und Besitzungen, die von der Kirche abhingen, beraubt, die Häuser, worin sie gewohnt, niedergerissen, sie selbst verbannt werden. Er forderte das weltliche Schwert gegen sie auf, das ja den Mächtigen vom Allerhöchsten anvertraut worden zum Schutze der Frommen, zur Rache über die Uebelthäter. Uebri-

gens sei auch die Strenge nirgends zweckmäßiger angewendet, als gegen Diejenigen, welche nicht das zeitliche Bestehen, sondern, zugleich mit dem Glauben, Anderen das geistliche Leben entreissen wollten.

Besonders im südlichen Frankreich, wo noch aus den Zeiten der Westgothen verborgene Reste arianischer Irrthümer sich erhalten hatten, erhoben die Irrlehrer ihr freches Haupt. Katharer aus Italien fanden hier willige Aufnahme, Handwerksleute und der arme Adel schlossen sich ihnen an. Wir wissen, wie der heil. Bernhard sie zum Glauben zurückzuführen suchte. Bald gewann die Sekte die mächtigen Grafen und Barone jener reichen Landstriche für sich. Unter denselben zeichneten sich besonders Raimund von Toulouse und Roger von Beziers aus. Durch ihren Schutz nahm die Irrlehre mächtig zu und kaum gab es im südlichen Frankreich einen Ort, wo nicht einzelne Anhänger oder ganze Gemeinden von Irrlehrer wohnten. Deßwegen sandte Innocenz die Legaten Rainer und Guido, durch Lehre und Wandel bewährte Männer in diese Gegenden, um die Seelen vom Pfade des Verderbens zum Herrn zurückzuführen. Im Jahr 1203 kamen die päpstlichen Legaten Peter von Castelnau und Bruder Rudolph, zwei Cisterzienser, nach Toulouse. Diesen gesellte sich später der Abt Arnold von Cisterz bei. Da aber die päpstlichen Gesandten von Seite der Prälaten keine Unterstützung fanden und das Volk ihre Mahnungen mit Klagen über das ärgerliche Leben der Geistlichen beantwortete, so fingen sie an, muthlos zu werden. In jener Zeit (1206) traf der spanische Bischof Diego von Osma in Begleitung seines Superiors Dominikus in Montpellier mit ihnen zusammen. Er sprach ihnen Muth ein und gab ihnen den weisen Rath, um Eindruck auf die verirrte Menge zu machen, zu Fuß durchs Land zu ziehen und den Aposteln gleich weder Gold noch Silber bei sich zu tragen. Barfuß zogen sie nun umher, aber ohne großen Erfolg. Doch hatte ihre arme Erscheinung die treu Gebliebenen befestigt. Jetzt glaubte Innocenz zu ernster Strenge greifen zu müssen, da freundliche Worte nichts halfen, Drohungen verachtet wurden. Er schrieb an den König von Frankreich, „daß er als katholischer Fürst das Schwert um-

gürte, um die Reiser, welche tiefere Wurzeln geschlagen hätten, aber Heerlinge statt Trauben hervorbrächten, abzuhauen und den verderblichen Unflath auf die Seite zu schaffen. Nur Drangsale des Kriegs könnten die Anhänger ketzerischer Treulosigkeit zur Erkenntniß bringen. Dazu habe ihm Gott bei früheren Gefahren beigestanden und jetzt Friede geschenkt, damit er seinen und der Kirche Feinden kräftiger entgegentrete." — Der Graf von Toulouse begünstigte unterdessen, obschon er mit einem Eide der katholischen Kirche Gehorsam versprach, die Ketzer, so daß Peter von Castelnau ihn bannte. Aus Rache ließ der Graf den päpstlichen Legaten durch einen seiner Diener ermorden. Dieser stieß ihm eine Lanze durch den Leib und niedersinkend rief Peter aus: „Herr, verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe." Dieser Mord gab der Sache eine kräftige Wendung. Innocenz ließ durch den Abt Arnold von Cisterz einen Kreuzzug predigen und schrieb nochmals an den König von Frankreich: „Auf, allerchristlichster Fürst! Das Seufzen der Kirche dringe an dein Herz, das Blut des Gerechten schreie zu dir, daß du der Kirche den Schild des Glaubens gegen deren Feinde vorhaltest. Umgürte das Schwert! Lasse die Kirche in diesen Gegenden nicht Schiffbruch leiden! Eile ihr zu Hilfe! Bekämpfe mit gewaltiger Hand und ausgestrecktem Arm die Ketzer, welche noch schlimmer sind als die Saracenen." Frankreich rüstete. Darüber erschrack der Graf von Toulouse. Durch Gesandte bat er bei dem Papste um Verzeihung, die er auch unter Verpfändung von sieben Schlössern und einem feierlichen Eide, den Befehlen des Papstes und seiner Legaten fortan nachleben zu wollen, erhielt. Das Kreuzheer, 50,000 Mann, sammelte sich um Johannes des Täufers Tag (1209) zu Lyon und zog darauf unter dem Feldhauptmann Simon von Montfort, einem tapferen und frommen Grafen, über die Rhone. Da Roger, Vicegraf von Beziers und Carcassonne, der vornehmste Beschützer der Irrlehrer, sich nicht unterwarf, so wurde Beziers, die feste Stadt, mit Sturm genommen und viele Tausende erschlagen. Ebenso mußte sich Carcassonne nach tapferer Gegenwehr ergeben. Simon von Montfort erhielt „als tapferer Streiter Christi und unbesiegter Vertheidiger des katholischen Glaubens" das eroberte Land.

Ueber diesen auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführten Krieg sagt der Geschichtsschreiber Hurter: „Wie Vieles auch seit sechs Jahren im südlichen Frankreich theils aller Menschlichkeit, theils allem Recht entgegen, geschehen war, und wie bald die anfangs nur zu Wiederherstellung kirchlichen Glaubens und Ansehens dahin gesendete Macht die Vollziehung päpstlicher Befehle in einen Krieg aus Lust und zu Gewinn verwandelte, so lag doch beides nicht in Innocenz Absichten; so wurden seine Befehle entweder nicht vollzogen, oder durch falsche Berichte solche veranlaßt, die bei zuverlässigerer Kenntniß der Thatsachen nie wären erlassen worden. Wo der Herr einzig durch Stellvertreter sehen kann, läßt sich leicht manches durchsetzen, was zwar insgemein auf seine Rechnung gebracht wird, wovon ihn aber eine umsichtige, alles Einzelne auffassende und dann nach seinem inneren Zusammenhang beurtheilende Würdigung freisprechen muß. Innocenz hatte nur einen Zweck: Reinigung Südfrankreichs von dem Irrglauben, welcher keiner Belehrung, keiner Ermahnung weichen wollte. Dieser war ihm geboten durch die Ueberzeugung, daß es für den Menschen einen einzigen Weg des Heils gebe, welcher in seiner Gesammtheit so vorgezeichnet sei, daß auch das mindeste Abweichen völliger Verirrung gleich komme. Er mußte jenen Zweck verfolgen, in der erkannten Obliegenheit über Alles, was sich Christen nenne, zu wachen, und hierin die Freundlichkeit wie den Ernst, das Wohlwollen wie die Strenge des Vaters anzuwenden; er sollte ihn festhalten durch das Bewußtsein seiner Stellung, in welcher nicht die Einräumung von Rechten, sondern die Auferlegung von Pflichten ihm die bestimmt hervortretende Seite war. Alle Verhaltungsbefehle, welche er seinen Legaten ertheilte, alle Zuschriften, welche er in diese Landschaften sendete, alle Unterredungen, welche Raimund von Toulouse mit ihm hatte, zeugen davon, daß er jenen Zweck lieber erreicht hätte ohne jene Beimischung von Ungerechtigkeit oder Härte gegen Diejenigen, die ihm durch Widerstreben in dem, was er als ihr eignes Heil betrachtete, solche zwar wohl zu verdienen schienen. Die Entscheidung aber, ob überhaupt solche Maßregeln gegen Andersdenkende zu rechtfertigen seien, fällt einem andern Gebiete anheim. Daß Inno-

cenz sie rechtfertigen, darum anwenden konnte und mußte, wird keiner, der die Stellung des Papstes für die damalig Zeit und nach den allgemein verbreiteten Begriffen von derselben aufzufassen weiß, in Abrede stellen."

6. Innocenz Tod, Character und Verdienste.

Zum neuen Kreuzzug, für den Innocenz alle Kräfte der Christenheit in Bewegung gesetzt hatte, sollten die italienischen Seestädte Schiffe stellen. Aber ein mächtiges Hinderniß freudiger Hilfe war der bittere Groll, der zwischen Genua und Pisa waltete. Diese Entzweiung hoffte Innocenz durch persönliche Bemühung zu heben und begab sich in dieser Absicht auf den Weg nach Pisa. Er kam aber nur bis Perugia, wo ihn ein hitziges Fieber befiel. Es erfolgte eine Lähmung, Betäubung, der Tod. Er starb am 16. Juli 1216 im sechsundfünfzigsten Jahre seines Lebens, nachdem er achtzehn Jahre, sechs Monate und sieben Tage auf St. Peters Stuhl gesessen. Er wurde in der Domkirche zu Perugia, dem heil. Laurentius geweiht, beigesetzt.

Innocenz hatte die erhabensten Vorstellungen von der Aufgabe eines Nachfolgers des heil. Petrus. Das Papstthum erschien ihm als „eine Macht, die dem Mißbrauch der Gewalt, der Zertretung göttlicher und natürlicher Gesetze ein Ansehn entgegenstellt, welches höher und heiliger ist, als jeder richterliche Ausspruch; die, bald sanft belehrend, bald freundlich erinnernd, dann aber auch ernst zurechtweisend, vor den Obersten der Welt auftrat und darüber wachte, daß nicht der Schwächere von dem Mächtigeren unterdrückt, der freie Sohn zum Knecht werde; die es den Herrschern zur Pflicht machte, Wittwen und Waisen und Verlassenen vor geistlichem, darum freiem und parteilosem Gerichte, Rede zu stehen; die gegen Könige in das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern trat und durch Bitten, Schelten, Drohen, durch weisen Rath und wohlgesinnte Mahnung, ihr Ansehen, ihre Ehre zu bedenken, sie erinnert; und die sich keine schönere Benennung beilegen konnte, als die: Schutzwehr aller Unterdrückten; die auf die Sitten der Reichen sah, daß sie nicht in ihrem Uebermuth, im Vertrauen auf Reichthum und Ansehen, über jeden höheren Willen

sich dürften erhaben glauben; die es versuchte, dem Unglücklichen Schutz gegen hartherzige Habgier, und den Völkern Sicherheit vor willkührlicher Bedrückung zu verschaffen; welche mit der Zusicherung ewigen Heils den Völkern für die Gegenwart Gesittung, dem Einzelnen Erleichterung gewährte; und deren Trägern bei seinem Verfahren in Allem und gegen Jedermann erklären durfte: er würde auch gegen einen leiblichen Bruder mit dem gleichen Ernst auftreten."

Der Sorge für die Kirche widmete sich Innocenz mit einer Thätigkeit, die in's Große nicht weniger wie in das Kleinste sich erstreckte. Er war ein wachsamer Wächter nach außen und nach innen. Aus allen Ländern der Christenheit wurden Anfragen und Klagen vor seinen Richterstuhl gebracht, die er mit Umsicht erwog und ohne Ansehn der Person mit der größten Gerechtigkeit beantwortete. Von der drückenden Last der Geschäfte sagt Innocenz: „Eine Menge verschiedenartiger Geschäfte lastet auf uns. Wir müssen Vorschläge prüfen, wie dem Verfall der Religion zu steuern sei, Unterdrückten zum Recht verhelfen, auf mancherlei Anfragen Rath ertheilen, bald, entweder um unter Entzweiten Frieden herzustellen, oder um den Bedürfnissen verschiedener Kirchen und Landschaften fürzusorgen, Legaten von unserer Seite absenden, bald unsere Gedanken darauf richten, wie dem heiligen Lande Hilfe zu bereiten sei." — Wie den Geistlichen und dem Volke, so hielt das Haupt der Christenheit es auch für eine heilige Pflicht, christlichen Königen und Fürsten die Wahrheit zu sagen. Gerecht und furchtlos war nichts im Stande, ihn gegen die erkannte Wahrheit einzunehmen. „Wir haben einen unwandelbaren Sinn, einen unbeugsamen Vorsatz, weder Gabe noch Bitte, weder Liebe noch Haß kann uns von dem geraden Wege ablenken. — Was an sich vermöge des Gesetzes unstatthaft ist, können wir keines königlichen Fürwortes wegen gutheißen. Wir dürfen nicht, um uns gefällig zu erzeigen, zweierlei Gewicht und Maß führen und eines irdischen Königs wegen den himmlischen beleidigen." — Für eine seiner schönsten und würdigsten Aufgaben sah Innocenz das Schieds- und Mittleramt zwischen streitenden Fürsten und Städten an. Wie vieles Elend wurde durch ihn verhütet, indem er die Zwiste der

Könige und Völker schlichtete. Sobald unter den italienischen Städten Streit ausbrach, suchte er zu versöhnen. Er mahnte, bat, drohte, schickte Gesandte zur Untersuchung ihrer Beschwerden, alles im Sinne eines eifrigen Seelenhirten. — Innocenz war ein Vorbild priesterlichen Eifers und Frömmigkeit. Mit inniger Andacht brachte er das heilige Opfer dar und predigte, so oft er es vermochte, den Geistlichen in lateinischer, dem Volke aber in der Landessprache. Die Predigt des Heils war ihm ein Bedürfniß, um bei dem großen Zudrang von Rechtsfällen vom Höheren nicht abgezogen zu werden. „Ueberirdischem nachzusinnen, habe ich keine Muße; kaum daß ich athmen darf, so sehr habe ich Andern zu leben, daß ich beinahe mir selbst entfremdet werde. Damit ich aber durch zeitliche Sorgen, welche in solcher verderbten Zeit mich darniederdrücken, die Sorge um Geistliches, die in Verpflichtung des apostolischen Amtes mir noch mehr obliegt, nicht gänzlich verabsäume, so habe ich einige Predigten an Geistlichkeit und Volk gehalten und niederschreiben lassen." — Als Freund der Wissenschaften unterstützte Innocenz die gelehrten Anstalten, besonders die Universität Paris, auf welcher er den Grund zu seinen reichen Kenntnissen gelegt hatte. In der Kenntniß des kirchlichen und römischen Rechts war er ein Meister, wie dieses seine Entscheidungen in Rechtssachen beweisen. Diese für die Geschichte der Kirche wichtigen Entscheidungen wurden zu seiner Lebzeit noch gesammelt und dienten seinen Nachfolgern als Muster. — Innocenz war uneigennützig und verabscheute die Habgier der Anwälte, Schreiber und Angestellten seines Hofes, die von den streitenden Parteien gerne Geld annahmen. „Wir rufen, schreibt er dem Abt Stephan zu Bologna, denjenigen zum Zeugen an, der ein treuer Zeuge ist im Himmel, den, von welchem jede gute Gabe kommt, daß wir uns befleissen, alle Geschäfte, welche an den apostolischen Stuhl gebracht werden, tadellos und ehrbar zu behandeln und zu erledigen, da wir nichts so hassen, wie Käuflichkeit, die Tochter der Habgier, die eine Wurzel alles Uebels ist. Wie sehr wir dieselbe verabscheuen, das kann die große Zahl Derjenigen bezeugen, welche in so mancherlei Geschäften zu der römischen Kirche kommen. Wir bestreben uns unter Gottes Beistand,

dieselbe von solcher Seuche zu reinigen. Was wir umsonst empfangen haben, wollen wir umsonst geben, und auf keine Weise dulden, daß bei kirchlichen Geschäften irgend ein Vertrag, eine Uebereinkunft oder ein Versprechen stattfinde." Er bestimmte die Gaben, die in der Peterskirche dargebracht wurden, und noch einen Zehntheil seiner sämmtlichen Einkünfte zur Unterstützung der Armen. Bei einer Hungersnoth in Rom nährte er täglich 8000 Arme. Jeden Samstag wusch und küßte er zwölf Armen die Füße, speiste sie und ließ jedem zwölf Geldstücke reichen. Verschämte Armen empfingen wöchentliche Unterstützungen in ihren Häusern. Wohlthätigkeitsanstalten, Kirchen und Klöstern erfreute er mit reichen Gaben. Für das heilige Land, für die Kreuzfahrer gab er begeistert Alles hin.

Innocenz war mittlerer Größe, von anmuthigem Gesichte und klaren Augen. Seine geistigen Fähigkeiten, sein Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit waren nicht weniger groß als die Festigkeit seines Willens in Ausführung seiner großen Entwürfe. Keine Gefahr, kein Hinderniß vermochte ihn vom Pfade der Gerechtigkeit abzulenken. Streng gegen Widerstrebende, war er wohlwollend gegen Demüthige und ließ Erbarmen und Nachsicht walten, wenn sich dieses mit der Gerechtigkeit vereinigen ließ.

Innocenz war nicht nur der mächtigste, sondern auch der weiseste unter den Päpsten, die seit Gregor VII. auf Petri Stuhl saßen.

X. Der heil. Thomas von Aquin, Kirchenlehrer. (1226—1274).

Einer der größten Gottesgelehrten der katholischen Kirche ist der heil. Thomas von Aquin. Er hat die Tiefen der Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen in ihrem ganzen Umfange wie Keiner erforscht und hervorgehoben, und ihre verschiedenen Theile mit einem Scharfsinn, mit einer Klarheit und Genauigkeit geordnet und dargestellt, die weder vor ihm erreicht worden sind, noch nach ihm von irgend Jemand angesprochen werden können. Thomas stammte aus dem vornehmen Geschlechte der Grafen von Aquin und wurde im Jahr 1225

oder 1227 auf dem seiner Familie zugehörenden Schlosse Rocca Sicca unweit der Stadt Aquin im Neapolitanischen geboren. In seinem fünften Jahre übergab ihn sein Vater den Klostergeistlichen der Abtei Monte Casino zur Erziehung, wo er seine Lehrer nicht weniger durch die herrliche Entfaltung seiner großen Geistesfähigkeiten als auch durch seine Tugenden, Unschuld, Sittsamkeit und Sanftmuth in Erstaunen setzte. Er ward nicht müde, seinen Lehrern die Frage vorzulegen, was Gott sei. Nach fünf Jahren verließ Thomas den stillen Klosterfrieden und begab sich auf den Rath des Abtes von Monte Casino nach Neapel, um die Wissenschaften auf der daselbst von Friedrich II. im Jahr 1224 gestifteten Universität zu erlernen. Neapel, von zahlreichen Studirenden besucht, war für die Sitten eines Jünglings sehr gefährlich. Allein Thomas, der mit dem eifrigen Studium der Wissenschaften die Uebungen der Frömmigkeit verband, entging den Gefahren, die das Laster dem unerfahrenen Alter bereitet. Er vermied die Gesellschaft der Bösen, machte einen Bund mit seinen Augen, besuchte häufig die Kirche, betete und studirte. Wachsamkeit und Gebet waren die Waffen, womit er nach der Mahnung des Herrn die Angriffe des Lasters abwehrte. In den Wissenschaften machte er bald glänzende Fortschritte und verstand die Kunst, die Vorträge seiner Lehrer klarer und kürzer zu wiederholen, als sie diese gegeben hatten. Unter den frommen Personen, deren Umgang Thomas suchte, befand sich auch ein Jünger des heil. Dominikus. Dieser erfüllte den Jüngling mit Verachtung des Irdischen und gewann ihn für den Orden der Dominikaner. Als der Vater von dem Entschlusse seines Sohnes hörte, bat und beschwor er ihn, von seinem Vorhaben abzustehen; allein Thomas blieb unerschütterlich und nahm 1243 zu Neapel das Ordenskleid. Seine Mutter Theodora, die den Gedanken nicht ertragen konnte, daß ihr Kind in einen so armen Orden trete, vielmehr in ihrem Sohne einen zukünftigen Prälaten ersten Ranges erblicken wollte, eilte nun nach Neapel, um ihren Sohn auf andere Gedanken zu bringen. Da aber Thomas mit seinen Ordensgenossen diese Absicht der Mutter errieth, begab er sich auf den Rath seiner Oberen nach Rom. Da er sich aber auch hier

nicht sicher sah, so wollte Thomas nach Paris reisen, um auf der dortigen berühmten Universität seine Studien fortzusetzen. Auf dem Wege dahin wurde er im Toskanischen von seinen zwei Brüdern, die im Heere des Kaiser Friedrichs dienten, gefangen genommen und auf das Schloß seiner Eltern gebracht.

Die Mutter setzte nun Alles in Bewegung, um den Sohn von seinem gefaßten Entschlusse abzubringen. Sie suchte ihn zu überzeugen, daß er gegen den Willen seiner Eltern den Ordensstand nicht wählen dürfe, sie bat, weinte, schmeichelte. Es that ihrem Herzen wehe, ihr Kind, diesen edlen Sprößling des berühmten Hauses Aquin, in dem armen Gewand der Dominikaner und von Thür zu Thür betteln zu sehen. Ist es etwa von einer Mutter ein ungerechtes oder gar tyrannisches Begehren, fragte sie, ihr Kind von einem Schritte zurückzuhalten, der, unüberlegt gethan, mit ewiger Reue gebüßt wird; wäre denn der Wunsch, ihn in den Stand der Weltgeistlichkeit eintreten zu sehen, der doch Entsagung aller Ehren und Würden nicht zur Pflicht mache, etwas Gott Mißfälliges; gebe ihm seine Geburt, sein Rang, seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause nicht vielmehr ein Recht auf die höchsten Würden der Kirche, welche seine Tugenden, seine schon anerkannten Talente einen noch größeren Glanz verleihen würden? Wie oft, fügte sie hinzu, läßt sich nicht der Jüngling durch die erste Bewegung einer nur obenhin wurzelnden Frömmigkeit zu einem solchen Schritte verleiten, auch nicht selten hat Eitelkeit, die jede Gestalt anzunehmen weiß, den Grund zu Entschlüssen gelegt, denen sie am allermeisten fremd bleiben sollte! So Mancher glaubt der Stimme Gottes zu folgen, und folgt doch nur den Berückungen des eignen Herzens, den Vorspiegelungen eigenwilliger Phantasie.

Thomas vertheidigte sich mit der Bescheidenheit eines frommen Sohnes und erklärte, daß ihn nichts wankend machen könne. Die Mutter wollte nun die Halsstarrigkeit ihres Sohnes, wie sie es nannte, beugen und ließ ihn in einen abgelegenen Theil des Schlosses abführen. Niemand durfte ihn besuchen, als seine beiden Schwestern. Diese Mädchen boten alle Beredtsamkeit auf, um ihn von seinem Entschlusse abzu-

bringen. Allein die Folge war eine unerwartete. Thomas malte seinen Schwestern die Schönheit des gottgefälligen Lebens mit so bezaubernden Farben, daß sie unter seiner Leitung ein frommes Leben begannen. Zwei Jahre saß Thomas als Gefangener auf dem väterlichen Schlosse, ohne daß sein Wille gebrochen wurde. Er benutzte diese Einsamkeit zum Studium der heiligen Schrift und der Werke des Aristoteles und des Petrus Lombardus. Die Gefangenschaft des Thomas wurde unterdessen bekannt. Papst Innocenz IV. und Kaiser Friedrich II. verwandten sich für seine Befreiung und brachten endlich die Mutter auf andere Gedanken. Sie war bereit, die Flucht ihres Sohnes zu begünstigen. Davon unterrichtet begaben sich des Nachts einige Ordensbrüder an das Schloß und Thomas wurde mit Hülfe seiner Schwestern in einem Korbe von dem Schloßthurm herabgelassen. Mit Freuden wurde er in dem Dominikanerkloster zu Neapel empfangen und legte bald darauf die Gelübde ab. Um weiteren Zwistigkeiten mit seiner Familie zu entgehen, begab sich Thomas nach Köln, wo sein berühmter Ordensgenosse Albert der Große die Gottesgelehrsamkeit vortrug. Albert der Große war aus dem adelichen Geschlechte der Grafen von Bollstädt zu Lauingen in Schwaben geboren. Er studirte zu Padua und Paris, wo er durch die Predigten des Pater Jordan für den Orden des heil. Dominikus gewonnen wurde. Das Licht seiner Zeit, war überall, wo er lehrte, der Raum zu enge, um die Menge lernbegieriger Schüler zu fassen, die zu seinem Lehrstuhl sich drängten. Er wurde später Bischof von Regensburg und verwendete den Rest seines Lebens zu gelehrten Arbeiten und Vorträgen. Er war der ausgezeichneteste Gelehrte des dreizehnten Jahrhunderts und nur sein Schüler Thomas konnte ihm den Ruhm streitig machen. Bei einem kaum für möglich zu haltendem, ungeheurem Wissen besaß Albert die Kraft, großartige Gedankenschöpfungen hervorzurufen. Die Sage geht, er habe einst zu Köln in seinem Garten zur Winterszeit einen Frühling mit Blüthen und Blumen hervorgezaubert. Offenbar ist dies nur ein Sinnbild von dem viel größeren Werke, durch welches er in der Wissenschaft der Urheber einer neuen Zeit geworden ist. Albert starb 1280. —

kannst, da bleib nie im Zweifel. Bereichere tagtäglich deinen Geist und dein Gedächtniß mit Dingen, die dir zur vollkommenen Kenntniß und Ausübung der Tugend frommen. Doch begnüge dich mit dem Pfunde, das du von Gott empfangen hast; nicht Allen, die da forschen, hat er gleiche Forschungskraft gegeben. Was über deinem Verstande liegt, das wolle nicht durchdringen. Wenn du diese Rathschläge genau befolgst, so wirst du, deinen Wünschen gemäß, zum Besitze der Weisheit gelangen. Dein Leben wird sodann reich an Blüthen und Früchten sein, und ihr Wohlgeruch wird sich verbreiten im Weinberge des Herrn der Heerschaaren.

Im Jahr 1252 lehrte Thomas zu Paris die Gottesgelehrsamkeit vor zahlreichen Zuhörern und empfing 1257 die Doctorwürde mit seinem berühmten Zeitgenossen, dem heil. Bonaventura, der dem Orden des heil. Franziskus angehörte. Bonaventura war im Toskanischen 1221 geboren. Er war eine engelreine Seele; sein Lehrer Alexander von Hales pflegte von ihm zu sagen: Er ist ein wahrer Israelit, in welchem Adam nicht gesündigt zu haben scheint. Seine Schriften sind ebenso geeignet, das Gemüth zu erwärmen, als den Verstand zu erleuchten. Anfangs Lehrer zu Paris, wurde er später zum General seines Ordens und zum Kardinal erhoben und wirkte als solcher segensreich in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche, namentlich auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Lyon, wo er auch starb (14. Juli 1274). Thomas und Bonaventura waren Zierden der Pariser Universität. Durch solche berühmte Lehrer gewannen die Bettelmönche bedeutend an Ansehen und Einfluß und erregten die Eifersucht der weltlichen Doctoren. In dem heftigen Streit, der dadurch entstand, wurde auch der sanfte Thomas geschmäht und verfolgt. Als er einst am Palmsonntage in der Kirche seines Klosters predigte, kam ein Universitätsdiener, der ihn unterbrach und eine Schrift vorlas, in welcher der Heilige und seine Ordensbrüder sehr mißhandelt wurden. Nachdem er geendigt, fuhr Thomas ruhig in seiner Predigt fort, ohne nur ein Wort zu seiner oder seiner Ordensbrüder Rechtfertigung zu sagen. Als aber der Pariser Doctor Wilhelm von St. Amour die Bettelmönche als Heuchler und Scheinheilige

angriff und mit Bibelstellen nachzuweisen suchte, daß die Stiftung dieser Orden gegen den Geist des Evangeliums streite, erhoben Thomas und Bonaventura ihre Stimmen zur Vertheidigung ihrer Orden.

Wegen seines hellen, scharfen Verstandes und seines frommen Gemüths wurde Thomas von König Ludwig IX. von Frankreich geliebt und nicht selten in Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Eines Tages lud ihn der König zur Tafel. Voll von Gedanken, wie die Irrlehren der Manichäer zu widerlegen seien, womit er sich den ganzen Morgen beschäftigt hatte, setzte er sich zur Tafel. Auf einmal schlug er auf den Tisch und rief: „Da sind die Manichäer geschlagen!" Sein Prior, der neben ihm saß, ergriff ihn beim Arm und erinnerte ihn, daß er an der Tafel des Königs sitze. Da kam Thomas zur Besinnung und bat den König um Verzeihung. Allein der fromme König hatte seine Freude daran, daß die Ehre einer solchen Einladung und Umgebung den Doctor Thomas von höheren göttlichen Dingen nicht abziehen konnte. Damit von dem Beweise gegen die Ketzer nichts verloren gehe, ließ er einen Schreiber kommen, welchem Thomas seine Gedanken dictiren mußte.

Papst Urban IV. berief im Jahr 1261 den berühmten Gelehrten nach Rom. Er lehrte die studirenden Jünglinge die Gottesgelehrsamkeit, predigte in verschiedenen italienischen Städten das Evangelium mit großem Erfolge, bekehrte viele Sünder und zwei ausgezeichnete Rabbinen. Urban IV. wollte ihn zur Kardinalswürde erheben und sein Nachfolger Clemens VI. trug ihm das Erzbisthum Neapel an; allein der demüthige Thomas wollte ein einfacher Ordensmann bleiben und bat, man möge seinen Schultern nicht eine Last aufbürden, unter deren Schwere er erliegen würde. Die Zeit, welche ihm von seinen Lehrvorträgen, Predigten und Reisen übrig blieb, benutzte der fleißige Mann zur Ausarbeitung gelehrter Werke. Es erregt Erstaunen, daß Doctor Thomas in einer so kurzen Zeit, in kaum zwanzig Jahren von da an, wo er öffentlicher Lehrer wurde, bis zu seinem Tode, unter steten Reisen nach Italien und wieder zurück nach Paris, so viele Bücher hat schreiben können. Zu Bologna begann er sein vorzüglichstes Werk: „Inbegriff der Gottesgelehrtheit," das aber leider unvollendet blieb.

Ein rührender Zug christlicher Einfalt ist uns von seinem Aufenthalt zu Bologna aufbewahrt. Ein Laienbruder, der in Geschäften ausgehen mußte, begegnete dem Thomas, den er nicht kannte, und sprach ihn um seine Begleitung an, da der Prior, wie er sich ausdrückte, ihm erlaubt hätte, den ersten besten Bruder, der ihm aufstoßen würde, mit sich zu nehmen. Thomas gehorchte und schritt langsam dem Bruder nach, da er eben an einem bösen Fuß litt. Einige Bürger erkannten Thomas und belehrten den Bruder über seinen Irrthum. Hierauf wandten sie sich zu Thomas und ließen ob des demüthigen Amtes, dessen er sich unterzogen, einige Worte des Erstaunens fallen. Thomas entgegnete einfach: „Die ganze christliche Vollkommenheit besteht in Gehorsam." In's Kloster zurückgekehrt, warf sich der Laienbruder Thomas zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der fromme Mönch hob ihn liebreich auf und sprach: „Ei, guter Bruder, ich muß euch um Verzeihung bitten, daß ich euch den kleinen Dienst nicht, wie ich wollte, leisten konnte; allein mein böser Fuß war Schuld daran."

Im Jahr 1274 wurde zu Lyon eine allgemeine Kirchenversammlung, die vierzehnte, gehalten, um die griechische und römische Kirche mit einander zu vereinigen. Thomas wurde vom Papste dahin berufen und begab sich auf den Weg. Da er schon eine Zeit lang die Nähe seines Todes fühlte, so hatte er alle Studien eingestellt und sich durch fromme Uebungen zum großen Schritt in die Ewigkeit vorbereitet. Er nahm auf seine geschwächte Gesundheit keine Rücksicht, der Eifer trieb ihn nach Lyon; denn er sollte in Gegenwart der Griechen den katholischen Glauben vertheidigen. Er reiste von Neapel, wo er sich zuletzt aufhielt, durch Italien, mußte aber, von Fieberschauern heftig ergriffen, die Gastfreundschaft der Cisterzienserabtei zu Fossa-Nuova im Bisthum von Terracina ansprechen. Mit den Worten: „Hier ist für allzeit der Ort meiner Ruhe!" betrat er das Kloster. Die Mönche schätzten sich glücklich, einem so berühmten Manne nützlich zu sein und wetteiferten um den Vorzug, ihn zu bedienen. Als die Stunde seines Todes sich nahete, wiederholte er beständig die Worte: „Ich werde nicht eher wahrhaft zu leben anfangen, o mein Gott! als bis ich gänzlich von dir und deiner Liebe er-

füllt sein werde. Jetzt bin ich mir selbst zur Last, weil ich noch nicht genug voll deiner Liebe bin." Er betete inbrünstig, beichtete dem Pater Rinaldo, der ihn zum Concil begleiten wollte, unter vielen Thränen. Sodann ließ er sich aus dem Bette heben und auf Asche legen, um Jesus im allerheiligsten Sacramente mit größerer Ehrfurcht empfangen zu können. Als er die heilige Hostie in der Hand des Priesters erblickte, sprach er mit großer Andacht: „Ich glaube fest, daß du mein Jesus als wahrer Gott und wahrer Mensch in diesem hochheiligen Sacrament zugegen bist. Ich bete dich an, o mein Gott und mein Erlöser, ich empfange dich. — Ach! dich, den Preis meiner Erlösung und die Wegzehr meiner Pilgerreise! Dich, dem ich zu Liebe studirt, gearbeitet, gepredigt und gelehrt habe. Ich glaube nichts gewagt zu haben, das deinem göttlichen Worte zuwider wäre; oder, wenn mir dieses aus Unwissenheit widerfahren ist, widerrufe ich öffentlich, und unterwerfe alle meine Schriften dem Urtheile der heiligen römischen Kirche." — Er empfing dann die heilige Wegzehr und die heilige Oelung mit großer Andacht. Darauf sprach er leise: „Bald, bald wird der Gott alles Trostes seine Erbarmnisse vollenden und alle meine Wünsche erfüllen. Bald werde ich in ihm gesättigt werden, und aus dem Strome seiner Wonne trinken. Er wird mich in der Fülle seines Hauses berauschen, und das wahre Licht, das die Quelle des Lebens ist, in seiner Wesenheit mich schauen lassen." Da ihm sein Beichtvater sein Bedauern äußerte, daß er ihn auf dem Concil zu Lyon nicht über die Feinde der Kirche siegen sehen könne, antwortete er: „Ich habe allzeit von Gott die besondere Gnade begehrt, als einfacher Ordensmann sterben zu können, und ich danke ihm jetzt, daß er mich in seiner Güte erhöret hat, und daß er mich in diesem Alter in der Wohnung seiner Herrlichkeit aufnehmen will, das ist eine Gnade, die er vielen seiner Diener versagte. Betrübe dich daher nicht über das Loos eines Menschen, der die lebhafteste Freude in seinem Herzen empfindet." — Darauf fragte ihn ein Ordensmann, was man thun müsse, um der Gnade Gottes beständig treu zu sein. Er erwiederte: „Wer ohne Unterlaß in der Gegenwart Gottes wandelt, wird allzeit bereit sein, ihm über

seine Handlungen Rechenschaft abzulegen und wird niemals seine Liebe durch Einwilligung in eine Sünde verlieren." Er dankte sodann den Klostergeistlichen für ihre Liebesdienste, betete noch einige Augenblicke und entschlief sanft in dem Herrn, am 7. März 1274. Am Tage seines Hinscheidens wurde Albert der Große, damals in Köln, plötzlich inmitten seiner Ordensbrüder von tiefer Wehmüth ergriffen, so daß er in lautes Weinen ausbrach. Als man ihn um die Ursache dieser großen Betrübniß fragte, rief er mit bebender Stimme: „Der Bruder Thomas von Aquin, mein Sohn in Christo, das Licht der Kirche, ist gestorben; Gott hat es mir geoffenbaret." — Die Universitäten von Paris, Rom, Neapel und einige andere Städte begehrten den Leichnam des heiligen Mannes. Diese Ehre wurde endlich der Stadt Toulouse in Frankreich zu Theil, wo der heil. Dominikus den Grund zu seinem berühmten Orden legte. Heimlich wurde sein Leichnam aus Italien weggeführt und mit der größten Feierlichkeit zu Toulouse empfangen. In einem gläsernen Sarge wurde er in der Dominikanerkirche daselbst beigesetzt. Reliquien seines Leibes wurden nach Paris und Neapel gebracht. Papst Johann XXII. versetzte Thomas unter die Zahl der Heiligen (1323) und Pius V. verordnete (1567), daß das Fest des heil. Thomas (am 7. März) eben so feierlich begangen werde, wie das der vier Kirchenlehrer des Abendlandes, der heil. Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor des Großen.

Thomas ist der größte Kirchenlehrer des Mittelalters und erhielt wegen seines Reichthums an himmlischen Gedanken den Namen „englischer Doctor." Den großen Schatz seines Wissens hat er in zahlreichen Schriften niedergelegt. Wir nennen zunächst sein Hauptwerk: „Inbegriff der Gottesgelehrsamkeit." Der Umfang des Werkes läßt sich daraus abnehmen, daß das Ganze in 612 Fragen getheilt ist, welche wiederum eine Anzahl Artikel in sich fassen. Der Plan des Werkes ist dieser, die Erkenntniß Gottes vorzutragen, und nicht allein nach dem, was Gott in sich ist, sondern auch inwiefern er Grund und Ziel der Dinge und besonders der vernünftigen Geschöpfe ist. Das Ganze zerfällt nun in drei Haupttheile: 1) Von Gott; 2) von der Bewegung der vernünftigen Ge-

schöpfe zu Gott hin; und 3) von Christus, der als Mensch den Weg zu Gott für uns ist. Unter den Kirchenvätern folgte er am meisten dem heil. Augustinus und wurde schon von seinen Zeitgenossen für den vorzüglichsten Ausleger desselben erklärt. — Die philosophischen Schriften des heil. Thomas — die fünf ersten Bände seiner Werke — enthalten eine Erklärung der Schriften des Aristoteles, des scharfsinnigsten Denkers des Alterthums. Da die Irrlehrer die Schriften dieses berühmten Philosophen gebrauchten, um den Glauben zu zerstören und Aristoteles deßwegen als der Patriarch der Ketzer, als der Schrecken der Rechtgläubigen galt, so wandelte der heil. Thomas denselben zu einem Rechtgläubigen um und benützte ihn zum Dienste der Religion. — Um den Predigern in Spanien Mittel an die Hand zu geben, durch welche sie mit Frucht an der Bekehrung der Juden und Muhamedaner arbeiten könnten, schrieb der heilige Thomas sein Werk: „Ueber die Wahrheit des katholischen Glaubens gegen die Heiden." — Außerdem besitzen wir noch von ihm Erklärungen über den größten Theil der heiligen Schrift und über die Bücher des Meisters der Sprüche, des berühmten Lehrers Petrus Lombardus und andere kleinere Schriften. Die sämmtlichen Werke des heil. Thomas machen achtzehn Foliobände aus.

In allen Schriften des heil. Thomas sehen wir eine ausgezeichnete Geisteskraft, die die tiefsinnigsten Gedanken erzeugt und mit dem größten Scharfsinn die Glieder derselben verbindet. Wir gewahren eine hohe Kühnheit, die Himmel und Erde, Sichtbares und Unsichtbares, Gottheit und Menschheit durchforscht und in alle Höhen hinauf, in alle Tiefen hinab steigt, verbunden mit klarer Besonnenheit, die auch Grenzen der Erkenntniß zu finden weiß. Im festen Vertraueu auf die Kraft der Wahrheit, die nichts zu fürchten hat, die in allem Kampfe obsiegt, macht ihm kein Einwurf bange. Er selbst erweckt alle Zweifel, deckt Alles auf, was zu widersprechen scheint, in dem sicheren Bewußtsein, daß aller Widerspruch nur scheinbar ist. Wo Alles zu widersprechen scheint, weist er mit großem Muthe durch tieferes Eiudringen, durch scharfe, feine Unterscheidungen die Uebereinstimmung und Eiuheit nach.

Ueberall sehen wir den ernsten, gründlichen Denker, der Alles prüft und über nichts Bedeutendes leicht abspricht. Was aber den Geist der Forschung, der uns in dem frommen Thomas von Aquin erscheint, dem Christenherzen so werth macht, das ist der gläubige, fromme Christusgeist, der überall hervortritt. Der Glaube ist der sichere Compaß, der ihn unverletzt durch das Meer menschlicher Gedanken hindurchführt. Neben ungeheurer Geisteskraft die tiefste Demuth. Was sein Geist nicht zu erfassen vermochte, fand sein frommer demüthiger Sinn. Darum warf er sich auf die Kniee und fand in frommem Aufschwunge zu Gott jenes höhere Licht, nach dem er vergeblich in rastlosem fleißigem Studium gerungen. Die Schriften des heil. Thomas bleiben für alle Zeiten eine Fundgrube kirchlichen Wissens, eine reiche Rüstkammer trefflicher Waffen, womit wir den Unglauben und Irrglauben der Welt zu bekämpfen vermögen.

XI. Der ehrwürdige Thomas von Kempis.

(1379 – 1471).

Thomas von Kempis ist ein in der Christenheit hochgefeierter Namen. Durch sein gottseliges Leben eine Zierde der christlichen Kirche, wurde er durch sein goldenes Büchlein von der Nachfolge Christi ein treuer Führer auf dem Wege zur christlichen Vollkommenheit für Tausende frommer Seelen.

Thomas Hämmerken, gewöhnlich Thomas von Kempis genannt, war im Jahr 1379 zu Kempis, einer Stadt des Erzbisthums Köln, geboren. Seine frommen Eltern, Johannes und Gertrudis, erzogen ihre Kinder Johannes und Thomas in der Furcht des Herrn. Wie der ältere Bruder Johannes, so wählte auch Thomas, der jüngere Bruder, den geistlichen Stand. Schon als Knabe zeigte er einen ungewöhnlichen Ernst, eine große Liebe zum Gebet, Freude und Eifer im Lesen geistlicher Bücher. Sein Wahlspruch war: „In allen Dingen habe ich Ruhe gesucht, doch fand ich solche nirgend, außer in einem Winkel mit einem Büchlein." In seinem zwölften Jahre begab sich Thomas nach dem Kloster der regulirten Chorherrn zu Windesheim, wo sein Bruder

Johannes ein gottseliges Leben führte, um sich mit demselben über seine Standeswahl zu besprechen. Windesheim war der Hauptort, der Mittelpunkt eines freien, geistlichen Vereins von Geistlichen und Brüdern, die ein gemeinsames religiöses Leben führten. An diese Vereine schlossen sich auch Männer und Frauen an. Der Stifter dieser freien Vereine war Gerhard Groot, der zu Deventer, einer bedeutenden Stadt im Bisthum Utrecht 1340 geboren wurde. Mit scharfsinnigem Verstande begabt und rastlosen Fleißes machte er große Fortschritte in den Wissenschaften, denen er zu Paris oblag. Als Meister der schönen Künste kehrte er in seinem achtzehnten Jahre zurück und lehrte zu Köln mit großem Ruhme. Als Sohn eines reichen Mannes, trat er in prunkenden Gewändern auf und ergab sich einem üppigen Leben. Von den Mahnungen frommer Freunde bewogen, entfernte er alle Kleiderpracht, suchte den Umgang frommer Ordensmänner, und trat bald als gewaltiger Bußprediger auf. Sein reiches Erbe benützte er zur Unterstützung guter Knaben und armer Geistlichen, die von allen Seiten zu ihm strömten. Er beschäftigte dieselben zu bestimmten Stunden, die von den Studien der Wissenschaften erübrigten, mit dem Abschreiben heiliger Bücher und hinterlegte jedem einen billigen Lohn. Bald schlossen sich mehrere gelehrte Männer an ihn an, unter denen der vorzüglichste und erste Florentius war, geboren zu Leyderdam an den Grenzen Hollands. Unter der Leitung dieses frommen und gelehrten Meisters bereiteten sich zu Deventer viele Jünglinge zum geistlichen Stande vor.

Auf den Rath seines Bruders Johannes begab sich Thomas nach Deventer. Von dem ehrwürdigen Florentius freundlich empfangen, verschaffte dieser dem armen Thomas freie Wohnung und versah ihn mit den nöthigen Büchern.

Den frommen Verein, in welchen Thomas aufgenommen wurde, schildert er also: „Ich erinnere mich nicht, daß ich früher jemals so andächtige und in der Liebe Gottes und des Nächsten so eifrige Menschen gesehen hätte, die unter Weltmenschen lebten, und doch gar nichts Weltliches an sich hatten; ja, auch um keine weltlichen Angelegenheiten sich zu kümmern schienen. Denn ruhig blieben sie zu Hause, verlegten sich mit

aller Sorgfalt darauf, Bücher zu schreiben, oblagen oftmals heiligen Lesungen und frommen Betrachtungen, und holten während der Arbeit ihren Trost in feurigen Schußgebeten. Frühe am Morgen, wenn sie die Mette gebetet hatten, opferten sie während der Feier der heiligen Messe Gott die ersten Worte ihres Mundes und Seufzer ihres Herzens; nach dem heiligen Opfer aber flehten sie, den Leib zur Erde gebeugt, und die reinen Hände und Augen ihres Gemüths zum Himmel erhoben, mit Bitten und reumüthigen Klagen zu Gott um Versöhnung. Der geistliche Lenker dieser auserkorenen Versammlung war der Magister Florentius, ein Mann mit großen Tugenden geschmückt und voll göttlicher Weisheit und Einsicht in der Erkenntniß Christi, der mit seinen Priestern und Geistlichen das heilige Leben der Apostel in Demuth nachahmte. Sie also, die Ein Herz und Eine Seele waren, legten Alles, was Jeder einzeln besaß, zusammen; und mit einfacher Kost und Kleidung begnügt, waren sie wegen des morgigen Tages unbesorgt. Da sie Gott sich freiwillig geweihet hatten, beflissen sie sich Alle, ihren geistlichen Vater oder seinem Stellvertreter zu gehorchen; der heilige Gehorsam galt ihnen als die höchste Regel; und mit ganzer Kraft wirkten sie dahin, sich selbst zu überwinden, ihren Leidenschaften zu widerstehen und die Regungen des eignen Willens zu brechen; ja sie baten überdieß eifrig, daß sie wegen ihrer Fehler und Nachlässigkeiten ernstlich zurecht gewiesen würden. Deßhalb war große Gnade und Andacht unter ihnen; Viele wurden durch ihre Worte und Beispiele erbaut und indeß sie den Spott der Weltlichen geduldig ertrugen, führten sie selbst Manche derselben dahin, daß sie die Welt verschmäheten. Jene aber, die früher sie verachtet und ihr Leben gleichsam für ehrlose Thorheit gehalten hatten, bekannten dann, als sie späterhin zu Gott bekehrt, die Lieblichkeit und Gnade der Andacht erfahren hatten, auf den Drang ihres Gewissens öffentlich, daß sie wahre Diener und Freunde Gottes seien."

In diesem frommen Vereine übte sich Thomas in allen Tugenden, worin ihm die Brüder vorleuchteten; er las die heilige Schrift und beschäftigte sich besonders mit Abschreiben von Büchern, Bibeln, Meßbücher, Schriften der heiligen Vä-

ter, weil die Buchdruckerkunst damals noch nicht erfunden war. Diese Bücher, welche Thomas sehr zierlich abzuschreiben verstand, wurden damals gut bezahlt. Von dem Erlöse ernährte sich zum Theil die Gesellschaft. Das Abschreiben geistlicher Bücher und das Studium der Wissenschaften betrieb Thomas mit solchem Eifer, daß er einige Zeit seine gewohnten Andachten versäumte. Auch unterließ er die allerseligste Jungfrau auf die Weise zu verehren, wie er von Jugend auf gewöhnt war. Da träumte ihm, wie die Himmelskönigin im Saale, wo alle Brüder versammelt waren, in großem Glanze erschien, jeden Einzelnen begrüßte und wegen seiner Andacht belobte. Ihn aber sah sie mit ernsten Blicken an und sprach: „Was erwartest du von mir, der du von deiner Andacht und Liebe zu mir abgewichen bist, deine Gebete und Andachtsübungen schon so lange Zeit unterlässest und im Dienste meines göttlichen Sohnes zu erlauen beginnst?" Das Gesicht verschwand und Thomas unterließ von nun seine Andachtsübungen nicht mehr.

So verflossen acht Jahre in diesem gottgeweihten Leben. Da beschied eines Tages der ehrwürdige Florentius den jungen Thomas zu sich und sprach: „Mein Sohn, es ist nun Zeit, daß du hinsichtlich deines künftigen Lebens einen Entschluß fassest. Zweifach ist, wie du oft vernommen hast, der Weg, der zum Heile führt, thätig ist der eine und auf diesem folgen wir Christo durch das Verdienst guter Werke; der andere hingegen eignet Jenen, die mit Maria zu den Füßen Jesu sitzen und seine Worte in der Stille betrachten; und dieser ist Gott wohlgefälliger und ihnen selbst nützlicher, denn der Herr selbst hat entschieden, Maria habe den besten Theil erwählt, der nicht von ihr werde genommen werden. Welchen aus beiden du aber auch erwählen magst, wandelst du ihn sicherer und gerader im Kloster als in der Welt, denn ganz tief liegt die Welt im Argen und voll ist sie der Schlingen und mit Dornen des Reichthums und der Sorgen umringt, so daß es leichter ist, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr, denn daß ein Reicher in den Himmel eingehe. Glaube übrigens auch nicht, daß die Klosterleute ihr Leben in Müßiggang zubringen; denn es ist führwahr ein großes Werk, immerdar beten und Gott loben, oftmals fasten, den Leib in die Knechtschaft zwingen, wachen,

den Schlaf unterbrechen und zu festgesetzten Stunden Handarbeiten betreiben. Denke daher nicht, daß der Lohn des thätigen Lebens ihnen entgehe, denn sie sind gleichsam die Schwächeren, die bei dem Gepäcke zurückgelassen wurden, und wofern sie für die Streitenden eifrig beten, werden sie gleichen Antheil mit ihnen erhalten und ihre Belohnungen theilen; denn dies Gesetz, das der große König David gab, besteht in Ewigkeit. Doch vielleichst fragst du, welchen Orden ich dir vorzüglich empfehlen möchte; denn es gibt derselben in großer Anzahl und jeder einzelne ist gut. Den Jünglingen indessen, die bei uns erzogen wurden, gefiel vorzüglich jener, den unser bester Vater Gerard Groot, der lange Jahre darin lebte, bei seinem Tode (1384) im schönsten Rufe uns hinterließ; nämlich der der Chorherren, die unter der Regel des heil. Augustinus leben und deren wir, wie du weist, zwei Häuser errichteten, das eine zu Windesheim und das andere auf dem Berge der heil. Agnes zu Zwoll.

Voll Rührung antwortete Thomas: „Längst, geliebter Vater, war dies der sehnlichste Wunsch meines Herzens und gar sehr würde meine Liebe euch danken, wenn ihr mir daselbst die Aufnahme unter meinen einstigen geliebten Mitschülern erwirktet!" Florentius schrieb nun an den Prior des Klosters zur heil. Agnes, Johannes von Kempis, den Bruder des Thomas, empfahl denselben und übergab am folgenden Morgen ihm diesen Brief mit seinem Segen.

Thomas eilte nun von Sehnsucht nach dem Kloster und wurde von den Brüdern mit Freuden aufgenommen (1399). Hier führte er eine arme, strenge Lebensweise, bei welcher er aber wegen innerlichen Gnaden des heiligen Geistes stets freudigen Gemüthes war.

Das Kloster auf dem Berge der heil. Agnes bei Zwoll, das von Gerard Groot gestiftet wurde, hatte in großer Armuth begonnen und war in seinem Baue noch nicht vollendet. Es lag ungefähr eine Stunde von der Stadt Zwoll auf einer anmuthigen Anhöhe und war von einem kleinen Fluße begrenzt. In ungestörter Ruhe oblagen hier die Brüder den geistlichen Uebungen. Der Gehorsam der Brüder war so groß und eifrig, daß ohne Vorwissen des Oberen keiner gewagt hätte, auch nur einen Nagel in die Wand zu schlagen.

Eben so blüheten in diesem heiligen Vereine der heilige Eifer der Liebe, die Demuth und gegenseitige Dienstwilligkeit. Zum Ausbau des armen Klosters gaben die Brüder Johannes und Thomas nach dem Tode ihrer Eltern den Ertrag des väterlichen Hauses und der Grundstücke. Johannes war auch der Erste unter den Arbeitern, oft ergriff er die Maurerkelle oder die Schaufel, grub Erde aus und füllte damit den Schubkarren. Wegen der großen Armuth des Klosters willigte auch der Prior Johannes nicht ein, daß sein Bruder die Ordensgelübde ablege; das Kloster sollte erst mit dem Nothwendigsten versorgt werden. Erst nach fünf Jahren strenger Prüfung erhielt Thomas nebst zwei anderen Jünglingen das Ordensgewand. Während dieser Probezeit gab er sich allen geistlichen Uebungen hin, diente dem Herrn in Arbeit und Noth, in Hunger und Durst und in vielen Mühesalen bei Tag und Nacht mit der größten Freudigkeit des Herzens. Von seinem reich begnadigten Geiste zeugt die Schrift: „Selbstgespräche," die er in dieser Zeit zu seiner Erbauung schrieb. Im Jahr 1412 wurde die Klosterkirche vollendet und eingeweihet und das Jahr darauf empfing Thomas die heilige Priesterweihe. Von nun an führte er ein noch mehr nach innen gekehrtes heiliges Leben. Durchdrungen von seiner erhabenen Würde als Priester, der das Opfer des Altares darzubringen hat, schrieb Thomas in dieser Zeit das Buch von dem allerheiligsten Altarssacrament, das das vierte der Bücher der Nachfolge Christi geworden ist. Im folgenden Jahre verfaßte er die drei übrigen Bücher der Nachfolge Christi, jenes wunderbaren Buches, das nach der heiligen Schrift als das Mark aller heiligen Bücher verehrt wird.

Der Verein der frommen Brüder hatte nun auch seine Verfolgungen, wie sein Stifter Gerard dieses ihm geweissagt hatte. Der strenge, gottselige Lebenswandel der Brüder war den leichtfertigen Mönchen jener Zeit ein scharfer Dorn im Auge. Sie suchten daher durch Verläumdungen den Glanz ihrer Tugenden zu verdunkeln. Der Dominikaner Matthäus Grabo verfaßte sogar ein großes Werk wider sie, worin er

diesen Verein als einen unkirchlichen verdächtig zu machen sich bestrebte. Da Grabo wegen seiner Verdächtigungen vor dem bischöflichen Gerichte in die Enge getrieben wurde, berief er sich auf das zu Konstanz versammelte Concil. Zu Konstanz wurden nun die Anklagen gegen die frommen Brüder untersucht. Gerson, der Kanzler der Universität Paris, nahm sich ihrer kräftig an. Er wies nach, daß sie mit Beistimmung ihres Fürsten und Bischofs zum frommen Vereine sich gesammelt und ein wahrhaft apostolisches Leben führen. Papst Martin V. bestätigte hierauf die Satzungen der Gesellschaft und ermunterte die Brüder, Schulen zu errichten, wie sie bisher gethan, und viele Jünger zur Frömmigkeit zuführen. Die Folge davon war, daß sich der Orden schnell über Holland und Westphalen ausbreitete und in kurzer Zeit vierundsiebenzig, theils Chorherren- theils Jungfrauenklöster zählte. Aus Dankbarkeit überschickten die frommen Brüder ihrem eifrigen Verfechter eine Abschrift der vier Bücher von der Nachfolge Christi, welche, da sie nach Gersons Tode unter seinen Büchern gefunden wurden, zur irrigen Meinung veranlaßten, Gerson sei der Verfasser derselben.

Die freundliche Sanftmuth des frommen Thomas bewogen seine Brüder, ihn zum Subprior (Untervorsteher) des Klosters zu erwählen. Aber kaum ein Jahr lang verwaltete er dieses Amt in liebreichem Wesen, da brach ein neuer Sturm der Verfolgung über die Brüder herein und Thomas mußte mit seinen Brüdern auf einige Zeit sein geliebtes Kloster verlassen und in die Verbannung ziehen. Ihr großer Beschützer, der fromme Bischof Friedrich von Utrecht war gestorben. Der neuerwählte Bischof Rudoph von Diephold, ein Mann ohne alle Kenntnisse und Wissenschaften, konnte die päpstliche Bestätigung nicht erhalten. Papst Martin V. verlieh das erledigte Bisthum dem Bischof von Speier und, da die Großen Utrechts ihn nicht anerkennen wollten, belegte er das Land mit dem Interdicte. Da nun die frommen Brüder dem apostolischen Stuhle gehorchten und den Gottesdienst einstellten, wurden sie des Landes verwiesen. Dies geschah im Jahr 1429. Sie gingen nach Friesland in das Kloster Northorn, wo sie bis 1432 blieben.

In diesem Jahre wurde dieser Streit beigelegt und Thomas kehrte mit seinen Brüdern nach dem Kloster auf den Berg der heil. Agnes zurück. Die Brüder wählten Thomas wegen seiner Liebe zu den Armen und Verlassenen zum Schaffner des Klosters. Dieses Amt gab ihm Veranlassung, seine geistreiche Schrift vom getreuen Schaffner zu verfassen. Da er aber durch dieses Amt von seinem innern geistlichen Leben, von seinen frommen Betrachtungen und von seiner Lieblingsbeschäftigung, heilige Bücher abzuschreiben, abgezogen wurde, so ließ er sich von demselben wieder befreien. Man übertrug ihm dafür das Amt eines Novizenmeisters (Erziehers der Ordensjünger), das auch seinem Wesen mehr zusagte. Aus dieser Zeit haben wir die herrlichen Reden an die Jünger und Brüder des Ordens, die von seinem gotterfüllten Herzen Zeugniß geben. Im Jahr 1422 verschied Johannes von Kempis, der Bruder des Thomas, ein frommer, mit allen Tugenden geschmückter Mann. Er pflegte zu sagen: „Wir möchten gern demüthig sein ohne Verachtung, geduldig ohne Trübsal, gehorsam ohne Befehl, arm ohne Mangel, tugendhaft ohne Arbeit, bußfertig ohne Schmerz, gelobt werden ohne Tugend, geliebt ohne Güte, geehrt ohne Heiligkeit; doch nicht also hat Christus, unser Gott, gethan und gelehrt, der das Reich Gottes nur Denen verhieß, die sich Gewalt anthun würden; und Jenen, die das Unrecht gedüldig leiden, mit Ehre und Glorie vergelten, und keinen Bösen ungestraft lassen wird."

Der Tod des geliebten Bruders zog das Herz des gottseligen Thomas noch mehr von der Erde und entflammte dasselbe zu himmlischen Begierden. Mit neuem Eifer erfüllte er seine Pflichten und predigte mit solcher Salbung das Wort Gottes, daß aus fernen Gegenden eine große Menge Volkes kam, um seine wundersüßen Reden anzuhören. Der Chorherr Artopäus, der das Leben des ehrwürdigen Thomas beschrieben, sagt: „Es wäre eine mühsame Aufgabe, zu schildern, wie tief innerlich er an der Stätte des Gebetes und bei geistlichen Verrichtungen in Gott gesammelt war. Wenn er die Psalmen sang, sah man ihn mit zum Himmel erhobenem Angesichte und in heiliger Begeisterung. Mit wunderbarer Süßigkeit sog er das Verständniß der Psalmen ein, und ward wie

außer sich selbst entzückt; stand gleichsam nur mit den Spitzen der Füße auf der Erde; und es schien, als wolle sein ganzer Körper in den Himmel auffliegen, wo sein Geist und sein Verlangen war. Immer stand er beim Psalmengesang aufrecht; nie setzte er sich, nie lehnte er weder Arm noch Rücken an. Immer war er, bei Tag sowohl als in der Nacht, der Erste im Chor, immer der Letzte, der denselben verließ. Es übersteigt allen Glauben, wie sehr der heilige Dienst Gottes und der Schmuck des geistlichen Lebens ihm am Herzen und in der Seele lag. Höchst selten auch und nur wenn körperliche Krankheit ihn dazu nöthigte, legte er sich nach dem Psalmengesang der Mette zur Ruhe; sondern still kehrte er vom Chor in die Zelle, blieb bis zum Morgen wach und setzte sich nach einer kurzen Betrachtung, Bücher abzuschreiben oder die Früchte seiner eignen Betrachtungen nieder zu schreiben, wodurch er fürwahr um Alle, die der Frömmigkeit hold sind, sich höchlich verdient machte. Nie auch hörte man ihn viel reden, denn er vermied den Wortkram als einen giftigen Quell aller Uebel. Man bewunderte an ihm, daß, außer göttlichen Dingen, ihm Alles so ganz gleichgültig war, daß er gar keinen Sinn dafür hatte, und sich nie die Namen und den Gebrauch solcher Sachen merken konnte. War, wenn er im Kreise ernster Männer sich befand, von auswärtigen oder weltlichen Gegenständen die Rede, so saß er gleich einem Stummen, oder gleich einem Menschen, der die Sprache verloren hat, und gab gar keine Antwort, nicht einmal, wenn er befragt wurde, wofern nicht irgend geistiger Gewinn aus dem Gespräche sich ergab, denn fremd war er für alle Dinge dieser Welt. War dagegen von Gott und himmlischen Dingen die Rede, dann ließ er nicht lange auf Antwort warten, sondern wie von einem reinen und übervollen Quell flossen in reichlicher Fülle die Worte ihm vom Munde. Er pflegte an gewissen Tagen der Woche sich zu geißeln, wobei er den Hymnus betete: Jesus stand. Auch war er in Speise und Trank und in allen äußerlichen Dingen überaus abgetödtet. Diese Abtödtung war ihm gleichsam zur zweiten Natur geworden, denn frühe schon hatte er sie als ein nothwendiges Mittel betrachtet, die Reinigkeit des Herzens und die Sanftmuth zu bewahren, welche Tugenden in hohem Grade an ihm

bewundert wurden. Sein gewöhnliches Sprichwort war: „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die sich Gewalt anthun, reißen dasselbe an sich.“ (Matth. 11.) Niemand übte so sehr als er die holde Tugend der Demuth, die er in allen seinen Schriften so dringend empfiehlt. Gleichwie aber die schönsten Rosen der heiligen Liebe und des innerlichen Friedens nur unter den Dornen der Abtödtung, der Geduld und der Demuth aufblühen, also war auch er wundersam gleichmüthig und fröhlich in Widerwärtigkeiten; nichts vermochte den süßen Frieden seines Herzens zu stören und seine liebreiche Geduld ertrug nicht nur, sondern entschuldigte auch sinnreich die Fehler seiner Brüder. Wie er die Vereinigung des thätigen Lebens der Martha mit Mariens beschaulichem Leben anmuthig und lebendig zu schildern wußte, so wußte er auch beide in seinem Wandel auf's innigste zu vereinigen, und seine rastlose Thätigkeit, den Nutzen der Gemeinde und einzelner Brüder zu fördern, sein sinnreicher Eifer, Tempel und Altäre zu schmücken, sein unermüdlicher Fleiß, heilige Bücher zu schreiben, und dabei seine Ausdauer im Gebet, seine Inbrunst und die Gabe heiliger Thränen, die er oft vor dem Angesichte des Herrn vergoß, beweisen unwiderleglich, wie sehr die wahre Frömmigkeit und Heiligkeit mit dem thätigen Leben für das Wohl des Nächsten sich vereinigen läßt.“

Der Herr stattete seinen frommen Diener Thomas auch mit der Gabe der Weissagung und anderen außerordentlichen Gnaden aus. So sah er in einem nächtlichen Traumgesicht eine große Anzahl heiliger Engel in wunderherrlichem Glanze, die da eilten, einem Sterbenden beizustehen und seine Seele in die ewigen Freuden abzuholen. Hierauf hörte er stark pochen, wie man zu pochen pflegte, wenn die Gemeinde zu dem Verscheiden eines Bruders sollte versammelt werden. Dies geschah am frühesten Morgen, als die Brüder noch schliefen. Der Prior von Windesheim war aber schwer erkrankt und starb bald darauf. Oft, wenn er mit seinen Mitbrüdern sich besprach, fühlte er in seinem Inneren die Ansprache des Herrn. Dann sprach er zu seinen Brüdern: Ich muß gehen, geliebte Brüder, denn es ist Einer, mit dem ich in der Zelle mich besprechen muß. Auch Wun-

der, namentlich die Vertreibung des bösen Feindes, geschahen auf sein Gebet, durch fromme Anrufung der Namen Jesus und Maria.

Thomas starb den Tod der Heiligen im einundneunzigsten Jahre seines Lebens, (1471). Er war von kleiner Statur, aber wohl gebaut; die Farbe seines Angesichts war etwas braun und sein Auge so scharf, daß er selbst in seinem höchsten Alter nie der Brillen bedurfte. Im Jahre 1672 wurden die Reliquien des ehrwürdigen Thomas aufgefunden. Auf Befehl des Churfürsten Maximilian Heinrich von Köln wurden dieselben in ein kostbares Behältniß gelegt und dieses Behältniß in der Kapelle zum heil. Joseph zu Zwoll feierlich beigesetzt.

Ein Zeugniß des unermüdeten Fleißes und der frommen Gesinnungen des ehrwürdigen Thomas haben wir in seinen Schriften. Wir besitzen dreißig Predigten an die Ordensjünger oder Novizen. Sie ermahnen zur Einigkeit, zur Vorsicht in Gesprächen und schildern die vielen Trübsale der Gerechten, den Kampf im ascetischen Leben, die Beharrlichkeit in demselben, die Anklagen, welche dereinst den Menschen vor dem göttlichen Gericht von allen Geschöpfen bevorstehen, die Kämpfe des gegenwärtigen Lebens, die Pflicht der Mönche, täglich ihr Kreuz auf sich zu nehmen. — Darauf folgen neun Predigten an die Brüder oder wirkliche Chorherrn, worin gehandelt wird von der Verläugnung seiner selbst, von der Traurigkeit und dem Troste der Seele in Gott, von der Keuschheit, der Einsamkeit des Herzens, von den Vorzügen und Früchten des Stillschweigens. — Endlich folgen sechsunddreißig Predigten über die Geschichte Jesu Christi auf der Welt, von der Menschwerdung bis zur Himmelfahrt, und zuletzt über das heilige Leben der ersten Christen. — Außer den Predigten besitzen wir von Thomas Betrachtungen über göttliche Dinge. Dahin gehören „das Selbstgespräch der Seele," „das Rosengärtchen," „das Lilienthal," „die drei Hütten." — Besonders interessant sind die geschichtlichen Aufsätze des ehrwürdigen Thomas, als das Leben des ehrwürdigen Meisters Gerardus Groot, des frommen Priesters Florentius und mehrerer Jünger desselben, das Leben der seligen Jung-

frau Liduwina und die Chronik der regulirten Chorherren des Klosters auf dem Berge zur heil. Agnes. — Die berühmteste aber unter allen Schriften des ehrwürdigen Thomas sind seine vier Bücher von der Nachahmung oder Nachfolge Christi. Nächst der heiligen Schrift ist kein Buch so oft gedruckt und in beinahe alle Sprachen übersetzt worden, als dieses. Das erste Buch enthält Ermahnungen zum geistlichen Leben und geht von den Worten Christi aus: „Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in der Finsterniß.“ Darauf erklärt Thomas, daß einzig die Nachfolge des Lebens Jesu das Menschenherz von der Blindheit befreie. Dazu hätten aber wenige Menschen ein Verlangen, weil der Geist Christi ihnen fehlt. Die Kenntniß der ganzen Bibel und aller Philosophen nützt nichts ohne die Liebe und Gnade Gottes. Alles ist eitel, außer Gott lieben und ihm allein dienen. Ein demüthiger Bauer, der Gott dient, ist besser, als ein hochmüthiger Philosoph, der den Lauf des Himmels betrachtet und sich selbst vernachläßigt. Es gibt vielerlei Wissen, das der Seele wenig oder gar nichts nützt; und Derjenige ist sehr thöricht, der sich um andere Dinge bemüht, als die zu seiner Seligkeit dienen. — Nimm keinen hohen Sinn an; sondern gestehe vielmehr deine Unwissenheit. Von sich selbst nichts halten; aber über Andere stets gut und hoch denken, das ist große Weisheit und Vollkommenheit. — Gewiß, wenn der jüngste Tag kommt, wird man uns nicht fragen, was wir gelesen, sondern was wir gethan haben; nicht, wie gut wir gesprochen, sondern wie gewissenhaft wir gelebt haben. — Liebe muß man gegen Alle haben, aber Vertraulichkeit ist nicht nützlich. — Fliehe, so viel du kannst, das Getümmel der Menschen. Ich wollte, daß ich mehrmals geschwiegen hätte, und nicht unter den Menschen gewesen wäre. — Von dem klösterlichen Leben sagt Thomas: Es ist nichts Geringes, in Klöstern oder in einer geistlichen Genossenschaft zu wohnen, darin ohne Klage zu leben und bis an den Tod getreu auszuharren. Du mußt dich als einen Verwiesenen und Fremdling auf Erden ansehen; du mußt ein Thor werden um Christi Willen, wenn du das Klosterleben führen willst.

Das Kleid und die Haarschur tragen dazu wenig bei; aber die Aenderung der Sitten und die völlige Abtödtung der Leidenschaften machen den wahren Ordensmann aus. Welches strenge und eingezogene Leben haben die heiligen Väter in der Einöde geführt! Jetzt wird Derjenige schon für groß gehalten, der seine Vorschriften nur nicht übertritt. — Wenn du öfter an den Tod, als an ein langes Leben dächtest, so würdest du dich gewiß eifriger bessern. Wenn du auch die künftigen Strafen der Hölle oder des Fegfeuers herzlich bedächtest: so glaube ich, daß du Arbeit und Schmerz gern ertragen und keine Anstrengung scheuen würdest. — Es ist besser, jetzt seine Sünden reinigen und die Laster abhauen, als sie für die Zukunft zur Reinigung aufbewahren. Was wird jenes Feuer anders auffressen, als deine Sünden? Je mehr du deiner jetzt selbst schonst und dem Fleische folgst, desto härter wirst du nachmals büßen, desto mehr Materie zum Verbrennen aufbehalten. — Sei wachsam und fleißig im Dienste Gottes und bedenke oft, wozu du gekommen bist und warum du die Welt verlassen hast. — Das zweite Buch enthält Ermahnungen zum inneren Umgang mit Christus und beginnt: das Reich Gottes ist in euch, spricht der Herr. Bekehre dich daher von deinem ganzen Herzen zum Herrn und verlasse diese elende Welt und deine Seele wird Ruhe finden. Lerne das Aeußere verachten, und gib dich an das Innere hin und du wirst das Reich Gottes in dich kommen sehen. Darauf folgen Ermahnungen zur demüthigen Unterwerfung unter Gott, zur Friedfertigkeit, zur Bewahrung eines reinen Herzens, zur Beobachtung seiner selbst, zur Erwerbung der Freude eines guten Gewissens, zur Liebe Jesu allein über alles Andere und zur vertraulichen Freundschaft mit ihm. — Das dritte Buch, vom inneren Troste, besteht aus Gesprächen zwischen Gott und der Seele. Der Hauptinhalt desselben ist: Man muß den wahren Trost darin suchen, Gott zu dienen, die Welt zu verachten, das Elend des gegenwärtigen Lebens und alle Beleidigungen geduldig ertragen und in Gott allein seine Beruhigung suchen. — Das vierte Buch enthält Betrachtungen über das allerheiligste Sacrament des Altars in Gesprächen zwi-

schen Christus und einem Jünger. Christus ladet zum Genusse des heiligen Mahles ein. Es folgen dann Belehrungen über die heilige Communion; mit welcher Ehrfurcht Christus zu empfangen sei, über öftere Communion, die geistlichen Früchte, die den demüthig Communicirenden zugewendet werden, über die hohe Würde dieses heiligen Sacraments und den priesterlichen Stand. „Wenn du eine englische Reinigkeit und die Heiligkeit Johannes des Täufers besitzest, so wärest du doch nicht würdig, dieses Sacrament zu empfangen. — Groß ist das Geheimniß und groß die Würde der Priester, denen Dasjenige vergönnt ist, was den Engeln versagt wird, weil sie allein, rechtmäßig geweiht, den Leib Christi weihen dürfen." Wie Christus am Kreuze sich dem Vater für die Sünden der Menschen dargebracht hat, so müssen wir uns auch ihm täglich zu einem reinen und heiligen Opfer in der Messe darbringen und für Jedermann beten. Das Abendmahl und die heilige Schrift sind dem Christen in diesem Leben nothwendiger, als alles Uebrige; jenes erquickt Seele nud Leib, diese leuchtet dem Glauben und Leben vor. Zwar könnte die Vorbereitung eines ganzen Jahres Niemand des Abendmahls würdig machen, aber die Gnade Gottes erlaubt uns eben so hinzuzutreten, wie wenn einem Bettler ein Platz an dem Tische eines Reichen verstattet wird. In diesem Sacramente muß man sich auf das innigste mit Christus vereinigen; daher haben manche Andächtige eine so brennende Begierde nach dem Leibe Christi.

XII. Nikolaus von Cusa,

Kardinal und Bischof von Brixen.

(1401 — 1464).

1. Zustand der Kirche in dieser Zeit.

Von der hohen Stufe der Macht, auf welche das Papstthum unter Gregor VII. und Innocenz III. sich emporgeschwungen hatte, war dasselbe unter Papst Bonifacius VIII. (1294 — 1303) gewichen. Von da an sehen wir einen Kampf entstehen, der die Absicht hatte, das Papstthum auf seine im Wesen des Primats liegende Rechte zurückzuführen

und jene Machtfülle zu beschränken, welche die Zeiten den Päpsten gaben und die sie meistentheils als Väter der Christenheit zum Heil derselben gebrauchten. Der Verfall der päpstlichen Macht zeigte sich zunächst in dem siebzigjährigen Aufenthalt der Päpste zu Avignon oder der babylonischen Gefangenschaft (1308—1378). Der Erzbischof von Bordeaux wurde durch den Einfluß des Königs Philipp von Frankreich unter dem Namen Clemens V. zum Papste erwählt und verlegte seinen Sitz von Rom nach Avignon. Dadurch kamen die Päpste in eine schmachvolle Abhängigkeit vom Frankreich. Indem aber das Papstthum sank, verlor auch das ganze kirchliche Leben an Ansehen und Bedeutung. „Im Interesse der französischen Könige handelnd — sagt Möhler — entzog sich ihnen die Achtung und Verehrung der Völker. Der Ausfall in den Einkünften durch die Trennung vom Erbgut des heil. Petrus wurde durch Umlagen auf die ganze christliche Kirche ersetzt, wodurch der Papst in der That der Dränger und Bedrücker der Christenheit wurde. So wurden sie, ehedem der Schutz der Völker gegen tyrannisches und despotisches Wesen, jetzt selbst zu Geißeln der kirchlichen Provinzen. Noch weit schädlicher wirkte in anderer Beziehung der Aufenthalt zu Avignon. Mit der Entfernung der Päpste von Rom entschuldigte jeder nachlässige Prälat seine Abwesenheit von dem Ort seiner Bestimmung und überließ die ihm anvertraute Heerde sich selbst, so daß der Hof von Avignon Vorbild jeder Unordnung wurde. Begebenheiten, welche das Herz des Beobachters erfreuen möchten, bieten sich immer weniger dar; der päpstliche Hof schien über ein Jahrhundert nur dazu zu nützen, daß er zum Kampfe gegen sich selbst aufforderte und den Geist der Menschen anreizte, eine neue Kirchenverfassung aufzusuchen.“ — Urban V. verlegte auf den dringenden Wunsch aller Redlichen seinen Sitz wieder nach Rom und zog 1367 unter dem Jubel des Volkes in Rom ein. Da aber seine Stellung hier bedenklich wurde, zog er wider nach Avignon, wo er starb. Urban VI. war der erste wieder zu Rom gewählte Papst. Die französischen Kardinäle aber wählten Robert von Genf unter dem Namen Clemens VII.

zum Papste und Frankreich unterstützte denselben. So war die Christenheit entzweit und zweifelhaft, wem sie Gehorsam schuldig sei. Diese Entzweiung oder das große päpstliche Schisma (1378 — 1428) erneuerte sich nach dem Tode jedes Papstes und ist die zweite Hauptursache des Verfalls der päpstlichen Macht. Um das Schisma mit seinen gefährlichen Folgen zu heben, wirkten besonders die berühmten Mitglieder der Sorbonne, Nikolaus von Clemangis, Peter d'Ailly und Johann Gerson. Zu demselben Zwecke traten dreiundzwanzig Kardinäle, zweiundneunzig Bischöfe, siebenundachtzig Aebte, hundertundzwanzig Magister der Theologie, dreihundert Doctoren des kanonischen und römischen Rechts und viele fürstliche Gesandte zu einer Kirchenversammlung zusammen, die zu Pisa (1409) gehalten wurde. Die beiden Päpste wurden abgesetzt und Alexander V. zum Papste gewählt. Auch beschloß die Versammlung, nach drei Jahren ein Concil zu halten, welches sich mit der Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern befassen sollte. Da aber mehrere Staaten die abgesetzten Päpste Benedict und Gregor noch anerkannten, so sah die Christenheit mit Verwunderung drei Päpste auf einmal. Das war die Schuld der weltlichen Fürsten. Als Alexander gestorben war, nahm Johann XXIII. seine Stelle ein. Die von allen Seiten gewünschte Verbesserung der Kirche suchte er durch List zu hintertreiben. Da bestimmte Kaiser Sigismund Kostnitz oder Konstanz als Ort des Concils. Am 1. November 1414 wurde dasselbe eröffnet. Es stellte sich die Aufgabe, das Schisma, diese Ursache der völligen Auflösung aller kirchlichen Zucht, zu heben, Mißbräuche zu entfernen, Ketzereien zu dämpfen und der Kirche den Frieden wieder zu geben.

Zu Konstanz kamen an 18,000 Geistliche zusammen. Um das Schisma zu heben, drang das Concil darauf, daß alle drei Päpste ihre Würde niederlegen müßten. Es war ein krankhafter Zustand des Hauptes der Kirche, darum sprach und handelte das Concil nach Grundsätzen, die für den natürlichen gesunden Zustand der Kirche nicht passen. Die Päpste waren aus der rechten kirchlichen Gemeinschaft herausgetreten und hatten oft den billigsten Wünschen kein Ge-

hör gegeben. Jetzt zerrütteten drei Päpste die Einheit und den Frieden der Kirche und keiner wollte sich zum Nachgeben, keiner zur Entsagung entschließen. Solchem Uebel konnte man abhelfen nur durch Annahme des Grundsatzes: Der Papst stehe unter einem allgemeinen Concil und könne, was den Glauben, Ausrottung des Schisma's und Verbesserung der Sitten betrifft, von einem allgemeinen Concil gerichtet und sogar abgesetzt werden. Nach diesen Grundsätzen wurden nun die drei Päpste abgesetzt und der Kardinal Otto Colonna, ein sittlich reiner, gelehrter und milder Mann, unter dem Namen Martin V. zum Papste gewählt. Hinsichtlich der Reformation der Kirche schlossen die einzelnen Staaten Verträge mit dem Papste. Auch konnte diese Reformation nur dann erst vorgenommen werden, wenn die Kirche sich einer gebildeten und sittlich reinen Geistlichkeit erfreute, welche dann die Verbesserung der Kirchenzucht vornehmen konnte. Dieser Gegenstand wurde einem späteren Concil vorbehalten, das nach Basel bei der drohenden Stellung der Hussiten noch vor dem Tode Martins (20. Febr. 1431) eingeleitet wurde.

Wir sehen hier die Kirche in tiefem Verfalle, zugleich aber auch ein Ringen und Streben, die Leiden und Uebelstände der Kirche zu entfernen. Dieses Streben durfte aber der Kirche nicht gefährlich werden, durfte sie nicht zerstören. Es mußte also eine naturgemäße, allmälige, ruhige, besonnene Reformation sein, keine stürmische, die Brauch und Mißbrauch zugleich aufhebt, keine Revolution. Zur Anbahnung einer gesunden Reformation war schon Vieles geschehen. Zur Besserung des Lebens mußten die Beispiele großer Heiligen in dieser Zeit besonders anregen. Wir nennen aus dem vierzehnten Jahrhundert: Johannes Nepomuk, Kanonikus zu Prag; Katharina von Siena, das wunderbar begnadigte Orakel der Kirche († 1380); Birgitta, die hochbegnadigte Königstochter Schwedens. Aus dem fünfzehnten Jahrhundert: Nikolaus von der Flüe, eine heilige Erscheinung auf den Schweizer Gebirgen; Casimir aus der königlichen Familie Polens u. a. Was nun die Concilien zu Pisa, Constanz, Basel für die Ordnung und Zucht innerhalb der Kirche gethan haben, konnte nach einer

Seite hin der Kirche die größte Gefahr bringen. Indem man die Kirche retten wollte, durfte man die Einheit der Kirche, die innige Verbindung der Glieder mit dem Haupte nicht aufopfern. Man war in dem gewaltigen Kampfe gegen die falschen Päpste nahe an den Abgrund gekommen, den Primat selbst nach seiner göttlichen Einsetzung preiszugeben. Daß dieses nicht geschehen, daß vielmehr die naturgemäße Reformation der Kirche angebahnt und theilweise durchgeführt worden ist und die Kirche vor einem Abfall im fünfzehnten Jahrhundert bewahrt wurde, der dem Abfall im sechszehnten Jahrhundert an Größe gleich gewesen wäre; — das ist das Verdienst des Nikolaus von Cusa, dessen Leben und Wirken wir nun schildern wollen.

2. Cusa auf dem Basler Concil.

Nikolaus wurde zu Cues, einem Dorfe an der Mosel, im Jahr 1401 geboren. Da ihn sein strenger Vater, ein wohlhabender Winzer und Schiffer, eines Tages mit einem Ruder züchtigte, entlief der Knabe. Er kam in die Eifel, wo ihn Graf Theodorich von Manderscheid als Diener aufnahm. Der Graf entdeckte bald die herrlichen Anlagen seines Dieners und sandte ihn zur Ausbildung derselben nach Deventer, wo die Geistlichen des gemeinsamen Lebens eine Schule errichtet hatten. Diese Schule, die wir im Leben des ehrwürdigen Thomas von Kempis kennen gelernt haben, zeichnete sich durch Fleiß, Frömmigkeit und kirchlichen Sinn vortheilhaft vor den meisten Klosterschulen jener Zeit aus. Nikolaus zeichnete sich rühmlich aus und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Lehrer. Hier lernte er Demuth, Gehorsam, Ergebung in den Willen Gottes und bildete seinen Geist an den religiösen Vorträgen über die heilige Schrift, welche in der Landessprache gehalten wurden. Durch die Unterstützung des Grafen von Manderscheid war es ihm möglich, die Universität Padua zu besuchen, wo die ausgezeichnetsten Männer die Rechtswissenschaft lehrten. Die rechtlichen Verhältnisse der Kirche waren durch die großen kirchlichen Bewegungen und besonders durch die Concilien von Pisa und Konstanz der Gegenstand

des Nachdenkens für Alle, denen das Wohl der Kirche am Herzen lag. Nikolaus wendete sich dem Studium des Kirchenrechts mit so glänzendem Erfolge zu, daß er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre den Grad eines Doctors der Rechte erhielt. Nachdem er mit herrlichen Kenntnissen ausgestattet in seine Heimath zurückgekehrt war, trat er als Rechtsanwalt auf. Da er aber seinen ersten Proceß verloren, widmete er sich dem geistlichen Stande und wurde später Dekan der Kirche zum heil. Florin in Koblenz.

Die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war das Feldgeschrei jener Zeit geworden. Papst Eugen IV., ein wohlgesinnter Mann, suchte den lauten Forderungen der Zeit zu genügen, berief eine allgemeine Kirchenversammlung nach Basel und ernannte den gelehrten Kardinal Julian Cäsarini zum Präsidenten derselben. Da Cäsarini den Nikolaus von Cusa als einen durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann zu Padua kennen gelernt hatte, so berief er auch diesen zur Theilnahme an dem Concil. Am 14. Dezember 1441 wurde die erste Sitzung gehalten und darin die Aufgabe des Concils ausgesprochen: Ausrottung der Ketzerei und des griechischen Schisma's, Bestätigung des Glaubens, Friedenstiftung unter den christlichen Fürsten, die Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, endlich Erneuerung der alten Kirchenzucht. Da aber die Griechen sich mit der katholischen Kirche wieder vereinigen wollten und zu dem Zwecke eine Zusammenkunft in einer italienischen Stadt wünschten, so hob Papst Eugen das Basler Concil auf und berief die Väter nach Bologna. Diese Auflösung erregte bei den zu Basel versammelten Vätern großen Unwillen, weil man glaubte, dadurch werde die so nothwendige Reformation der Kirche hinausgeschoben. Gleich dem Konstanzer Concil erklärte sich das Basler als über dem Papste stehend und forderte denselben auf, die Aufhebungsbulle zu widerrufen und entweder selbst oder durch Bevollmächtige sammt den Kardinälen zu Basel zu erscheinen. Cusa, der das Concil als das einzige Heilmittel einer zerrissenen und verworrenen Zeit freudig begrüßte, ließ zum Schutze des Concils seine berühmte Schrift „von der katho-

lischen Einheit" drucken. In dieser Schrift ist Wahres und Unrichtiges enthalten. Cusa sagt: „Diejenigen bilden die wahre Kirche der Gläubigen, welche sich für Christgläubige ansehen, den größeren Theil bilden, und mit ihrem Hirten Petrus und dessen Stuhle vereinigt sind. Der Primat des römischen Stuhls folgt auch aus dem Range der Stadt Rom. Es ist ein göttlicher Wink, daß, wo vorher das Haupt des Aberglaubens war, nun das Haupt der Heiligkeit sei." Das allgemeine Concil ist unfehlbar, doch nur in Glaubenssachen, denn in ihm ist die ganze Kirche mittelst des Priesterthums versammelt. Der Papst ist auf einem allgemeinen Concil vorsitzendes Mitglied, Theil desselben; das Ganze aber steht höher als ein Theil. (Cusa hat aber hier übersehen, daß die Glieder ohne das Haupt keinen Leib bilden.) Diese Unterordnung des Papstes unter ein allgemeines Concil beweiset die Geschichte. — Durch die Beschlüsse eines allgemeinen Concils wird der Papst, wie jeder andere Christ, gebunden und ist ihnen Gehorsam schuldig. Hinsichtlich des Umfangs der Macht eines allgemeinen Concils über den Papst kann nicht bezweifelt werden, daß jeder Kirchenobere, also auch der Papst, wenn er einer verdammten Ketzerei anhängt, von seinen Untergebenen abgesetzt werden könne. Mehr zweifelhaft ist, ob auch andere Fehler desselben Gründe für seine Absetzung sein können. Die allgemeine Synode steht über dem Papst, denn ihre Mitglieder sind nicht mehr blos Untergebene des Papstes, sie sind Repräsentanten der ganzen Kirche, stellen selber die ganze Kirche dar, deren Mitglied — zwar erstes — auch der Papst ist." — Die Väter verweigerten dem Papste den Gehorsam und blieben zu Basel. In der vierten Sitzung (20. Juni 1432) ertheilten sie den Böhmen einen Geleitsbrief, um sie für die Kirche wieder zu gewinnen. Die Vereinigung der Böhmen oder Hussiten mit der katholischen Kirche war eine Hauptaufgabe des Basler Concils.

Die Sekte der Hussiten hat ihren Namen von Johannes Huß, der Professor auf der Universität zu Prag und Prediger an der Bethlehemskirche daselbst war. Im Jahr 1406 lernte er die Schriften des Engländers Wicliff

kennen und nahm seine Irrthümer an. Dieser läugnete das heilige Abendmahl, verwarf die Beichte und die heilige Messe, behauptete, ein Priester, der in schweren Sünden lebe, könne kein Sacrament spenden. Eben so müßten Könige und Fürsten der Regierung entsagen, wenn sie in schweren Sünden leben. Die Unterthanen brauchen ihnen dann nicht zu gehorchen. Die Geistlichen sollen keine weltlichen Besitzungen haben u. s. w. Als diese Irrlehren durch Huß in Böhmen verbreitet wurden, sprach das Concil von Kostniz den Bann über den längst verstorbenen Wicliff. Huß gefiel sich fortan, in gemeiner Rede gegen den Papst und das bestehende Kirchenthum loszudonnern. Als er eines Tags die Sache gar arg trieb, konnte ein Zuhörer nicht mehr an sich halten und rief ihm zu: „Magister, ich bin zu Rom gewesen, und habe den Papst und die Kardinäle gesehen, aber so arg, als ihr es macht, ist es nicht.“ Huß erwiederte: „Wenn dir der Papst so gut gefällt, so gehe wieder nach Rom und bleibe dort;“ Jener aber sprach: „Ich bin schon zu alt dazu; gehe du hin, der du jünger bist, und du wirst finden, daß es nicht so arg ist, als du es uns vormachst.“ — In Schriften und Predigten verbreitete er seine Irrthümer, die der Hauptsache nach folgende sind: das Haupt der Kirche ist Christus allein; ein sichtbares Haupt ist von Christus nicht eingesetzt worden, auch ist ein solches nicht nothwendig; das Papstthum verdankt seinen Ursprung kaiserlicher Gunst und Gewalt. Der kirchliche Gehorsam ist eine Erfindung der Priester und gegen die Schrift; kein Priester ist dem Papste Gehorsam schuldig. Jeder weltliche und geistliche Obere, der sich in einer Todsünde befindet, hat keine Gewalt und muß sein Amt niederlegen. — Indem es also dem Gewissen des Einzelnen überlassen ist, seinen Oberen für einen großen Sünder zu halten und in diesem Fall ihm den Gehorsam aufzukündigen, so ist die Revolution vor dem Gewissen gerechtfertigt. Die hussitische Irrlehre bedroht sonach Kirche und Staat zugleich. Huß wurde vor das Concil zu Kostniz geladen und ihm von Kaiser Sigismund ein Geleitsbrief gegeben. Dieser Geleitsbrief sicherte ihm zu, daß er vor dem Concil über seine Lehre Rechenschaft ab-

legen dürfe, keineswegs sagte er ihm aber Schutz zu im Falle das Concil seine Lehre verdamme und er hartnäckig dieselbe behaupte. Auch erklärte der Kaiser dem Huß ausdrücklich: „Wenn du deine Irrlehre beharrlich zu vertheidigen entschlossen bist, so hat das Concil seine Rechte und seine Gesetze, nach welchen es gegen dich verfahren muß." Da nun Huß seine Irrthümer standhaft behauptete, so wurde er von dem Concil für einen Ketzer erklärt und der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung übergeben. Nach den strengen Gesetzen jener Zeit stand auf dem Verbrechen der Ketzerei und des Aufruhrs der Feuertod, der auch an Huß und an seinem Freunde Hieronymus von Prag vollzogen wurde. Selbst seine leidenschaftlichsten Anhänger klagten das Concil und den Kaiser einer Verletzung des Geleitsbriefs nicht an und es ist eine boshafte Lüge, daß das Concil den Beschluß erlassen habe, man dürfe einem Ketzer keine Treue halten. Schon vor Hussens Tod verlangte ein anderer Böhme, Jakob von Misa, daß bei dem heiligen Abendmahle den Laien auch der Kelch gereicht werde. Das Concil von Kostniz verbot die eigenmächtige Austheilung des Kelches. Als die Nachricht von Hussens Verbrennung nach Böhmen kam, entstand ein erbitterter, blutiger Aufstand. Man drang ungestümm auf Beibehaltung des Kelchs und verübte thierische Grausamkeit gegen Mönche und Behörden. Die Hussiten legten nun dem Kaiser Sigismund vier Artikel vor, die er bewilligen sollte. 1) Das Wort Gottes soll frei gepredigt werden; 2) Jedem, der es verlange, solle der Kelch gereicht werden; 3) die Geistlichen sollten sich alles Besitzes entäußern und wie die Apostel leben; 4) jede Todsünde sollte sowohl bei den Laien als Geistlichen von der weltlichen Behörde verboten und gestraft werden. Da der Kaiser diese Forderungen abwies, zogen sie mordend und brennend gegen die Katholiken. Als Ziska, der furchtbare Anführer dieser rasenden Menschen, gestorben war (1425), zerfielen sie in Parteien. Die Basler Synode gestattete ihnen 1) daß das Wort Gottes unter Aufsicht des Bischofs frei gepredigt werden dürfe; 2) daß die Kirche, wiewohl sie aus wichtigen Gründen den Laien den Kelch entzogen, den-

noch das Recht habe, was die Synode hiermit thue, ihnen denselben wieder zu bewilligen, nur solle das Volk belehrt werden, daß der Empfang des Abendmahls unter Einer Gestalt derselbe und vollständig sei; 3) die Geistlichen sollen den Besitz behalten, aber nach den kirchlichen Gesetzen anwenden. Ein Theil der Hussiten, die Calixtiner (also genannt von Calix, Kelch) vereinigten sich nun mit den Katholiken; die strengen Hussiten oder Taboriten verweigerten bis auf den heutigen Tag jede Aussöhnung mit der Kirche. Man nennt sie böhmische oder mährische Brüder.

Um das Friedenswerk mit den Böhmen vorzubereiten, verfaßte Cusa zwei Sendschreiben an dieselben. Hinsichtlich der Forderung des Kelchs sagt er: „Für's Erste ist der Genuß des Abendmahles unter beiden Gestalten nicht von so hohem Werthe, als die daraus entstehende kirchliche Trennung von großem Nachtheile ist. Es ist doch kein Nutzen, den Kelch des Friedens und der Einheit zur Trennung zu mißbrauchen; und zu vermessen wäre es doch, wolltet ihr sagen, der übrige Körper der Kirche habe sich von euch getrennt, ihr seiet die wahre, auf den kleinen Fleck Böhmen eingeschränkte Kirche. — Wenn ihr saget: Zuerst ist man Christus Gehorsam schuldig und dann erst der Kirche; und schreibt die Kirche Anderes vor als Christus, so hat man nicht ihr, sondern Christus zu gehorchen, so liegt hierin der Anfang aller Anmaßung, da der Einzelne seinen Sinn in göttlichen Vorschriften dem Willen Gottes übereinstimmender hält, als den der ganzen Kirche ... Die Bedingung des Bleibens in der Kirche ist also Unterwerfung des eignen Sinnes unter den Ausspruch des Priesterthums, dem das Wort Gottes anvertraut ist. Die Wahrheit ist an den Stuhl Petri geknüpft und wer in der Einheit mit der mit dem Stuhle Petri vereinigten Kirche bleibt, hat eine untrügliche Regel seines Heils und kann nicht irre gehen, wenn auch in der Kirche selbst der Eine diesen, der Andere einen anderen Weg geht." — „Ihr sagt ferner: Die heilige Kirche hält sich nicht mehr an den Ritus der Kommunion, wie er zu jener Zeit war, da die heiligsten Männer das Sacrament unter beiden Gestal-

ten, kraft des Befehls Christi durch Wort und That für nothwendig erklärten. — Es ist abgeschmackt, Beweise gegen einen allgemeinen kirchlichen Ritus aus den Schriften der Vorgänger herzunehmen. Die Apostel haben den Glauben nicht durch Schriften überliefert, sondern durch mündlichen Vortrag eines ganz kurzen Glaubensbekenntnisses, in welchem unter Anderen als Bedingung, um der Erlösung theilhaftig zu werden, eine heilige Gemeinde und Gemeinschaft der Heiligen verlangt wird. Daher gehört die Schrift, die um der guten Leitung der Kirche willen begonnen und fortgesetzt wurde, keineswegs zum Wesen der Kirche; sie kann durch einen mächtigen Tyrannen verbrannt und aus der Welt geschafft werden, wie einst die Bücher des A. T. durch Esdras; die Kirche aber bleibt dennoch. Bei den so verschiedenen und schwankenden Ansichten der Menschen über die heilige Schrift und ihre Auslegung, wo anders wäre für uns Pilgrime ein sicherer Zufluchtsort, als in der Uebung und Gutheißung der Kirche? Der Gläubige gelangt also durch die Kirche zur Schrift und ihrem Verständniß, und nicht umgekehrt durch die Schrift zur Kirche, und er darf nicht diese verlassen, wenn sie mit jener oder wenigstens seiner Auslegung derselben nicht übereinstimmt. — Nachdem nun in ähnlicher Weise alle Einwendungen der Böhmen gründlich beantwortet sind, schließt Cusa mit den Worten: „Stehet also von eurem Unternehmen ab, umfasset eure Mutter, die Kirche, auf daß wir in Friede und Einheit mit ihr wandelnd, zum ewigen Frieden der triumphirenden Kirche unter der Leitung Christi zu gelangen verdienen." Diese Schrift Cusa's hatte einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Unterhandlungen mit den Böhmen. Im Jahr 1435 kam die Vereinigung der Calixtiner mit der Kirche zu Stande und Cusa führte zu dieser Zeit das Präsidium in der deutschen Nation auf dem Concil. Es ist ein Verdienst des Concils und namentlich Cusa's, den Grund zu der späteren völligen Wiedervereinigung der Böhmen gelegt zu haben.

Durch diese glücklichen Erfolge kühn gemacht, gingen die Väter in ihren gegen die Person und Würde des Papstes

gerichteten Handlungen immer weiter. Sich selbst als die ganze Kirche ansehend, suchten sie die päpstliche Würde zu völliger Abhängigkeit herabzudrücken. Sie knüpfen Unterhandlungen mit den Griechen an, schreiben zur Aufbringung der dazu erforderlichen Geldmittel einen Ablaß aus, während sie selber gegen die dem Papste nothwendigen Einkünfte eiferten. Cusa und der Kardinal Cäsarini trennten sich daher nach der stürmischen fünfundzwanzigsten Sitzung (den 7. Mai 1437) von dem Concil und begaben sich nach Rom. Die zurückgebliebenen „Basler" setzten den Papst in Anklagestand, luden ihn binnen sechszig Tagen vor, und da er natürlich nicht erschien, erklärten sie ihn für halsstärrig. Seit der fünfundzwanzigsten Sitzung hörte das Basler Concil auf, ein allgemeines zu sein. Es war vielmehr ein schismatischer Conventikel, der durch die Wahl des Herzogs Amadeus von Savoyen zum Papste unter dem Namen Felix V., durch willkürliche Besteuerung der Kirche alle Achtung bei dem besseren und besonnenen Theile der Christenheit verlor und mit dem 16. Mai 1443, wo es seine fünfundvierzigste und letzte Sitzung hielt, zum Heil der Kirche erstarb.

Cusa, der bedeutendste Vertheidiger des Concils, trat auf die Seite des Papstes, als er mit Schrecken wahrnahm, daß das Concil nicht die Einigkeit in der Kirche fördere, sondern einen Bruch der Kirche herbeizuführen Miene machte. Sein fester Charakter wandte jetzt die Grundsätze an, die er in seinem Werke von der katholischen Einheit widerlegt hat. „Das Ende des Concils, sagt er, muß der Hauptbeweis seiner Gültigkeit sein; denn hat es sich auch rechtmäßig versammelt und eine Zeit lang auf gesetzlichem Wege bestanden, so kann doch, wann es nicht friedlich endet, nicht in Wahrheit behauptet werden, daß Christus immer in seiner Mitte gewesen sei; denn er ist nicht Urheber der Zwietracht, sondern des Friedens."

4. Cusa als päpstlicher Gesandte bei den Griechen und Deutschen.

Cusa wurde vom Papste der Gesandtschaft an die Griechen beigegeben und reiste 1438 nach Konstantinopel. Bald

darauf kamen auch die Gesandten der Basler an; allein die Griechen hielten sich an das Oberhaupt der Kirche. Sie landeten im Februar 1438 zu Venedig und kamen nach Ferrara, wohin Papst Eugen ein neues allgemeines Concil ausgeschrieben hatte. Hier und zu Florenz, wohin bald nachher die Väter des Concils sich begaben, kam eine Vereinigung mit den Griechen zu Stande (1439). Die Griechen nahmen den Zusatz „und vom Sohne" zum Glaubensbekenntniß an und erklärten, daß der römische Bischof der Nachfolger und wahre Stellvertreter Petri, des Fürsten der Apostel, das Haupt der ganzen Kirche und der Vater und Lehrer aller Christen sei; ihm sei von Jesus Christus, unserm Herrn, die volle Gewalt, die ganze Kirche zu weiden, zu regieren und anzuführen, übergeben worden.

Bei der großen Verwirrung, welche die Basler wie überall so auch in Deutschland verbreiteten, handelte es sich jetzt darum, die deutsche Nation für Papst Eugen zu gewinnen und Cusa ging als Vertheidiger des Papstes in seine Heimath. Ein tiefer, philosophischer Geist, suchte er die Fragen, welche damals die Gemüther so sehr aufregten, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zuerst aufzufassen, ehe er handelte. Seine Grundsätze wollte er auf den deutschen Reichstagen (1439—1442), wo die kirchlichen Fragen entschieden werden sollten, zur Geltung bringen. Auf der Fürsten- und Ständeversammlung zu Mainz (März 1439) redeten der gelehrte Dominikaner Johannes Turrecremata und Cusa als Vertheidiger Eugens. Die Versammlung nahm zwar die Absetzung des Papstes, welche die Basler ausgesprochen hatten, nicht an, genehmigte aber die Reformationsdekrete des Basler Concils. Auf einem neuen Reichstage zu Mainz (1441) trat Cusa als päpstlicher Gesandte auf und wies mit großem Freimuthe auf das Unrecht des Basler Concils und auf den neuen Papst Felix, „diesen Wolf im Schafspelze," hin und wurde mit großem Beifalle angehört. Aeneas Sylvius, ein eifriger Anhänger des Concils, konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Der Herkules aller Eugenianer war, wie man allgemein zugibt, Nikolaus von Cusa, ein Mann von gründlicher Bildung und großer Lebenserfahrung,

von welchem nur zu bedauern ist, daß er bei seinem ausgezeichneten Talente in diese Streitigkeiten verwickelt wurde. Er hatte sich mit ganzer Seele der Vertheidigung Eugens gewidmet, und wie er denn ein kluger, feiner Mann war, wußte er bald da, bald dort Hindernisse zu bereiten." Im folgenden Jahre kam es auf dem Reichstage zu Frankfurt zum entscheidenden Kampfe. Der Erzbischof von Palermo, der Wortführer der Basler Gesandtschaft, hielt einen drei Tage lang dauernden Vortrag zu Gunsten des Concils. Darauf bewies Cusa in einem glänzenden Vortrage, der ebenfalls drei Tage dauerte, daß die Basler Schismatiker seien; Eugen sei der rechtmäßige Papst und alle schönklingenden Deklamationen über die Allmacht eines allgemeinen Concils, alle Berufung auf den bekannten Beschluß des konstanzer Concils hätten keine Kraft, da jener Beschluß nur für die damalige Zeit gelten könne. „Damals waren alle Mittel, die zur Einheit führten, rechtskräftig: Jener Beschluß darf aber nicht auf die Zeit der hergestellten Einheit ausgedehnt werden, damit nicht die entgegengesetzte Wirkung zum Vorscheine kommt, und, was die Einheit herstellte, Trennung verursacht. Aber der Beschluß von Konstanz hat sogar, unbefangen betrachtet, volle Wahrheit; denn in einem allgemeinen Concil ist auch der Papst, und ein solches ist allerdings unfehlbar."

Nach diesem Vortrage verschworen sich fünf Churfürsten, Eugen Gehorsam zu leisten, und der Kaiser Friedrich III. sandte ein ehrfurchtsvolles Schreiben an den Papst. So wendete Cusa eine unheilvolle Spaltung von seinem Vaterlande ab. Nachdem Eugen sterbend (23. Februar 1447) einige Artikel, welche die deutschen Fürsten zur Bedingung des Friedens zu Frankfurt aufgesetzt hatten, unterschrieben hatte, leisteten dieselben ihm, als rechtmäßigem Oberhaupte der Kirche, Gehorsam. Nach Eugens Tod bestieg Thomas Sarzano, ein Mann von gemäßigten Ansichten und ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, der mit Cusa an dem Friedenswerk zwischen dem Papst und den Deutschen als päpstlicher Legat mitgewirkt hatte, als Nikolaus V. den apostolischen Stuhl. Papst Nikolaus ehrte die Verdienste Cusa's und ernannte ihn am 28. Dezember 1448 zur Würde

eines Kardinalpriesters an der Kirche des heil. Petrus in den Ketten, trug ihm auf, für den Vollzug der Uebereinkunft mit den deutschen Fürsten Sorge zu tragen und baldigst in Rom zu erscheinen. Am 21. October 1449 sagte er seinem alten Vater, seinem Bruder und seiner Schwester Lebewohl und traf zu Anfang des Jahres 1450 zu Rom ein. Am 23. März 1450 ernannte ihn der Papst zum Bischof von Brixen in Tyrol und gab ihm den Auftrag zur Verkündigung des Jubiläums, zur Reform der Klöster und des kirchlichen Zustandes in Deutschland und den Niederlanden und zur Zurückführung der Böhmen in den Schooß der katholischen Kirche.

Papst Nikolaus im Hinblicke auf die vielen Sünden, die seit Jahren in der Christenheit begangen worden, ließ durch Legaten in allen christlichen Ländern ein Jubiläum verkünden, damit Alle sich mit Gott aussöhnen und seiner erbarmenden Gnade theilhaftig werden möchten. Für Deutschland übernahm der Kardinal Cusa diese Verkündigung. Zu Anfange des Jahres 1451 reiste er, sitzend auf einem Maulthiere, in einfachem Aeußeren, begleitet von dem berühmten Carthäusermönche Dionysius (1402 in Geldern geboren) nach Deutschland. In den bedeutenderen Städten Deutschlands, zu Salzburg, Wien, Bamberg, Würzburg, Magdeburg hielt er Provinzialsynoden ab, ernannte Visitatoren, welche nur Gott vor Augen ohne alle anderweitige Rücksicht den Zustand der Klöster sorgfältig untersuchen sollten. In Fällen von Widersetzlichkeiten sollen sie die weltliche Macht zu Hülfe rufen und ausführlich an den Legaten berichten. Der Kardinal wies die Bettelmönche, welche sich Uebergriffe in die Amtsbefugnisse der ordentlichen Seelsorger erlaubten, wie zu Nürnberg, in ihre Schranken und unterdrückte abergläubische Wallfahrten, wie zu der mit dem Blute Christi gefärbten Hostie zu Wilsenak in der Mark Brandenburg, die aus Gewinnsucht von den Geistlichen gefördert wurde, und setzte die von ihm consecrirte Hostie zur Anbetung aus. Denn als ein Kenner des Volkes wußte er, daß man demselben nur dann etwas wegnehmen kann, wenn man ihm etwas anderes dafür gibt. Ueberall verbreitete die Ankunft des Kardinals Segen; denn er war die frohe Hoffnung der Guten, ein Schrecken für die

Schlechten. Nachdem er alle Gauen Deutschlands durchzogen, eilte er nach Holland, wo er seine Jünglingsjahre zugebracht hatte.

Die Niederlanden standen damals in religiöser Hinsicht besser, als Deutschland. Es ist dieses dem besonnenen Charakter des Volkes nicht weniger, als auch dem herrlichen Wirken der Brüder des gemeinsamen Lebens zuzuschreiben. Jedoch war auch hier Manches für den Cardinal zu thun, da die reiche, höhere Geistlichkeit jede von der Kirche ausgehende Besserung von sich wieß. Besonders zeichnete sich durch Zügellosigkeit das reiche und mächtige Stift zu Utrecht aus. Cusa besuchte zuerst sein geliebtes Deventer, und sprach allen Klöstern der regulirten Kanonikern in der Diöcese Utrecht seine freudige Anerkennung aus. Dann begab er sich nach Utrecht, um die gefallene Klosterzucht wieder herzustellen. Da ihm aber nach seiner Abreise berichtet worden, daß die Stiftsherrn zu Utrecht gegen seine Anordnungen appellirt hatten, sandte er ihnen durch den Bischof von Utrecht eine strenge Strafpredigt zu. Er erklärte, daß in ihnen noch keine Gottesfurcht sei. „Ihr sehet das Volk zurückkehren und hineilen zu Christus, und ihr, die ihr aus dem Blute Christi und der Martyrer fette Pfründen besitzet, wie wollet ihr, gegen Christus kämpfend, bestehen? — Würdet ihr glauben, was die Christen glauben, ein Leben nach diesem Leben, so würdet ihr nicht eitle, vergängliche Vergnügungen der göttlichen Gnaden vorziehen. — Es ist ein altes Sprüchwort: Gott nimmt die Besinnung dem, den er nicht vom Untergange retten will. Wenn ihr diese Gefahren nicht einsehet, woher dies anders, als weil ihr in euren Sünden blind seid? Ist es nicht unsere Pflicht, solchen Frevel mit allem Eifer zu tilgen, wenn auch dabei euer ganzer Stand wegen seiner Existenz Gefahr laufen sollte. Besser ist's, ihr vermindert euch, als daß solche Herabwürdigung des Heiligen zunehme." — Wie er aber die Geistlichkeit strafte und zur besseren Ordnung aufforderte, so unterwies er auch das Volk in allem Nöthigen, so daß Viele, so hohen als niederen Standes, Weltliche und Geistliche, durch seine Reden in ihren Gemüthern sehr ergriffen wurden. — Nachdem sich Cusa kurze Zeit in seiner Heimath erholt hatte, ließ

er zu Mainz, Köln und Magdeburg Synoden abhalten, welche die Verbesserung des gesunkenen christlichen Lebens unter Geistlichen und Laien zur Aufgabe sich stellten. Weniger glückte dem Kardinal ein anderer Theil seiner Aufgabe, die Wiedervereinigung der Böhmen. Ungeachtet mehrerer Mahnungsschreiben an die Böhmen verschmähte dies irre geleitete Volk den Frieden mit der Kirche und mußte daher noch eine lange Leidensschule durchlaufen, bis es sein Heil erkannte und erfaßte.

Cusa begab sich jetzt in sein Bisthum Brixen, um auch in dem ihm anvertrauten Sprengel die Verbesserung der Kirchenzucht durchzuführen. Hier aber fand er einen großen Widerstand. Das Domkapitel war dem vom Papste gradezu ernannten Bischof abhold; der junge Erzherzog Sigmund, Graf von Tyrol, war eifersüchtig auf die große fürstliche Macht, die dem Bischof von Brixen in der Grafschaft Tyrol zustand. So kam es, daß der Erzherzog dem Bischofe bei Ausführung seiner besten Entwürfe Hindernisse bereitete, ja seine persönliche Sicherheit bedrohte, indem er ihm einigemal durch Bewaffnete auflauern ließ. Obschon Cusa wiederholte freundschaftliche Einladungen nach Rom erhielt, blieb er doch auf seinem Kampfesposten als ein treuer, muthiger Hirte. Als aber sein Freund Aeneas Sylvius unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg (1458), berief ihn derselbe nach Rom, um seinen Rath in einer die ganze Christenheit betreffenden höchst wichtigen Sache zu vernehmen.

4. Cusa's letzte Wirksamkeit; sein Tod und Charakter.

Konstantinopel war im Jahr 1453 von den Muhamedanern den Griechen entrissen worden, Ungarn selbst in Gefahr. Ein Kreuzzug sollte die Feinde des Kreuzes zurücktreiben; aber ungeachtet aller Begeisterung und Thätigkeit Roms für die heilige Sache des Kreuzes kam kein Kreuzzug zu Stande. Die Zeit der Kreuzzüge war vorüber, obschon die Gefahr näher gerückt war. Nur Georg Castriota (Skanderbeg), Herr von Epirus und Huniad, Woywode von Siebenbürgen, stellten sich den Muhamedanern entgegen und retteten die Fe-

stung Belgrad (1456). Der Papst berief eine Fürstenversammlung nach Mantua (1459) und reiste selbst dahin ab, um Vorkehrungen zum Empfange der Fürsten zu treffen. Cusa blieb als Statthalter Roms zurück und benützte seine wenigen freien Stunden zur Ausarbeitung seiner geistreichen Schrift „Sichtung des Alkoran." Er erkennt darin das Christliche, das sich in diesem Religionsbuche der Muhamedaner findet, an und scheidet es von den Schlacken muhamedanischer Beimischung. Bald darauf faßte er seine Schrift: „Vom Frieden oder der Eintracht des Glaubens" ab, worin er den Gedanken der Vereinigung aller Religionen zu dem Einen christlichen Glauben darlegte. Zuletzt fordert er die Muhamedaner auf, sich Christus zuzuwenden: „Kommen muß die Zeit, in welcher nur der Glaube an Christus herrscht; in ihm allein ist Heil, Leben und Seligkeit. Wende du, Chalif, dich zu ihm, und es werden dir alle deine Anhänger folgen." Aber der Papst blieb ohne Unterstützung und konnte daher den Fortschritten der Muhamedaner keinen Einhalt thun. Zwar hatte Pius ein Kreuzheer gesammelt und wollte es in eigener Person, obschon von Alter gebeugt, anführen, um durch sein Beispiel die christlichen Fürsten aufzumuntern. Allein er mußte seinen Plan aufgeben, da die Fürsten theilnahmlos blieben. Cusa begleitete ihn nach Ankona, wo sich das Heer sammeln sollte. Von da sandte ihn Pius nach Livorno, wo er das Auslaufen der genuesischen Flotte beschleunigen sollte. Zu Todi in Umbrien angekommen, fiel der Kardinal in eine schwere Krankheit, der er nach fünf Tagen erlag. Er starb am 11. August 1464 und vier Tage darauf Papst Pius, sein Freund. Cusa's Leichnam wurde nach Rom gebracht und in der Kirche zu St. Peters Ketten, wovon er den Titel hatte, beigesetzt; sein Herz aber ruhet in der Hospitalkirche zu Cues, seinem Geburtsorte. Diese Kirche und das Hospital zu Cues ist eine fromme Stiftung des Kardinals. Nach seiner Anordnung sollen darin dreiunddreißig arme, alte Leute — nach der Zahl der Jahre Christi unseres Heilandes auf Erden — unterhalten werden. Die aufzunehmenden Armen sollen, wenn es füglich geschehen kann, aus sechs Priestern, sechs Adeligen und einund-

zwanzig gemeinen Leuten bestehen. Ein Rector leitet das Ganze und sechs Dienstboten sollen die Früchte und Einkünfte des Hospitals sammeln und die Verpflegung der Armen besorgen. Die Verwaltung des Hospitals hat Cusa selbst mit vieler Weisheit schriftlich aufgesetzt.

Cusa war ein ernster Reformator der Kirche und wenn seine weisen Vorschriften befolgt worden wären, Luther und Zwingli, die fünfzig Jahre nach ihm in Deutschland und der Schweiz auftraten und zum Abfall von der Kirche aufforderten, hätten so zahlreiche Anhänger nicht gefunden. Denn es ist eine ausgemachte Thatsache, daß großentheils der unwissende und sittlich verdorbene Theil der Welt- und Klostergeistlichen ihrer Fahne folgten. Cusa entwarf die Grundsätze, wornach eine kirchliche Reformation vorzunehmen sei, schriftlich und überreichte sie dem Papste Pius II. Da der Papst aber seine Hauptsorge darauf richtete, Muhameds Halbmond von der Christenheit abzuwehren und bald darauf starb, so blieben auch die Rathschläge Cusa's zum Nachtheile der Kirche unausgeführt. Wir geben die Hauptgedanken dieses Entwurfs zum Beweise, wie sich eine Reformation der Kirche wesentlich unterscheidet von jener kirchlichen Revolution, die einige Jahrzehnte nach Cusa's Tode zum großen Nachtheile der Kirche und der Staaten ausgeführt wurde.

Cusa's „Entwurf einer Generalreformation der Kirche" geht von dem Grundgedanken aus, daß auf den G l a u b e n die reformatorische Thätigkeit sich nicht beziehen könne. „W e i l w i r n u n d i e a u f e i n e n f e s t e n F e l s e n t r e f f l i c h g e b a u t e K i r c h e z u r L e i t u n g e r h a l t e n h a b e n, d ü r f e n w i r k e i n e n a n d e r e n G l a u b e n u n d k e i n e a n d e r e F o r m e n, a l s d i e w i r v o n d e m H a u p t e C h r i s t u s, d e n h e i l i g e n A p o s t e l n u n d d e r e n N a c h f o l g e r n e r h a l t e n h a b e n, a u f s u c h e n." Diese Formen müssen durch N a c h a h m u n g C h r i s t i erlangt werden. „Damit nun wir, die wir an die Stelle der Apostel getreten sind, Andern unsere Form der Nachahmung Christi geben können, müssen wir offenbar z u e r s t v o r a l l e n A n d e r e n Christus ähnlich sein." — „I n d e m w i r n u n a l l e C h r i s t e n r e f o r m i r e n w o l l e n, k ö n n e n w i r i h n e n k e i n a n d e r e s U r b i l d z u r

Nachahmung aufstellen, als Christus, von dem sie den Namen erhalten haben." Er vergleicht sodann die Kirche mit einem Körper und sagt, daß der ganze Körper gegenwärtig sehr vom hellen Lichte sich entfernt hat und in dunklen Schatten gehüllt ist, hauptsächlich deßhalb, weil die Augen, welche das Licht sein sollten, zur Finsterniß geworden sind. — Es sollen deßhalb drei Visitatoren ausgewählt und abgesandt werden, ernste, gereifte Männer, getreue Abbilder des Urbildes Christus, welche die Wahrheit allem Anderen vorziehen, mit Eifer für Gott Wissenschaft und Klugheit verbinden, nicht nach Ehre und Reichthum streben, und daher in ihrem Urtheilen, Denken und Handeln frei und fleckenlos sind, Niemanden zur Last fallen, sondern sich in Kost und Kleidung streng an die Bestimmungen des Rechts halten und durch einen Eidschwur sich zu allem Vorstehenden verpflichten. Diesen übergeben wir folgende vierzehn Regeln.

Die Visitatoren sollen die Visitation öffentlich und feierlich beginnen und aus den zu Visitirenden drei reifere Männer auswählen, welche unter einem Eidschwur über die bestehenden Gebräuche und Gewohnheiten die Wahrheit aussagen müssen. Ist nun der bestehende Gebrauch gut, so soll er lobend bestätiget werden oder im Gegentheil abgeschafft und das Bessere an seine Stelle kommen. Die Christen überhaupt, die Geistlichen, die Fürsten müssen zur ersten Reinheit zurückgeführt werden, zu welcher sie sich durch die Taufe, durch Eide, Gelübde und Versprechen verpflichtet haben. Zur Erfüllung dieser Eidschwüre, Gelübden und Versprechungen müssen Alle auf das strengste angehalten werden. Jeder muß seinem Namen gemäß leben. Lüge und Heuchelei ist es daher, sich einen Christen nennen und die Werke eines Christen nicht thun, Lüge, sich einen Bischof, Priester oder Geistlichen nennen und diesem Stande ganz zuwider handeln. Wer kirchliche Einkünfte bezieht, muß auch die damit verbundenen Pflichten erfüllen. Wo diese seither vernachlässigt wurden, muß der rechtliche Zustand hergestellt oder das kirchliche Amt als erledigt angesehen werden. Wer an verschiedenen Orten mehrere Aemter besitzt, die er zu gleicher Zeit durch sich oder

einen Anderen nicht genügend versehen kann, muß Einen Ort wählen, wo er Dienste leistet, den anderen aufgeben. Wenn mit einem Kloster eine Pfarrei verbunden ist, welche durch diese Einverleibung vernachlässigt wird, so sollen die Einkünfte der Pfarrei zurückbehalten und zur Erhöhung des Gottesdienstes verwendet werden. Denn die Einverleibungen wurden nicht angeordnet, damit die Stifts- und Klostergeistlichen prunkvoller leben und müßig gehen, sondern damit die Zahl Derer vermehrt werde, welche dort Gott bei Tag und Nacht mit frommem Sinne dienen. Die Visitatoren haben solche Geistliche, welche rechtsgültige Urtheilssprüche verachten, für den Altardienst unfähig zu erklären und ihnen das Betreten der Kirche zu verbieten. Allen Christen aber haben sie zu befehlen, bei Strafe der ewigen Verdammung und des Bannes, jene auf keine Weise zu unterstützen und ihren Messen nicht anzuwohnen; widrigenfalls sie ohne weiteres Urtheil als excommunicirt von allen Christen angesehen und gemieden würden. Ferner sollen die Visitatoren bedacht sein auf die Reformation der Hosspitäler, daß das Almosen durch die Vorsteher gehörig ausgetheilt werde, auf die Fabriken der Kirche, daß kein Betrug stattfinde, auf die Ablaßverkäufer, daß sie das Volk nicht betrügen, auf die Nonnenklöster, daß keine Aergernisse vorkommen. — Wenn die Visitatoren die Kirchen, das Sakrarium, Ornamente, Bücher, Kelche u. s. w. besichtigen, sollen sie nicht unterlassen, die Reliquien zu untersuchen und die Gründe, daß es wahre Reliquien sind, zu ermitteln. Sie haben auch darauf zu sehen, daß weder mit den Reliquien, noch mit wunderbarem Blute der Hostien Wucher getrieben wird. Nur Gewinn ist die Ursache, warum oft solche Dinge von Habsüchtigen fälschlich nachgemacht werden. Wo sie daher sehen, daß die Leute aus Gewinn solche Reliquien und Hostien aufzeigen, da sollen sie dasselbe unter schweren Strafen verbieten. Es genüge dem christlichen Volke, Christus in seiner Kirche wahrhaft im heiligen Altarssacrament zu haben, in welchem es Alles hat, was es zu seinem Heile verlangen kann. Reliquien mag es verehren, aber weit mehr Christus, das Haupt aller Heiligen. — Sie sollen sorgfältig auf die Ausrottung des Wuchers, Ehebruchs und der Verachtung

kirchlicher Verordnungen wachen und dafür sorgen, daß die Kirche eine reine, gottgefällige Braut werde, wie die erste Kirche war. Zuletzt fordert der Papst — in dessen Namen Cusa den ganzen Entwurf zur Reformation der Kirche niedergeschrieben hat — die Visitatoren auf, wenn sie etwas an ihm finden, was nicht auferbaut, sondern der Kirche Aergerniß gibt, es zu sagen, damit er es verbessere. „Denn wir wollen mit der Hülfe Gottes dem schrecklichen Gerichte eines der Kirche Aergerniß Gebenden entgehen und für unsere Mühen um die auf Erden lebenden Gläubigen den schönsten Lohn einärndten, indem wir dem durch Gottes Gnade erlangten Berufe von ganzem Herzen uns weihen und deßhalb von den Visitatoren eine Verbesserung etwaiger Fehler mit Bereitwilligkeit verlangen." Ebenso sollen sich die Kardinäle der Verbesserung durch die Visitatoren unterwerfen. Die Visitatoren haben bei den Kardinälen auf drei Dinge zu achten: 1) Daß sie einen Eifer für das Haus Gottes haben, denn sie müssen die festen Angeln (cardo = Angel; daher der Name K a r d i n a l) der Kirche sein; 2) daß sie treu und frei in ihrem Rathertheilen sind; 3) daß sie exemplarische Männer sind. „Es gibt keine schönere Zierde für den Kardinal, als im Aeußeren, in Stand und Würde sich Christus ähnlich zu zeigen und allen Pomp, der vom Teufel ist, zu verachten." Die Vorschriften zur Reformation des Gottesdienstes in der Stadt Rom und des Personals des päpstlichen Hofes bilden den Schluß des Entwurfs.

Cusa's Entwurf ist ein schönes Denkmal seines Eifers für die Kirche, deren Verbesserung sein ganzes thatenreiches Leben gewidmet war.

XIII. Der Kardinal Ximenes.

(1436–1517.)

1. Ximenes wird Erzbischof von Toledo.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, mit dem der zweite Zeitraum der christlichen Kirchengeschichte, das Mittelalter, sich schließt, trat in Spanien ein Mann auf, der als

Staatsmann zunächst auf sein Vaterland wohlthätig wirkte, aber auch durch die Heiligkeit und Strenge seines Wandels, und durch seine segensreiche Thätigkeit für die Kirche bei der ganzen Christenheit in dankbarem Andenken steht.

Gonzalez Ximenes erblickte das Licht der Welt zu Torrelaguna, einem Städtchen in der spanischen Provinz Toledo, im Jahr 1436. Seine Eltern waren von Adel, aber arm. Der Vater Alphons Ximenes war königlicher Einnehmer, die Mutter hieß Maria. Die Eltern bestimmten den jungen Gonzalez, ihren ältesten Sohn, zum geistlichen Stande und ließen ihn zu Alcala und auf der berühmten Universität Salamanca unterrichten. Mit tüchtigen Kenntnissen, namentlich im bürgerlichen und kirchlichen Rechte ausgestattet, begab sich Ximenes im Jahr 1459 nach Rom, wo er in einem sechsjährigen Aufenthalte sich mit Processen vor den geistlichen Gerichten beschäftigte und durch seinen Scharfsinn die Aufmerksamkeit der Oberen auf sich zog. Vom Papste zum Pfarrer von Uzeda im Bisthume Toledo ernannt, kehrte er nach dem Tode seines Vaters nach Spanien zurück. Aber der Erzbischof von Toledo, ein herrschsüchtiger Mann, widersetzte sich der päpstlichen Ernennung. Hier hatte Ximenes die erste Gelegenheit, die Festigkeit seines Charakters, wodurch sein ganzes Leben ausgezeichnet ist, zu erproben. Er beharrte auf seinen gerechten Ansprüchen und gab dieselben nicht auf, obschon ihn der Erzbischof sechs Jahre lang gefangen hielt. Aus seinem Kerker endlich befreiet, widmete er sich dem Studium der heiligen Schrift und erlernte jetzt noch die hebräische und chaldäische Sprache. Der Erzbischof von Sevilla ernannte den thätigen Mann zu seinem Generalvikar, aber müde der richterlichen Geschäften begab sich der fromme Ximenes sehr bald in den Franziskanerorden, wo er den Namen Franziskus führte. In strenger Zucht und Betrachtung der heiligen Schrift brachte er hier nach seiner eigenen Versicherung seine schönsten Tage zu.

In dieser Zeit führte das vortreffliche spanische Königspaar Ferdinand und Isabella einen zehnjährigen Kampf gegen die Reste der Muhamedaner oder Mauren, welche die Provinz Granada noch inne hatten. Es war ein Kampf

des Kreuzes gegen den Halbmond, in welchem nicht nur Waffen, sondern auch Gebete für die Sache des Christenthums kämpften. Am 2. Januar 1492 ergab sich Granada, die letzte Feste der Mauren, und Jubel erfüllte das christliche Europa bei dieser freudigen Kunde. Isabella's Beichtvater, der fromme und sanfte Fernando de Talavera, wurde zum Erzbischof von Granada ernannt und der Franziskaner Ximenes, der dem Könige wegen seiner Tugenden und großen Geistesgaben gerühmt wurde, als Beichtvater der Königin an den Hof berufen. Nur nach längerem Widerstreben nahm er diesen sein beschauliches Leben störenden Beruf an, blieb jedoch fortan im Kloster und erschien nur auf besonderes Verlangen am Hofe. Von seinem Orden zum Provinzial erwählt, reisete er bettelnd und zu Fuß umher und suchte die zerfallene Klosterzucht wieder herzustellen. Nach dem Tode des Erzbischofs von Toledo (1495), der zugleich Primas von Spanien und Großkanzler von Castilien war und nach dem König die mächtigste und reichste Person im Reiche, ließ Isabella, die in Spanien die geistlichen Pfründen zu vergeben hatte, ihren Beichtvater Ximenes durch den Papst zu dieser hohen Stelle erheben. Aufrichtig und entschieden lehnte Ximenes diese glänzende Bürde ab und ließ sich nur durch den Papst kraft des kirchlichen Gehorsams dazu gezwungen feierlich einweihen. Dies geschah in der Octave des St. Franziskusfestes, den 11. October 1495. Als er nach der Weihe den beiden Herrschern die Hände küßte, sprach er die würdigen Worte: „Nicht so fast zum Danke dafür, daß Eure Hoheiten mich auf den ersten Stuhl Spaniens erhoben haben, küsse ich nun Ihnen die Hände, als vielmehr in der Hoffnung, Sie werden mich mit ihren hülfreichen Händen auch in Ertragung der schweren Würde unterstützen, die Sie selbst auf meine Schultern gelegt haben." Ximenes war 59 Jahr alt, als er Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien wurde.

Die Erhebung zur höchsten kirchlichen Würde änderte nicht die Lebensweise des frommen Ximenes. Er lebte arm und streng wie im Kloster, aß ärmliche Speisen, schlief auf hartem Boden in seinem Habit; zehn Franziskanermönche bildeten seinen ganzen Hofstaat. Nur als ihn der Papst ermahnte,

auch äußerlich in Kleidung, Gefolge und in Allem, was der Wohlstand erheischt, der Würde seines Standes gemäß sich zu benehmen und einzurichten, entfaltete er äußerlich eine entsprechende Pracht, während er insgeheim die alte Strenge beobachtete. Unter prächtigen Gewändern trug er das grobe Ordenskleid, das er von Zeit zu Zeit selbst ausbesserte. Er las täglich die heilige Messe, ging sehr häufig in den Chor, betrachtete auf den Knieen einige Kapitel der heiligen Schrift, zog sich von Zeit zu Zeit in ein Kloster zurück, um sich geistlich zu erneuern, und züchtigte häufig seinen Leib mit der Geißel, um denselben unter der Botmäßigkeit des Geistes zu erhalten.

2. Ximenes und die Mission unter den Mauren und Indianern.

Nach Granada's Eroberung bewilligten die spanischen Könige den Mauren Ausübung ihrer Religion. Es war aber natürlich, daß es in ihrem Interesse lag, die Mauren durch die christliche Religion mit ihren übrigen Unterthanen noch inniger zu verbinden. In der Hoffnung, daß die Mauren auf eine friedliche Weise dem Herrn zugeführt werden könnten, wurde Fernando, der vorige Beichtvater Isabella's, Erzbischof von Granada. Seine Frömmigkeit und Milde, seine große Wohlthätigkeit gegen die Armen, mit denen er nicht selten sein Kleid theilte, wie der heil. Martinus, machte einen günstigen Eindruck auf die nichtchristliche Bevölkerung Granada's. Er erlernte die arabische Sprache, um die Mauren belehren zu können und ließ die schönsten Abschnitte des neuen Testaments und den Katechismus in ihre Sprache übersetzen. Auch hatte seine Bemühung die schönsten Erfolge; viele nahmen den Glauben an und ließen sich taufen. Als nun im Jahr 1499 die beiden spanischen Herrscher sich nach Granada begaben, um die Angelegenheiten des neu eroberten Landes an Ort und Stelle zu ordnen, wurde auch Ximenes dahin berufen, damit er durch Rath und That dem Erzbischof Fernando in der friedlichen maurischen Mission beistehe. Ximenes und Fernando wirkten in Eintracht zusammen. Sie veranlaßten Religionsgespräche mit den maurischen Priestern und

Gelehrten, bekehrten einige, denen dann eine Menge Volkes folgten, so daß Ximenes am Ende des Jahres 1499 gegen 4000 Mauren an einem Tage taufte. Aber dieser Sieg des Evangeliums erregte den Haß der strenggläubigen Mauren, so daß es zu einem das Leben des Ximenes bedrohenden Aufstand kam, der nur mit Mühe und durch die Alles vermögende Persönlichkeit des geliebten Erzbischofs Fernando erstickt wurde. Durch diese Rebellion hielten aber die spanischen Herrscher ihre Verträge verletzt und gaben den Mauren anheim, entweder das Land zu verlassen oder die heilige Taufe zu nehmen. Dies wirkte; Viele ließen sich taufen — den Mahomed noch im Herzen, Andere wanderten aus. Mit Eifer gaben sich nun die beiden Prälaten dem Unterricht der Neugetauften hin; jedoch billigte Ximenes den Vorschlag Fernando's nicht, eine Uebersetzung der ganzen Bibel den Bekehrten in die Hand zu geben. Bei den Gefahren, die das Bibellesen dem Ungelehrten bringe, sei es zweckmäßiger, nur Erbauungsbücher, die eine schickliche Auswahl des biblischen Stoffes in sich vereinigen, denselben in die Hände zu geben. Voll Freude über die Fortschritte des Christenthums unter den Mauren äußerte Fernando wiederholt: „Ximenes hat größere Siege errungen, als Ferdinand und Isabella, denn diese haben nur den Boden, er aber die Seelen von Granada erobert.“ Ein großes, schönes Feld für die christliche Mission eröffnete sich dem frommen, eifrigen Ximenes mit der Entdeckung Amerika's.

Nach der Eroberung Granada's gestattete die Königin Isabella dem muthigen Seefahrer Christoph Kolumbus einige Schiffe, um einen kürzeren Seeweg nach Indien aufzufinden. Auf dieser Seefahrt entdeckte Kolumbus am 12. Oktober 1492 den vierten Welttheil, der später Amerika genannt wurde. Bei seiner Rückkehr am 15. März 1493 brachte er auch Eingeborne der neuen Welt mit. Diese wurden im Christenthum unterrichtet und getauft; die beiden Könige waren die Taufpathen. Die tauglichsten Indianer sollten zu Glaubensboten ihrer heidnischen Landsleute herangebildet werden. Als aber im September des nämlichen Jahres Kolumbus seine zweite Reise nach Amerika unternahm, gab man ihm zwölf Priester

mit, welche an der Bekehrung der Indianer arbeiten sollten. Diese Mission hatte aber keine glücklichen Erfolge. Die Laster der spanischen Kolonisten — Kolumbus beging den Fehler, Verbrecher als Kolonisten von Spanien nach Amerika mitzunehmen — und die Austheilung der Eingebornen als Knechte und Mägde an die Spanier machten die Indianer zu Feinden der Spanier und ihrer Religion. Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ging auf Betrieb des Ximenes eine andere Mission nach Indien und damit ihr Werk besser gedeihe, befahl der König, alle Indianer frei zu erklären, sie in Gerechtigkeit zu regieren und ihren Unterricht in dem heiligen katholischen Glauben mit Eifer zu betreiben, sie in keiner Weise zu belästigen, damit ihre Bekehrung nicht verzögert und zurückgehalten werde. Besonders war die fromme Königin Isabella für „die armen Indianer" mütterlich besorgt und verordnete noch in ihrem Testamente, das gute Werk der Taufe und Versittlichung derselben zu beschleunigen, sie mit der größten Güte zu behandeln und alles Unrecht, das sie an ihren Personen oder an ihrem Eigenthum erlitten haben, wieder gut zu machen. Da aber dessenungeachtet nach dem Tode der Königin (1504) die Indianer bedrückt wurden und aus diesem Grunde die Bekehrung derselben sehr erschwert war, trat der Priester Las Casas und andere eifrige Missionäre auf und vertheidigten die Freiheit und die Menschenrechte der Indianer, allein ohne großen Erfolg. Nach des König Ferdinands Tode nahm sich Ximenes, der Reichsverwalter, der armen Indianer mit Kraft an. Er ernannte Mönche aus dem Orden des heil. Hieronymus zu Commissaren und sandte sie mit einer in's Kleinste gehenden Anweisung nach Amerika, um an Ort und Stelle die Verhältnisse auf's genaueste zu erforschen und stattete sie mit königlicher Vollmacht aus, nach bester Einsicht Alles zu ordnen. Wir übergehen hier das, was sich auf die Ansiedelung der Indianer, auf Ackerbau, Viehzucht, auf den Gemeindevorstand bezieht und erwähnen nur das aus der Anweisung des Ximenes, was die Erziehung des Volkes im christlichen Glauben betrifft. Darnach soll in jedem Indianerdorfe ein Priester wohnen, der das Volk lehre und die heiligen Sacramente austheile. An Sonn- und Feiertagen auch einigemal

unter der Woche sollen die Priester die heilige Messe lesen und die Indianer daran gewöhnen. Diese haben dafür den Zehnten und die Erstlinge an die Kirche und ihre Diener zu entrichten, alle übrigen geistlichen Verrichtungen sind frei. Am Abend der Sonn- und Feiertage hat der Geistliche die Indianer zur christlichen Lehre in der Kirche zu versammeln. Der Sakristan muß neben seinem Kirchendienst die Kinder im Lesen unterrichten. Jedes Dorf hat ein Hospital, in welchem die Kranken, die Waisen und Alten verpflegt werden. Jeder Arme erhält täglich aus dem Schlachthause ein Pfund Fleisch u. s. w. Auch gebot Ximenes den Behörden auf's eindringlichste die Bekehrung und gute Behandlung der Indianer. Dem von mehreren Seiten an ihn gestellten Antrag, die starken Neger aus Afrika als Sklaven nach Amerika zu verpflanzen, gab Ximenes keine Zustimmung. Erst unter Karl V. gelang es Las Casas, die Negereinfuhr durchzusetzen.

Im Jahr 1504 starb die edle Begünstigerin des Ximenes, die Königin Isabella. Bei dieser Trauerbotschaft brach Ximenes in die Worte aus: „Niemals wird die Welt eine Regentin von gleicher Größe des Geistes, gleicher Reinheit des Herzens, gleicher Wärme der Frömmigkeit und gleicher Sorge für Gerechtigkeit sehen.“ Ebenso sagt der gelehrte Peter Martyr, der Zeuge ihres Lebens und ihres Sterbens: „In der ganzen Geschichte findet sich keine Frau, welche hohe Regenteneigenschaften und Heiligkeit des Lebens in gleichem Grade vereinigt habe und außer der heiligen Jungfrau sei sie von keinem Weibe der Erde an Keuschheit übertroffen worden.“ Ihr größtes Verdienst besteht unstreitig darin, daß sie den größten Mann ihrer Zeit aus der Verborgenheit des Klosters an ihren Hof berief und durch diese Berufung ihrem Vaterlande die glücklichsten Tage bereitete.

3. Stiftung der Universität Alkala und die complutensische Bibelausgabe.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, also über ein halbes Jahrhundert vor der sog. Reformation, blühten in vielen Ländern, namentlich aber in Spanien, die Wissenschaften.

Unter dem Schutze und Antrieb der Königin Isabella wurden Büchersammlungen errichtet, die von Gutenberg entdeckte Buchdruckerkunst eingeführt, bedeutende Gelehrten aus Italien, dem Lande, wo damals Wissenschaften und Künste blüheten, berufen. Besonders war Ximenes eifrig besorgt, die Buchdruckerkunst zu verbreiten und reichlich zu unterstützen. Die königlichen Kinder zeichneten sich durch reiche Kenntnisse in den Wissenschaften aus und der Adel ahmte dieses Beispiel nach, so daß kein Spanier mehr für adelich gehalten wurde, der die Wissenschaften gleichgültig betrachtete. Der gelehrte Erasmus erklärte, „daß die Spanier im Laufe weniger Jahre sich in den freien Wissenschaften auf eine so hohe Stufe erhoben hätten, daß sie nicht allein die Bewunderung der gebildetsten Völker Europa's erregten, sondern ihnen auch zum Muster dienen dürften." — Die berühmte Hochschule zu Salamanka zählte 7000 Studirende. Bald aber überragte sie an Zahl der Lehrer und Studirenden, an Pracht der Gebäuden, an Werth der Büchersammlungen die Hochschule zu Alkala, eine großartige Stiftung des Ximenes. Der Grundstein des Universitätsgebäudes wurde 1500 gelegt und 1503 wurden der neuen Universität die ausgedehntesten Privilegien und Freiheiten vom Papste bewilligt. Für eine große Anzahl armer Studirenden stiftete er Freiplätze. Die Einkünfte der Hochschule betrugen jährlich 30,000 Dukaten. Diese bedeutenden Geldmittel für die Stiftung und Forterhaltung der Hochschule konnte aber nur ein Mann aufbringen, der Einkünfte wie ein König und Bedürfnisse wie ein Mönch hatte. Als König Franz I. von Frankreich Alkala mit einem Besuche beehrte, äußerte er: „Euer Ximenes hat da ein Werk unternommen und ausgeführt, welches ich selbst zu vollbringen nicht gewagt hätte. Die Pariser Universität, der Stolz meines Landes, ist das Werk vieler Könige; Ximenes aber hat allein Aehnliches gegründet."

Nachdem die Universität zu Alkala gegründet, entstand unter Ximenes Aufmunterung und Unterstützung ein gelehrtes Riesenwerk, welches dazu dienen sollte, das Studium der heiligen Schrift zu fördern. Gleich nach Entdeckung der Buchdruckerkunst wurde die heilige Schrift abgedruckt und wir haben vom Jahre 1462 bis 1500 nicht weniger als acht-

zig vollständige Ausgaben der Vulgata oder lateinischen Bibelübersetzung. Ximenes aber, der fand, daß die Handschriften der lateinischen Uebersetzung durch Unwissenheit und Nachläßigkeit der Abschreiber von einander abwichen, fand für zweckmäßig, zu dem Anfang der heiligen Schrift zurückzugehen und die Bücher des alten Testaments nach dem hebräischen, die des neuen nach dem griechischen Texte zu verbessern. Darum gebot er die Bibel in den Ursprachen mit den verschiedenen Uebersetzungen zu drucken, bediente sich dazu der Hülfe ausgezeichneter Sprachkenner und ließ die besten und ältesten griechischen und hebräischen Handschriften von allen Seiten und mit großen Kosten herbeischaffen. Papst Leo X. unterstützte dieses schöne Werk, indem er Handschriften des A. und N. T. aus Roms Bibliotheken nach Alkala sandte. Die auf diese Weise entstandene Ausgabe der Bibel in den Ursprachen und mit verschiedenen Uebersetzungen nennt man die complutensische Bibelausgabe von dem Orte ihrer Entstehung Alkala, welches auch Complutum genannt wurde.

Um die religiöse Volksbildung zu fördern, ließ Ximenes gute Schriften, Lebensregeln und Lebensgeschichten der Heiligen, sowie Gesangbücher, auf seine Kosten drucken und verschenkte sie in zahllosen Exemplaren. Auch über den Ackerbau ließ er mehrere Schriften abfassen und unter das Landvolk verbreiten.

Wir sehen daraus, daß in Wissenschaften, Bibelstudium und Volksbildung die Spanier vor der sog. Reformation eine hohe Stufe einnahmen, die jedem Volke Ehre machen würde und daß nur Unwissenheit oder Bosheit jenes Volk als ein barbarisches und finsteres darstellen kann.

4. Sorge des Ximenes für die Geistlichen und die Armen.

Die Wissenschaften sollten der Kirche dienen. Was daher Ximenes mit ungeheuren Kosten, mit unermüdeter Aufmerksamkeit und Rührigkeit für Wissenschaft und Kunst that, das sollte die Sitten, namentlich der Geistlichen, verbessern und die Laster zerstören. Wir haben gehört, wie er schon als Provinzial seines Ordens die Franziskanerklöster visitirte

und dieselben zu einer strengen Lebensweise anhielt. Noch mehr konnte er als Erzbischof wirken. Er fing in der Verbesserung seiner Geistlichkeit mit seinem eignen Domkapitel an. Nach Besitznahme seines erzbischöflichen Stuhles hielt er folgende schöne Anrede an seine Domherrn: „Wie ungerne ich, meine Brüder, diese hohe Stufe der Würde bestiegen habe, das, glaube ich, ist Keinem von Euch unbekannt; wie unwürdig ich aber eines solchen Amtes sei, weiß ich selber am besten, da ich unter der neuen Last schon zu seufzen und zu wanken beginne. Um so mehr fühle ich, daß ich nicht blos der göttlichen, sondern auch der menschlichen Hülfe bedarf, namentlich aber eurer Unterstützung, ehrwürdige Brüder, die ihr mit so großer Frömmigkeit, Einsicht und Tugend geziert seid, und von deren Beihülfe in Rath und Gebet ich auch den größten Nutzen erwarte. Ihr werdet mir, wie ich vertraue, mit Hülfe, Rath und Eifer zu Handen sein, um nicht nur in dieser Gemeinde, sondern in der ganzen Diöcese die Verehrung Gottes zu erhöhen, die Sitten zu verbessern und den Ernst der kirchlichen Zucht wenn nicht wieder herzustellen — was sich in diesem verderbten Zeitalter mehr blos wünschen als erwarten läßt —, so doch einigermaßen wenigstens zur alten Reinheit wieder zurückzuführen. Diesen Wunsch hoffe ich aber leicht erreichen zu können, wenn ich vor Allem an euch selbst Muster der Tugend erblicke; denn es geziemt sich fürwahr, daß die Ersten an Einkünften und Würden auch an Heiligkeit alle anderen Priester der Diöcese übertreffen. Oder welche Belehrung und Zurechtweisung kann denn auf die Laien einen Eindruck machen, wenn ihr eure Pflichten vernachläßigen, Zwiespalt unter euch selbst nähren und nicht Kleidung, Bewegung, Haltung, Friedfertigkeit, heilige Gespräche und gute Werke dem Volke beweisen würdet — wie ihr es auch thut —, daß euer innerer Mensch des Priesterthums würdig sei. Ich meinestheils, um ganz aufrichtig zu sprechen, bemerke, daß Einige von euch auf diesem Wege zum heiligen Jerusalem aufsteigen, und ich werde sie nicht blos in diesem Bemühen unterstützen, sondern auch auf jegliche Weise ihren Nutzen und ihre Ehre zu vermehren suchen. Wenn aber, was ferne sei, Einer von euch zum irdischen Jericho hinabsteigt und in die Räuberhöhle der Laster fällt, so will ich,

nach dem Muster des Samariters im Evangelium, seine Wunden mit Oel und Wein begießen, doch so, daß er mehr die Milde des Oels als die Strenge des Weines empfinden soll, wenn nicht etwa die faulende Wunde — was Gott verhüte — Schneiden und Brennen erfordert. Denn auch diese strengen Mittel werde ich, wenn auch ungern, anwenden, so ich es für euch und wegen meiner Verantwortung vor Gott für nöthig erachte. Doch ich bin überzeugt, daß ich von einer so angesehenen und ehrwürdigen Genossenschaft nur Gutes und Würdiges zu hoffen haben werde." Er hielt nun zwei Synoden, wo treffliche Verordnungen für das Volk und die Geistlichkeit gegeben wurden. Zu gleicher Zeit suchte er die Klöster des Franziskanerordens zu verbessern, führte eine strenge Zucht in dieselben ein und entfernte jene mit Güte oder Gewalt, welche sich nicht fügen wollten. Er stiftete zu Alkala ein Nonnenkloster zum heil. Johannes, in welches arme Mädchen aufgenommen wurden, wo sie bis zu ihrer Verehelichung oder zum Eintritt ins Kloster leben durften. Durch diese wohlthätige Stiftung wurde manches arme Mädchen der Schande und Unsittlichkeit entzogen. Dem Hospitale zu Alkala, welches für die Pflege der Armen und Kranken und besonders zur Unterstützung verschämter Hausarmen bestimmt war, ließ er reiche Spenden zufließen. Ximenes wohlthätiger Sinn leistete Außerordentliches. Um die Dürftigen nicht in die Hände der Wucherer zu liefern, errichtete er zu Toledo und an anderen Orten Kornhäuser, schenkte dem Kornhause zu Toledo 90,000 Maaß Waizen und verordnete, daß in wohlfeilen Jahren Früchte aufgekauft werden sollen, die in theuern an die Armen um geringen Preis wieder verkauft wurden. Er besuchte selbst die Spitäler, steuerte arme Kranke aus, speiste täglich dreißig Arme, kaufte Gefangene los, gründete vier Spitäler, acht Klöster und zwölf Kirchen.

5. Ximenes wird Kardinal und Großinquisitor.

Wir übergehen hier, weil nicht in unsern Plan passend, die Thätigkeit des Ximenes in den politischen Angelegenheiten Spaniens, namentlich seinen wichtigen Antheil an der Regentschaft über Spanien nach dem Tode Philipp des Schönen

und erwähnen nur, daß Ferdinand, der Gemahl Isabella's, der während der Regierung in seinem Reiche Neapel lebte, bald nach Philipps Tode wieder nach Spanien kam, um die Zügel der Regierung bei dem blödsinnigen Zustande seiner Tochter Johanna, der Wittwe Philipps, in die Hand zu nehmen. Während seines Aufenthalts in Italien wirkte Ferdinand bei dem Papste die Erhebung des Ximenes zum Kardinal der römischen Kirche aus. Er schrieb davon von Neapel aus (1507): „Daß seine ungewöhnlichen Tugenden und seine großen Verdienste um die spanischen Reiche und um ihn, den König selbst, ihn veranlaßt hätten, bei dem heiligen Vater für Ximenes den Purpur nachzusuchen, ein Dienst, den der Erzbischof mit der gleichen Liebe aufnehmen möge, mit der er erwiesen worden sei." In demselben Jahre wurde Ximenes zum Großinquisitor von Castilien ernannt. Da die Inquisition, deren Haupt in Spanien nun Ximenes geworden, durch eine boshafte Geschichtschreibung bei vielen Menschen ganz unrichtig aufgefaßt wird, so ist es nöthig, die Entstehung dieses Gerichtshofes und die rechte Ansicht von demselben erst darzulegen, damit nicht auf den ehrlichen und frommen Ximenes selbst mit Uebernahme dieses Amtes ein nachtheiliges Dunkel falle.

Die Inquisition, geistliches Glaubensgericht zur Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer, entstand nach Beendigung der Albigenserkriege auf der Synode zu Toulouse im Jahr 1229. Diese Synode verordnete, in jeder Pfarrei solle ein Priester und mehrere Laien eidlich verpflichtet werden, die Ketzer aufzusuchen und anzuzeigen. Die freiwillig von der Ketzerei zurücktreten, sollen sich in einer rechtgläubigen Ortschaft ansiedeln, können aber nur nach vollendeter Buße feierlich wieder in die Kirche aufgenommen werden. Die aus Furcht zurücktreten, sollen von dem Bischofe in Haft gehalten werden. Diese Maßregeln waren in jener Zeit nothwendig geworden, wo zahllose Sekten entstanden, kühn ihr Haupt erhoben und die Kirche zu zerreißen drohten. — Diese unter den Bischöfen stehende Inquisition wurde von Innocenz IV. (1248) den Dominikanermönchen übertragen und in allen Theilen Europa's eingeführt. — Da aber im fünfzehnten Jahrhundert viele spani-

sche Juden zum Schein den christlichen Glauben annahmen, zu hohen geistlichen Stellen gelangten, in adeliche Familien heiratheten und ihren Reichthum und den Einfluß ihrer öffentlichen Stellung dazu benützten, dem Judenthum den Sieg über den christlichen Glauben und die spanische Nation zu verschaffen, so entstand unter Ferdinand und Isabella gegen diese verkappten Juden ein Inquisitionsgericht, das vom Papste Sixtus IV. 1478 bestätiget wurde und Spanien vor unzähligen Irrthümern bewahrte, welche die übrige Christenheit beunruhigten. Es ist dies die sog. spanische Staatsinquisition, deren Beamte, wenn auch Diener der Kirche, doch nur als Staatsbeamte angesehen werden müssen. Auch bildeten die eingezogenen Güter der Verurtheilten ein regelmäßiges Einkommen für die königliche Kammer. Da Sixtus später warnahm, daß die Inquisition zu sehr strengen und grausamen Maßregeln griff, ermahnte er wiederholt zur Milde und beschwur den König bei der Barmherzigkeit Christi, gegen seine irrenden Unterthanen gnädig zu sein. Als aber die spanischen Könige sich der Inquisition nicht nur zur Bekehrung der verkappten Juden und Mauren, sondern auch zur Unterdrückung des Adels und der Geistlichkeit bediente, um die königliche Macht zu erweitern, suchte die Kirche überall nach Kräften dem Mißbrauche entgegenzuwirken. Die spanische Staatsinquisition war nichts anders als eine gut bediente Polizei, vor der durchaus kein Ansehn der Person galt und darum hatten die Könige ein Interesse, dieselbe in steter Aufnahme zu erhalten, wie der Papst ein Interesse hatte, ihr in den Weg zu treten, wo er konnte. Daß die Kirche ihre Absicht nicht immer erreichte, war nicht ihre Schuld; ebenso wenig kann die wirkliche Grausamkeit dieser Gerichtshöfe auf Rechnung der Kirche gesetzt werden. Uebrigens darf nicht übersehen werden, daß die Gefangenen und Verurtheilten der Inquisition milder behandelt wurden, als jene vor den gewöhnlichen Gerichten aller Staaten, wo in furchtbarem Gefängniß, in Folter und gräßlichen Todesstrafen die fürchterlichste Justiz an der Tagesordnung war. Die Inquisitionsgerichte verurtheilten eben so wenig zu gewissen Strafen, wie die Geschwornengerichte unserer Zeit. Sie sprachen nur das Schuldig oder Nichtschuldig, das Mehr

oder Weniger aus. Dann erst verurtheilte der höchste spanische Gerichtshof zum Gefängniß oder Tode. Unter den Auto da Fé, was auf deutsch eine Handlung des Glaubens heißt, dürfen wir nicht den Feuertod uns denken, wie das durch Romane und eine schlechte Geschichtschreibung üblich geworden ist, sondern die Freierklärung oder Wiederversöhnung der Reuigen. Nachdem die Reuigen mit der Kirche sich ausgesöhnt, welche Handlung gewiß eine Handlung der Gnade und des Glaubens, ein Auto da Fé ist, wurden die hartnäckigen Ketzer dem weltlichen Arm übergeben und die Inquisitoren entfernten sich. Wir würden uns irren, wenn wir glaubten, es seien nur Ketzer gewesen, die von der Inquisition verurtheilt wurden. Es waren vielmehr Verbrecher aller Art: Mörder, Wucherer, Sodomiten, Kirchenräuber, Schmuggler, Zauberer, Hexen. Die Zahl der in 330 Jahren von der spanischen Inquisition bestraften Verbrecher aller Art ist unbedeutend gegen die Zahl der in Deutschland verbrannten Hexen. Die Inquisition mit den verhältnißmäßig wenigen Opfern war für Spanien jedenfalls ein kräftiges Schutzmittel gegen die Gräuel und Opfer in den Bürger- u. Religionskriegen, welche die deutsche Reformation erzeugte.

Ximenes verwaltete sein hohes Amt als Großinquisitor streng, aber rechtlich. Er suchte vor Allem die Neubekehrten vor Rückfällen und gehässigen Anklagen zu schirmen, indem er ihnen die rechte, christliche Lebensweise vorschrieb und besondere Pfarrer bestellte, die sie von Zeit zu Zeit besuchen und im Christenthum belehren sollten. Verdächtige Zeugen, ungerechte Beamte ließ er verhaften, ihres Amtes entsetzen. Sein ganzes Streben ging dahin, die Mißbräuche dieses Gerichts abzuschaffen, die Härten desselben zu entfernen und dasselbe nicht minder zu einem Schirm des Glaubens und des Königthums, wie der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu erheben.

6. Ximenes, der Krieger und Staatsmann.

Aus der reichen Fülle glänzender Großthaten des Ximenes erwähnen wir hier nur die Eroberung Oran's und seine Theilnahme am italienischen Kriege.

Die Mauren, diese geschwornen Feinde der Spanier, welche auf der afrikanischen Küste, Spanien gegenüber, wohn-

ten, verwüsteten von Zeit zu Zeit die spanischen Küstenländer, verkauften die gefangenen Christen als Sklaven und übten unerhörte Gräuel gegen dieselben. Ximenes, der fromme Franziskaner und kluge Staatsmann, war nicht weniger auch ein muthiger Krieger, der sein Vaterland und seine christlichen Mitbrüder vor diesen Seeräubern zu schützen den Entschluß faßte. Auch war es seiner Frömmigkeit ein wohlthuender Gedanke, in jenen Gegenden das Christenthum wieder anzupflanzen, wo dasselbe einst unter den heiligen Cyprian und Augustin so herrlich geblühet hatte. Er gewann den König Ferdinand für seinen Plan, die Mauren in Afrika anzugreifen, sammelte dafür bedeutende Geldsummen aus seinen Einkünften — denn er bestritt aus seinem Vermögen die Kosten dieses Kriegs —, warb Soldaten und stieß mit zehn Kriegs- und achtzig Transportschiffen am 16. Mai 1509 in die See. Im Angesichte der Mauren schiffte sich das Heer aus und stellte sich in Schlachtordnung. Ximenes, in seiner bischöflichen Kleidung auf einem Maulthiere sitzend, hielt an das Heer folgende kräftige Ansprache: „Wenn ich glauben würde, meine tapferen Spanier, daß euer Muth und eure Zuversicht irgend durch Worte erhöht zu werden brauchte, so würde nicht ich, sondern einer eurer Generale zum Sprechen hervortreten, der ebenso die Kraft der Rede, wie euer durch langjährige gemeinschaftliche Kriegsdienste entstandenes Vertrauen besäße. Da ich aber weiß, daß ihr alle für diesen heiligen Krieg begeistert seid, der ebensowohl Gott zur Ehre, als dem Vaterland zum Nutzen gereichen muß; so wollte ich gerade in diesem Augenblicke, wo die blutigen Würfel, wie man sagt, eben gefallen sind, mich selbst durch den Anblick eures Muthes und eurer Hochherzigkeit erquicken. Seit Jahren hörtet ihr, daß die spanischen Ufer von euren Feinden verwüstet, eure Kinder nach Afrika in Sklaverei geschleppt, eure Töchter und Weiber geschändet und Gräuel aller Art verübt worden sind. Schon lange habt ihr dafür nach Rache gedürstet und ich habe dem Willen und Wunsche des Vaterlandes gemäß euch diese zu verschaffen getrachtet. Alle Hausmütter Spaniens haben uns ausziehen sehen und am Fuße der Altäre unser Unternehmen dem Höchsten empfohlen. Dafür erwarten sie jetzt auch unsere

triumphirende Rückkehr und schließen schon in Gedanken ihre aus der Sklaverei befreiten Kinder wieder in ihre Arme. Der Tag, auf den ihr so lange gewartet, ist da, hier ist die verhaßte Gegend, hier der übermüthige Feind, der unmächtig nach eurem Blute dürstet. Heute könnet ihr es zeigen, daß es euch bisher nicht an Kraft, sondern nur an Gelegenheit, das Vaterland zu vertheidigen, gefehlt habe. Vor Allem aber will ich mich selbst jeder Gefahr aussetzen, denn mit dem Entschlusse bin ich heute ausgegangen, daß wir entweder siegen oder, was Gott verhüte, gemeinsam untergehen müssen. Wo aber soll der Priester Gottes besser seinen Platz haben, als im Kampfe für die göttliche Religion? Viele meiner Vorfahren auf dem Stuhle von Toledo sind mir ja hierin vorangegangen und haben den herrlichsten Tod auf dem Schlachtfelde gefunden."

Nachdem er durch diese feurigen Worte das Heer begeistert, wollte er sich selbst an die Spitze desselben stellen; allein man bat ihn, sein Leben zu schonen. Die Schlacht begann und fiel höchst blutig und zum Nachtheil der Mauren aus. Diese flohen in wilder, regelloser Flucht; O r a n aber, die stark befestigte Stadt der Mauren, wurde mit Sturm genommen. Ximenes lag unterdessen auf den Knieen und betete für den Sieg der christlichen Waffen. Tags darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Als man ihm aber jubelnd zurief: „Heil dir, du Besieger der Barbaren!" rief er mit lauter Stimme: „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gebührt die Ehre!" — Auch noch andere Städte eroberten die Spanier, machten sich die Seeräubernester Algier und Tunis zinsbar und blieben bis zum Jahr 1790 im Besitze dieser Eroberung.

Im folgenden Jahre (1510) erklärte Frankreich dem Papste Julius II., auf dessen Seite die Republik Venedig trat, den Krieg. Ein französisches Heer rückte in Oberitalien ein und nahm Bologna weg. Ximenes unterstützte den Papst mit Geld zur Bestreitung der Kriegskosten und ermunterte den König, dem Papste zu Hülfe zu eilen. Ein päpstlicher Legat war unterdessen nach Burgos gekommen, wo der König und die spanischen Großen versammelt waren, und lud den König zu der f ü n f t e n a l l g e m e i n e n K i r c h e n v e r s a m m l u n g im La-

teran ein (die achtzehnte allgemeine Synode). Auch bat der Legat bei einem feierlichen Gottesdienst die weltlichen Großen um ihre Unterstützung, damit durch das Concil, nicht weniger aber durch die Waffen der Kirchenfrieden erhalten werde. König Ferdinand erklärte dem König von Frankreich den Krieg und befahl dem Vicekönig von Neapel, Raimund Cardona, mit 1200 gepanzerten und 1000 leichtbewaffneten Reitern, sowie mit 10,000 Mann spanischer Infanterie den Feind anzugreifen. Wohl wurden die mit dem Papste Verbundenen in der blutigen Schlacht bei Ravenna (11. April 1512) geschlagen, aber die Franzosen mußten bald darauf, durch allerlei Mißgeschicke genöthigt, Italien räumen. Julius II. erhielt seine Besitzungen wieder und konnte am 10. Mai 1512 die allgemeine Kirchenversammlung im Lateran eröffnen, welche die Eintracht in der Christenheit herstellen und Mißbräuche abschaffen sollte. Daß sich die Sache für die Kirche so günstig gestaltete, dazu trug hauptsächlich Ximenes durch Rath und That wesentlich bei. Eben so hatte Ximenes auf die Lateransynode den größten Einfluß; denn Leo X., der dem Papste Julius († 16. Februar 1513) nachfolgte, unternahm nichts von Wichtigkeit, ohne von Ximenes vorher schriftlichen Rath eingeholt zu haben. So sehr aber Ximenes Alles förderte, was die päpstliche Macht erhöhen konnte, so war er auch freimüthig und ehrlich genug, seine abweichende Ansicht offen auszusprechen. Als Leo X. zum Ausbau der Peterskirche den schon von Julius II. ausgeschriebenen Ablaß in den Jahren 1514 — 1516 erneuerte, mißbilligte Ximenes Ablässe für solche Beiträge und hielt dafür, daß durch diesen Nachlaß der zeitlichen Strafen und Bußwerke die Kirchenzucht entnervt werde. Wir werden bald hören, zu welchem großen Glaubensabfall diese Ablässe die erste Veranlassung gaben.

7. Ximenes Regent von Spanien.

König Ferdinand der Katholische war am 23. Januar 1516 gestorben. Auf seinem Sterbebett schlugen ihm seine Räthe den Ximenes zum Reichsverweser bis zur Ankunft seines ältesten Sohnes Karl vor, der in Belgien geboren war und dort sich aufhielt. Nach einigem Nachdenken sprach Fer-

dinand: „Wäre er nur ein wenig nachgiebiger, so würde ich mir keinen anderen Reichsverweser wünschen, wie er auch der Beste wäre, um Zucht, Ordnung und Sittlichkeit wieder herzustellen, und da ihr auf eurer Ansicht zu bestehen scheint, so will ich euch wegen der Tugend und Gerechtigkeitsliebe des Mannes beitreten, der aus keinem hohen Hause stammend, unparteiischer als Andere die Verwaltung zu führen vermag, und überdies durch Wohlthaten, namentlich Isabella's, an das Königshaus gebunden, stets den größten und reinsten Eifer für dasselbe gezeigt hat."

Ximenes übernahm nun die Regentschaft und gestattete dem Dechant Hadrian von Utrecht (nachmals Papst Hadrian VI.), dem Erzieher des Prinzen Karl, Antheil an der Regierung. Er verlegte seine Residenz nach Madrid, einer Stadt mehr in der Mitte des Landes, welche Stadt von da an auch die Residenz der spanischen Könige geblieben ist. Die Aufstände der spanischen Großen gegen seine Regentschaft unterdrückte Ximenes mit einer solchen Schnelligkeit und Kraft, daß alle Rebellen, wie von Ehrfurcht gegen seine Person schon längst erfüllt, so nicht weniger vor seinem festen Regimente zitterten. Um die Gefahren, welche ein geworbenes Heer dem Staate leicht bringen konnten, zu entfernen, errichtete Ximenes ein Heer aus den Bürgern des Landes, indem er jene Bürger, welche Kriegsdienste leisteten, von Frohnen und anderen Lasten frei sprach. Diese Militäreinrichtung, welche Spanien am kräftigsten gegen die rebellischen Großen und gegen die Einfälle der Ungläubigen schützen konnte, fand überall die ehrendste Anerkennung. Diese Bürgerbewaffnung ist nachmals das Vorbild der stehenden Heere geworden. Auch verstärkte Ximenes die spanische Seemacht bedeutend, so daß er sowohl durch die Kraft seines Geistes, als auch diese mächtigen Hülfsmittel Ruhe und Ordnung im Innern und Achtung nach Außen dem spanischen Namen verschaffte. Dem jungen Könige Karl gab er immer den besten Rath. Er ermahnte ihn zur Sparsamkeit, „denn in den vier Monaten, seit welchen Karl regiere, habe er mehr verschenkt, als seine Großeltern, die katholischen Könige, innerhalb der vierzig Jahre ihrer Herrschaft. Wolle aber Karl Freigebigkeit, die allerdings Könige ziere, üben, so

möge er doch nur seine wahren Diener belohnen, aber nicht mehr denen Geschenke machen, deren Thätigkeit Null und deren Treue verdächtig sei. „Drei Dinge seien es nach seiner Meinung, welche die Macht eines Königs befestigen: erstens, daß er Allen gleichmäßig Gerechtigkeit zu Theil werden lasse, den Niedern wie den Hohen; zweitens, daß er für verdiente Krieger ganz besonders sorge und drittens, was sehr wichtig sei, daß er die königliche Kasse stets in gutem Stand erhalte."

8. Ximenes Tod, Character und Verdienste.

Karl landete im Herbste 1617 an der spanischen Küste. Ximenes war unterdessen erkrankt; Fieber und heftige Unterleibsschmerzen fesselten ihn an's Lager. Er machte sein Testament und setzte zum Haupterben seines Vermögens die von ihm gestiftete Universität Alkala ein. Außerdem machte er bedeutende Stiftungen für Klöster, Hospitäler, zur Loskaufung der Gefangenen, zur Aussteuer armer Mädchen. Er bereitete sich auf seinen Tod vor und pflegte öfter zu sagen: „Ich danke Gott vorzüglich dafür, daß ich Niemand absichtlich Unrecht gethan, und stets Alle nach Gerechtigkeit, nicht nach Gunst oder Abneigung behandelt habe." Bei seiner körperlichen Schwäche war sein Geist kräftig und von seinem Krankenlager aus regierte er immer noch Spanien. Die Nachricht, daß der König gelandet, belebte ihn auf's Neue, so daß er am 17. Oktober sich von seinem Krankenlager erhob, in Pelzkleider hüllte und demselben entgegenreiste. Er begab sich nach Roa, um in der Nähe von Valladolid zu sein, wo der König ankommen und die Stände des Reichs um sich sammeln wollte.

Hier erkrankte Ximenes heftig. Als er seinen Tod herannahen fühlte, umfaßte er das Zeichen des heiligen Kreuzes, bat Gott unter Thränen um Verzeihung seiner Sünden und flehte die Heiligen um ihre Fürbitte an. Er empfing die heilige Wegzehr und hauchte seinen Geist unter den Worten aus: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft!" Sein Todestag war der 8. November des Jahres 1517. Er zählte zweiund-

achtzig Lebensjahre und zweiundzwanzig Jahre seiner bischöflichen Amtsverwaltung. Die Kunde seines Todes erfüllte die Herzen aller treuen Spanier mit tiefer Trauer, alle Uebelgesinnten dagegen freuten sich, des Mannes losgeworden zu sein, der ein Schrecken für alle Sünder war. Sein Leichnam wurde nach Alkala gebracht, von allen Universitätsangehörigen feierlich empfangen und in der Universitätskirche zum heil. Ildephons beigesetzt.

Das Andenken an seine großen Tugenden, seine Strenge gegen sich selbst, seine Wohlthätigkeit, seine Gerechtigkeit, sein Muth und seine unerschütterliche Festigkeit erweckten in den Herzen der Spanier den Wunsch, den Ximenes unter die Heiligen versetzt zu sehen. Obschon dieser Wunsch von der Kirche nicht erfüllt wurde, so wird Ximenes in vielen Gegenden Spaniens wirklich als Heiliger verehrt.

Ximenes war hager, aber kräftig, hatte ein langes vom Fasten abgemagertes Gesicht, eine lange gebogene Nase, eine hohe Stirne, scharfe, durchdringende Augen, fest aneinander stehende Zähne, eine angenehme, kräftige Stimme. In seinen Reden war er kurz und bündig und redete nur dann, wenn er seine Worte vorher überlegt hatte. Schön und treffend ist das Urtheil, das R a u m e r, der Geschichtschreiber, in seiner Geschichte Europa's (Band I. S. 103) über Ximenes fällt. „Die Könige (Ferdinand und Isabella), nur die ausgezeichnete Persönlichkeit im Auge behaltend, erhoben den Ximenes mit Beistimmung des Papstes zum Erzbischof. Die Art, wie dieser nach dem Tode Philipp's des Schönen in Castilien gewirkt hatte, trug dazu bei, daß er Großinquisitor, im Jahre 1507 Kardinal, und endlich nach des Königs Tode Regent Castiliens wurde. — Alle diese Erhöhungen änderten die Strenge und Einfachheit seines Wandels nicht: unter dem erzbischöflichen Schmucke trug er ein härenes Kleid und die Leckerbissen seiner Tafel wurden nur für Andere bereitet. Sobald ihm aber Geschäfte aufgetragen wurden, zeigte sich seine Thätigkeit und sein Scharfsinn, so groß wie seine Heiligkeit. Während er alle Zweige der Verwaltung im Auge behielt, alle seine Plane ins Große und Umfassende gingen, vernachläßigte er nie die wissenschaftlichen und geistlichen Uebungen. Als

Krieger des Kreuzes zog er 1509 an der Spitze auserwählter Mannschaft nach Afrika und eroberte Oran, stiftete, verständigen Grundsätzen folgend, die Universität zu Alkala und leitete den Druck der mit Recht berühmten complutensischen Bibel. Er ist der Einzige, den seine Zeitgenossen zugleich als Staatsmann, als Krieger, als Gelehrten und als Heiligen bewunderten."

Das Todesjahr des Ximenes (1517) war das Geburtsjahr der sog. Reformation, in Folge deren ein bedeutender Theil der abendländischen Christen von der Kirche sich losrissen. Mit der Geschichte dieser folgenreichen, unglückseligen Bewegung beginnt der dritte Zeitraum der Kirchengeschichte, zu dessen Beschreibung wir nun übergehen.

Dritter Zeitraum.

Von der abendländischen Kirchenspaltung bis auf unsere Zeit.

1517 — 1845.

XIV. Der heil. Ignatius von Loyola.

(1491 – 1556).

1. Die Lage der Zeit.

Wir treten in eine stürmisch bewegte Zeit ein. Ein furchtbarer Kampf mit Wort und Schwert, der eine Verbesserung (Reformation) der Kirche zu erstreben vorgab, zerriß zuletzt den großen christlichen Familienbund des Mittelalters. Die nächste Folge dieser Bewegungen, an welcher Religion und Politik gleichen Antheil nahmen, bestand darin, daß der Papst seinen Einfluß auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse verlor, zugleich aber auch, daß damit die religiöse, christlich-kirchliche Denkweise aus den öffentlichen Verhältnissen allmälig verschwand. Die letzten Schwingungen dieser stürmischen Bewegungen zittern in die Gegenwart herüber und bilden die Ausgangspunkte neuer Stürme. Nicht den Mann, der diese Bewegungen veranlaßte, stellen wir an den Anfang unserer Darstellung, sondern den Stifter jenes berühmten Ordens, dessen Aufgabe es war, den Sturm zu beschwören. Geboren für den Kampf, zugleich den hervorragendsten Geistern und den wildesten Völkerschaften die Stirne bietend, trotzend den Stürmen, hier triumphirend, dort unterliegend, aber überall und ohne Unterlaß kämpfend, hat sich die Gesellschaft Jesu zum Fahnenträger und Schild der katholischen Kirche zu einer Zeit gemacht, wo Alles gegen sie ankämpfte und ihr Untergang gewiß zu sein schien.

Die wichtigen Zeitereignisse hatten die Geister in eine gewaltige Aufregung versetzt. Im Osten brach das griechische Kaiserthum unter der gewaltigen Hand Muhameds II. zu-

sammen. Kaum hatten die Türken festen Fuß gefaßt, so bedrohten sie Ungarn und Deutschland. Die gelehrten Griechen wandern ins Abendland und verbreiten einen noch nie gesehenen Eifer für das Studium der Alten. Im fernen Westen öffnet Kolumbus eine neue Welt. Ueberall neue Plane, kühne Versuche, freies Forschen. Ein verderblicher Schwindel war die nächste Folge der allgemeinen Aufregung. Gutenbergs Kunst verbreitete rasch die neuen Gedanken. Diese Aufregung fand leider einen großen Zündstoff, viele Unzufriedene — im Staat und in der Kirche. Neben den reichen Städten stand ein verarmter Adel. Die Einführung des ewigen Landfriedens hatte dem Faustrecht den Todesstoß versetzt. Daher der Zorn der kampf- und beutelustigen Ritter gegen Kaiser und Papst. Das Volk war vielfach gedrückt, arm, unzufrieden, zu Aufständen geneigt. Nicht weniger traurig sah es in der Kirche aus. Die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon, die Kämpfe der Gegenpäpste hatten das Ansehen der päpstlichen Würde tief geschwächt. Nicht wenig trug dazu das ungeistliche Leben einzelner Kirchenoberhäupter bei. So kam es, daß die Kirchenzucht erschlaffte, daß viele Klöster so tief in das allgemeine Verderben hineingezogen wurden, daß gerade von den Klöstern, von den Mönchen der Sturm gegen die Kirche losbrach. Wir dürfen übrigens nicht übersehen, daß erleuchtete und fromme Glieder der Kirche dem immer weiter um sich greifenden Verderben eifrig zu wehren suchten. Kühn sprachen sie es aus, daß eine Verbesserung des Hauptes und der Glieder nöthig geworden. Solche waren Gerson, Kanzler zu Paris, Nikolaus von Cusa, Bischof zu Brixen u. a. Andere suchten durch Auslegung der Schrift den Mißverständnissen der christlichen Lehre zu begegnen. So der Franziskaner Nikolaus von Lira, der berühmte Gelehrte Erasmus von Rotterdam. Die Freimüthigkeit, womit die Mißbräuche in der Kirche besprochen wurden, entkräften den Vorwurf, den man der katholischen Kirche ungerechter Weise macht, als hebe sie die Freiheit des Forschens ganz auf. Die Kirche wehrt allerdings jeden aus dem Grunde des Unglaubens und Hochmuthes ausgehenden Angriff ihrer Lehren ab, läßt aber, wenn sie sich versichert eines gläubigen Gemüths-

grundes, den freiesten, selbst über die Grenze hinausgehenden Spielraum zum Forschen. Andererseits läßt es sich nicht läugnen, daß die Kirche nach der Reformation aus einem gerechten Mißtrauen Manches abgewehrt und niedergehalten hat, um einem größeren Uebel nicht anheim zu fallen. So war eine allmälige Fortbildung, eine naturgemäße Verbesserung des kirchlichen Lebens angebahnt und ihrem Ziele nahe gerückt, als die sog. Reformation diese gesetzmäßige Bewegung unterbrach. Merkwürdig bleibt es, daß in eben dem Jahre, in welchem Luther auf dem Reichstag zu Worms seinen Abfall von der Kirche öffentlich erklärte, der Grund zu dem festesten Bollwerke gegen seine Irrlehre durch die Bekehrung des Ignatius von Loyola gelegt wurde. In eben dieser Zeit des allgemeinen Aufruhrs verpflichtete sich dem römischen Stuhle durch neue Eidschwüre eine Gesellschaft, welche ganze Reiche im Glauben der Kirche bewahrte, viele tausend Abtrünnige zu ihr zurückführte und in wenigen Jahren der katholischen Kirche zahlreichere Völkerschaften gewann, als ihr die Irrthümer aller verflossenen Jahrhunderte entrissen hatten. Ehe wir aber die Entstehung und Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu schildern, wird es zweckmäßig sein, die Anfänge und den Verlauf der großen antikatholischen Bewegung des sechszehntes Jahrhunderts darzustellen.

2. Veranlassung zur Kirchentrennung.

Die nächste Veranlassung zur Kirchentrennung gaben die Ablässe, deren Bedeutung für's kirchliche Leben wir zuvor auseinander zu setzen haben, ehe wir in unserer geschichtlichen Darstellung weiter gehen.

Bei ihrer ersten Ausbildung schon setzte die Kirche mit großem Ernste Strafen für diejenigen fest, welche ihrer Lehre hartnäckig widersprochen oder im Kampfe mit dem Heidenthum den christlichen Glauben verläugnet oder auch durch einen sittenlosen Wandel ihre Würde und Ehre verletzt hatten. Solche unwürdige Glieder schloß die Kirche, als Gemeinde der Heiligen, vom Genusse des heiligen Abendmahles und somit von der Kirchengemeinschaft aus. Diese Kirchenzucht mußte sie in den ersten Zeiten um so strenger festhalten, um

dem in die fürchterlichste Sittenlosigkeit versunkenem Heidenthum Achtung für ihre heilige Zwecke einzuflößen. — Wollten nun solche abgefallene oder unsittliche Christen wieder in die Gemeinschaft der Kirche anfgenommen und zum Genusse des heiligen Abendmahls zugelassen werden, so mußten sie sich den gesetzlichen Kirchenstrafen unterziehen. Diese dauerten oft Wochen, Monate, ja mehrere Jahre lang. Die festgesetzten Stufen und Zeiten, welche der Büßer durchlaufen mußte, waren natürlich nicht die Hauptsache in der alten Bußanstalt. Aenderte darum der Büßer vor Ablauf der festgesetzten Zeit seine früheren Gesinnungen gänzlich um, zeigte er einen besonderen Büßersinn, wahre Reue und Demuth oder verwendete sich für solche Büßer ein in der Kirche ausgezeichneter Mann, der seine Glaubenstreue unter Verfolgungen und Martern erprobte (ein Confessor = Glaubensbekenner, Martyrer = Blutszeuge); so ließ die Kirche einen Theil ihrer Strafe nach und nahm den Büßer früher in ihre Gemeinschaft auf. Diese Nachsicht gegen den Büßer bezüglich der Kirchenstrafen, diese Nachlassung eines Theils oder des Ganzen der Kirchenstrafen nennt man Ablaß oder Indulgenz.

In dem Begriff des Ablasses liegen aber noch weitere Merkmale. Da nämlich der Büßer, wenn er die Strafen der Kirche im Geiste der Kirche, also mit wahrer Reue und feurigem Entschlusse zum Guten erduldet, der Heiligkeit des göttlichen Gesetzes die gebührende Ehrfurcht erweiset und sich durch fortgesetzte Buße innerlich reiniget, so erfüllt er auch die Zwecke, welche Gott, der höchste Gesetzgeber, bei seinen Strafen erstrebt. Indem also die Kirche mit Recht hofft, daß der wahre Büßer in und mit den kirchlichen Strafen auch die göttlichen erduldet hat, so erklärt sie kraft der Gewalt, auf Erden zu binden und zu lösen, den Büßer auch von den göttlichen Strafen frei. Darum sind die Ablässe Nachlassungen nicht nur der kirchlichen, sondern auch der göttlichen Strafen.

Die öffentlichen Kirchenstrafen hörten mit der Zeit aus verschiedenen Ursachen auf und sonach auch die Nachlassung derselben. Dessenungeachtet ertheilte die Kirche Ablasse, eines-

theils um ihr Recht, solche Strafen über den Sünder zu verhängen, zu wahren, anderentheils um den sittlichen Ernst durch stete Erinnerung an die alte Bußstrenge aufrecht zu erhalten. Wenn also auch in unseren Zeiten die kirchlichen Strafen in Wirklichkeit nicht mehr bestehen, so sind sie doch rechtlich noch nicht aufgehoben. Indem diese Wahrheit die jetzt noch ausgetheilt werdenden Abläße verkünden, mahnen sie den Sünder zugleich an die Pflichten, deren Erfüllung die Kirche von ihm verlangt und an seine hohe Würde als Glied einer heiligen Kirche; sie erinnern ihn, welch' wichtiges Geschäft die Buße sei und wie viele sittliche Anstrengungen dieselbe erfordere, indem sie ihn auf den harten Stand der Büßer alter Zeit hinweisen, die in Sack und Asche und unter Thränen an der Kirchthüre standen und die vorübergehenden Christen um ihre Fürbitte anfleheten. Die Abläße rufen dem Christen weiterhin noch eine äußerst wichtige und das sittliche Leben mächtig anregende Wahrheit zu, daß nämlich der Mensch auch nach empfangener Sündenvergebung noch gar Manches zu thun habe, bis er all' das Unrecht gut mache, was er Anderen zugefügt — bis er mit einem Worte genug gethan habe. Indem nun die Kirche von ihrer alten Bußordnung abgegangen ist, vertraut sie auf den freien Eifer der Gläubigen. — Es leuchtet ein, daß die Abläße dem Bußsacrament keineswegs etwas an seiner Nothwendigkeit und Kraft benehmen, daß vielmehr jede Nachlassung der Kirchenstrafen wahren Bußsinn und somit Reue, Bekenntniß und Genugthuung voraussetzen. Statt der alten Kirchenstrafen übernahm besonders im Mittelalter der Büßende irgend ein frommes Werk, eine Wallfahrt, die Erbauung eines Klosters oder einer Kirche oder eine Geldspende zu frommen Zwecken, oder gewisse den Büßersinn erweckende und gute Vorsätze befestigende Gebete.

Eine Ablaßertheilung oder vielmehr die vorgeblich dabei stattgefundenen Mißbräuche erregten einen gelehrten Streit zwischen dem Augustinermönch Martin Luther und den mit der Ablaßverkündigung beauftragten Dominikanern, und gab so in seinem Verlaufe die Veranlassung zur Kirchentrennung.

Zum Ausbau der herrlichen Peterskirche zu Rom schrieb

der kunstliebende Papst Leo X. im Jahre 1517 einen Ablaß aus. Albrecht, Kurfürst und Erzbischof von Mainz und Magdeburg, übernahm es, den Geldbeitrag zu diesem frommen Zwecke in Deutschland zu betreiben. Die besondere Verkündigung und die Geldeinnahme in seinem Sprengel wurde von dem Kurfürsten einem in solchen Geschäften kundigen Manne, dem Dominikaner Johann Tetzel von Leipzig übertragen. Eine Sache aber, wo Göttliches und Menschliches so nahe sich berühren, kann nur durch eine zarte und würdige Behandlung jeden Anstoß vermeiden. Tetzel mag durch unwürdige Anpreisung des Ablasses manches tiefere Gemüth verletzt haben; jedenfalls sind aber die bekannten Schilderungen seines Ablaßhandels unwahr. Er verkaufte nicht um Geld Sündenvergebung, sondern schrieb den Pfarrern vor: „Wer gebeichtet hat und inneren Schmerz über seine Sünden empfindet, dem kann, wenn er Almosen gibt, Nachlaß der zeitlichen und kirchlichen Strafen gewährt werden.“ Uebrigens läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß wegen der Art und Weise, wie überhaupt die Ablässe geboten wurden, durch Deutschland eine tiefe Verstimmung, ein starker Unwillen sich hinzog. Luther kannte diese Stimmung und durfte im voraus auf den Beifall vieler Tausende zählen. Er schlug daher am Vorabende des Allerheiligenfestes, den 31. Oktober 1517, fünfundneunzig Sätze an die Schloßkirchenthüre zu Wittenberg an, um Tetzel zu einem gelehrten Streite über den Ablaß zu veranlassen. Seine Absicht ging keineswegs dahin, gegen die Wahrheit und Heilsamkeit der Ablässe zu streiten, indem er in seiner einundsiebenzigsten These ausdrücklich erklärte: „Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei ein Fluch und vermaledeit.“ Er wollte vielmehr Uebertreibungen abwehren und durch Besprechungen mit gelehrten Männern sich selber belehren. „Nicht deßhalb disputirte ich über den Ablaß, als wollte ich ihn verwerfen, sondern weil ich seine Kraft und Wesen durchaus nicht kannte, wollte ich's gern erlernen, und weil mich die todten und stummen Meister d. h. der Theologen und Juristen Bücher nicht genugsam belehren konnten, so begehrte ich bei den Lebendigen Rath zu suchen und die Kirche Gottes selber zu hören, auf daß,

so etwa fromme Leute vorhanden wären, durch den heiligen Geist erleuchtet, sie sich über mich erbarmten und nicht blos mir, sondern der ganzen Christenheit zu gut, einen ächten und gewissen Bericht vom Ablasse geben möchten."

3. Martin Luther; seine Anhänger und Gegner.

Werfen wir, ehe wir in unserer Darstellung weiter gehen, einen Blick auf Luthers frühere Verhältnisse. Der Sohn eines Bergmanns zu Mansfeld ward er am 10. November 1483 zu Eisleben geboren. Sein Vater bestimmte ihn zum Rechtsgelehrten und ließ ihn deßwegen die Schulen zu Magdeburg und Eisleben besuchen. Im Jahr 1501 bezog er die hohe Schule zu Erfurt. Ein schreckliches Ereigniß jedoch, von dem er Augenzeuge war, bewog ihn, seinen Plan zu ändern. Es wurde nämlich an seiner Seite während eines Spazierganges ein Freund vom Blitz getödtet. Durch dieses Ereigniß an den Unbestand des Irdischen mächtig erinnert, suchte er sein Gemüth zu beruhigen und trat gegen den Willen seines Vaters (1505) in den Orden der Eremiten des heil. Augustinus und empfing im Jahr 1507 die Priesterweihe. Hier in der Stille des Klosters studirte Luther sehr fleißig die heilige Schrift mit Zuziehung der Auslegungen des Franziskaners Nikolaus von Lyra und die Kirchenväter. Unter denselben sagten ihm besonders die Schriften seines Ordenspatrons, des heil. Augustinus, zu und die Lehren desselben bildeten auch die Grundlagen seiner späteren Ueberzeugungen. 1508 wurde er auf Empfehlung des Generalvikars seines Ordens Johann von Staupitz von dem Kurfürsten von Sachsen als Professor an der neuerrichteten Universität Wittenberg ernannt. In Angelegenheiten seines Ordens unternahm er 1510 eine Reise nach Rom, wo er mit Andacht die heiligen Orte besuchte „und es schier bedauerte, daß seine Eltern nicht schon gestorben wären, damit er durch Messen und andere treffliche Werke und Gebete sie aus dem Fegfeuer erlöste." Nach seiner Rückkehr erhielt er von Andreas Bodenstein, nach seinem Geburtsort gewöhnlich Karlstadt genannt, Professor der Theologie und späterem eifrigem Anhänger Luthers, die theologische Doctorwürde. Jetzt erst eröffnete er

Vorlesungen über die Psalmen und die Briefe Pauli und stellte Behauptungen auf, welche auf seine spätere Thätigkeit von wesentlichem Einflusse waren. So behauptete er, daß nicht durch die guten Werke, die der Mensch vollbringt, sondern um Christi willen ihm die Sünden vergeben würden; der Glaube allein ohne gute Werke mache selig. Diese Lehre aber widerspricht nicht nur der gesunden Vernunft, sondern auch der heiligen Schrift, besonders dem Briefe des heil. Jakobus, weßhalb Luther denselben für unächt erklärte und „eine stroherne Epistel" nannte. Nothwendig muß eine solche Lehre alle Sittlichkeit untergraben und Luther fand später vielfach Veranlassung, die bitteren Früchte dieser Lehre zu beklagen. Er ging noch weiter und behauptete, der Mensch vermöge nichts aus seinen natürlichen Kräften, aber Alles durch die Gnade Gottes, der Wille des Menschen sei ohne Gottes Gnade nicht frei, sondern knechtisch u. s. w.

Luthers Thesen machten in ganz Deutschland ungemeines Aufsehen und wurden außerordentlich rasch verbreitet. Selbst Bischöfe, wie der Bischof von Würzburg, Lorenz von Bibra, bezeugten ihm lauten Beifall. Gibt es einmal ein gemeinschaftliches Ziel, so vereinigen sich auch entgegengesetzte Gesinnungen zu gleichem Streben. Der reiche Bürgerstand in den deutschen Städten, der auf die großen städtischen Vorrechte der Geistlichkeit voll Eifersucht hinblickte, verläugnete seine Freude nicht über Luthers Thesen, die er als ein dem Kirchenregimente feindseliges Unternehmen ansah. Das alte Ritterwesen war bereits zu Grabe getragen; Kaiser Maximilian hatte mit kräftigem Arm dem Faustrechte gesteuert und dadurch natürlich den Freiheitsschwindel und die Rohheit des deutschen Adels gegen sich in die Schranken gerufen. Unter den Rittern damaliger Zeit zeichneten sich besonders als Feinde der Fürsten und Geistlichen, auf welche zu schimpfen es seit den Zügen nach Italien zum guten Tone gehörte, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen aus. Ersterer führte auf gleiche Weise mit Erfolg das Schwert und die Feder. Dieses bezeugen seine zahlreichen Schmähschriften, sowie besonders seine Herausgabe des Werkes von Laurentius Valla, welcher zuerst die Schenkung des Kirchenstaates durch

Kaiser Konstantin den Großen an den Papst in Zweifel zog. Mit den Rittern verbanden sich die damaligen Schöngeister und Künstler, insgemein Humanisten genannt, gegen den Papst und besonders gegen die Schultheologen oder Scholastiker. In Luther glaubten nun die Humanisten den Verfechter ihrer Interessen zu erblicken, worin sie sich aber mächtig täuschten, indem grade durch Luther die Schultheologie auf's neue in Aufnahme kam und den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen bedeutend Abbruch gethan wurde. Jedoch gab es auch eine nicht unbedeutende Anzahl Männer, die aus verschiedenen Ursachen, namentlich aber aus Ahnung eines schlimmen Verlaufs der Sache, gegen Luther auftraten. So schrieb Konrad Wimpina, Tetzels Lehrer und Professor zu Frankfurt an der Oder, fünfundneunzig Gegenthesen, deren Inhalt ist: „Das Leben des Sünders muß in Reue und Buße zugebracht werden; da er sich durch die Gnade aller Sünden enthalten kann, so muß er zeitliche Buße thun; durch den Ablaß werden die rächenden Kirchenstrafen erlassen, die heilenden dagegen müssen ertragen werden." Eben solche Streitschriften erschienen von Tetzel selbst, ferner von Sylvester Prierias, Büchercensor zu Rom, Jakob Hochstraten zu Köln. Sie beschuldigten Luthern eines Angriffs auf die päpstlichen Rechte, ja sogar der Ketzerei. Allein der übertriebene Eifer, mit dem sie Luthern angriffen, wandte diesem Aller Gunst zu. Zuletzt gingen sie so weit, den Humanisten alle Schuld dieses Streites zuzuschreiben. „Erasmus, sagten sie, habe das Ei gelegt, Luther es ausgebrütet, die ganze Ketzerei komme von den griechischen Wissern und zierlichen Redekünstlern her." Ein Luther vollkommen gewachsener und an Gelehrsamkeit ihn übertreffender Gegner war Dr. Johannes Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt. Er verglich Luthern mit den verrufenen Hussiten und brachte dadurch Vielen ein ernsthaftes Bedenken hinsichtlich des lutherischen Handels bei. Luther ließ diese Angriffe nicht unbeantwortet, trug aber schon manche vom Kirchenglauben abweichende Lehren vor. Auch schrieb er an den Papst ein ziemlich bescheidenes Schreiben, an dessen Schluß er die Worte setzte: „Belebe, tödte, rufe, widerrufe, billige und verwirf mich, wie es dir gefällt. An deiner Stimme

werde ich die durch dich redende Stimme Gottes erkennen. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht, ihn zu sterben."

Papst Leo X. hielt anfangs das Ganze für ein Mönchsgezänk, wie es damals häufig vorkam. Kaiser Maximilian sah schon schärfer und äußerte, man werde bald an die Stelle der überlieferten Heilswahrheiten Privatmeinungen und Narrentheidinge gesetzt sehen. Durch Prierias Vorstellungen von der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes bewogen, ließ Leo Luthern innerhalb sechszig Tagen nach Rom vorladen. Da aber der Kurfürst Friedrich von Sachsen, Luthers Landesherr, die Erlaubniß zu dieser Reise nicht gestattete, sondern verlangte, daß die Untersuchung in Deutschland geführt werde, so gab Leo endlich diesem mächtigen Reichsfürsten nach und wies seinen Legaten am Reichstage zu Augsburg, Kardinal Thomas Kajetanus an, Luthern zu vernehmen. Kajetan, also genannt von seinem Geburtsorte Gaëta, eigentlich Thomas de Vio, war aus dem Orden der Dominikaner, ein gründlicher Scholastiker. Luther erschien vor demselben in Begleitung seines Freundes Staupitz. Der Kardinal empfing ihn freundlich und hielt ihm mit Schonung seine Irrthümer vor; aber Luther wollte allein aus der Schrift, wie er sie selber verstand, überwiesen werden und zwar in Bezug auf solche Lehren, wofür vorzugsweise die Erblehre oder Tradition bürgt. Nachdem Kajetan sich vergebliche Mühe gegeben, ihn von seiner Forderung abzubringen, drang er ernstlich in ihn und verlangte von einem Manne, der über die Glaubensquellen selbst irrige Ansichten äußerte und mit welchem sich nicht weiter disputiren ließ, unbedingten Widerruf. In einer schriftlichen Eingabe an den Kardinal gestand Luther seine Uebereilung und fügte hinzu, er sei geneigt zu schweigen, wenn seine Gegner ein Gleiches beobachteten. Dieses Schreiben blieb unbeantwortet, woraus Luther auf einen üblen Ausgang der Sache schloß. Er hatte also nichts Eiligeres zu thun, als durch einen Notar eine förmliche Protestation aufsetzen zu lassen und Augsburg in der Nacht noch in vollständiger Flucht zu Pferde zu verlassen. Am Ende seiner Klageschrift, die der Notar gleich nach seiner Flucht auf öffentlichem Marktplatze

anschlug, appellirte er von dem übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden Papst. Bald darauf setzte Papst Leo in einer Bulle das Wesen der Ablässe auseinander, verbot allen Widerspruch dagegen und bedrohte die dawider Handelnden mit dem Banne. Luther wird zwar in dieser Bulle nicht genannt, fühlte sich jedoch so getroffen, daß er am 28. November 1518 an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte.

Ein nochmaliger Versuch, Luthern durch Güte zu gewinnen, hatte nur eine vorübergehende Wirkung. Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann und Leo's X. Kammerherr, brachte nach damaliger Sitte dem Kurfürsten von Sachsen das ehrenvolle Geschenk einer geweihten goldenen Rose. Bei dieser Gelegenheit hatte Miltitz mit Luther eine Zusammenkunft in Altenburg (1519), in welcher der gewandte Miltitz durch schmeichelnde Ueberredung Luthern zu dem Versprechen bewog, die Sache sich zu Tod bluten lassen zu wollen, wenn seine Gegner Stillschweigen beobachten würden. Auch sendete Luther ein ehrfurchtsvolles Schreiben an den Papst, worin er sagt: „Ich habe der römischen Kirche zu viel gethan, indem ich die unnützen Wäscher zu hart angetastet; aber ich habe ja dieses allein darum untersucht, daß nicht durch Schande fremden Geizes die römische Kirche, unsere Mutter, befleckt, noch das Volk durch den Ablaß in Irrthum verführt werde." Mit diesem Geständniß scheint es ihm aber nicht ganz Ernst gewesen zu sein, denn er schrieb zu gleicher Zeit an einen Freund: „Ich weiß nicht, ob der Papst nicht der Antichrist sei oder sein Apostel."

Unglücklicherweise wurde aber das ausbedungene beiderseitige Stillschweigen bald gebrochen. Herzog Georg von Sachsen, bewogen durch Eck und in der Meinung, daß eine öffentliche Besprechung Manches aufhelle und überhaupt Gutes stifte, veranstaltete zu Leipzig ein Religionsgespräch (27. Juni bis 15. Juli 1519). Luther hatte zu diesem gelehrten Streite seinen Freund Karlstadt mitgebracht. Eck, sein Gegner, war Luther an Kenntnissen und glänzendem Rednertalent weit überlegen. In den damals gewöhnlichen Disputationen hatte er so oft den Sieg davon getragen, als er daran Theil nahm. Vor einer zahlreichen Versammlung, in Gegenwart

des Herzogs Georg wurde das Religionsgespräch eröffnet. Als Luther die trostlose und alle sittliche Kraft untergrabende Lehre vortrug, daß der menschliche Wille nicht frei sei, folglich auch gleich dem Thiere weder Böses noch Gutes thun könne, wurde er von Eck durch glänzende Beweisführung vom Gegentheil besiegt. Besonders machte auf Luthern die Behauptung Eck's einen verwirrenden Eindruck, daß seine Lehren mit den Lehrsätzen des Wikleff und Huß übereinstimmten, welche zu Konstanz verdammt und als Feinde der Kirche und des Staats betrachtet wurden. Die Hauptpunkte, worüber gesprochen wurde, waren der freie Wille des Menschen, Buße und Ablaß, die Macht des Papstes und das Fegfeuer. Daß man Eck den Sieg zuschrieb, geht deutlich aus der äußerst gastfreien und zuvorkommenden Behandlung hervor, welche die Leipziger demselben fast überall erwiesen, worüber sich Luther gar sehr beklagte. In Folge dieser Disputation erhielt Luther einen nicht minder bedeutenden Gegner als Eck in dem gelehrten Hieronymus Emser, Lehrer des kirchlichen Rechts zu Leipzig. Eck drang bei dem Kurfürsten darauf, Luthers Schriften verbrennen zu lassen; da aber der Kurfürst durch einen Brief des Erasmus wieder zu Gunsten Luthers gestimmt, nicht auf diesen Antrag einging, reiste Eck nach Rom ab. — Um diese Zeit gewann Luther in Philipp Melanchthon (Schwarzerde) seinen bedeutendsten Anhänger. Zu Bretten in der Rheinpfalz geboren (16. Febr. 1497), war er wie sein Onkel und Lehrer Reuchlin ein berühmter Sprachkenner. Noch Jüngling hielt er Vorlesungen über römische und griechische Literatur zu Tübingen mit so ausgezeichnetem Ruhme, daß er einen Ruf auf die damals im Entstehen begriffene Universität Wittenberg erhielt. Hier schloß er ein enges Freundschaftsbündniß mit Luther. Ein Meister in gewandter Darstellung fiel ihm bei der gewaltigen lutherischen Bewegung das Geschäft zu, die Grundsätze der neuen Kirche in eleganter Rede vorzutragen. Melanchthon war weit berechnender und umsichtiger als Luther, während dieser seine jedesmalige Stimmung lebendig und unumwunden in kräftigen Worten aussprach. Sein Streben war, Alles möglichst zu vertuschen, was die inneren Schäden der neuen kirchlichen Genossenschaft aufzudecken irgendwie ge-

eignet war. Man nennt ihn gewöhnlich einen sanften, gemäßigten Mann, was aber nur im Vergleich mit Luther gelten kann. Denn in Melanchthons Character lag ein bitterer, leidenschaftlicher Zug, der sich nicht selten durch Fluchen und Schelten Luft machte.

4. Luther wird von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen.

Obschon durch die Leipziger Disputation gedemüthigt, wuchs bald wieder Luthers Muth, da die mächtigsten Reichsritter sich für seine Sache erklärten. Sie boten ihm ihre Burgen an, wenn er sich in Wittenberg nicht mehr halten könne. Geschützt durch den Adel, gab er in den Jahren 1520 und 21 seine aufregendsten Schriften heraus. In denselben erklärte er sich mit vollem Bewußtsein gegen die Kirche. Sein Lehrgebäude ist in Kürze dieses: Die heilige Schrift ist alleinige Quelle des Glaubens; die menschliche Natur ist durch die Erbsünde völlig verderbt worden und darum der Mensch ganz unfrei; was er thut, ist darum nicht sein, sondern Gottes Werk, im Guten wie im Bösen. Diesen Satz erklärte später Melanchthon auf's deutlichste mit den Worten: „wie die Berufung Pauli, so ist auch der Ehebruch des David und des Judas Verrath das Werk Gottes.“ Nur der Glaube und das Vertrauen, daß Gott die Sünde verzeihe, macht selig. Darum ist auch eine äußere Kirche nicht nothwendig, eben so kein Priesterthum und kein äußerer Gottesdienst. Nur Taufe, Abendmahl und Buße sind Sacramente, können aber durch den Glauben ersetzt werden. Die Schriften, die er in dieser Zeit geschrieben, führen den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Verbesserung,“ „von der babylonischen Gefangenschaft“ und „von der Freiheit eines Christenmenschen.“ In der ersten Schrift griff er Mißbräuche und wesentliche Lehren der Kirche mit gleicher Schonungslosigkeit an. Der geistliche Stand ist hiernach kein besonderer Stand, sondern jeder Christ ist auch Priester. Der Gewalt des Papstes muß Abbruch gethan werden, der Cölibat ist aufzuheben, das kanonische Recht zu vernichten. Durch diese revolutionäre

und demagogische Schrift, die das bestehende Kirchenregiment in seinen Fundamenten angreift, hatte sich eigentlich Luther förmlich von der Kirche losgesagt.

Es war nun nach solchen Vorgängen nicht zu verwundern, wenn Rom endlich ein ernstes Wort in dieser Sache sprach. Es erschien, besonders auf Ecks, Kajetans und Prierias Betrieb, eine Bulle im Jahr 1520, worin einundvierzig Sätze Luthers für ketzerisch erklärt und seine Bücher zum Feuer verdammt werden. Auch sprach dieselbe über Luther den Bann aus, wenn er innerhalb sechszig Tagen nicht widerrufe. Alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten werden in dieser Bulle aufgefordert, sich Luthers und seiner Anhänger zu bemächtigen und sie nach Rom zu schicken. Jeder, der die Bekanntmachung der Bulle hindert, wird mit dem Banne, jeder Ort, der ihm Aufenthalt gewährt, mit dem Inderdikt belegt. Die Bekanntmachung der Bulle hatte bei der damaligen Stimmung in Deutschland mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die noch dadurch vermehrt wurden, daß außer den päpstlichen Legaten Aleander und Carraccioli auch Eck, der für den heftigsten Gegner Luthers galt, mit der Ausführung derselben beauftragt wurde. Die Bulle wurde zu Leipzig und Erfurt mit Koth geworfen und die, welche sie anschlagen wollten, verhöhnt. In Köln, Mainz, Löwen und in anderen Städten dagegen wurden Luthers Schriften verbrannt. In dieser Zeit ging Luther immer weiter in seinen Angriffen auf die katholische Kirche.

In seinen Schriften über die Messe und über die babylonische Gefangenschaft nennt er den Ablaß eine Schalkheit der römischen Schmeichler, das Papstthum sei vom Teufel eingesetzt; er läugnet das Meßopfer und nimmt nur drei Sacramente an, die Taufe, die Buße und das Abendmahl. Miltitz suchte nochmals Luthern zu versöhnen mit der Kirche und seine Gewandtheit brachte es wirklich dahin, daß er an den Papst schrieb, jedoch in einer Weise, die seine damalige gereizte Stimmung nicht ganz beherrschen konnte. Er nennt hierin Leo X. ein Schaf unter Wölfen, einen Daniel unter Löwen, einen Ezechiel unter Scorpionen. Diesen Brief nebst dem Buch über die christliche Freiheit sandte er nach Rom. — Der Kurfürst Friedrich entsprach aber dem in der Bulle gestellten An-

sinnen, gegen Luthern gerichtlich einzuschreiten, nicht, sondern verlangte, daß Luthers Sätze von unparteiischen Männern untersucht und ihr ketzerischer Character aus heiliger Schrift nachgewiesen werde. Friedrich sprach dieses im Geiste des Erasmus von Rotterdam, den er bei Gelegenheit der Erwartung des ankommenden neuen Kaisers Karl zu Köln darüber zu Rathe gezogen hatte. Erasmus sagte hier dem Kurfürsten den bekannten derben Scherz, Luther habe besonders darin gefehlt, daß er dem Papste an die Krone, den Mönchen an den Bauch gegriffen habe. Er setzte dann dem Kurfürsten seine Ansichten über Luthers Sache auseinander, welche aus Haß gegen die Mönche besonders die Dominikaner, die den Humanisten entgegen waren, sehr günstig für Luthern lautete. Unter Anderem erklärt Erasmus die Bulle für erschlichen und der Würde und Milde eines Statthalters Christi ungeziemend. Wie sehr aber Erasmus in seinem Urtheil über Luthers Sache sich geirrt, hat er nachmals selber eingestanden und anders darüber geurtheilt.

Unterstützt von seinem Landesherrn wagte Luther den kühnen Schritt, sich durch eine entschiedene öffentliche Handlung von der Kirche loszusagen. Nachdem er am 17. November 1520 in den stärksten Ausdrücken von dem Papst an ein allgemeines, freies und christliches Concilium appellirt und dieser Appellation eine grobe Schmähschrift „wider die Bulle des Antichrist" beigegeben hatte, zog er am 10. Dezember Morgens frühe um 9 Uhr mit vielen Magistern und Studenten vor das Elsterthor der Universität Wittenberg, wo er auf einem errichteten Scheiterhaufen das kanonische Recht, mehrere Schriften seiner Gegner und zuletzt die Bannbulle Leo X. öffentlich verbrannte. Als er letztere dem Feuer übergab, sprach er die Worte: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer."

5. Der Reichstag zu Worms.

Im Jahr 1520 wurde nach Maximilians Tode Karl V. zum römischen Kaiser gewählt. Der Reichstag, den er im Jahre 1521 zur Besprechung über verschiedene Reichsangelegenheiten zusammenberief, sollte zugleich den kirchlichen Streit

beilegen. Da aber Luther schon mit dem kirchlichen Bann belegt war, so wollte der päpstliche Legat Aleander Luthers persönliches Erscheinen auf dem Reichstage durchaus nicht zugeben, gab jedoch nach, als die Reichsstände einmüthig dieses verlangten. Versehen mit einem kaiserlichen Geleitsbrief erschien endlich Luther am 16. April unter großem Zusammenlaufe des Volkes zu Worms. An den beiden folgenden Tagen erkannte er die ihm vorgelegten Bücher als die seinigen an, wollte aber die darin enthaltenen Irrthümer nicht widerrufen, „es sei denn, wie er sagte, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, denn ich glaube weder dem Papst, noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widersprochen haben, und also mein Gewissen in Gottes Wort befangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." Vergeblich zeigte man ihm, wie widersinnig es sei, sich auf die heilige Schrift und ihre Erklärung nach seinem Sinne zu berufen, um so mehr, da er das Ansehen derselben durch willkürliche Annahme und Verwerfung der einzelnen Bücher unsicher gemacht habe; auch sei es das Merkmal aller Ketzer, sich einseitig auf die Schrift zu berufen. — Auch wendete Luther Gamaliels Worte auf sich an: „Ist dies Werk ein Menschenwerk, so wird es zerfallen, ist es aber aus Gott, so könnt ihr es nicht zerstören." Die lange Dauer eines Instituts kann aber unmöglich ein Beweis seiner Rechtmäßigkeit und Wahrheit sein. Dagegen spricht das Dasein des Muhamedanismus und vieler christlichen Secten.

Der Reichstag entließ nun Luthern, mit dessen hartnäckigem Sinn er vergeblich sich in den Kampf eingelassen und sicherte ihm noch auf 21 Tagen freies Geleit zu. Nachdem der Kaiser öffentlich erklärt, daß er als Beschützer des katholischen Glaubens die Irrlehren Luthers nicht dulden werde und seine Abneigung gegen dieselbe entschieden an den Tag gelegt, wurde über Luther die Reichsacht ausgesprochen und Jedermann geboten, ihn nicht zu hausen, zu höfen, zu äzen, zu tränken,

sondern ihn gefangen an den Kaiser zur Bestrafung auszuliefern. Der Kurfürst Friedrich, für Luthers Leben und Sicherheit besorgt, ließ daher denselben bei seiner Rückreise von Worms nach Wittenberg in der Nähe von Eisenach von vermummten Edelleuten gefangen nehmen und auf das Bergschloß Wartburg bringen. Diese Reichsacht konnte aber der lutherischen Irrlehre kein Ende machen, da dem Reichsrath, welchen Kaiser Karl bei seiner Abreise aus Deutschland als höchste Verwaltungsbehörde in Nürnberg errichtete, fast alles Ansehen und alle Geldmittel abgingen, so daß das vermeintliche Ende erst der Anfang des Streites war.

6. Weiterer Verlauf der sog. Reformation.

Von der Kirche in den Bann gethan und von dem Reiche geächtet, verfolgte nun Luther die gefährliche Laufbahn mit raschen Schritten, die er einmal betreten. Vor Allem suchte er seinen zehnmonatlichen Aufenthalt auf der Wartburg — welche er sein Pathmos nannte — zur Abfassung von Schriften zu benützen, die seine Neuerungen begünstigen sollten. So erschienen nach und nach Schriften über die Beicht, die Klostergelübde, Auslegung der Psalmen, Kirchenpostillen u. s. w. Da nach seiner Ueberzeugung der christliche Glaube nur aus der heiligen Schrift geschöpft werden könne, so beschäftigte er sich besonders mit Uebersetzung dieses heiligen Buches in die deutsche Sprache — ein Unternehmen, das keineswegs neu war, indem die heilige Schrift schon in hundertundsechszig verschiedenen Ausgaben vorhanden war. Da Luther sich rühmte, die Bibel erst unter der Bank hervorgezogen zu haben, so schrieb ihm Zwingli: „Daran thust du doch meines Bedünkens etwas unrecht, denn so man betrachtet, welche uns die heilige Schrift vorgetragen haben, durch das Mittel und Instrument der Sprachen, so mußt du Erasmus zu unsern Zeiten und Valla vor einigen Jahren und den frommen Reuchlin und Pelican erkennen, ohne deren Hülfe weder du, noch Andere nützlich wären. Ich verschone dein hie, lieber Luther, treffentlich, denn du in vielen Schreiben und Sendbriefen, und sonst noch viel stolzer dich gerühmt hast, darum man dich wohl sollte ausstäupen, denn in der Wahrheit, so weißt du wohl, daß zu

der Zeit, da du dich herausstelltest, gar eine große Menge derer war, die in dem Lesen und Sprachen viel geschickter waren, als du."

Die Anhänger Luthers führten unterdessen die neuen Ansichten auf eine stürmische Weise ins Leben ein. Die Augustinermönche in Meißen und Thüringen verließen schaarenweise ihre Klöster und mit ihnen ihre Gelübde*); zu Wittenberg wurde die deutsche Messe eingeführt, die Hostie bei derselben aber nicht mehr emporgehoben, weil ein Mönch die Anbetung des Altarssacraments für Abgötterei erklärte, das heilige Abendmahl wurde unter beiden Gestalten ausgespendet, ohne daß die Empfangenden vorher gebeichtet hatten. Der Wittenbergische Professor Karlstadt ging noch weiter, indem er mit wildem Reformationseifer in die Kirchen eindrang und mit seinen Genossen alle Altäre und Bilder gewaltthätig aus denselben entfernte. Die Kunde dieser willkürlichen und gewaltthätigen Aenderungen gelangte bald auf die Wartburg zu Luthers Ohren. Die Gefahr nicht achtend, in welche er sich durch seine Entfernung von der Wartburg setzte und wider den ausdrücklichen Befehl seines Kurfürsten, eilte Luther hinab nach Wittenberg, predigte daselbst acht Tage in der Stiftskirche gegen den wilden Unfug und beschwor hierdurch, wie durch seine große Entschiedenheit den fürchterlichen Sturm, den noch religiöse Schwärmer wie die Wiedertäufer und an ihrer Spitze Thomas Münzer in Wittenberg und der Umgegend vergrößert hatten. Luther wollte in seinen Predigten, durch welche er mit seinem Freunde Karlstadt gebrochen, nicht eigentlich die Grundsätze, die seine Anhänger befolgten, tadeln, als vielmehr die Art und Weise ihres Reformirens. „Die Liebe, sagte er, soll hierein nicht gestrenge fahren und mit Gewalt abreißen; aber predigen soll man's, schreiben und verkündigen. Ich kann nicht weiter kommen, denn zu den Ohren; in's Herz kann ich nicht kommen." Durch Belehrung sollte also sein Werk unter den Menschen sich verbreiten und nicht durch Gewalt und Sturm, denn „bei solchem Rumor

*) Bernhardi (Feldkirch), Pfarrer zu Kemberg, war der erste verheirathete Geistliche (1521).

sitzet der Teufel hinter der Hölle und denket: O wie sollen nun die Narren ein so feines Spiel machen! Aber dann so geschieht ihm Leid, wenn wir allein das Wort treiben und das allein wirken lassen. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen und wenn die gefangen sind, so muß das Werk hinten nach von ihm selbst zerfallen." — Er hätte sich, sagte er in seinen Predigten weiter, ebenfalls gegen den Papst, die Ablässe und die Papisten mündlich und schriftlich erklärt, ohne Gewalt zu gebrauchen.

So sehr also Luther gegen die gewaltsame Abschaffung der Klostergelübden und der alten gottesdienstlichen Ordnung von der Kanzel herab predigte, so liebte er schon damals weder das eine noch das andere und sprach diese seine Ansichten kurz darauf unumwunden aus. Die Priesterehe nahm er gegen den Erzbischof Albrecht von Mainz in Schutz in einem derben, anmaßenden Briefe, in welchem er sich zum Reformator der Sitten aufwirft und dem zu Halle residirenden Erzbischof droht, „nach bestimmten vierzehn Tagen sein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen zu lassen, wenn nicht kömmt eine gemeine Antwort." Indem er aber die Priesterehe in Schutz nahm, mußte er nothwendig die bindende Kraft der Mönchsgelübde läugnen. „Es sei eben so viel, sagte er über dieselben, ob man zu Gott spreche: ich gelobe dir, daß ich dich mein ganzes Leben hindurch lästern will oder ob man zu Gott spreche: ich gelobe lebenslängliche Armuth oder Keuschheit in der Hoffnung, dadurch selig oder gerecht zu werden; darum sollten solche Gelübde nicht allein zerrissen, sondern auch ernstlich gestraft und alle Klöster von Grund aus zerstört werden."

So verließen denn auch in Kürze Mönche und Nonnen die Klöster und verheiratheten sich; die deutsche Messe mit Auslassungen wurde eingeführt und so der neuen Kirche bald eine von dem alten Gottesdienst völlig abweichende Gestalt gegeben. Man entfernte Vieles, ohne wahrhaft Gutes an seine Stelle setzen zu können. Leo X., allzu sehr in weltliche Händel verwickelt, als daß er seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit den immer wichtiger werdenden kirchlichen Angelegenheiten hätte zuwenden können, starb, noch ehe der Reichstag zu Worms

eröffnet worden war. Sein Nachfolger war der aufrichtige, gelehrte und fromme Hadrian VI. von Utrecht in den Niederlanden, Lehrer des Kaisers Karl V. Bieder und ehrlich glaubte er die traurigen Religionszerwürfnisse in Deutschland dadurch heben zu können, wenn er die wirklichen Mißbräuche der Päpste und der Kirchenbeamten überhaupt aufrichtig eingestehe und deren Verbesserung feierlich verspreche. Eifrig legte nun Hadrian Hand an's Werk, führte vor Allem am römischen Hofe eine bessere Ordnung ein, stellte Manches ab, was die Vorwürfe der lutherischen Gegner hätte begründen können, machte sich aber dadurch eine große Anzahl Feinde in Rom selbst. Nun ließ er durch seinen Nuntius den deutschen Fürsten, die sich zu einem Reichstage in Nürnberg versammelt hatten, eröffnen: Es see grade in gegenwärtigem Augenblicke, wo die Türken mit Heeresmacht Deutschland und die ganze christliche Welt bedrohten, Ruhe und Eintracht nothwendig. Er könne nicht glauben, daß die fromme deutsche Nation durch ein Mönchlein entzweiet und vom wahren christlichen Weg abwendig gemacht werden könne. Die religiöse Freiheit, die derselbe in Anspruch genommen, hebe zuletzt allen Gehorsam auch gegen die Fürsten auf. Es sei ihm nicht unbekannt, daß Gott diese Verfolgung über seine Kirche wegen der Sünden des christlichen Volkes und seiner Priester und Prälaten verhängt habe. Er wolle deßhalb alle Sorge tragen, damit die Mißbräuche entfernt werden, doch könne dieses nur allmälig geschehen."

Statt aber durch seine ehrliche, deutsche Gesinnung zu versöhnen, hatte dieser Schritt des Papstes Hadrian die entgegengesetzte Wirkung. Die Römer sahen hierin eine große Unvorsichtigkeit und einen Mangel an Staatsklugheit; der Reichstag dagegen wurde durch dieses offne Geständniß so kühn, dem päpstlichen Legaten die Unmöglichkeit darzuthun, bei solcher Sachlage gegen Luther einzuschreiten. Zugleich trug derselbe auf ein freies christliches Concilium in einer deutschen Stadt an und setzte an den Papst hundert Beschwerdepunkte auf zu ihrer Abstellung. Hadrian starb voll Kummer über das Mißlingen aller seiner Pläne im Jahr 1523 und hatte zu seinem Nachfolger Clemens VII.

Clemens sandte den Cardinal Campegius in der Eigenschaft eines päpstlichen Gesandten nach Nürnberg, der bei all' seinen Bemühungen, daß die Beschlüsse des Wormser Reichstages gegen die lutherische Partei vollzogen werden sollte, von den Ständen nur die Versicherung erhalten konnte, das Wormser Edikt auszuführen, wenn es ihnen möglich wäre. Dieser unkatholische Reichsabschied von Nürnberg (18. April 1524) veranlaßte den zu Burgos, im spanischen Königreiche Alt-Castilien sich aufhaltenden Kaiser zu einem sehr energischen Schreiben. Dem kaiserlichen Befehle wurde aber von Luther und seiner Partei eine Verachtung sonder Gleichen entgegengesetzt. In einer äußerst leidenschaftlichen, auf den Nürnberger Reichsabschied und dieses kaiserliche Schreiben sich beziehenden Schrift bot er Alles auf, um seinem Zorne Luft zu machen. So hatte Luther, wie vom Papste, sich auch vom Kaiser förmlich losgesagt und suchte nun die religiösen Neuerungen sowohl in Sachsen, wo der schwache Kurfürst keinen Widerstand entgegensetzen wollte und konnte, und in den angrenzenden Ländern zu verbreiten und zu befestigen. In dieser für alle deutschen Katholiken höchst betrübenden Zeit schlossen Oesterreich, Bayern und andere katholische Staaten ein katholisches Bündniß am 6. Juli 1524 zu Regensburg zum Schutze ihres Bekenntnisses.

7. Der Bauernkrieg.

Ist einmal durch gewaltsame Neuerungen die Religion in ihren Grundfesten erschüttert worden, ist das Ansehen ihrer Diener der Verachtung und dem Haß Preis gegeben, so muß es als ganz natürlich angesehen werden, wenn ein unzufriedener Stand nach öffentlicher Zerstörung alles religiösen Gehorsams in blutiger Rache rücksichtslos wie ein seines Dammes beraubter reißender Strom sich Erleichterung und Heil zu verschaffen sucht. So sehen wir auch bald nach Luthers öffentlichem Auftreten im Jahr 1525 den blutigen und schrecklichen Bauernkrieg entstehen, die erste Frucht der sogenannten Reformation. Freilich lag Zündstoff genug in den vielfältigen Bedrückungen, den schweren Frohndiensten, Steuern u. s. w., womit der gemeine Mann von

dem Adel belastet wurde, so daß schon vor Luther der Unwille der Bauern sich hie und da Luft machte, wie die Empörungen am Rhein im Jahr 1502 unter dem Namen „der Bundschuh" und eine andere in Schwaben unter dem Namen „der arme Conrad" bekannt sind. Jedoch wurde die zerstörende Flamme, deren blutrother Schein in allen deutschen Gauen gesehen wurde, aus diesem Zündstoff erst recht durch Luther hervorgerufen.

Seine offene Empörung gegen alles geistliche Regiment, seine maßlosen Schmähungen gegen die Geistlichkeit mußten vor Allem die unter geistlicher Herrschaft stehenden Bauern gegen ihre Herren erbittern. Die religiöse oder evangelische Freiheit, welche Luther mit stürmischem Eifer predigte, verstanden die Meisten auch als eine Freiheit von Frohnden, Zehnten und Bedrückungen. In diesem Sinne sahen die Bauern sogar einen religiösen und ihre Greuel rechtfertigenden Grund zur Empörung. Hiezu kommt noch, daß das Ansehen des Kaisers und der Reichsstände durch die heftigen Volksschriften, in welchen Luther den Kaiser einen Tyrannen nennt, dessen Herrschaft bald zu Ende sein werde, schwer verletzt und aller Gehorsam und jede Ehrfurcht vor weltlicher Obrigkeit zernichtet worden war.

Der Bauernaufstand begann in den Gegenden der Schweiz, wo die Bauern das lebendige Beispiel der Unabhängigkeit vor sich sahen, und verbreitete sich wie ein Lauffeuer über ganz Süddeutschland bis nach Thüringen. Die Schlösser des Adels, die Klöster und Kirchen plünderte und zerstörte der rohe Haufen. Nachdem er den Vorrath der Speicher und Keller geraubt oder gar verschleudert hatte, ließ er seine rasende Wuth an den Bewohnern, den Edelleuten, Pfarrern und Mönchen aus. Verwüstung, Raub und Mord bezeichneten die Spuren der aufrührischen Bauern. Diese Schreckensscenen wurden noch gesteigert durch überspannte lutherische Prediger, wie Heinrich Pfeifer und besonders Thomas Münzer, welcher Gleichheit und Freiheit predigte, und durch fanatisches Gesindel aller Art. Als den Urheber und Beschützer dieser Umwälzung verehrte der tolle Haufen mit Recht Martin Luther. Abgesehen davon, daß Luther durch seine revolutionären

Schriften den Bauernkrieg hervorrief und durch eine eigene Schrift an die Fürsten und sein zweideutiges Benehmen ihn entschuldigte und begünstigte, so geht aus dem Ansinnen, das die Bauern an ihre Herren stellten, klar ihr Zusammenhang mit Luther und seiner Lehre hervor. Sie verlangten nicht eigentlich Abstellung von Abgaben, sondern die freie Wahl oder ungehinderte Annahme lutherischer Prediger und die Freiheit für jeden Bauern, überall das Wort Gottes zu predigen.

Diese Forderung macht den ersten Punkt der in Form einer Vertheidigungsschrift geschriebenen Kriegserklärung aus, welche das Landvolk in Schwaben an die Fürsten richtete.

Diese Auftritte in Deutschland riefen Luther, der allgemein als der Anstifter des Scandals angesehen wurde, zur Erklärung auf. Statt sich seiner aufreizenden Lehren wegen zu entschuldigen oder von einem Mißverständnisse seiner Lehre zu sprechen, statt jetzt zu gestehen, was er später mit betrübtem Herzen bemerkte, nämlich: „ich habe öfters bei mir gedacht, ob man nicht lieber das Papstthum hätte beibehalten sollen, als soviel Aufstand und Unruhe sehen;" nennt er die „blinden Bischöfe, tollen Pfaffen und Mönche" die alleinigen Urheber dieses Unraths und Aufruhrs, weil sie nicht aufhörten, wider das Evangelium zu toben und zu wüthen. „Obschon das Schwert ihnen am Halse sitze, so fährt Luther fort, so glauben sie doch, daß sie im Sattel festsitzen, aber ihr Sturz ist nahe. Thun's diese Bauern nicht, so müssen es andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken; denn er will euch schlagen und wird euch schlagen. Vor Allem sollte man den Bauern die Freiheit lassen, ihre Prediger zu wählen und sollte sie nicht schaden und schinden, weil dieses in die Länge nicht erträglich wäre." Nachdem Luther sonach den Aufstand der Bauern, als hervorgegangen aus dem Eifer für die lutherische Lehre und ihren leiblichen Beschwerungen, gerechtfertigt und hiermit alle Sicherheit des Staats von dem Eigenwillen der Einzelnen abhängig gemacht hatte, so sagt er den Bauern, „wie zwar die Fürsten, welche das Evangelium hinderten und die Leute unerträglich beschweren, verdienet haben, daß sie Gott vom Stuhle stürze, jedoch könnten sie (die Bauern) dieses nur thun, wenn sie ein

gutes Gewissen hätten." Bei Beurtheilung ihres Aufstandes komme es also einzig darauf an, „wie gut Recht und Gewissen ihr habet." Dann ermahnte er sie zum Frieden und zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit und stellte sich selbst als ein Muster des Gehorsams gegen Kaiser und Papst auf. Daß es ihm Ernst mit diesen Worten sei, das glaubten am wenigsten die Bauern, bei welchen er im Ansehen außerordentlich fiel.

Als nun diese Ermahnungen Luthers den schrecklichen Aufstand nicht beschwören konnten, ja derselbe immer schrecklicher und blutiger von Schwaben nach Franken sich heraufzog; als man die Nachricht erhielt, daß die aufrührerischen Bauern den Grafen von Helfenstein zu Weinsberg auf eine schauderhafte Weise ermordet haben, da ließ Luther seine unchristliche, harte Schrift: „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" drucken, worin er die Fürsten aufforderte, keine Barmherzigkeit weiter mit den Bauern zu haben, sondern sie wie tolle Hunde zu erschlagen. Wer von Seite der Fürsten und ihrer Diener in diesem Kampfe umkomme, der sterbe einen seligen Tod. „Seligern Tod kannst du nimmermehr überkommen: denn du stirbst im Gehorsame göttlichen Worts und Befehls und im Dienste der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus den Höllen- und Teufelsbanden."

Dieser Aufruf Luthers an die Fürsten wurde von denselben auf das schrecklichste erfüllt. Nachdem die Bauern nämlich sengend, brennend und mordend das Frankenland durchzogen hatten, wurden sie in mehreren Schlachten von dem Feldherrn des schwäbischen Bundesheeres Truchseß von Waldburg geschlagen. An den Besiegten wurde nun eine unerhörte Grausamkeit ausgeübt. Viele Tausende wurden enthauptet, aufgehängt, gebrandmarkt, einzelner Gliedmaßen, als der Finger und Augen, beraubt. Dieses schreckliche Schicksal der Bauern suchte Luther zu rechtfertigen, indem er bemerkte, „daß man den Bauern allerdings Barmherzigkeit wünschen wolle, die Unschuldigen unter ihnen aber werde schon Gott zu retten und zu bewähren wissen, wie er Lot und Jeremia thät. Thut er's nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt. Zudem sei nicht außer Augen zu lassen, daß in einen Bauern Haberstroh

gehöre, wie nach dem weisen Manne in einen Esel Futter, Last und die Ruthe. Sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen sie die Ruthe, die Büchsen hören und geschieht ihnen Recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen, wo nicht, so gilts hie nicht viel Erbarmens. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen; sie machens sonst tausendmal ärger."

So endete der blutige Bauernkrieg, der für die sogenannte Reformation höchst ungünstige Folgen hatte, indem er den Fürsten Deutschlands in einem schauerlichen Bilde lebhaft die Folgen vor Augen legte, welche Jeder aus Luthers Lehre ziehen konnte.

Besonders muß bemerkt werden, daß die meisten Bauernhaufen von lutherischen Predigern begleitet und angeführt waren. Während nun Erstere die Edelsitze stürmten, Keller und Speicher leerten, gingen Letztere in die Klöster und Kirchen, zertrümmerten die Kreuze und Kirchengefäße, hielten fanatische und revolutionäre Predigten. Solche Anführer der Bauern waren besonders die Anhänger Luthers, Andreas Karlstadt und vor allen der fanatische Gleichheitsprediger Thomas Münzer, der unter allen am meisten dem Aufstande eine religiöse Grundlage und Farbe zu geben versuchte. Es wird darum an seinem Orte sein, das Leben und Treiben dieses Mannes mit wenigen Worten zu berühren.

Thomas Münzer, Pfarrer zu Altstedt in Thüringen, suchte die Gedanken, welche Luther in das Volk gelegt, auf die Spitze zu treiben. Wie Luther, so hielt auch er die heilige Schrift für die einzige Quelle des Glaubens, nur wich er von seinem Meister, derselben reformatorischen Freiheit sich bedienend, darin ab, daß er die Auslegung des göttlichen Wortes von innern Eingebungen und Träumen abhängig machte. Einer seiner schönsten Träume war der eines vollkommenen Reiches Gottes auf Erden, zu dessen Verherrlichung er gleich seinem Geistesgenossen Karlstadt alle Kirchengeräthe zerstörte und überall das Volk in die Waffen rief. Mit Luthern, der vielleicht von Münzers Energie für sein eignes Ansehen nicht wenig fürchten mochte und deßhalb von ihm derb zurechtgewiesen wurde, gerieth er sehr bald in Zwiespalt und bediente sich dann gegen ihn derselben verächtlichen Mittel, die derselbe

gegen seine Gegner gebrauchte. — Seines demagogischen Treibens wegen von der sächsischen Regierung aus Altstedt vertrieben, wählte er die freie Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen zu seinem Aufenthalt. Nachdem er sich hier bald zum alleinigen Machthaber emporgeschwungen, errichtete er einen förmlichen Volksaufstand in Norddeutschland, nach dem Vorbilde des Bauernkriegs in Schwaben und Franken. Seine Sache unterstützte er durch revolutionäre Schriften aller Art, worunter besonders seine Schrift an die Bewohner der Grafschaft Mansfeld wegen ihres äußerst demagogischen Inhalts merkwürdig ist. Den beiden Grafen von Mansfeld gab „der Knecht Gottes wider die Gottlosen mit dem Schwerte Gideon's," wie er sich nannte, zu bedenken, daß Gott sein unverständig Volk erregen könne, die Tyrannen abzusetzen. Dem lutherisch-gesinnten Grafen Albrecht von Mansfeld, an dessen lahme schale Frazen er sich nicht kehre, gibt er auf, in seinem Martinischen (lutherischen) Baurendreck zu schmecken, was der Prophet Ezechiel (37. Kap. 4. V.) sage: „Unterscheide, wie Gott alle Vögel des Himmels fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten, und die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen Hansen, wie in der heimlichen Offenbarung, im 18. und 19, 18. beschrieben ist." Dem Grafen von Mansfeld zu Heldrungen, den er einen elenden dürftigen Madensack, einen schändlichen Staupbesen der Freunde Gottes nennt, kündigt er seinen nahen Sturz vom fürstlichen Stuhle an, wie ihn der ewige lebendige Gott geheißen habe. — Zur Unterdrückung der bald darauf erfolgten allgemeinen, fürchterlichen Empörung zogen die Grafen von Mansfeld und der Landgraf von Hessen bei Frankenhausen ihr Kriegsheer zusammen, tödteten und nahmen viele verführte Bauern in der daselbst stattgefundenen Schlacht gefangen, zerstreuten die Uebrigen und hielten über Münzer und dessen Gehülfen Heinrich Pfeifer Standrecht. Beide wurden zu Mühlhausen, dem Anfang ihres weltlichen Regiments, offentlich enthauptet.

Mitten unter dem unglücklichen Bauernkriege legte Luther die Mönchskutte ab und verheirathete sich mit Katharina von Bora (13. Juni 1525), welche Nonne des Klosters

Nimptschen gewesen war. Melanchthon tadelte diesen unbesonnenen Schritt seines Freundes und Erasmus sagte: „Vielen scheine die Unternehmung Luthers ein Trauerspiel, er aber halte sie für ein Lustspiel, denn Alles endige hier mit einer Heirath."

8. Katholische und protestantische Bündnisse.

Dem katholischen Bündniß zu Regensburg stellten die Lutherischen ein ähnliches Bündniß entgegen, das zu Torgau (1526) zu Stande kam. Der Kaiser war in Kriege verwickelt; die Türken waren in Ungarn eingefallen und bedrohten sogar Deutschland. Die lutherischen Fürsten durften also Trotz bieten. Da wurden nun alle deutschen Stände zu einem Reichstage nach Speier (1529) beschieden, auf welchem der Beschluß gefaßt wurde: „bis zu einem allgemeinen Concil solle jeder Stand in Betreff des Wormser Edicts es so halten, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten könne, und jeder Fürst sich zur schleunigen Hülfe gegen die Türken verpflichten." Auch setzten sie fest, daß die Lutherischen bis zu dem allgemeinen Concil ungefährdet bleiben sollten; jedoch solle nicht gegen das Altarssacrament öffentlich gepredigt, die Messe nicht weiter abgeschafft werden, und wo das Letztere geschehen, doch Niemandem verwehrt sein, Messe zu halten oder zu hören." Gegen diesen milden Beschluß protestirten die Lutheraner und wurden nun Protestanten genannt. Der Kaiser genehmigte diese Protestation nicht, sondern schrieb einen neuen Reichstag nach Augsburg aus, wo er selber beide Parteien anhören und die Eintracht wieder herstellen wollte. Hier (1530) überreichten die Protestanten ihr von Melanchthon abgefaßtes Glaubensbekenntniß, gewöhnlich das Augsburger Bekenntniß genannt. Hinsichtlich des Glaubens wich dieses Bekenntniß vom katholischen ab in der Lehre von der Erbsünde, von der durch den Glauben allein zu erlangenden Rechtfertigung, vom freien Willen, vom Glauben und den guten Werken, von der Verehrung und Anrufung der Heiligen und der Gegenwart Christi im Altarssacrament. Als abzuschaffende Mißbräuche waren bezeichnet die Ausspendung des Abendmahls unter einer Gestalt, die Privatmessen, Cölibat, Mönchsgelübde, Unterschied der

Speisen, Beichte und Kirchenverwaltung. Nach langen Verhandlungen und vergeblichen Versuchen zur Versöhnung erklärte der Kaiser, daß die Protestanten durch unzweifelhafte Gründe der heiligen Schrift widerlegt worden seien und bis zum 15. April des folgenden Jahres Bedenkzeit haben sollten. Er halte sich verbunden, den alten Glauben zu schützen und die katholischen Fürsten erboten sich, den Kaiser mit ihrer Macht zu unterstützen. Gegen die Beschlüsse des Reichstags entstand das protestantische Bündniß zu Schmalkalden (1531). Die Gefahr, in der Deutschland schwebte, von den Türken erobert zu werden, zwang die Katholiken, einen Vertrag mit den Protestanten zu Nürnberg (1532) zu schließen. Aber dieser äußerliche Friede dauerte nicht lange, denn der schmalkaldische Krieg brach nun aus und endete für die Protestanten unglücklich. Während dieses Krieges starb Luther am 18. Februar 1546.

9. Die sog. Reformation in der Schweiz.

Fast zu gleicher Zeit mit Luther (1518) trat in der Schweiz Ulrich Zwingli, zuerst Pfarrer in Einsiedeln, welches er aber wegen seines sittenlosen Lebens verlassen mußte, und dann Pfarrer in Zürich, gegen die katholische Kirche und besonders gegen den Ablaß auf, welchen der Mönch Samson verkündigte. Zwingli sah, wie Luther, die Bibel als die einzige Quelle des Glaubens an. Seine Gemüthlosigkeit und sein oberflächlicher Sinn entfernte alles Geheimnißvolle aus der Religion; die Sacramente sind ihm unwirksame Zeichen der Gnade, die Taufe befreit nicht von der Erbsünde, das heilige Abendmahl ist nur eine Erinnerung an des Herrn Tod u. s. w. Mit Gewalt entfernten Zwingli in Zürich und Oekolampadius in Basel allen Schmuck aus den Kirchen, Altäre, Bilder, Orgeln, und schafften viele ehrwürdige Gebräuche ab. Die katholisch gesinnten Räthe mußten gezwungen den Magistrat verlassen und durften den Gottesdienst in katholischer Weise nicht mehr feiern. Die Wiedertaufe, welche wie in Deutschland so auch hier einige überspannte Köpfe lehrten, wurde bei Todesstrafe untersagt, und Felix Manz, der sie dessenungeachtet lehrte, ersäuft. Der Kanton Bern

folgte bald Zürichs Beispiel und suchte diese religiöse Neuerung sogar mit Waffengewalt einzuführen. Zwingli's Anhänger hießen Zwinglianer oder Reformirte. In dem Haße gegen die katholische Lehre sich gleich, waren doch die Reformirten und Lutheraner in wichtigen Punkten uneinig, namentlich in der Lehre vom heiligen Abendmahle. Das Religionsgespräch zu Marburg, welches die Parteien vereinigen sollte, diente nur dazu, sie noch weiter von einander zu scheiden und gehäßige Streitschriften auf beiden Seiten hervorzurufen. Luther war der Meinung, man müsse gegen die Sacramentirer und Satansdiener, wie er die Reformirten nannte, die äußerste Strenge anwenden. — Der kalte Hohn, mit welchem alle Heiligthümer aus den Kirchen geschafft wurden, so wie offene Gewalt der Reformirten mußten die Katholiken ungemein erbittern. Endlich brach durch das Verbot der reformirten Kantone Bern und Zürich, Lebensmittel in die katholischen Kantone einzuführen, ein förmlicher Religionskrieg aus. In der blutigen Schlacht bei Kappel (1531) verlor der Urheber dieses unseligen Streites, Zwingli, nebst sechshundert Zürichern das Leben. Im Kanton Genf führte der französische Prediger Johann Calvin die Zwingli'sche Neuerung mit Veränderungen ein. Kalt, hochmüthig, rachsüchtig, zum Sektenführer geboren, warf er sich in dieser Stadt zum unumschränkten Herrscher auf. Ein Inquisitionsgericht wachte über die Sitten und Worte der Einwohner. Wer sich seinen Ansichten widersetzte, wurde mit den härtesten Strafen, ja sogar mit der Todesstrafe belegt. So wurden Epiphanes von Nevers, ein abgefallener Bischof, Jakob Grünet und Porrin hingerichtet, Michael Servetus wegen seines Buches über die Dreieinigkeit verbrannt. Die französischen Calvinisten oder Hugenotten zählten bedeutende Anhänger unter den Großen des Landes und übten, gestützt auf die weltliche Macht, große Grausamkeiten aus, zerstörten Kirchen und mordeten die Geistlichen und Gläubigen. So wurden zu Orthez 3000 Katholiken ermordet und an einem anderen Orte zwei- bis dreihundert Mönche getödtet, theils in Brunnen gestürzt, theils lebendig begraben. Diese Greuelscenen und eine Verschwörung gegen den Hof riefen die schreckliche Bar-

tholomäusnacht (den 24. August 1572) hervor. Noch lange wurde Frankreich durch Religionskriege beunruhigt, bis Ludwig XIV. das Edict von Nantes, in welchem die Calvinisten Religionsfreiheit und bürgerliche Gleichstellung erhalten hatten, aufhob (1685), wodurch die Hugenotten sich veranlaßt sahen, in großer Anzahl auszuwandern. — Die lutherische und reformirte Lehre breitete sich in Deutschland und der Schweiz, in Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Norwegen und Ungarn aus und wurde meistens gewaltthätig eingeführt. Dessen zum Zeugniß werden wir im Leben des Kanzlers Thomas Morus die Ursachen und die Art und Weise der Einführung der Reformation in England darstellen. Hier nur noch Einiges über Schweden und Dänemark.

Schweden war bis auf Gustav Wasa (1523) ein Wahlreich. Nach dem Willen dieses Königs sollte es nun ein erbliches, von den Bischöfen und dem Adel unabhängiges Reich werden. Darum wurde die lutherische Lehre mit einer schmachvollen Heuchelei des Königs gegen den Papst, mit Gewalt und Blutvergießen eingeführt. „Nicht eher, sagte Gustav, werde ich mich krönen lassen, bis ich den katholischen Episkopat und mit ihm die Kirche meines Vaterlandes gestürzt habe.“ Die geistlichen Güter wurden eingezogen, die Nonnen zu Wadstena geschändet, der Erzbischof Magnus Knut von Upsala und der Bischof Peter Jakobson von Westerås wurden unter Spott und Hohn hingerichtet, ihre Leichname auf's Rad geflochten.

Da aber nach Vernichtung des katholischen Klerus der neue schwedische Papst die lutherischen Prediger, welche ihm seither als dienstfertige Handlanger gedient hatten, seinen Despotismus fühlen ließ, verschworen sie sich gegen sein Leben, wurden aber für Geld begnadigt.

Auf ähnliche Weise und aus denselben Ursachen wurde die Reformation in Dänemark eingeführt. Der Erzbischof von Lund wurde hingerichtet; jeder katholische Geistliche mußte unter Todesstrafe das Land verlassen. Die Beweggründe zu dieser Reformation gibt Baden in seiner Geschichte des dänischen Reichs ganz richtig an: „In Holstein scheint der stolze

und reiche Adel zeitig eingesehen zu haben, welche Vortheile für ihn daraus fließen würden, wenn durch eine Verbesserung der Kirchenverfassung die vielen schönen geistlichen Güter, Zehnten und übrigen Einkünfte secularisirt würden. Diese Reformation hatte sich unter dem Herzog Friedrich sehr ausgebreitet." Wie hier, so überall. Hugo Grotius, ein Protestant, sagt von Holland: „Empörung und Gewalt hat die Reformation in Holland eingeführt."

Die Mittel, deren man sich zur Einführung der Reformation bediente, liegen vor jedem Forscher offen da, und werden von aufrichtigen Protestanten nicht in Abrede gestellt. Luther selbst gesteht dies ein: „Viele sind gut evangelisch, weil es noch katholische Monstranzen und Klostergüter gibt." (Mathes. in der XII. Predigt Luthers, Kap 137.) — „Jene zornigen Junkerlein, die Fürsten, sind noch die allerbesten Lutherischen, nehmen Geschenke und Baarschaft von Klöstern und Stiftern in Menge, führen die Kleinodien auch zu sich, ohne Zweifel guter Meinung, dieselbigen zu bewahren, und lauern dabei auf die liegenden Güter auch fein." (Luthers Schrift von beider Gestalt des Sacraments. Wittenb. 1528.) — Brochmand (exam. pol. confess. Aug. p. 163.) sagt: „Luther gab den Fürsten die Stifter, Klöster und Abteien, den Priestern gab er Weiber, dem gemeinen Mann die Freiheit — und das that viel zur Sache." Treffend sind die Worte Friedrichs des Großen: „Wenn man die Ursachen der Fortschritte der Reformation auf einfache Grundsätze zurückführen will, so wird man finden, daß es in England die Weibersucht, in Frankreich die Neuerungssucht und in Deutschland die Geldsucht war. In Deutschland war es nicht Luther, sondern die Fürsten und Reichsstände, welche die eigentliche Reformation machten, um ihre Habsucht zu befriedigen und gegen die kaiserliche Oberherrschaft sich aufzulehnen."

10. Urtheile über die Reformation.

Es bleibt uns noch übrig, über die Bedeutung, den Werth oder Unwerth der sogenannten Reformation ein Urtheil zu fällen. Damit wir aber unparteiisch verfahren, wollen wir die Zeitgenossen, Augen- und Ohrenzeugen, und

die Führer der Reformation selber sprechen lassen. Erasmus von Rotterdam sagt in seiner Schrift „Wider diejenigen, die sich fälschlich rühmen, Evangelische zu sein": „Was bringt ihr uns denn Besseres und des Evangeliums Würdigeres? Betrachte jenes evangelische Volk, und siehe, ob man da weniger der Schwelgerei, der Ausschweifung, der Habsucht nachhänge, als die es thun, welche ihr verabscheut. Zeige mir doch den Schwelger, den das gerühmte Evangelium nüchtern, den Unbändigen, den es zahm, den Geizigen, den es mildthätig, den Verläumder, den es herzlich und liebreich, den Schamlosen, den es schamhaft gemacht hätte. Ich aber will dir Viele zeigen, die schlechter geworden sind, als sie waren. — Das öffentliche Gebet ist verworfen, jetzt betet eine große Menge gar nicht mehr. — Die Messe ist abgeschafft, was ist aber Besseres an ihre Stelle gekommen? Ich bin nie in ihre Kirchen gekommen, aber manchmal habe ich sie von der Predigt heimgehen sehen, wie vom Teufel besessen; Zorn und Wuth zeigte sich auf allen Gesichtern, und keiner von Allen erwiederte mir und einigen ehrenhaften Männern, die mich begleiteten, meinen Gruß, als nur ein altes Männlein. So mögen Soldaten zur Wuth entflammt, von der Anrede des Feldherrn in die Schlacht ziehen. Wer sah je in ihren Predigten Einen Thränen vergießen über seine Sünden, an die Brust klopfen oder seufzen? Der größte Theil der Predigt wird mit Schmähungen über das Leben der Priester zugebracht, und wenn man die Wahrheit berichtet, sind sie mehr zur Erregung von Aufruhr, als zur Erweckung der Frömmigkeit geeignet. Die Beicht ist abgeschafft, inzwischen aber beichten die Meisten nicht einmal mehr Gott. Fasten und Abstinenzgebot ist abgekommen, inzwischen aber ergibt man sich dem Trunke, und so sind Manche dem Judaismus entgangen, um Epikuräer zu werden. Die Ceremonien sind mit Füßen getreten, aber ohne Gewinn für den Geist, der vielmehr meinem Urtheile nach wesentlichen Abbruch erlitten hat. Menschensatzungen werden mit anderen menschlichen oder vielmehr unmenschlichen Satzungen vertauscht, nur der Name hat sich geändert, denn man nennt sie jetzt „Gotteswort," übrigens ist die Sache so wenig milder

geworden, daß mehrere Ehrenmänner eine freiwillige Verbannung der neuen, hochgepriesenen Freiheit vorziehen. — So entschlagen sich des Menschenjoches die, die unter dem neuen Evangelium den Nacken beugen. Wahrlich, ich besorge vielmehr, daß die Meisten statt eines schweren Menschenjoches das schwerere des Satans tragen."

Luther, das Haupt der Reformation, sagt: „Jetzt werden unsere Evangelischen siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir, und treiben allerlei Laster. Da Ein Teufel bei uns ist ausgetrieben worden, sind ihrer nun sieben ärgere wieder in uns gefahren, wie das jetzt an Fürsten, Herrn und Edelleuten, Bürgern und Bauern zu sehen, wie sie jetzt thun und sich ohne alle Scheu, ungeachtet Gott und seine Dräuung, verhalten." — „Die Welt wird aus dieser Lehre je länger je ärger. Das ist der leidige Teufel selbst. Wie man sieht, daß die Leute jetzund geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher und ärger sind, denn zuvor unterm Papstthum." — „Unter dem Papstthum waren die Leute mild und gaben gern; aber jetzt, unter dem Evangelio, gibt Niemand mehr, sondern Einer schindet nur den Andern, und ein Jeglicher will Alles allein haben. Und je länger man das Evangelium predigt, je tiefer die Leute ersaufen im Geiz, Hoffart und Pracht, eben als sollte der arme Bettelsack ewig hier bleiben." — „Die Leute halten das Evangelium für eine Bauchlehre, daraus man lerne fressen und saufen. Dieß sind schier aller Menschen Gedanken, von unten an bis oben aus zu rechnen." — In seinen letzten Lebenstagen klagte er bitter über sein „satanisches Zeitalter." „Wir leben, sagt er, in Sodoma und Babylon, Alles wird täglich schlimmer." Zuletzt wurde ihm Wittenberg, die Wiege der Reformation, wegen seiner Irreligiosität und Sittenlosigkeit ganz verhaßt. „Nur weg aus diesem Sodoma! — schrieb er kurz vor seinem Tode seiner Frau. — Ich will umherschweifen und eher das Bettelbrod essen, ehe ich meine armen, alten, letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und verunruhigen will, mit Verlust meiner sauern, theuern Arbeit."

11. Der heil. Ignatius von Loyola. Seine Bekehrung.

In dieser Zeit eines furchtbaren Religionskampfes erhob sich aus dem Schooße der sturmbewegten Christenheit die Gesellschaft Jesu, um die Anfänge der Auflösung gleich in ihrer Quelle zu unterdrücken. Die Jesuiten waren die stärksten Gegner der lutherischen und reformirten Lehre.

Der Stifter dieses berühmten Ordens ist der heil. Ignatius von Loyola. Ignatius wurde 1491 auf dem Schlosse Loyola in der spanischen Provinz Biskaja aus vornehmem Geschlechte geboren. Er war der jüngste von elf Kindern und besaß große Vorzüge des Geistes und des Körpers. Von Natur leutselig und dienstfertig, bemerkte man jedoch an ihm einen Hang zum Zorn, besonders aber eine glühende Sehnsucht nach Auszeichnung und Ruhm. Am Hofe des Königs Ferdinand als Edelknabe erzogen, widmete er sich bald dem Waffendienste und zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch Muth und Tapferkeit aus. Für das Heil seiner Seele war er wenig bekümmert; er lebte nur dem Vergnügen und befolgte die verderbten Grundsätze der Welt. So lebte er bis zu seinem neunundzwanzigsten Jahre, wo ihm Gott über die Nichtigkeit seines Lebens die Augen öffnete und ihn vom irdischen Kriegsdienste zum Dienste und Kampf in der Kirche berief. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen (1521) focht Ignatius mit einem Löwenmuth beinahe allein auf der Mauer. Erst als eine Kanonenkugel ihm das rechte Schenkelbein zerschmetterte, konnte die Festung übergeben werden. Die Franzosen ehrten seine Tapferkeit, ließen ihn verbinden und schickten ihn in einem Tragsessel in das Schloß Loyola. Da das Bein unrichtig eingerichtet war, so ließ er es durch die Wundärzte zum zweitenmale brechen, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben. Doch auch diesmal war die Kur nicht glücklich; unter dem Knie ragte ein Knochen hervor, und da dieses seinen schönen Wuchs entstellte, ließ er den Knochen absägen. Der eine Fuß wurde aber etwas kürzer und Ignatius scheute die Schmerzen nicht und ließ ihn durch eine eiserne Maschine gewaltsam spannen. Doch half diese Marter wenig, er blieb hinkend. Während seiner

Genesung verlangte er Ritterromane zu lesen; allein man gab ihm das Leben Jesu Christi und der Heiligen. Sein Herz wurde tief gerührt, als er las, wie die Heiligen Gewalt gebrauchten, um das Himmelreich an sich zu reißen und es entstand in ihm der Entschluß, ihnen nachzufolgen. Allein dieser Entschluß kostete ihn einen schweren Kampf; sein sinnliches und ehrgeiziges Herz wollte nicht mit der Welt brechen. Er behandelte nun seinen Körper mit der größten Strenge, stand jede Nacht auf, um in der Dunkelheit und Stille seine Sünden zu beweinen und schwur Jesus und seiner gnadenreichen Mutter ewige Treue. Nach seiner Genesung begab er sich in die berühmte Benedictinerabtei Montserrat, ungefähr eine Tagreise von Barcelona entfernt. In dem Dörfchen am Fuße des Berges, worauf das Kloster lag, schenkte er seine reiche Kleidung einem Armen und kaufte sich ein Pilgerkleid. So kam er in's Kloster, durchwachte weinend und betend die ganze Nacht vor dem Altare der heilgen Jungfrau, beichtete einem im Rufe der Heiligkeit stehenden Mönche unter vielen Thränen die Sünden seines ganzen Lebens, empfing darauf die heilige Kommunion und verpflichtete sich durch ein Gelübbe zur beständigen Keuschheit. Zum Zeichen, daß er dem weltlichen Kriegsdienst auf immer entsage, hing er seinen Degen an einen Pfeiler der Kirche und reiste als armer Pilger nach Manresa, wo ein Dominikanerkloster und ein Hospital für Pilgrime und Kranke sich befand. Er begab sich in dieses Spital und führte darin das Leben eines Büßers. Er fastete die Woche hindurch bei Wasser und Brod, ausgenommen an Sonntagen, wo er einige gekochte Kräuter mit Asche aß. Seinen Leib züchtigte er durch einen eisernen Gürtel, durch ein härenes Bußkleid und durch Geißelhiebe. Des Nachts wachte er betend und weinend, des Tags über bettelte er Almosen unter Spottreden und Beschimpfungen der Kinder. Alles duldete er mit Freuden, um Gott durch ein demüthiges, bußfertiges Leben zu versöhnen. Bald aber erkannte man in dem sonderbaren Manne den berühmten Ignatius und nun verbarg er sich in einer Höhle in der Nähe der Stadt, wo er in den strengsten Bußübungen die Welt und ihre Lust bekämpfte. In dieser Einsamkeit er-

leuchtete ein höheres Licht seinen Geist und enthüllte ihm die geheimnißreichen Wahrheiten der Religion. An kriegerische Vorstellungen gewöhnt, dachte er sich Christus als einen großen Feldherrn, der gegen die Feinde der Ehre Gottes zu Felde zieht, und die Menschen unter seine Fahne ruft. So entstand in ihm der Gedanke, eine Schaar von Männern zu bilden, deren Haupt und Anführer Jesus, deren Wahlspruch „zur größeren Ehre Gottes," deren Ziel und Ende das Heil der Menschen wäre. Unter diesem Bilde stellte sich Ignatius von Anfang an die Gesellschaft Jesu vor. Nachdem er selber den Weg des Heils betreten, entstand in ihm das glühende Verlangen, die Sünder zu bekehren. Zu diesem Entzwecke verfaßte er seine „geistlichen Uebungen," jenes merkwürdige Buch, das nach dem Urtheil des heil. Franz von Sales mehr Sünder bekehrte, als es Buchstaben enthält. Da Ignatius damals, als er dieses Buch verfaßte, noch ohne alle wissenschaftliche Bildung war, so urtheilte man, daß die Einsicht und das Licht ihm vielmehr von Oben gegeben, als durch eigene Anstrengung erworben worden ist. Es enthält dieses Buch ohne alle gelehrte Ordnung kurze Vorschriften über das Gebet, über andere Werke des Heils und das innere Leben der Christen. Es beginnt mit einer Betrachtung über das Ziel und Ende des Menschen, zeigt das Nichtige aller irdischen Dinge und daß man nur Gott und seinen heiligen Dienst lieben soll. Darauf folgen Betrachtungen über den Abfall von Gott durch die Sünde, über die ewige Strafe und die letzten Dinge. Darauf wird Jesus, als der einzig wahre Weg zum Leben gezeigt. Nun schildert er das Leben, Leiden und Sterben Jesu und zeigt uns die Pflicht, dem Heiland gleichförmig zu werden durch die drei Stufen der Demuth, durch die Betrachtung über die Geheimnisse des Lebens Jesu, durch eine gottselige Standeswahl und die Erfüllung der damit verbundenen Pflichten. Ignatius stellt sich das Reich Jesu Christi unter dem Bilde eines irdischen Königs vor, der seine Unterthanen zum Krieg aufruft, um die Länder der Ungläubigen seinem Scepter zu unterwerfen. Wer mit in diesen Krieg ziehen will, muß mit dem König die Mühesale theilen, um des Sieges theilhaftig zu werden. Die Fahne des Erlösers

flattert, unter ihm seine Getreuen; aber es erscheint auch die Fahne des Lucifer mit seinen Dienern. — Die geistlichen Uebungen des heil. Ignatius erschienen 1548 zu Rom im Drucke und Papst Paul III. gab ihnen folgendes ehrenvolle Zeugniß: „Nach unserer sicheren Kenntniß billigen und loben wir die genannten Uebungen und alles und jedes, was in ihnen enthalten ist, und nehmen sie durch gegenwärtige Schrift in Schutz; alle und jede Christgläubigen beiderlei Geschlechts, wo immer sie wohnen, im Herrn auf das dringendste ermahnend, daß sie mit Andacht von so frommen Lehren und Uebungen Gebrauch machen, und sich durch dieselben unterrichten lassen wollen."

Nachdem er zehn Monate zu Manresa sich aufgehalten hatte, unternahm er eine Reise in das heilige Land, um die Muhamedaner zu bekehren. Ohne Begleiter, ohne menschliche Hilfe, bettelnd und fastend gelangte er nach Jerusalem. Es war der 4. September 1523, wo er weinend und betend am Grabe des Erlösers knieete. Da ihm aber der Franziskaner-Provinzial die Erlaubniß zur Mission nicht gab, kehrte er nach Barcelona zurück.

12. Ignatius studirt und legt den Grund zur Gesellschaft Jesu.

Ueberzeugt, daß er ohne gelehrte Bildung an dem Heil der Sünder nicht erfolgreich wirken könne, ging Ignatius, dreiunddreißig Jahre alt, mit den Knaben in die lateinische Schule. Es kostete ihn große Ueberwindungen, seinen Verstand unter das Joch der grammatischen Regeln zu beugen und das Erlernte bei seinem beschaulichen Leben zu behalten. Neben dem Studium der Grammatik vergaß er seine ascetischen Uebungen nicht. Besonders fand er eine kräftige Seelenspeise im Lesen der Nachfolge Christi. Nach zwei Jahren bezog er die Universität Alcala, wo er fleißig studirte, Sünder bekehrte und den Kindern den Katechismus erklärte. Sein Streben aber wurde vielfach verkannt; er wurde der Ketzerei beschuldigt und mußte sogar zweiundvierzig Tage in einem Kerker zubringen. Auf den Rath des Erzbischofs Fonseca von Toledo begab sich Ignatius nach Salamanca, wo er

Unterricht im Glauben ertheilte, Sünder bekehrte und zu den Füßen der Meister dieser berühmten Hochschule saß. Neue Leiden erwarteten ihn hier; er wurde als ein verdächtiger Mensch zweiundzwanzig Tage ins Gefängniß gelegt, dann aber entlassen und für unschuldig erklärt. Jetzt faßte Ignatius den Entschluß, Spanien zu verlassen und seine Studien auf der berühmten Universität Paris fortzusetzen. Er kam 1528 nach Paris, mußte, da ihm sein Geld gestohlen wurde, wieder von Almosen leben und, indem er selber den Wissenschaften mit großer Anstrengung oblag, arbeitete er an dem Seelenheil seiner Mitschüler, von welchen er einige, die sich durch Geist, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichneten, zu seinen frommen Zwecken gewann. Diese waren: Peter Faber aus Villaret in Savoyen, Franz Xaver, ein Edelmann aus Navarra, die Spanier Jakob Lainez, Alfons Salmeron, Nikolaus Bobadilla und der Portugiese Rodriguez. Dies waren die Erstlinge der Gesellschaft Jesu. Sie betrieben nun mit allem Fleiße ihre Studien und hatten die Absicht, nach Vollendung derselben, nach Palästina zu wandern, um dort das Evangelium zu predigen, oder, wenn dieses unmöglich, dem Papste ihre Dienste anzubieten. Um sich durch ein festes Band mit einander zu verbinden, versammelten sie sich am Feste Mariä Himmelfahrt 1534 in der unterirdischen Kapelle zu Montmartre, wo der Sage nach der heil. Dionysius, der Apostel Frankreichs, enthauptet worden ist. Peter Faber, der bereits die Priesterweihe empfangen, las die heilige Messe, in welcher sie vor Empfang der heiligen Kommunion das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams ablegten und sich zugleich verbindlich machten, für ihre Amtsverrichtungen nichts anzunehmen. Um seine Gesundheit herzustellen, sollte Ignatius, auf den Rath der Aerzte, die heimathliche Luft einathmen. Er ermahnte daher seine Genossen zur Ausdauer in ihren Gesinnungen, gab ihnen Peter Faber zum Vorsteher und reiste 1535 nach Spanien. Sein Bruder bat ihn, im väterlichen Schlosse seine Wohnung zu nehmen; allein er wählte das Spital zu Azpetia zu seinem Zufluchtsorte. Beim Anblicke jener Orte,

wo er ein leichtfertiges Leben geführt, verdoppelte er seine Bußwerke. Er predigte unter freiem Himmel, da die Kirche die Zuhörer nicht fassen konnte, und theilte von seinem Vermögen reichliche Almosen. Unterdessen hatte die Genossenschaft zu Paris drei neue Jünger erhalten: Claudius le Jai aus Annecy in der Diöcese Genf, Johann Coduri und Paschasius Broet, beide aus Frankreich. Wie verabredet, traf Ignatius mit seinen Freunden im Januar 1537 zu Venedig zusammen. Sie empfingen hier mit Erlaubniß des Papstes die Priesterweihe und erwarben sich durch den Unterricht der Unwissenden, die Pflege der Kranken, den Beistand der Sterbenden die Bewunderung und Liebe des Volkes. Ihre Reise nach dem heiligen Lande mußten sie aber wegen des Türkenkrieges aufgeben. Ignatius, Faber und Lainez begaben sich nach Rom, um sich dem Papste zur Verfügung zu stellen; die übrigen aber predigten in den Städten Italiens, besuchten die Universitäten, um ihre Zahl zu mehren. Wenn man sie fragte, welchem Orden sie angehörten, antworteten sie: „Wir sind unter der Fahne Jesu Christi vereinigt, um gegen die Irrlehrer und Laster zu kämpfen, wir bilden die Kriegsschaar, die Gesellschaft Jesu." Auf seiner Reise nach Rom besuchte Ignatius mit seinen Gefährten eine alte Kapelle und empfahl Gott seine werdende Gesellschaft und ihre Ankunft in Rom in brünstigem Gebete. Da sah er in einer Erscheinung Gott den Vater, der ihn seinem Sohne vorstellte. Jesus Christus aber, mit dem Kreuze beladen, sprach zu ihm: „Zu Rom werde ich euch gnädig sein."

13. Die Gesellschaft Jesu wird vom Papste bestätiget.

Es war im Oktober des Jahres 1538, als Ignatius mit seinen Gefährten nach Rom kam. Die katholische Kirche war durch die Lehre eines Luther, Zwingli und Calvin auf's tiefste erschüttert. Mehrere Staaten Deutschlands, die Schweiz und England hatten sich von ihrer Gemeinschaft losgesagt. Frankreich, Oberitalien, ja sogar das römische Gebiet waren bedroht. Der Sturm, den Mönche erregten, wurde leider von den Fürsten freudig begrüßt. Neid gegen die

Macht der kirchlichen Oberhirten, Habsucht, die in den reichen Kirchen und Stiftern ihre Befriedigung erwartete, und andere Leidenschaften, wie bei König Heinrich VIII. von England, hatte den Verstand der Mächtigen der Erde verblendet. Man vergaß, daß die Menge nach der Untersuchung der Religion die Rechte der Fürsten untersuchen werde, daß die Waffen, welche die Monarchen dem Volke gegen das Ansehen der Kirche in die Hände geben, sich später auch gegen die Monarchie wenden können. Da aber das Verderbniß im Heiligthum der Kirche den Sektirern die furchtbarsten Waffen in die Hände gab, so hatte Papst Paul III. im nämlichen Jahre, als Ignatius mit seinen Gefährten nach Rom kam, vier Kardinäle und fünf andere tugendhafte und gelehrte Prälaten zu einer Commission ernannt, welche die Wunden der Kirche untersuchen und Heilmittel dagegen angeben sollten. In dieser Zeit kamen Ignatius, Faber und Lainez nach Rom, warfen sich zu den Füßen des heiligen Vaters und boten ihm ihre Dienste an. Paul III. empfing sie mit Freuden und ernannte Faber und Lainez zu Lehrern an der Universität zu Rom, Sapienza genannt. Faber hatte die Glaubenslehre, Lainez die Erklärung der heil. Schrift vorzutragen. Ignatius dagegen unternahm unter dem Ansehen des apostolischen Stuhls an der Verbesserung der Sitten durch Geistesübungen und christlichen Unterricht zu arbeiten. Auf einer Reise nach Monte Casino gewann Ignatius in dem Spanier Franziskus Strada einen neuen Jünger. Zu Anfang des Jahres 1539 kamen die übrigen Jünger nach Rom. Ignatius eröffnete ihnen, daß es nun Zeit sei, für ihre Gesellschaft Gesetze zu entwerfen und dieselben der Kirche zur Bestätigung vorzulegen. Unter Anrufung des heiligen Geistes einigten sie sich dahin, daß sie zu den drei Gelübden der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams gegen den Oberen noch das vierte Gelübde hinzufügten, überall hinzugehen, wohin sie der Statthalter Jesu Christi schicke. Das Gelübde der Armuth bezog sich aber nur auf die einzelnen Glieder, die Gesellschaft selbst durfte Vermögen und Einkünfte besitzen. Unterdessen predigten die Jünger in den verschiedenen Kirchen Roms mit so außerordentlichen Erfolgen, daß bald die ganze Stadt ein

anderes Aussehen bekam. Dem Ruhme der Gesellschaft folgte aber, wie allen großen Unternehmungen, der häßliche Neid auf dem Fuße. Man beschuldigte Ignatius der Zauberei und Ketzerei, und obschon davon freigesprochen, blieb doch als Folge der Verläumdung Mißtrauen im argwöhnischen Herzen des Volkes. Da brach im strengen Winter des Jahres 1539 eine schreckliche Theuerung aus. Ignatius und seine Gefährten, selber von Almosen lebend, bettelten für die ausgehungerten Armen. Sie trugen sie in ihre Wohnung, sorgten für Obdach, Betten und Brod und gewannen durch ihre Aufopferung wieder das vollkommene Vertrauen des Volkes. Nun legte Ignatius die Gesetze seiner Gesellschaft dem Papste zur Genehmigung vor. Allein neue Proben ihrer segensreichen Wirksamkeit waren nothwendig, um die Ansicht einiger Kardinäle, keine neue Orden zu gründen, zu besiegen. Die Jünger gehen nach Oberitalien, halten Missionen in den von der neuen Irrlehre bedrohten italienischen Städten, dämpfen die Irrlehren, stiften dort Frieden, stärken die Geistlichen und zwei, Rodriquez und Franz Xaver, gehen nach Portugal, um in Indien den Glauben zu predigen. Das eifervolle Wirken dieser Männer besiegte zuletzt jeden Widerstand und Papst Paul III. bestätigte durch eine Bulle vom 27. September 1540 die Gesellschaft Jesu und ihre Gesetze. Ignatius wurde zum General des Ordens gewählt und übernahm nach langer Weigerung am Osterfeste 1541 die Leitung der Gesellschaft. Darauf legte er dem Statthalter Christi das Gelübde des Gehorsams ab und empfing dasselbe Gelübde von seinen Jüngern.

14. Die Gesetze der Gesellschaft Jesu.

Die Gesetze der Gesellschaft Jesu sind von Ignatius selbst verfaßt und erschienen 1558 zu Rom im Drucke. Als Hauptzweck des Ordens wird darin die Verbreitung der größeren Ehre Gottes ausgesprochen. „Alles zur größeren Ehre Gottes," war der Wahlspruch des heil. Ignatius. Dieser Endzweck sollte dadurch erreicht werden, daß die Gesellschaft durch Predigen, Katechisiren, Bekämpfung der Ungläubigen und Ketzer, durch Beichthören, vorzüglich aber durch Unterricht der Jugend für das Heil der Mitmenschen, und

durch innerliches Gebet, Gewissenserforschung, Lesen ascetischer Bücher und öfteren Empfang der heiligen Sacramente für das eigene Heil arbeite. Ignatius schrieb kein besonderes Ordenskleid vor, die Kleidung der Weltgeistlichen sollten auch seine Jünger tragen, jedoch dazu nicht verpflichtet sein. Hinsichtlich der Wohnung, Nahrung und überhaupt des äußeren Lebens sollten sie sich nach der gewöhnlichen Sitte richten. Für die stets thätige Kriegsschaar Jesu konnte das gewöhnliche Mönchsleben, das Stillschweigen, die Einsamkeit, der Chor bei Tag und Nacht nur hindernd sein. Bußwerke schrieb nicht die Regel, sondern der Beichtvater vor. Nur körperlich Gesunde und geistig Begabte wurden in den Orden aufgenommen. Während des zweijährigen strengen Noviziat mußten alle Studien unterbleiben. Nur die Uebungen der Frömmigkeit beschäftigten den neuen Jünger. Nach diesem Noviziat beginnen die Studien, womit jedoch Uebungen der Frömmigkeit verbunden sind. Dann folgte ein einjähriges zweites Noviziat, wo die Novizen im Predigen, Katechisiren und Unterricht sich übten. Nur auserwählte Glieder des Ordens wurden zur Ablegung des vierten Gelübdes, des unbedingten Gehorsams gegen den Papst hinsichtlich der Missionen zugelassen. Man nannte sie Professen und aus ihnen wurden die Vorsteher und der General des Ordens gewählt. Die höchste Gewalt übte der General zu Rom mit seinen Assistenten aus. Diese Assistenten, sechs der Zahl nach, waren erfahrene und erprobte Männer aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Polen, welche auf der Generalversammlung gewählt werden. Der General wird auf Lebenszeit gewählt. Er hat das Recht, die Vorsteher der Provinzen und verschiedenen Ordenshäuser zu ernennen, empfängt alle drei Jahre ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Ordensglieder, ihrer Talente und Fortschritte und unterhält mit den Provinzialen einen lebhaften Briefwechsel, so daß er von Allem, was den Orden freudig oder traurig berührt, die vollkommenste Kenntniß hat. Die große Gewalt des Generals bezieht sich aber nur auf die alten Gesetze, neue kann er nur mit Genehmigung der Generalversammlung geben. Auch ist dem General ein Admonitor (Ermahner) beigegeben, der

mit Ehrfurcht und Mäßigung ihm Vorstellungen machen kann. Auch hat die Gesellschaft das Recht, in wichtigen Fällen den General abzusetzen. Wir sehen hieraus, daß diese Gesetzgebung den Grundsatz der zweckmäßigen Gewalt bis zu den äußersten Gränzen ausdehnt, ohne jedoch der tyrannischen Willkür freien Spielraum zu lassen. Wir sehen ferner, daß der Jesuitenorden, als der vollkommenste Gegensatz des Protestantismus, der die Einheit der Kirche, die Macht des Papstes und den Gehorsam des Glaubens bestreitet, sich den unbedingtesten Gehorsam gegen den Papst, den Mittelpunkt der Kirche, als sein Lebenselement erwählte. Darin liegt auch der tiefste Grund des Hasses, womit alle der Kirche abgewandten Geister gegen die Gesellschaft Jesu zu allen Zeiten erfüllt waren. Die Jesuitenfeinde haben von Anfang an Calvins Grundsatz befolgt, daß man die Jesuiten, wenn man sie nicht tödten oder verjagen könne, jedenfalls durch Lügen und Verläumdungen unterdrücken müsse. Religions- und Geschichtsbücher, Romane und Zeitungen haben dieses schmachvolle Amt geübt bis zur Stunde. So kommt es, daß man die abentheuerlichsten Vorstellungen von den Jesuiten hat; man denkt sich unter ihnen sehr schlaue, heuchlerische Menschen, denen kein Mittel zu schlecht ist, sobald es zur Erreichung ihrer Absichten ihnen zweckmäßig erscheint.

Bei strenger Festhaltung des katholischen Glaubens ließ der Orden seinen Mitgliedern den freiesten Spielraum in Schulmeinungen. Es wurden daher auch von einzelnen Jesuiten Ansichten aufgestellt, welche vom Orden selbst wieder mißbilligt und deren weitere Vertheidigung geradezu untersagt wurde. Man darf daher die von einzelnen Jesuiten vorgetragenen Meinungen nicht dem ganzen Orden zuschreiben, zumal sie von demselben öffentlich und feierlich verworfen wurden. Die auffallenden Lehrsätze, die einzelne Jesuiten aufstellten, aber damals auch von Priestern anderer Orden behauptet wurden, benützten nun die Todfeinde der Jesuiten, um sie im gehäßigsten Lichte darzustellen. Selbst der ungläubige Voltaire, der, obschon von Jesuiten erzogen, doch ihr größter Feind war, tadelt das unehrliche Benehmen der Jesuitenfeinde, indem er sagt: „Man schrieb auf eine geschickte Weise der

ganzen Gesellschaft die ausschweifenden Meinungen einiger spanischen und flandrischen Jesuiten zu. Man hätte dergleichen auch gar leicht bei den Casuisten aus dem Dominikaner- und Franziskanerorden auffinden können: aber es waren die Jesuiten allein, welchen man an den Kragen wollte. Ich kann behaupten, daß nichts Widersprechenderes, Ungerechteres und Schändlicheres für das Menschengeschlecht gefunden werden könne, als wenn man sie einer lockeren Sittenlehre zu beschuldigen sucht."

Die Meinung, daß man den Landesherrn wegen seiner Tyrannei umbringen dürfe, beschäftigte schon lange vor den Jesuiten die Gelehrten, und namentlich war es Johann Petit, Doctor der Pariser Universität, der ums Jahr 1408 die Erlaubtheit des Tyrannenmordes behauptete. Wenn nun einzelne Jesuiten, wie Mariana, diese Lehre mit vielen Einschränkungen vertheidigten, und man diese abscheuliche Lehrmeinung mit allem Grunde als unchristlich verwirft, so darf dabei nicht übersehen werden, daß solche Meinungen theilweise in den Mängeln der scholastischen Lehrart ihren Grund haben, daß sie von vielen Gelehrten vor und nach den Jesuiten vorgetragen wurden, daß also die Jesuiten nicht die Erfinder und alleinigen Lehrer der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes sind, und besonders, daß ihre Ordensgenerale dieselbe verworfen und auch nur die entfernteste Beziehung darauf auf das strengste verboten haben. Nicht weniger unrecht wäre es, dem Jesuitenorden diese Lehre zuschreiben zu wollen, als wenn man den Protestanten die Billigung des Tyrannenmordes zum Vorwurfe machen wollte, weil Beza und Melanchthon diese Lehre vertheidigten und Luther geradezu zum Fürstenmorde aufgefordert hat, indem in seinen Werken (Jenaer Ausgabe. Band VII. S. 278) zu lesen ist: „Kaiser Karl V. ist keineswegs zu leiden, sondern soll mit dem Papste von männiglich erschlagen werden.—Karl V., der rasende Narr und Bluthund, den man mit Stangen und Spießen hätte todtschlagen sollen u. s. w." — Warum man aber die Lehrmeinungen einzelner Jesuiten zur Verdächtigung des ganzen Ordens benützt, das hat Feller treffend bezeichnet: „Euer Verbrechen ist, wahre oder vermeintliche Rechte gegen wirkliche Tyrannen

geltend gemacht zu haben, da es hingegen das Verdienst der Philosophen ist, ihre Trugschlüsse gegen weise und gerechte Fürsten zu richten. Ihr Unvorsichtigen! da ihr eine vielleicht irrige Behauptung aufstelltet, respektirtet ihr zugleich noch die alten Wahrheiten des Glaubens. Ihr waret Christen. Sehet, das verzeiht man euch nicht. Warum fügtet ihr der Lehre vom Tyrannenmorde nicht auch den Unglauben an Gott bei? Man hätte euch dann als Orakel der Politik ausposaunt."

Die segensreiche Thätigkeit des Ordens in Deutschland, wo derselbe den Fortschritten des Protestantismus Einhalt gebot, werden wir in dem Leben des ehrwürdigen Canisius schildern. In dem Leben des heil. Franz Xaver aber wollen wir ein Bild der Missionsthätigkeit des Jesuitenordens unter den Heiden entwerfen. Es bleibt uns daher noch übrig, die ehrenvolle Theilnahme des Jesuitenordens an der letzten allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient, die letzten Lebensjahre und den Tod ihres Stifters und die Schicksale des Ordens bis auf unsere Zeit zu erzählen.

15. Das Concil von Trient.

Luther und seine Anhänger hatten sich wiederholt auf das Urtheil der gesammten Kirche, einer allgemeinen Kirchenversammlung berufen. Am 13. Dezember 1545 wurde endlich die längst gewünschte Kirchenversammlung zu Trient, einer Stadt Tyrols, eröffnet. Es ist dieses die letzte, die berühmteste und wichtigste allgemeine Kirchenversammlung und dauerte, die Unterbrechungen mitgerechnet, achtzehn Jahre. Der Papst hatte seinen Gesandten die Jesuiten Lainez und Salmeron als Theologen des heiligen Stuhles mitgegeben; Lejay vertrat die Stelle des Bischofs von Augsburg. Obschon sich dieselben durch Klugheit und Gelehrsamkeit auszeichneten, so hielt es Ignatius doch für nothwendig, sie durch seinen Rath gegen die Gefahren des Ehrgeizes zu schützen. „Im Allgemeinen wünsche ich," so lauten die schriftlichen Verhaltungsregeln des heil. Ignatius, „daß ihr in Verwaltung eures Amtes drei Stücke vor Augen haltet: erstlich im Concilium selbst die größere Ehre Gottes und das allgemeine Wohl der Kirche; außer dem Concilium aber auf dieselbe Art und Weise am

Heile der Nächsten zu arbeiten, welche ich früher beobachtet, und von der ich ganz vorzüglich große Früchte erwarte; drittens endlich die Sorge für eure eigene Seele, damit ihr nicht etwa euch selbst vernachläßiget, sondern vielmehr mit großer Sorgfalt und beständigem Fleiße alle Tage euch tauglicher zu machen suchet, die euch auferlegten Pflichten zu erfüllen. — Im Concilium seid nicht zu rasch, das Wort zu nehmen, vor allem aber umsichtig und liebevoll, besonders wenn man über Geschäfte berathschlagt; im Anhören seid aufmerksam und ruhig, und bemüht euch, nicht nur den Sinn der Worte, sondern auch die Neigung und Absicht derer, Die reden, wohl aufzufassen, damit ihr desto leichter einsehet, ob es nützlicher ist zu antworten oder zu schweigen. Wenn Streitfragen behandelt werden, müsset ihr die Gründe für beide Theile vorlegen, damit ihr nicht an eurer Meinung hartnäckig zu halten scheinet, und euch stets nach Kräften bemühen, daß Niemand durch das, was ihr saget, gekränkt oder zum Unwillen gereizt werde. Berufet euch für das, was ihr vorbringt, niemals auf das Ansehen eines noch Lebenden, am wenigsten auf eine Person von hohem Stande, es sei denn, daß ihr Alles lange und wohl bedacht hättet, damit ihr gegen alle billig, aber von Niemand abhängig seid. Wenn die Sachen, über welche man streitet, der Art sind, daß sie euch zu reden verpflichten, so müsset ihr mit großer Ruhe und Bescheidenheit euere Meinung vortragen. Endlich müßt ihr wohl überzeugt sein, daß es für die Behandlung der Lehren, seien sie durch menschlichen Fleiß ersonnen, oder durch göttliche Offenbarung eingegeben, von der größten Wichtigkeit ist, sie Punkt für Punkt bedachtsam und ruhig zu entwickeln, nicht aber flüchtig und obenhin zu besprechen. Ihr müsset also die Art der Unterredung nicht nach eurer Muße und Bequemlichkeit, sondern nach dem Nutzen und der Beschaffenheit Dessen bestimmen, mit welchem ihr zu thun habt, damit er dorthin gelangen könne, wohin Gott ihn leiten möchte. — Außer dem Concilium aber müsset ihr nichts unterlassen, wodurch ihr euch um den Nächsten verdient machen könnt, vielmehr Gelegenheit suchen, zu predigen, Beicht zu hören, die geistlichen Uebungen zu geben, die Kinder zu unterrichten und die Kranken in den Spitälern zu besuchen,

damit die Gnade des heiligen Geistes um so reichlicher über das ganze Concilium komme, je eifriger diese Werke der Demuth und Liebe sie herabrufen. In euren Predigten berührt keinen der Punkte, über welchen die Protestanten mit den Rechtgläubigen streiten, sondern dringet einzig und allein auf die Besserung des Lebens und auf den Gehorsam gegen die katholische Kirche. Jedoch müsset ihr oft, besonders am Ende der Predigt und Christenlehre der Kirchenversammlung erwähnen und das Volk ermahnen, für dieselbe zu beten. Im Beichthören verhaltet euch so, als würde, was ihr dem Beichtkinde in's Ohr sagt, von den Dächern verkündigt werden, und geht deßhalb niemals ohne Versammlung des Gemüthes in den Beichtstuhl. Als Buße schreibet Gebete für den glücklichen Ausgang des Conciliums vor. Wenn ihr die geistlichen Uebungen erklärt, oder euch sonst mit Jemand unterhaltet, beobachtet eben so viel Vorsicht, als wenn ihr öffentlich redetet. Die Spitäler besuchet jeder einmal die Woche, und zwar zu einer Zeit, die den Kranken nicht ungelegen ist. Höret ihre Beichten, und mildert ihre Leiden nicht blos durch Worte, sondern auch, so viel ihr vermöget, durch milde Gaben. Endlich bedenket, daß, wenn Fragen zu lösen sind, unsere Antwort wohl überlegt aber kurz, wenn wir hingegen zur Frömmigkeit aufmuntern wollen, unsere Rede ausführlicher, liebevoll und geeignet sein muß, Rührung zu erwecken. — Was die Sorge für eure eigene Seele betrifft, so ist euch freilich nicht unbekannt, was euer Beruf von euch fordert; aber vor allem müsset ihr darauf bedacht sein, daß unter euch die größte Eintracht und eine gegenseitige Mittheilung aller eurer Pläne und Meinungen stattfinde, und daß keiner seinem Urtheil und seiner Klugheit zu sehr vertraue. Und weil Lejay, den der Kardinal von Augsburg als seinen Bevollmächtigten auf das Concilium schicken will, nach wenigen Tagen mit euch sich vereinigen wird, so bestimmt eine Stunde, in welcher ihr euch jeden Abend über das, was ihr während des Tages gethan, und den folgenden Tag thun werdet, besprechen, und sei es nach Mehrheit der Stimmen, oder auf irgend eine andere Weise unter euch Berathungen anstellen könnt. Des Morgens überlegt miteinan-

der, wie ihr euch den Tag hindurch verhalten müsset, und alle Tage erforsche Jeder zweimal sein Gewissen.“ Wir haben diese Verhaltungsbefehle vollständig hier aufgenommen, weil sie ein glänzendes Zeugniß enthalten, mit welcher Weisheit und Klugheit Ignatius die Gesellschaft leitete. Für jeden Tag waren zwei Sitzungen bestimmt; Vormittags beschäftigte man sich mit der Verbesserung der Kirchenzucht und Nachmittags mit der Glaubenslehre. Gleich in der ersten Sitzung war die Rede von der Rechtfertigung oder von der Art und Weise, wie die Seele aus dem Zustand der Sünde in den Zustand der Gnade übergeht. Lainez's Vortrag über diesen schwierigen Gegenstand fand allgemeinen Beifall und wurde Wort für Wort in die Acten des Conciliums eingetragen. Während vorschriftmäßig den Rednern nur eine Stunde zum Vortrage gestattet war, wurde diesem ausgezeichneten Manne, der die verwickeltsten Streitfragen mit der größten Klarheit löste, erlaubt, drei Stunden hintereinander zu reden. In der dreizehnten Sitzung, wo von dem heiligen Abendmahle gehandelt wurde, gab Lainez eine glänzende Probe seiner Gelehrsamkeit. „Weil die Glaubensartikel, sagte er, nur gemäß der Schrift und der Lehre der Väter abgefaßt werden dürfen, so werde ich für meine Meinung keinen Kirchenvater oder Theologen anführen, dessen Werke ich nicht selbst vom Anfang bis zu Ende durchgelesen, und aus dem ich nicht zahlreiche Stellen ausgezogen, welche den wahren Sinn und die eigentliche Meinung des Verfassers außer allem Zweifel setzen.“ Er führte nun Stellen aus sechsunddreißig Kirchenvätern oder Theologen an und keiner der anwesenden gelehrten Theologen, die mit der größten Aufmerksamkeit seinem Vortrage zuhörten, konnten ihn eines Irrthums überführen. Der gelehrte Bischof Aegidius von Modena schrieb von Trient aus: „Die beiden Väter Lainez und Salmeron haben über das heilige Abendmahl mit solchem Glanze gegen die Lutheraner geredet, daß ich mich in Wahrheit glücklich schätze, ein Zeitgenosse dieser gelehrten und heiligen Priester zu sein.“ Der Kirchenrath zu Trient, der durch pestartige Krankheit und durch Kriegsgefahr mehrmals unterbrochen wurde, hielt am 4. Dezem-

ber 1563 seine letzte Sitzung. Die wichtigsten Glaubensgegenstände kamen hier zur Sprache: Schrift, Erbsünde, Rechtfertigung, die heiligen Sacramente, Meßopfer, die göttliche Einsetzung des Bischofsamtes, Fegfeuer, Verehrung der Heiligen, der Bilder und Reliquien, Ablässe. Zugleich wurden die Rechte des Papstes und der Bischöfe bestimmt und die Pflichten der Geistlichen ernstlich eingeschärft. Pius IV. bestätigte die von zweihundert fünfundfünfzig anwesenden Vätern unterschriebenen Beschlüsse.

16. Des heil. Ignatius letzte Lebensjahre und Tod.

Der von Ignatius gepflanzte Baum hatte bereits tiefe Wurzeln geschlagen, und weithin dehnte er seine jungen Zweige aus. Für das Nächste und das Entfernteste mit gleichem Eifer sorgend hatte Ignatius zu Rom, das er nicht mehr verließ, durch Unterweisungen, durch Stiftung von frommen Häusern für Büßerinnen und Waisenkinder für das Seelenheil des Nächsten seine wohlthätige Gegenwart fühlbar gemacht. Von Rom aus sandte er Arbeiter in den Weinberg des Herrn, nahm Theil an allen Kämpfen und Leiden der Kirche, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Königen und Großen der Erde, leitete ihre Gewissen, ertheilte Rathschläge und überwachte mit derselben Aufmerksamkeit die Schritte des letzten Novizen. In der Leitung seiner Jünger benahm sich Ignatius mit großer Weisheit und Liebe; seine Sanftmuth milderte seine Befehle. Die unausgesetzten Anstrengungen seines Amtes zerrütteten seine Gesundheit und rieben seine körperlichen Kräfte auf. Er nahm deßwegen den Pater Hieronymus Natalis zum Stellvertreter an, leitete ihn aber auch von seinem Krankenbette aus durch seinen Rath. Seine Sorge für die Kranken blieb ungeschwächt; er ließ sich Berichte über dieselben erstatten, oder besuchte sie auch selbst, wenn es seine körperlichen Umstände gestatteten. Die innere Kraft seines gottseligen Geistes herrschte lange über die Schwäche des Leibes. Die Flamme der Andacht wurde noch stärker, als die leiblichen Kräfte wichen. Mit reichen Thränen feierte er das heilige Opfer oder betete die Tagzeiten. Es verging fast keine Stunde des Tages,

wo er nicht sein Gewissen erforschte. Stets wandelte er in Gottes Gegenwart. Seine Selbstverläugnung, seine Demuth, sein Gehorsam und der Geist des inneren Gebetes hoben ihn auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit und Heiligkeit. Er hielt sich für den größten Sünder, für den Abschaum der Menschheit, verrichtete die niedrigsten Dienste des Hauses und entzog seiner Umgebung die Kenntniß seiner Tugenden und guten Werke. Alle seine Handlungen hatten nur die größere Ehre Gottes zum Wahlspruche. Man hörte ihn auch öfters ausrufen: „Was verlange ich, o Herr, oder was sollte ich verlangen außer dir?" Die Trübsale um Jesu Christi willen gewährten ihm den größten Trost. Als ihn Jemand fragte, welches der sicherste Weg zur Vollkommenheit sei, antwortete er: „daß man Vieles leide aus Liebe zu Jesus. Begehre diese Gnade von unserem Herrn und Heilande. Alle Jene, denen er diese Gunstbezeugung verleiht, erhalten noch mehrere andere, die gleichsam eine Folge der ersten sind." Für Bekehrung der Sünder besaß der Heilige eine wundervolle Gabe. Mit Sanftmuth nahm er sie auf, führte sie auf den rechten Weg und ruhete nicht, bis sie sich dem Dienste des Herrn vollkommen geweiht hatten. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ihnen das Gebet vor, dessen er sich selbst zu bedienen pflegte: „Empfange, o Herr, das Opfer meiner Freiheit, meines Gedächtnisses, meines Verstandes und meines Willens. Du hast mir Alles, was ich besitze, verliehen; ich gebe dir es wieder zurück und unterwerfe es deinem göttlichen Willen, auf daß du mit mir verfügest, wie es dir gefallen möge. Gib mir nur deine Liebe und deine Gnade; mit dieser bin ich reich genug, und begehre weiter nichts." Als die körperlichen Kräfte des heil. Ignatius immer mehr abnahmen, bereitete er sich zum Tode vor. Er zeichnete seinen Jüngern noch Verhaltungsregeln auf, das letzte Denkmal seiner Liebe. Am Vorabende seines Todes begehrte er den Segen des heiligen Vaters. Des anderen Tages frühe erhob er seine Augen und Hände gegen Himmel, sprach den süßen Namen Jesus aus, und entschlief selig im Herrn am 31. Juli 1556, in seinem fünfundsechszigsten Lebensjahre. Sein Leichnam wurde in die Jesus-

kirche begraben, im Jahre 1637 aber in einen prachtvollen Sarg gelegt und unter den Altar der Kapelle beigesetzt, die den Namen des Heiligen trägt. Papst Gregor XV. sprach diesen treuen Diener Gottes 1622 heilig. Ignatius war von mittlerer Größe. Sein kahler Scheitel, seine gelbliche Farbe, sein durch Bußstrenge abgemagertes Gesicht, seine hohe Stirne, das Feuer seiner tiefliegenden Augen gaben seiner Gesichtsbildung einen eigenthümlichen Ausdruck. Sein Benehmen war ruhig, sein Gang so abgemessen, daß man kaum merkte, daß er hinke. In seinem ganzen Aeußeren offenbarte sich der große und heilige Mann; auf seiner Stirne thronte Majestät, Geist und eine große Ruhe.

17. Das römische und deutsche Kollegium zu Rom.

Um eifrige Priester zu bilden, gründete der heil. Ignatius zu Rom die zwei berühmten Lehranstalten, das römische und deutsche Kollegium. Das römische Kollegium besaß alle Privilegien, welche die Universitäten genießen. Jünglinge aus allen europäischen Ländern besuchten diese Anstalten und als im Jahr 1555 die ersten hundert Schüler in die verschiedenen Länder Europa's gesandt wurden, nahmen zweihundert andere ihre Stelle ein. Eine große Anzahl an Tugend und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Männer gingen von hier aus in alle christlichen Länder, um die Wahrheit auszubreiten, die Religion zu vertheidigen und den alten Glauben wieder zu beleben. Besonders hatte der heil. Ignatius sein Augenmerk auf Deutschland gerichtet. Im deutschen Kollegium wurden deutsche Jünglinge unterrichtet, die dann in ihrem Vaterlande die Anhänglichkeit an den Stuhl Petri verbreiten und beweisen sollten, daß das verschrieene Rom gelehrte und fromme Priester bilde. Der Papst und die Kardinäle steuerten zu diesem Werke der Mission reichlich bei und der gottvertrauende Eifer des heil. Ignatius rettete die Anstalt in Zeiten der Noth. Die in dieser Anstalt gebildeten Priester waren ein starker Damm gegen die deutsche Sectirerei und man kann ohne Uebertreibung sagen, die Erhaltung des katholischen Glaubens in vielen deutschen Gegenden hat man diesen gelehrten und frommen Priestern zu

verdanken. Besonders in der Erzdiöcese Mainz — auf dem Eichsfelde — bestanden sie große Mühen und Gefahren. Unter denselben zeichneten sich besonders aus: Elgard, Bischof von Erfurt, Weinreich, Pfarrer auf dem Eichsfelde, Weylhammer, der die Stadt Straubing gegen die drohende Gefahr des Abfalls schützte, Peter Binsfeld, der Grumbach vor dem schon eingedrungenen Lutherthum rettete, Paul Hoffäus, aus Bingen gebürtig und Heinrich Blyssem erwarben sich im Kampfe gegen die Irrlehrer großen Ruf und traten später in den Orden der Jesuiten. Die Vorwürfe, welche die Sectirer der deutschen Geistlichkeit machten, mußten bei dem Erscheinen der in Rom gebildeten Geistlichen, oder wie man sie auch nannte der Germaniker aufhören. Ihr reiner Lebenswandel, ihre Frömmigkeit bei der Feier des Gottesdienstes, ihre Uneigennützigkeit, ihre Gelehrsamkeit änderten das Urtheil der Gegner der Kirche und bewahrten ganze Gegenden vor dem Lutherthum.

18. Schicksale des Jesuitenordens.

Es war zu erwarten, daß die Irrlehrer sowohl als auch die Ungläubigen einen Orden haßten, der die mächtigste Stütze der katholischen Kirche und des Christenthums ist. Schon Calvin schreibt: „Die Jesuiten, die stärksten Gegner unserer Lehre, muß man durch Mord, oder wie es sonst geschehen kann, von der Erde vertilgen, und ist Vertilgung unausführbar, so lästere und verläumde man dieselben, um ihren Sturz zu befördern.“ Dieser teuflische Rath wurde befolgt. Jede Empörung, jeder Mord, jedes Verbrechen wurde auf die Rechnung der Jesuiten geschrieben. Die Feinde der Kirche und des Christenthums im Bunde mit hochmüthigen, glaubenslosen Ministern und irre geleiteten Fürsten hatten den Sturz dieses berühmten Männerbundes zum Ziel ihres Strebens gemacht. Wer ohne Vorurtheil die Geschichte und Grundsätze der unchristlichen Philosophen des vorigen Jahrhunderts, die Gottlosigkeit eines Voltaire, d'Alemberts, Diderots und Anderer und ihren Kampf gegen die Altäre und Throne betrachtet, der wird sich leicht überzeugen können, daß nicht in den Fehlern der Jesuiten die Ursache ihrer Vertreibung liegt,

sondern gerade in ihren Vorzügen. Sie waren eine Säule der Kirche und ihres Glaubens, ein sicheres Gegengift der antichristlichen Zeitrichtung. Darum boten auch die Stimmführer der ungläubigen Philosophie alle Mittel auf, um einen Orden zu stürzen, der ihnen auf allen Schleichwegen entgegen kam und sie in ihren gottlosen Unternehmungen störte. So beschloß man ihren Untergang und die Minister des portugiesischen, spanischen und französischen Hofes waren nur die Scharfrichter und Henker der Jesuiten im Solde der schlechten Philosophen. Der Sturm gegen die Jesuiten begann in Portugal. Der rachesüchtige Minister Pombal, ein Feind der Jesuiten und der christlichen Religion, beschuldigte sie der Empörung und der Verschwörung gegen das Leben des Königs und ließ sie, ohne seine Beschuldigung beweisen zu können, einschiffen und an der Küste des Kirchenstaates als Verbannte aussetzen. Dies geschah im Jahr 1759. Da Pombal während seiner Staatsverwaltung 9000 Menschen auf dem Blutgerüste sterben ließ, so hielt er es für überflüssig, der Welt die Beweggründe zu dieser rechtslosen, gewaltsamen Vertreibung der Jesuiten anzugeben. Frankreich ahmte Portugals Beispiel nach. Die Universität, das Parlament, die Christusfeindlichen Philosophen, wie Voltaire und d'Alembert, waren geschworne Feinde der Jesuiten. Am Hofe fanden dieselben Verbündete in dem freigeisterischen Minister Choiseul und in der Maitresse Ludwigs XV., Pompadour, welcher die Jesuiten nur dann einen Beichtvater bewilligen wollten, wenn sie den Hof verließe. Voltaire, dieser große Feind des Christenthums, äußerte sich: „Haben wir einmal die Jesuiten vernichtet, so haben wir alsdann mit dem Infamen — so nannte er die christliche Religion — gutes und leichtes Spiel.“ Eine mißglückte Handelsunternehmung des Jesuiten la Valette bot die geringfügige Veranlassung dar, den ganzen Orden zu stürzen. Die Jesuiten sollten ihren Orden für gottlos eidlich erklären. Da sie nun diesen Eid nicht schwören konnten, so erklärte das Parlament und der König den Orden für aufgehoben, gestatteten aber den Mitgliedern unter den Augen der Bischöfe als Privatpersonen zu leben. Zwei Jahre später (1767) wurden die Jesuiten in Spanien, weil sie einen

Aufstand des Volkes beschworen und dadurch dem König gefährlich dünkten, in der Nacht vom 2. zum 3. April des Jahres 1767 gewaltsam an die Seeküste geschleppt und nach dem Kirchenstaat geschickt. Anklage, Untersuchung und Beweise hielt der spanische Minister Aranda, dieser Jünger der französischen Philosophen, nicht für nöthig. Eben so wurde der Orden in Neapel und in Parma ohne allen Proceß aufgehoben. Aus Furcht, der durch den Staat unterdrückte Orden möchte bald wieder neues Leben erhalten, drangen nun die bourbonischen Höfe und Portugal auch auf die kirchliche Aufhebung des Ordens. Ganganelli, der unter der Zusicherung der Aufhebung des Jesuitenordens den Stuhl Petri unter dem Namen Clemens XIV. bestiegen hatte, verkündete nach langem Drängen der bourbonischen Höfe, daß er aus päpstlicher Machtvollkommenheit den Orden aufhebe (21. Juni 1773). Gleich nach Bekanntmachung der päpstlichen Bulle wurden die Collegien der Jesuiten im Kirchenstaate von Soldaten besetzt und der alte Jesuitengeneral Ricci gefangen auf die Engelsburg geführt. Auch unter der härtesten Behandlung betheuerte Ricci die Unschuld des Ordens. Bald darauf, um die Zeit der heiligen Woche (1774), begann Clemens zu kränkeln. In seiner Verzweiflung sprach er viel von Gift und rief unter Schluchzen aus: Gnade, Gnade, man hat mir Gewalt angethan! Er starb den 22. September 1774. Die nachtheiligen Folgen der Aufhebung des Jesuitenordens hat König Ludwig XVI. mit den merkwürdigen Worten ausgesprochen: „Die Regierung hat immer jener berühmten Gesellschaft, welche die Jugend im Gehorsam gegen die Regierung, in der Kenntniß der Künste, der Wissenschaften und der schönen Literatur erzog, ihren besonderen Schutz angedeihen lassen. Choiseul allein hat die berühmte Gesellschaft den Verfolgungen der Parlamente, ihrer Feinde, überliefert, und die Jugend den Systemen der Philosophie oder dem Einflusse der gefährlichsten Meinungen der Parlamente preisgegeben. Seine Zerstörung der Jesuiten hat eine Lücke gemacht, die keine andere Körperschaft zum großen Nachtheil der Erziehung der Jugend und der Wissenschaft hat ausfüllen können.“ In Preußen und Rußland fand der Orden noch eine Zufluchts-

stätte, die ihm die katholischen Mächte verweigerten. Friedrich der Große erklärte, daß er nirgens bessere Priester gefunden habe, als die Jesuiten und dieselben für das katholische Schlesien nicht entbehren wolle. Auf den Wunsch der katholischen Christenheit stellte Papst Pius VII. am 7. August 1814 den Orden wieder her und seitdem wirkt er mit dem alten Eifer unter unverdienten Kränkungen, unter boshaften Verläumdungen für die größere Ehre Gottes und für das Seelenheil der Mitmenschen.

XV. Thomas More,
Lordkanzler von England.
(† 1535).

Die Ausbreitung des Protestantismus ging in den meisten Ländern nicht durch apostolische Mittel, durch Belehrung und Ueberzeugung, vor sich, sondern wurde durch unreine Beweggründe, durch Habsucht, Wollust und Gewalt, unterstützt und gefördert. Einen schauerlichen Beweis dafür liefert die Einführung des Protestantismus in England. König Heinrich VIII. saß auf dem Throne Englands, als Luther zum Abfall von der Kirche aufforderte. Sein Eifer für die Wissenschaften und Künste machte ihn zum Beschützer und Freund der Gelehrten seiner Zeit. Aber sein Stolz, der keinen Widerspruch duldete, und seine Wollust machten ihn zum vollendeten Tyrannen und Wüthrich. Um die Hofdame Anna Boleyn heirathen zu können, verlangte er vom Papste die Auflösung seiner Ehe mit Katharina von Aragonien. Da der Papst dieses unrechtmäßige Begehren des Königs abschlug, so erklärte sich Heinrich für den Papst Englands und trennte sich von seiner rechtmäßigen Gattin. Wer nun den neuen englischen Papst nicht anerkannte und seine Ehescheidung nicht billigte, verlor Freiheit und Leben. Viele ließen sich durch Bestechung und Gewalt zum Abfalle von der Kirche verführen; doch gab es auch solche, die ihrem Glauben treu ergeben waren und lieber das Leben unter dem Beile des Henkers aushauchten, als Gott und die Wahrheit vor dem Tyrannen verläugneten. Ein glorreicher Martyrer jener Zeit ist der gelehrte, fromme und allgemein geachtete Lordkanzler Thomas

More. In seinem Martyrium spiegelt sich die ganze Gottlosigkeit und Schlechtigkeit der englischen Reform ab.

2. More's Jugendgeschichte. Er wird Advokat und tritt in königliche Dienste.

Der Vater des Thomas More war der Ritter John More, der später einer der Richter der Königs-Bank gewesen. Thomas wurde zu London geboren; allein das Jahr und der Tag seiner Geburt läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Der Knabe besuchte die berühmte Sankt Antonsschule seiner Vaterstadt, wo seine vorzüglichen Anlagen sich herrlich entfalteten und seine künftige Größe ahnen ließen. Zu Hause wurde er streng und religiös erzogen; an Speise und Kleidung empfing er von dem ernsten Vater nur das Nothdürftige. Gehorsam gegen die Befehle der Eltern und gegen die Gebote der Kirche wurde ihm tief eingeprägt. Nach der Sitte jener Zeit wurde Thomas, als er zum Jüngling herangewachsen war, in das Haus des Kardinals und Erzbischofs von Kanterbury, John Morton, aufgenommen. Im Umgange mit diesem tugendhaften Prälaten und welterfahrenen Staatsmann und den vorzüglichsten Männern Englands, deren Sammelplatz das Haus des Kardinals war, empfing der gelehrige Jüngling jene Bildung, die ihn später auf die höchsten Stufen des öffentlichen Lebens führte. Den Männern, die bei ihm speisten, äußerte der Kardinal wiederholt: „Dieser Jüngling hier, der bei der Tafel aufwartet, wird dereinst, wer es erlebt, dies zu sehen, ein wunderwürdiger Mann werden." Nach einem mehrjährigen Aufenthalte im Hause des Kardinals bezog Thomas die hohe Schule zu Oxford. In Entbehrungen — denn der strenge Vater gab ihm außer dem Nöthigsten nicht einen Pfennig — und Studien brachte er hier an zwei Jahren zu. Die alten Sprachen, Naturwissenschaften und Gottesgelehrsamkeit beschäftigten vorzugsweise den eifrigen Jüngling; aus Gehorsam gegen den Vater aber widmete er sich dem Studium des Rechts, obschon er wenig Neigung dazu hatte. Niemand war Processen abgeneigter, als er. Dessen ungeachtet brachte er es vermöge seiner kräftigen Geistesanlagen zu

einer ausgezeichneten Vollkommenheit in der Kenntniß des englischen Rechts. Während er zu Oxford studirte, besuchte der berühmte Gelehrte Erasmus von Rotterdam diese Hochschule und knüpfte ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem geistvollen und strebsamen More, das bis zu dessen Tode fortdauerte. More war es, der den Erasmus vermochte, gegen Luther zu schreiben. Die Studien zogen aber den frommen More keineswegs von seinen religiösen Uebungen ab. Um seine kräftige Sinnlichkeit leichter beherrschen zu können, trug er schon als Jüngling das beschwerliche Cilicium, welches er erst kurz vor seiner Hinrichtung ablegte. Er schlief auf dem Fußboden oder der Bank, einen Klotz unter dem Kopfe, vier bis fünf Stunden und widmete die dem Schlafe entzogene Zeit dem Gebet und Studium. Täglich hörte er die heilige Messe, studirte die Kirchenväter und hielt selbst Vorlesungen über des heiligen Augustinus Buch von der Stadt Gottes, welche von Laien und Geistlichen eifrig besucht wurden.

Besonders zeichnete den Character des Thomas ein starkes Gefühl für Wahrheit und Recht aus. Als Mitglied des Unterhauses trug Thomas durch sein furchtloses Auftreten gegen die Gelderpressungen Königs Heinrichs VII., der 40,000 Pfund Sterling als Ausstattung seiner ältesten Tochter vom Lande begehrte, viel dazu bei, daß des Königs Ansinnen vom Parlamente verworfen wurde. Der König suchte sich durch eine übelbegründete Klage gegen des Thomas Vater an dem Sohne zu rächen und setzte denselben so lange gefänglich in den Tower, bis er hundert Pfund als Strafe erlegt hatte. Da der Zorn des Königs auch den Sohn noch erreicht hätte, so begab sich Thomas eine Zeit lang über See. Durch diese Vertheidigung der Rechte einer schwer gedrückten Nation begründete er seine Popularität. More besuchte die Hochschulen Löwen und Paris und kehrte, mit neuen Schätzen der Weisheit bereichert, in seine Heimath zurück.

More war 26 Jahre alt, als er die tugendsame Johanna Colte von Newhall zum Weibe nahm. Um Weib und Kinder anständig ernähren zu können, wählte er das Amt eines Advokaten. Mit tiefer Sachkenntniß, großer angeborner

Beredsamkeit und seltner Uneigennützigkeit verwaltete er dieses Amt. Ungerechte Processe nahm er nie an, Geld nur, wenn er es wohl verdient hatte. Seine gute Amtsführung verschaffte ihm frühzeitig das Amt eines Untersheriffs und später das eines Friedensrichters der Stadt London. Die mannichfaltigen Geschäfte seines Amtes hielten ihn weder von seinen religiösen Uebungen, noch von dem Studium der schönen Wissenschaften, seiner Lieblingsneigung, ab. Wegen seiner großen Talente für die Wissenschaften, und seiner bedeutenden Leistungen in denselben wurde er von allen Gelehrten jener Zeit als Englands Zierde begrüßt. Seine geist- und witzreichen Schriften wurden in mehrere Sprachen übersetzt und begierig gelesen. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann wie More, der als eifriger Pfleger der Wissenschaften bei den Gelehrten und als wahrheitsliebender, rechtlicher Mann bei dem Volke in gleich hoher Achtung stand, die Aufmerksamkeit seines Monarchen auf sich zog. Heinrich VIII, der König von England, nahm ihn in seine Dienste. More, die Freiheit und Muße dem Hofleben vorziehend, folgte äußerst ungern dem königlichen Willen.

3. Thomas More am Hofe Heinrichs VIII.

König Heinrich, an dessen Hof More erzogen wurde, erweckte bei seiner Thronbesteigung die schönsten Hoffnungen. Er war einer der schönsten Männer seiner Zeit, mit wahrhaft königlichem Aeußeren, freigebig und volksbeliebt. Seine Umgebung bildeten die gelehrtesten Männer des Reichs; er selbst, mit großen Fähigkeiten ausgestattet, hatte eine gelehrte Bildung erhalten, wie kaum einer der regierenden Fürsten sich rühmen konnte. Die allgemeine Bewunderung seiner Vorzüge, die Schmeichelei machte sein Gemüth eitel und stolz. Seine übertriebene Meinung von der Königswürde wollte Unterwürfigkeit. Niemand am Hofe, auch der allgewaltige Minister Wolsey, wagten Mahnung oder Widerspruch. Der bedeutende Schatz seines geizigen Vaters setzten den feurigen, jugendlichen Fürsten in die Lage, seinen Begierden freien Lauf zu lassen. So wurde Heinrich, der unumschränkte Beherrscher seines Volkes, ein Sklave seiner Leidenschaften, unter

welchen die Wollust oben ansteht. Eine furchtbare Willensstärke machte seine Leidenschaften doppelt gefährlich. Bei seiner Ehescheidungsgeschichte brachen dieselben in ihrer ganzen Schrecklichkeit hervor. Er stürzte des Papstes Macht in England, herrschte als Despot über die Gewissen seiner Unterthanen und war in den letzten vierzehn Jahren seiner Regierung ein vollendeter, bluttriefender Tyrann.

Als königlicher Rath wurde More, dessen schnelle Sammlung und Besonnenheit ihn zum ausgezeichneten Redner aus dem Stegreife machten, von König Heinrich dazu benutzt, Anreden an den König bei feierlichen Veranlassungen auf der Stelle zu beantworten. So hielt More zierliche Anreden an Franz I. von Frankreich, an Kaiser Karl V. und König Ferdinand von Ungarn, des Kaisers Bruder, als diese Monarchen England besuchten. Der König fand an dem geistreichen Umgange mit More hohes Gefallen und ließ ihn kaum monatlich einmal aus seiner Nähe, um sein Weib und seine Kinder zu sehen. Bisweilen überraschte ihn der König in seiner Wohnung zu Chelsey, ging oft Stunden lang im Garten mit ihm spazieren, seinen Arm um dessen Nacken legend. More aber, der des Königs Charakter durchdrungen hatte, täuschte sich nie über den Werth solcher königlichen Huld. Als ihn sein Schwiegersohn R o p e r eines Tags glücklich pries, weil er sich der Gnade eines so hohen Herrn zu erfreuen habe, antwortete More: „Ich danke Gott, Sohn Roper! Ich finde, daß Seine Majestät in der That mein sehr gnädiger Herr ist, und ich glaube, daß er mir gegenwärtig so viel Gunst erzeigt, als irgend einem seiner Unterthanen; aber ich kann dir sagen, Sohn, daß ich nicht Ursache habe, darauf stolz zu sein, denn wenn mein Kopf ihm ein Schloß in Frankreich gewinnen könnte, er würde unfehlbar herunter müssen.“ Die Gunst seines Fürsten führte More'n in einem Zeitraume von elf Jahren bis zur höchsten Reichswürde nach dem König, zum Amte des Lordkanzlers. Aber weder das Treiben des Hoflebens, noch die damit verknüpften Geschäfte und Reisen konnten More's Sinn für Religiosität stören. In der Nähe seines Wohnhauses war ein Neubau, in welchem eine Kapelle, Bibliothek und Gallerie sich befanden. Hier überließ

sich More, fern vom Geräusche der Welt, andächtigen Betrachtungen und besonders widmete er sich denselben den Freitag jeder Woche zum Andenken an des Herrn Leiden und Sterben. Nie versäumte er, am frühen Morgen der heiligen Messe beizuwohnen, selbst wenn königliche Diener ihn zum König entboten, dann pflegte er zu sagen: „Er habe zuvor einem besseren Herrn zu gehorchen.“ Als Reichskanzler hielt er es nicht unter seiner Würde, dem Priester beim Meßopfer zu dienen. Als einst der Herzog von Norfolk zu ihm sagte: „Was! Mylord Kanzler ein Küster? Ihr entehrt ja den König und sein Amt!“ erwiederte er: „Nein, das nicht, denn dem Könige, meinem und eurem Herrn, kann wohl das nicht mißfallen, was ich aus Gehorsam gegen Gott, des Königs Herrn, thue, noch wird sein Amt hiedurch geschändet.“ Bei Processionen in seiner Pfarrei trug er dem Priester oft das Kreuz vor, oft unternahm er weite Wallfahrten zu Fuße. Für Arme, Kranke und Unglückliche sorgte er mit väterlicher Liebe und theilte reiche Almosen aus. Mit großer Fassung ergab er sich bei häuslichen Unglücksfällen in Gottes Fügung. Die Seinigen hielt er zu häuslichen Andachtsübungen an und schloß nie seine Augen zum Schlafe, ohne vorher mit seiner Familie und Dienerschaft ein gemeinschaftliches Abendgebet verrichtet zu haben. An seinem Tische duldete er keine verläumderischen Reden und wußte solchen Gesprächen mit Leichtigkeit eine andere Richtung zu geben. So leuchtete er Allen als ein Muster der Frömmigkeit und Tugend voran.

Als Luthers Lehre von den Niederlanden nach England gebracht wurde, schrieb König Heinrich VIII. zur Vertheidigung des katholischen Glaubens sein Buch von den sieben Sacramenten gegen Luther und erwarb sich dadurch den Ehrentitel eines Vertheidigers des Glaubens. Sein Kanzler More faßte besonders die politische Seite der Reformation ins Auge und schilderte dieselbe in lebhaften Farben. Nach seiner innigsten Ueberzeugung sind die Grundsätze Luthers und seiner Partei für alle Staaten, in denen sie Eingang finden, in hohem Grade gefährlich. Sie drohen der Kirche wie der weltlichen Macht gleichmäßig. Der Welt scheine in Folge

dieser Reformen, die nichts weniger, als von moralisch-guten Menschen ausgehen, das Aeußerste bevorzustehen. Das Niederschmettern der päpstlichen Gewalt, worüber sich die Fürsten aus Gründen der Habsucht erfreuen, könne mit schreckender Folgerichtigkeit weiter getrieben werden. Wie, wenn das gereizte Volk der Fürsten Joch abschüttelte, sie aus ihren Besitzungen triebe, und trunken vom Blute der Könige und der Edlen nicht einmal mehr bürgerliche Obrigkeiten dulden wollte, und zaum- und gesetzlos sich unter einander selbst erwürgte? — „Ich bitte Christum, meine Weissagungen zu Schanden werden zu lassen, was geschehen kann, wenn die Menschen zur Vernunft wiederkehren und die aufkeimenden Uebel unterdrücken. Im Gegentheil fürchte ich, wider meinen Willen nur allzu wahr prophezeit zu haben. Dahin führen Luthers Lehren. Dies wird Deutschland erleben!" — „Die Fürsten aber sind um die eigene und ihrer Völker Erhaltung willen verpflichtet, diese Ketzer nach aller Schärfe des Gesetzes zu bestrafen; denn gelinde Behandlung macht sie nur desto kühner, und die Folgen sind Aufruhr, Empörung und offener Krieg recht in den Eingeweiden ihrer Länder; was Alles gleich anfänglich durch Bestrafung der Rädelsführer vermieden werden kann." — „Jederzeit haben sich die Feinde des christlichen Glaubens als Gegner des heiligen Stuhles erwiesen. Werden aber der Menschen Fehler dem Amte aufgebürdet, wie denn das Papstthum mit den fürchterlichsten Ausdrücken von den Lutherischen belegt wird; so ist es nicht allein um dieses, sondern auch um das Königthum, überhaupt um alle obersten Behörden geschehen, und das Volk findet sich ordnungs- und gesetzlos; und doch ist es besser, schlechte Lenker des gemeinen Wesens als gar keine zu haben. — Nichts kann uns ferner entschuldigen, den rechten Glaubenspfad zu verlassen; denn unser Glaube ist uns von Gott gelehrt worden, und die Punkte desselben sind nicht neu, sondern haben sich so viele Jahrhunderte hindurch in der großen Gesellschaft des christlichen Volkes forterhalten, als sichere, feste und über alle Zweifel erhabene Lehren, die kein Ketzer abzuläugnen vermag." — Besonders fand More den Grundsatz Luthers vom nicht freien Willen für die Sittlichkeit äußerst nachtheilig.

Die Heuchelei, äußerte er ferner, haben die Ketzer zwar abgethan, aber an deren Stelle die Schamlosigkeit gesetzt, so daß diejenigen, die vorher die Frommen spielten, nun frech sich ihrer Gottlosigkeit rühmen. Diese Ansichten über Luthers Reformen sprach More offen und unumwunden aus und man kann sich denken, daß seine Abneigung gegen die neue Lehre auf das Volk einen großen Eindruck machte. Als Kanzler mußte er gegen die Anhänger der neuen Lehre einschreiten; jedoch versichert Erasmus, daß, während More der Kanzlerwürde vorgestanden, um der neuen Grundsätze willen Niemand mit dem Tode bestraft wurde.

König Heinrichs VIII. Buch von den sieben Sacramenten wurde von Luther in seiner bekannten derben Manier angegriffen. Seine Entgegnung überschrieb er: „Antwurt Teütsch Mart. Luthers uff Künig Heynrichs von Engeland Buch. Lügen thun mir nicht, Warheit scheu ich nicht." Er belegte den König mit den gemeinsten Schimpfwörtern. Er nannte ihn „einen dummen, groben Eselskopf, einen unsinnigen Narren, der nicht weis, was Glauben ist." — „Heynz von Engeland zeygt, wie gar er selbs und sein sophist Cunz, seü sind, die nichts in der Schrift gelesen." Er rückte ihm sogar den unrechtmäßigen Besitz seiner Krone vor. Darauf erschien von More, der mit jedem treuen Engländer über eine solche Sprache gegen den König erbittert war, „Antwort auf Luthers Schmähungen wider den König Heinrich VIII. von England." In der Absicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nannte er Luthern einen versoffenen Pater, einen unwissenden Gelehrten in der Theologie und vergalt die lutherischen Schimpfwörtern mit gleichen beißenden Ausfällen auf Luther.

Ungeachtet der schärfsten Maßregeln, welche die englischen Gerichte gegen die neuen Irrlehrer ergriffen, wurden die lutherischen Grundsätze und eine Bibelübersetzung von einem gewissen Tyndal in englischer Sprache verbreitet. Dadurch gewann Luther Anhänger unter den Engländern, die aber bald entdeckt und aus der Heimath vertrieben in Belgien sich sammelten und von hier aus das Mutterland in Bewegung setzten. Auf Ansuchen der englischen Geistlichkeit übernahm More die Vertheidigung des katholischen Glaubens.

In der Volkssprache, mit Witz und Scharfsinn verfaßte er mehrere Schriften zum Schutze des Glaubens der Väter. Im Jahr 1529 erschienen seine „Gespräche über Bilder- und Reliquienverehrung, Anrufung der Heiligen und Wallfahrten, nebst anderen Dingen in Bezug auf Luthers und Tyndals Sekte.“

More's Bemühungen für den katholischen Glauben wären gewiß mit dem schönsten Erfolge gekrönt worden und Luthers Lehren hätten in England keinen Eingang gefunden ohne die Ehescheidungsgeschichte Heinrichs VIII. — Arthur, der älteste Sohn Heinrichs VII., war mit Katharina, Tochter Königs Ferdinand von Spanien, vermählt und im vierzehnten Lebensjahre gestorben, ohne daß diese Ehe je vollzogen worden. Des Bruders Wittwe heirathete nun mit päpstlicher Dispensation Heinrich, der Thronerbe von England. Dies geschah 1509. Heinrich war damals achtzehn, Katharina sechsundzwanzig Jahre alt. Aus dieser Ehe entsproßten drei Söhne und zwei Töchter, welche bis auf Maria in der Kindheit starben. Als aber die körperlichen Reize der Königin gelitten hatten, warf der sinnliche König seine lüsternen Augen auf Anna Boleyn, eine Hofdame der Königin, Nichte des Herzogs von Norfolk. Anna, eine schlaue, ehrgeizige Person, erklärte dem König, das, was er begehre, könne sie ihm nur als seine rechtmäßige Gattin gewähren. Jetzt erst dachte der König an Scheidung von seiner rechtmäßigen Gattin, mit welcher er siebenzehn Jahre glücklich gelebt hatte. Er empfand, wie er heuchelte, jetzt erst Gewissensbisse über die Ehe mit seines Bruders Weib und suchte Alles hervor, die Ungültigkeit der Ehe mit Katharinen zu beweisen. Es ist begreiflich, daß Heinrich in seiner Umgebung Leute fand, die aus Furcht oder in Hoffnung königlicher Gunst seine Sache unterstützten und vertheidigten. More, der darüber gefragt wurde, entschuldigte sich mit seinen geringen theologischen Kenntnissen; John Fisher, Bischof von Rochester, erklärte sich gegen eine Scheidung. Endlich wurde die Sache dem Papste Clemens VII. zur Entscheidung vorgelegt. Zur näheren Unter-

suchung derselben sandte er den staatsklugen Kardinal Campegius nach England; allein die Untersuchung wurde ohne Erfolg für beide Theile abgebrochen. More, der Heinrichs Character genau kannte und sah, daß der König um Annens Besitz Alles rücksichtslos opferte, fürchtete die größten Gefahren für den katholischen Glauben und für die Ruhe des Königreichs. Besonders war dem Könige daran gelegen, More'n auf seine Seite zu ziehen; denn er urtheilte, die Stimme eines so redlichen und wahrheitsliebenden Mannes, der bei den Seinigen und im Auslande die höchste Achtung genoß, müsse auf die Edleren der Nation und auf die Masse des Volkes entscheidend einwirken. Als daher Wolsey durch die Partei Anna's gestürzt war, beförderte der König den Thomas More zum Reichskanzler, um ihn auf diese Weise für seine Interessen zu gewinnen. Dies geschah am 25. Oktober 1520. More mißkannte das Gefährliche seiner Lage nicht. Ungern, wie er sich selbst bei der feierlichen Einführung in seine Kanzlerwürde ausdrückte, war er an den Hof, in die Dienste des Königs gekommen. Diese Würde aber zu übernehmen war am meisten gegen seinen Willen. Sie war ihm eine Bürde, keine Würde, eine niederdrückende Sorge, keine Erhöhung. Der Gedanke aber, daß ihm in beiden Fällen Verfolgung drohe, wenn er die Kanzlerwürde annehme oder ausschlage, daß er aber als Kanzler, treu seiner Ueberzeugung, doch manches Unheil von seinem Vaterlande abhalten könne, entschied für die Annahme.

More verwaltete sein hohes Amt mit der größten Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit. Der Aermste und Niedrigste aus dem Volke fand bei ihm freundliches Gehör. Einer seiner Schwiegersöhne, der aus dem hohen Amte seines Schwiegervaters gerne Vortheile gezogen hätte, mißfiel das Benehmen More's. Diesem sagte More: „Ich versichere auf mein Wort, daß, wenn die Parteien Recht von mir begehren, kein Ansehen der Person stattfindet. Ja, wäre selbst mein Vater, den ich so innigst liebe, auf der Einen und der Teufel, welchen ich über Alles hasse, auf der anderen Seite, so sollte doch der Teufel, wenn seine Sache gerecht, sein Recht von mir erhalten." — In seiner hohen Würde vergaß More nicht seines Vaters

und der Ehrerbietung, die er ihm schuldig war. Täglich, ehe er eine Amtshandlung vornahm, begehrte er Angesichts Aller ehrfurchtsvoll auf den Knieen den väterlichen Segen. Ungeachtet seines hohen Amtes ließ er ihm überall den Vorrang. Er pflegte ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt, tröstete den sterbenden Vater und küßte ihn mit weinenden Augen, als er verschieden war.

Der König trug bald nach More's Erhebung einer Commission, deren Mitglied More war, seine große Angelegenheit vor. Nach reiflicher Untersuchung, ohne hartnäckigen, widerspenstigen Sinn erklärte More auf seinen Knieen dem Könige, nichts auf der Welt falle seinem Herzen so schwer, als der Gedanke, nicht im Stande zu sein, in jener Angelegenheit irgend Etwas zu finden, wodurch er mit unbescholtenem Gewissen zur Zufriedenheit seiner Majestät beitragen könne. Der König antwortete darauf: „Könne er ihm hierin, ohne sein Gewissen zu verletzen, nicht dienen, so begnüge er sich, seine Dienste anderweitig anzunehmen. Er wolle sich der Einschläge seiner anderen Räthe bedienen, deren Gewissen genugsam in Uebereinstimmung mit seinen Wünschen wären. Nichts destoweniger bleibe er ihm ferner gewogen, und wolle niemals wieder sein Gewissen mit dieser Angelegenheit beunruhigen."

Heinrich ging nun seine eignen Wege, ohne More weiter zu befragen. Anna, die der neuen Lehre eifrig zugethan war, Cranmer, ein Geistlicher, der als Gesandter Heinrichs die Reformation kennen gelernt und sich heimlich verheirathet hatte und später das Erzbisthum Kanterbury erhielt, und Thomas Cromwell, ein Schreiber Wolsey's und später Generalvikar in geistlichen Angelegenheiten, drängten den König nun zu einem entscheidenden Schritt. Da Rom die Ehescheidung nicht billigen konnte, so sollte der König nach dem Beispiele der deutschen Fürsten zum Abfall von Rom sich entschließen. Nun ließ sich der König „als Beschützer und alleiniges Haupt der Kirche von England" von der Geistlichkeit anerkennen und schaffte durch einen Parlamentsbeschluß die Annaten oder Jahrgelder ab, welche nach Rom bezahlt wurden. Da sich Anna Boleyn bereits in einer delikaten Lage befand, so vermählte sich Heinrich heimlich mit ihr, am

25. Januar 1533. Nachdem Cranmer, das willige Werkzeug des Königs, zum Erzbischof von Kanterbury ernannt war, untersuchte derselbe des Königs Eheangelegenheit und da die geladene Königin nicht erschien, wurde die Ehe als ungültig und nichtig aufgelöst und Heinrichs neue Ehe mit Anna für rechtmäßig erklärt (23. Mai). Da der Papst Cranmers Entscheidung verwarf und den König aufforderte, seine rechtmäßige Gemahlin zu sich zu nehmen, so gab der König das Gesetz, wornach jeder Unterthan den Thronfolgeeid leisten müsse. Diesem Eide zufolge waren die Kinder, die er mit Anna erzeuge, thronfähig, Maria aber, die Tochter Heinrichs und Katharinas, von der Thronfolge ausgeschlossen. Bald darauf erfolgte die Vorschrift des Supremats-Eid, wornach jeder Engländer den König als das Oberhaupt der Kirche Englands eidlich anerkennen mußte. Damit war das päpstliche Ansehen im Reiche vollends vernichtet. Wer diesen Eid nicht schwur, wurde als Hochverräther behandelt. — Der Kanzler More hatte damals, als im Parlamente über Abschaffung der Annaten berathen wurde und ein Bruch mit Rom unvermeidlich schien und in Besorgniß, des Monarchen Forderungen möchten seinem Seelenheil gefährlich werden, um Enthebung von seinem Amte gebeten. Ein Brustübel, das ihn seit seines Vaters Tod beschlichen und zu dessen Heilung ihm von den Aerzten Ruhe empfohlen wurde, diente ihm als ein erwünschter Vorwand zur Unterstützung seines Gesuchs. So kam es, daß am 16. Mai 1532 der Kanzler Thomas das große Siegel in die Hände seines Königs übergab. More's Rücktritt schadete der Sache des Königs in der öffentlichen Meinung; denn Jedermann sah hierin eine Mißbilligung der Schritte des Hofes. Darum beschloß der König, zur gelegenen Zeit sich an More zu rächen.

4. More's Verfolgung, Haft und Märtyrtod.

More konnte sich ohne Mühe sein künftiges Schicksal denken. Er lebte darum, zurückgezogen bei den Seinigen, einzig Gott und seinen Studien und erwartete mit der Gottergebenheit und Seelenruhe eines Christen seinen Tod. Schlaflos lag er, das hereinbrechende Unheil ins Auge fassend, so

manche Nacht an der Seite seiner Gattin. Stunden lang unterredete er sich mit seiner Familie über des Himmels Freuden und der Hölle Pein und wie verdienstlich es sei, für eine gute Sache zu sterben. Sie auf das bevorstehende Unheil vorzubereiten, damit sie es mit Fassung ertrage, war fortan seine angelegentliche Sorge. Als More des Königs Vermählung mit Anna erfuhr, sagte er zu seinem Schwiegersohn Roper: „Gott verhüte, daß diese Dinge über eine Weile nicht mit Eiden bekräftigt werden müssen.“ Als einige Bischöfe den More zur Krönungsceremonie der Königin einluden, blieb er zu Hause und sagte ihnen beim nächsten Zusammentreffen: „Mylords, seid auf eurer Hut, denn es gibt Leute, die anfänglich eure Herrlichkeiten dahin bringen, der Krönung beizuwohnen, demnächst werden sie euch bewegen, diese Heirath in öffentlicher Predigt anzupreisen, und zuletzt in euch dringen, zur Vertheidigung derselben Bücher zu schreiben. Hierdurch suchen sie nur, euch erst zu schänden, und dann werden sie nicht ermangeln, euch zu verschlingen. Nun, Mylords, es steht nicht in meiner Gewalt, zu verhindern, daß man mich verschlinge, aber mit des gütigen Gottes Hülfe werde ich solche Vorsorge treffen, daß man mich nimmer entehren soll.“ — Diese Aeußerung muß dem Hofe bekannt geworden sein; denn von da an beginnen die Verfolgungen. Man brachte allerlei Klagen von Seiten der Verwandten Anna's gegen More vor; allein aus diesen Dünsten schwarzer Verläumdung ging der ehrliche Mann zum Aerger seiner Feinde siegreich hervor. Der Herzog von Norfolk warnte More im vertraulichen Gespräche: „Bei der Messe! Mr. More, es ist ein gefährliches Ding, mit Fürsten zu streiten; deßhalb rathe ich euch, des Königs Willen nachzugeben. Denn, bei Gott! Mr. More, des Königs Unwille ist Tod.“ — „Ist das Alles, Mylord, sagte More. Dann ist in Wahrheit zwischen euer Gnaden und mir nur der Unterschied, daß ich heute und ihr morgen sterben werdet.“

Der Thronfolgeeid sollte nun von allen Unterthanen beschworen werden. Die ersten, welche dazu vor die königlichen Commissarien geladen wurden, waren die Geistlichen

von London und von den Laien Niemand als More. Am 13. April beichtete er, empfing das heilige Abendmahl, hörte die heilige Messe und begab sich darauf mit großer Seelenruhe vor die königlichen Commissarien, denen er erklärte: „Den Eid, wie er mir geboten wird, kann ich ohne große Gefahr für mein Seelenheil nicht schwören, er ist gegen mein Gewissen.“ Dagegen erbot er sich, die Thronfolge der Kinder Anna's zu beschwören, wenn er dies mit unbeschwertem Gewissen und ohne meineidig zu werden thun könne. Denn der König und das Parlament konnten Bestimmungen in Bezug auf die Thronfolge treffen. Den ersten Theil des Eides aber, wornach er die mit päpstlicher Dispensation geschlossene Ehe Heinrichs mit Katharina für ungültig erklären sollte, zu beschwören, verbot ihm das Gewissen. Darauf rieth Cranmer dem König, den Eid mit diesen Beschränkungen zuzulassen, wodurch More und der ehrwürdige Bischof Fisher für des Königs Sache gewonnen würden. Aber Cromwell, der Sklave des königlichen Willens, drang auf unbedingte Unterwerfung. Anna, diese blutdürstige Herodias, setzte nun dem Könige mit ungestümmen Geschrei so zu, daß er befahl, More'n in den Tower abzuführen. Mit männlicher, christlicher Fassung betrat More die Schwelle seines Kerkers.

Gebet und Abfassung mehrerer religiösen Schriften kürzten ihm die Stunden seiner Haft. Sein Aufsatz: „Um des Glaubens willen den Tod nicht scheuen,“ enthält kräftige Trostgründe. „Ein Leben, das durch Beleidigung gegen Gott erhalten werde, fällt selbst Demjenigen zur Last, der es auf diese Weise gerettet. Höllenqual verfolge ihn, so, daß er sich den Tod, dem er doch entfliehen wollte, selbst herbeiwünsche. Thöricht ist es, dem Tod des Fleisches zu entgehen, um desto gewisser dem ewigen Tode zur Beute zu werden. Was ist diese Flucht anders, als ein kurzer Aufschub des Unvermeidlichen? Der aber ist dem Thiere gleich, welcher kleinmüthig schon durch den bloßen Schrecken sich besiegen läßt, ehe der Kampf recht eigentlich beginnt, das Kriegsgetön, nicht die Waffe streckt ihn nieder. Widersteht nur männlich dem Teufel, und er wird vor euch fliehen,

widersteht ihm starkmüthig im Glauben! Wer aber auf menschliche Hülfe baut, und die Hoffnung auf Gott fahren läßt, wird untergehen sammt seiner Hülfe.“ Er sammelte auch aus den Psalmen Gebete und erklärte die Leidensgeschichte unsers Heilandes. Der König hoffte, die Unbequemlichkeiten des Kerkers würden More'n zur Nachgiebigkeit bewegen; auch erwartete er, die Zusprache Margaretha's, der Lieblingstochter More's, würde ihn auf andere Gedanken bringen. Margaretha durfte nun ihren Vater im Kerker besuchen. Sie stellte ihm die großen Leiden vor, denen er entgegengehe. More aber erwiederte: „Komme auch immer das Aergste, ich habe Christi Rath befolgt und bin entschlossen von dem, was mein Gewissen mir sagt, nicht abzuweichen. Ich bin gewiß, Gott werde mich ohne mein Verschulden nicht verlassen. Seiner Leitung übergebe ich mich, und lebe der Hoffnung, seine Güte werde meine Seele bewahren. Darum Muth, meine Tochter, und bekümmere dich nicht allzu sehr um das, was mir in dieser Welt widerfahren wird. Nichts geschieht ohne Gottes Willen; sein Wille aber, wie sehr es auch zu unserm Nachtheile erscheinen mag, was er über uns verhängt, ist in der That unser Bestes. — Ich habe nach meinem Bedünken schon lange genug gelebt, und wünsche mir kein längeres Leben. Seit ich den Kerker betrat, habe ich mir selbst mein Todesurtheil gefällt, und gestehe frei, daß mich die Erwartung desselben mit unglaublicher Freude erfüllt: denn die Schrecken des Todes üben keinen Einfluß mehr auf mich.“ — Auch seine Frau erhielt die Erlaubniß, ihn zu besuchen, um ihn anderen Sinnes zu machen. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er nicht dem Beispiele der Bischöfe und gelehrtesten Leute des Reiches folge. More aber fragte sie ruhig: „Wie lange glaubst du, daß ich noch zu leben habe?“ Als sie antwortete: „Wenigstens noch einige zwanzig Jahre,“ erwiederte er: „Wahrhaftig! hättest du einige tausend Jahre gesagt, so wäre das noch etwas gewesen und doch muß Derjenige ein schlechter Kaufmann genannt werden, der Gefahr läuft, wegen tausend Jahren die ganze Ewigkeit zu verlieren.“

Als der König den Suprematseid gebot, verfügten sich Cromwell und andere königliche Commissarien in den Kerker More's, um seine Ansicht darüber zu hören. Er saß bereits ein Jahr im Tower und man glaubte, er sei nun hinreichend gebeugt. More aber erwiederte, er sei entschlossen, weder an weltliche Dinge zu denken, noch sich in solche zu mischen. Seine einzige Beschäftigung sei die Betrachtung der Leiden Christi und der Gedanke an seinen Austritt aus diesem Leben. Mein armer Leib ist zu des Königs Befehlen. Wollte Gott, mein Tod möchte ihm nützen." Die Prioren der drei Carthausen und Pater Reynolds, welche den Suprematseid verweigerten, wurden vor More's Kerker hingerichtet; allein der seelenstarke Mann blieb unerschüttert. Nach der Hinrichtung begaben sich königliche Commissarien in den Kerker, die ihn fragten, ob er das Gesetz über den Supremateid annehme oder verwerfe. Da er aber eine bestimmte Antwort verweigerte, so wurde er auf das engste eingeschlossen und ihm alle Bücher und Schreibmaterialien hinweggenommen. More wurde nun vor ein Gericht gestellt und ihm eine lange Anklage vorgelesen, deren Sinn darauf hinaus ging, er sei des Hochverraths schuldig, weil er den Parlamentsbeschluß, daß der König oberstes Haupt der englischen Kirche sein sollte, verworfen habe. Dann wurde ihm gestattet sich zu verantworten. Nachdem er in klarer Darlegung die Hauptpunkte der Anklage bestritten hatte, und die Geschwornen dessen ungeachtet ihr „Schuldig!" ausgesprochen, sprach More offen und freimüthig: „Diese meine Anklage, Mylords, gründet sich auf eine Parlamentsakte, welche den Gesetzen Gottes und seiner heiligen Kirche geradezu widerstreitet. Die oberste Leitung der Kirche oder eines Theiles derselben kann kein weltlicher Fürst durch irgend ein Gesetz an sich reißen; denn dies ist ein Recht des römischen Stuhls, welches von unserm Heiland selbst, als er noch auf dieser Erde weilte, nur dem heil. Petrus und den Bischöfen von Rom, seinen Nachfolgern, verliehen wurde. Deßhalb ist es unter katholischen Christen nach den Gesetzen unzulänglich, irgend einem Christen die Verbindlichkeit, obigem Statute zu ge-

horchen, aufzulegen. Meine Behauptung zu erweisen, führe ich an, daß dies Königreich, welches nur ein Glied und ein kleiner Theil der Kirche ist, kein Recht habe, ein besonderes Gesetz zu erlassen, das von dem allgemeinen Gebote der ganzen christkatholischen Kirche abweicht; so wenig, als die Altstadt von London, die in Bezug auf das ganze Königreich nur ein Glied desselben ist, ein Gesetz geben kann gegen einen Parlamentsbeschluß, welches für das ganze Königreich verbindlich wäre. Obiges Gesetz ferner ist den bis jetzt unwiderruflichen Rechten und Statuten des Reiches zuwider, wie dies klar aus der Magna Charta zu ersehen ist, woselbst es heißt: „Die englische Kirche sei frei und im vollen Genusse aller ihrer Rechte und ungekränkt in ihren Freiheiten." Jenes Statut ist also gegen den heiligen Eid, den Seine Majestät selbst, sowie jeder christliche Fürst mit großer Feierlichkeit bei seiner Krönung abgelegt hat. Unrecht handelt England, dem römischen Stuhle den Gehorsam zu versagen, sowie ein Kind, das den Eltern den Gehorsam aufkündigt: denn wie der heil. Paulus zu den Korinthern sagte: „Ich habe euch wiedergeboren, meine Kinder in Christo," so mag auch der würdige Papst St. Gregorius der Große uns Engländern zurufen: „Ihr seid meine Kinder, denn ich habe euch die ewige Seligkeit gegeben." Fürwahr ein trefflicheres Erbstück, als je ein leiblicher Vater seinen Kindern hinterläßt. Ein Sohn ist nur durch Zeugung seines Vaters Kind, wir aber sind durch die Wiedergeburt zu geistigen Kindern der Kirche und des Papstes geworden."

Der Lordkanzler entgegnete: „Er sehe doch, daß alle Bischöfe, Universitäten und die gelehrtesten Männer des Reiches den Parlamentsbeschluß billigten; um so mehr verwundere man sich, daß er allein so hartnäckig auf seiner Meinung bestehe, und so heftig wider jenen Beschluß streite." — Darauf sagte More: „Wäre auch die Zahl der Bischöfe und Universitäten von so entschiedener Wichtigkeit, wie eure Herrlichkeit zu glauben scheint, so sehe ich doch keinen Grund, warum dies mein Gewissen sollte ändern können; denn ich zweifle nicht, es leben noch viele gelehrte und tugendhafte Männer, nicht allein in diesem Königreiche, sondern in der ganzen Christenheit, von

denen zehn gegen einen in dieser Sache meiner Meinung sind. Gedenke ich aber jener hochgelehrten Doctoren und tugendhaften Väter, die bereits verstorben und von denen viele im Himmel als Heilige glänzen; so bin ich gewiß, daß deren bei weitem mehrere sind, die bei ihren Lebzeiten gerade so dachten, wie ich nun denke. Und deßwegen, Mylord, halte ich mich nicht verbunden, mein Gewissen dem Rathe eines Königreichs anzupassen, der allgemeinen Uebereinstimmung der ganzen Christenheit zuwider." Der Lordkanzler, der die Verantwortlichkeit von More's Verurtheilung nicht allein auf sich nehmen wollte, fragte im offenen Gerichte den Lord-Oberrichter, Sir John Fitz-James um seine Meinung über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Anklage. Dieser gab die auf Schrauben gestellte Antwort: „Meine Herren alle, ich muß nothwendig gestehen, wenn der Parlamentsbeschluß nicht gesetzwidrig ist, so ist auch alsdann die Anklage und Verurtheilung rechtlich begründet." — „Wohl, Mylords! Ihr hörtet, was der Lord-Oberrichter gesagt." Sofort schritt er zur Urtheilsverkündigung. „Sir Thomas soll durch William Kingston, den Sheriff, von hier nach dem Tower zu Land abgeführt, von dort auf einer Schleife mitten durch die Altstadt von London nach Tyburn gezogen, daselbst bis zum Halbtode gehangen, alsdann noch lebend herabgenommen, der Unterleib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, seine vier Viertheile auf den Thoren der Altstadt zur Schau ausgehangen, sein Kopf dagegen in einem eisernen Käfig auf der Londonbrücke ausgestellt werden." — More hörte mit ruhiger Fassung dieses fürchterliche Urtheil an und sprach darauf: „Wohl! Ich bin nun verurtheilt. Ob gerecht, weiß Gott; und jetzt, um mein Gewissen zu erleichtern, will ich frei sagen, was ich von jenem Gesetze halte. Als ich des Königs Absicht wahrnahm, zu erforschen, woher des Papstes Gewalt stamme, so, ich gestehe es, befliß ich mich ganzer sieben Jahre hindurch, die Wahrheit hierin zu ergründen, und in keinem einzigen von der Kirche gebilligten Werke gelehrter Männer konnte ich die Behauptung finden, daß ein Laie das Haupt der Kirche wäre, oder auch nur sein könnte." „Wollt ihr noch immer, unterbrach ihn der Lordkanzler, für weiser gehalten werden, oder glaubt

ihr ein reineres Gewissen zu haben, als sämmtliche Bischöfe, Gelehrte, der Adel und die Gemeinen dieses Reiches?" „Mylord Kanzler, erwiederte More, gegen einen Bischof, den ihr mir für eure Meinung anführt, habe ich hundert heilige und rechtgläubige Bischöfe für die meinige und gegen ein Königreich die Stimme der ganzen Christenheit seit mehr als tausend Jahren." Als hierauf die Richter fragten, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, erwiederte More sanft und herzlich: „Ich habe nichts mehr zu sagen. Nur dies noch. Gleichwie der heil. Apostel Paulus zugegen war und seine Stimme gegeben hatte zum Tode des ersten Märtyrers Stephanus, die Kleider jenen bewahrend, die ihn zu Tode steinigten, und sie doch nun Beide als Heilige sich im Himmel befinden, und in Ewigkeit Freunde sind: so vertraue auch ich, und will deßhalb inständig beten, daß, obwohl eure Herrlichkeiten meine Richter hier auf Erden waren, wir uns dereinst freudig zur immerwährenden Seligkeit im Himmel treffen werden. Gott bewahre euch, vorzüglich meinen Herrn, den König, und gebe ihm treue Räthe!" Darauf wurde er nach dem Tower zurückgeführt. Vor ihm her trug man die mörderische Axt mit gegen ihn gekehrter Schneide, als Zeichen der Verurtheilung.

Als er aus der Gerichtshalle trat, warf sich ihm sein Sohn John zu Füßen und bat mit Thränen um den väterlichen Segen. In der Nähe des Towers nahm sein Führer William Kingston weinend von ihm Abschied. „Guter Kingston, sprach More gerührt, betrübt euch nicht also, sondern seid heiter, denn ich will für euch beten, daß wir uns im Himmel treffen mögen, wo wir auf immer der Heiterkeit genießen werden." Am Tower stand Margaretha, seine innigst geliebte Tochter. Durch die bewaffnete Menge stürzte sie auf ihren Vater, ihn umarmend, mit Küssen bedeckend. „O mein Vater!" waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte. Standhaft tröstete sie More. „Was ich zu leiden habe, wenn gleich unschuldig, geschieht nach Gottes Willen. Er kennt mein Herz. Ergib dich darum in seinen Willen und fasse dich in Geduld über meinen Verlust." Margaretha ging nun weg, aber nach wenigen Schritten kehrte sie von neuem wieder zum

theuren Vater zurück, umfaßte seinen Hals und küßte ihn aufs zärtlichste. More sprach kein Wort, aber der Schmerz erpreßte ihm Thränen. Endlich riß sich Margaretha mit gebrochenem Herzen los. Ringsum weinte die Menge.

Die schwerste aller Prüfungen hatte More jetzt überstanden. Er kehrte in den Kerker zurück und bereitete sich zum Tode vor. Er schrieb seinen letzten Brief mit Kohle an seine geliebte Tochter Margaretha, worin er Segenswünsche über die Seinigen ausspricht und sich ihrem Gebete empfiehlt, damit „wir einander fröhlich im Himmel wiedersehen.“ — König Heinrich hoffte immer noch, More werde seine Gesinnung ändern und ließ nicht nach, ihn durch seine Diener zu bearbeiten. Um einen solchen zudringlichen Menschen los zu werden, äußerte More, er habe seine Gesinnung geändert. Mit dieser Nachricht eilte er an den Hof, kehrte aber bald wieder mit dem Befehle nach dem Tower zurück, More möge angeben, worin er seine Gesinnung geändert habe. Da antwortete dieser: „Anfänglich wollte ich mir den Bart abnehmen lassen, bevor es zur Hinrichtung geht, allein nun bin ich völlig entschlossen, daß mein Bart gleiches Loos mit meinem Kopfe haben soll.“ Als ihm der Kerkermeister die Nachricht mittheilte, der König habe aus besonderer Gnade die furchtbare Strafe des Hochverraths in Enthauptung umgewandelt, sprach er: „Gott behüte alle die Meinigen vor solcher Gnade!“ Auch theilte ihm der Kerkermeister die Nachricht mit, daß Fisher, der Bischof von Rochester, sein inniger Freund hingerichtet worden sei, weil er den Eid nicht geleistet. „O Fisher, o mein Freund, rief More aus, du bist mir vorangegangen! Du bist schon dort oben und setzest den Lobgesang der Himmel fort, den du hier auf Erden begonnen; du erwartest mich und ich werde dich wieder finden!“

Am Morgen des 6. Juli 1535 kam Pope, More's vertrauter Freund, und eröffnete ihm des Königs Befehl, daß er an diesem Tage, um neun Uhr, enthauptet werden sollte. More anwortete: „Ich danke euch recht herzlich für eure gute Botschaft. Immer war ich Seiner Majestät sehr verbunden für die Gnaden und Ehrenstellen, die sie mir verliehen. Jetzt bin ich dem König — dies versichere ich euch — noch mehr

verpflichtet, daß er mich hieher gesetzt, wo ich alle nur mögliche Zeit und Gelegenheit gehabt habe, auf mein letztes Ende zu denken, und bei Gott, am meisten bin ich ihm hiefür Dank schuldig, daß er geruht, mich sobald von den Kümmernissen dieser schlechten Welt zu befreien.“ — „Auch ist es des Königs Wille, sprach Pope, daß ihr euch aller Anreden an das Volk enthaltet.“ „Es ist gut, erwiederte er, daß ihr mich in diesem Stücke von des Königs Willen unterrichtet; denn ich hatte mir vorgenommen, bei dieser Gelegenheit etwas zu sprechen, aber nicht von Dingen, wodurch Seine Majestät oder sonst Jemand beleidigt worden sein sollte. Willig werde ich dem Befehle meines Herrn Folge leisten, und ich ersuche euch nur, guter Pope, bei Seiner Majestät zu bewirken, daß meine Tochter Margaretha bei meinem Begräbnisse sein dürfe.“ „Der König hat bereits erlaubt, sagte Pope, daß eure Frau, Kinder und Freunde die Freiheit haben sollen, dabei gegenwärtig zu sein.“ — „O wie sehr verpflichtet bin ich Seiner Majestät, erwiederte More, daß sie so gnädige Rücksicht auf mein armes Begräbniß nehmen!“ Als Pope weinte, tröstete ihn More. „Seid nicht betrübt, sprach er, denn ich vertraue zu Gott, daß wir uns dereinst freudvoll wieder sehen und in ewiger Seligkeit uns lieben werden.“ Um den Freund durch seine Gemüthsruhe zu trösten, fühlte er sich den Puls und sagte heiter: „Ich sehe keine Gefahr für den Patienten. Er könnte wohl noch länger leben, wenn es dem Könige so gefallen hätte.“ — Auf die Kunde „Thomas More wird hingerichtet,“ strömte das Volk in Masse nach dem Tower. Um neun Uhr Morgens öffneten sich die Thore des Towers. Thomas More, der gewesene Lordkanzler, der größte und edelste Mann Englands, wurde zum Richtplatze geführt. Er trug einen Rock von schlechtem Frieß, sein Bart war lang, sein Antlitz bleich und mager, in den Händen ein rothes Crucifix, die Augen öfters gegen Himmel gerichtet. — Als er am Hause eines frommen Weibes vorbeikam, trat diese mit einem Becher Weines heraus, welchen er mit den Worten ausschlug: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle.“ Ein anderes Weib schrie ihn an, und forderte Papiere zurück, die sie in seinen Händen gelassen, als er noch Lordkanzler war. „Gute Frau, erwie-

derte er, nur noch eine Stunde Geduld, und der König wird mich von der Sorge für jene Papiere sowie für alle anderen Dinge befreien.“ Wieder ein anderes Weib folgte ihm scheltend nach und klagte über großes Unrecht, welches er ihr während seines Kanzleramtes gethan. „Ich erinnere mich recht wohl Eurer Sache, antwortete er, hätte ich indessen jetzt noch zu entscheiden, so würde ich denselben Spruch thun.“

Am Fuße des Blutgerüstes angekommen, sagte er zu einem Sheriffsdiener: „Bitte, helft mir hinauf, fürs Herunterkommen laßt mich selbst sorgen.“ Oben angelangt, blickte er ruhig auf die versammelte Menge. Da ihm der König verboten hatte, das Volk anzureden, so sprach er nur diese Worte: „Ich sterbe als ein getreuer Unterthan des Königs im ächten katholischen Glauben. Betet für mich!“ Hierauf knieete er nieder und betete mit großer Andacht den Psalm: „Erbarme dich meiner.“ Als er geendigt, erhob er sich heiter und sagte dem ihn um Verzeihung bittenden Scharfrichter, indem er ihn umarmte: „Du wirst mir heute den größten Dienst erweisen, der in eines Menschen Macht steht. Nur Muth und zage nicht, dein Amt zu verrichten. Mein Hals ist sehr kurz, daher nimm dich in Acht, damit du nicht schief hauest, sondern Ehre davon hast.“ Als ihm der Henker das Haupt verhüllen wollte, sagte er: „das will ich selbst thun“ und band sich ein Tuch um die Augen. Er knieete nieder, legte seinen Kopf auf den Block und hieß den Scharfrichter so lange einhalten, bis er seinen Bart bei Seite geschoben: „denn der hat keinen Verrath begangen.“ — Ein Streich der Axt trennte den Kopf vom Rumpfe. Wie viele tausend edle Herzen in ganz Europa verwundete dieses Mordbeil! — Sein Leichnam wurde in einer Kapelle begraben; sein Haupt aber ließ die liebende Tochter Margaretha einbalsamiren und als sie neun Jahre nach dem Tode ihres Vaters starb, wurde sie in der St. Dunstanskirche begraben, des theueren Vaters Haupt im Arme, wie sie es ausdrücklich verlangt hatte.

So endete Thomas More, die Zierde seines Landes und Jahrhunderts, ein treuer Zeuge der katholischen Kirche, an christlicher Tugend und ächter Geistesgröße nicht leicht von

irgend einem Helden übertroffen, jedem Zeitalter ein erhabenes Vorbild.

7. Der Protestantismus in England.

Cromwell, einer der abgefeimtesten Schurken, den je die Erde getragen, und Cranmer, ein vollendeter Heuchler, waren die Werkzeuge, derer sich der König bediente, um den Protestantismus, als letztes Auskunftsmittel zur Beschönigung seiner abscheulichen, ehebrecherischen Gelüste, einzuführen. Der drückendste Despotismus trat nicht nur die Kirche, sondern auch jede bürgerliche Freiheit nieder. Selbst auf den Gedanken der Engländer lastete die schändlichste Knechtschaft; denn mit einem Eide mußte Jeder anerkennen, daß des Königs Ehe mit Katharina unerlaubt, seine Verbindung aber mit dem schamlosen Weibe Anna Boleyn erlaubt und gesetzmäßig sei, daß ferner der König alleiniges Oberhaupt der englischen Kirche sei. Ein feiges, niederträchtiges Parlament gab diesen Gedanken, die in dem dämonischen Geiste Cromwells entstanden waren, Gesetzeskraft. Cromwell, von Habsucht getrieben, suchte nun sein letztes Ziel, Einziehung der Kirchengüter, zu erreichen. „Zum Wohlgefallen des allmächtigen Gottes und dem Königreich zur Ehre" hob ein Haufe feiler Sklaven, Parlament genannt, im Jahre 1536 auf Cromwells Commando 376 Klöster auf einmal auf. Diesen kleineren Klöstern folgten bald die größeren, und 1540 war das Werk der Habsucht und Gottlosigkeit vollendet. Ungeheure Summen flossen in die Taschen der privilegirten Diebe, hauptsächlich Cromwells. In der Aufhebung der Klöster, in der Zersplitterung des Kirchenvermögens müssen wir eine vorzügliche Quelle der Verarmung Englands suchen.

Der Protestantismus in England wurde in einem See von Blut getauft; 72,000 Unterthanen ließ der blutdürstige Tyrann hinrichten, um sein neues päpstliches Regiment zu sichern. Katharina, des Königs rechtmäßige Gemahlin, starb 1536 verlassen und elend in einem kleinen Dorfe. Im selben Jahre bestieg Anna Boleyn, die erste Ursache so vieler schrecklichen Uebel, das Blutgerüste im Tower. Man hatte sie des Ehebruchs, der Blutschande, des Hochverraths an-

geklagt, nachdem vorher der elende Cranmer „in Christi Namen und zur Ehe Gottes“ die Ehe für nichtig erklärt hatte. Schon am folgenden Tage heirathete der König die Johanna Seymour, die den später regierenden Eduard VI. gebar († 1537). Anna von Cleve wurde nun Königin, aber bald darauf wieder verstoßen, weil sie der König weniger schön fand, als sie ihm geschildert worden. Katharina Howard trat an ihre Stelle und wurde als Ehebrecherin hingerichtet. Die sechste Gemahlin, Katharina Parr, überlebte den Wüthrich († 1547). Auch der ruchlose Cromwell, der den Tod so vieler unschuldigen Menschen auf dem Gewissen hatte, hauchte seine schwarze Seele in Feigheit auf dem Blutgerüste aus (1540). König Heinrich VIII., dieser Fluch Englands, starb am 27. Januar 1546. Von schrecklichen Gewissensbissen gefoltert, rief er aus: „Ich habe Alles verloren.“ Eduard VI., erst zehn Jahre alt, folgte ihm nach. Eine Regentschaft leitete die Angelegenheiten des Reichs. Unter Eduard VI. und Elisabeth, Anna Boleyn's Tochter, trat der Abfall von der katholischen Kirche offen hervor. Gegen glaubenstreue Katholiken, die sich in Sachen ihres Seelenheils den Entscheidungen eines fünfzehnjährigen, eigensinnigen Buben oder eines schamlosen, lüderlichen Weibes nicht fügen wollten, wurde wahrhaft gewüthet. Elisabeth, die „jungfräuliche Königin,“ wie sie sich nannte, ließ im dreizehnten Jahre ihrer Regierung eine Parlamentsacte ausfertigen, welche die Krone „ihren natürlichen Kindern“ zusicherte. Von nun an, seit der „gottseligen Reformation,“ durchtobten schreckliche Bürgerkriege das Land. König Karl I. verlor sein Haupt unter dem Henkerbeil und England wurde eine Republik. Ein anderer Cromwell mordete die katholischen Irländer ohne Gnade und verkaufte ihrer 20,000 als Sklaven nach Westindien. „Um das Reich vom Papismus zu befreien und die protestantische Religion vor dem Umsturz zu bewahren,“ ward später König Jakob II., weil er ein Katholik war und allen seinen Unterthanen allgemeine Gewissensfreiheit ertheilte, durch die schändlichen Umtriebe der Geistlichkeit, welche den Holländer Wilhelm von Oranien

in's Land riefen, der Krone verlustig und die Ausschließung der Katholiken vom Throne, so wie Derer, welche Katholiken heirathen, war seither unveränderliches Staatsgesetz. Dies geschah 1688 und die Protestanten Englands nennen diese Umwälzung „die glorreiche Revolution." Man erklärte jeden Priester des Hochverraths schuldig, der Messe las, oder der vom Auslande in's Königreich kam; es war ein Verbrechen des Hochverrath's, einen Priester zu beherbergen oder ihm eine milde Gabe zu geben. Allen katholischen Unterthanen war unter schwerer Strafe befohlen, die protestantischen Kirchen zu besuchen. Wer dem Glauben nicht entsagen wollte, wurde unaufhörlich gequält, durch hohe Geldstrafen ruinirt, zum Galgen verurtheilt, oder gezwungen, aus dem Vaterlande zu entfliehen. Zahllos ist die Menge der glaubenstreuen Katholiken, welche unter Henkershand ihr Leben aushauchten, denen bei lebendigem Leibe die Eingeweide ausgerissen und ins Gesicht geschlagen wurden. Das Letztere war die Lieblingsstrafe der „guten und frommen" Königin Elisabeth. Die protestantische Religion ist mit den Thränen und mit dem Blute des englischen Volkes benetzt worden. Man lese die schrecklichen Strafgesetze gegen die Katholiken, wodurch Anna Boleyn's Bastardtochter während ihrer fünfundvierzigjährigen furchtbaren Regierung die „gottselige Reformation" vollendete, welche ihr Vater, Heinrich VIII. mit Ehebruch und Frauenmord und der Hinrichtung von 72,000 Unterthanen begonnen hatte. Vom Jahre 1603, wo dies weibliche Ungeheuer aus dem Leben ging, bis zum Jahre 1778 blieben diese Gesetze in voller Kraft. Diese Gesetze bestraften jeden Katholiken, Priester oder Laie, der in's Ausland geflohen war und wieder zurück kam, damit, daß er bis zum Halbtode gehängt, ihm die Gedärme dann herausgerissen und er darauf geviertheilt wurde. Jeder Protestant, der Jemanden beargwohnte, Eigenthum für einen Katholiken in Verwahrung zu halten, durfte dasselbe wegnehmen. Jeder Protestant, der einen Katholiken im Besitze eines Pachtgutes sah, konnte den Katholiken vertreiben und an seiner Statt in den Pachtcontract eintreten. Diese Gesetze bestanden zuletzt aus mehr als hundert Par-

lamentsacten, alle gemacht, um Menschen zu strafen, weil, und nur allein weil sie fortfuhren, derjenigen Religion treu anzuhangen, in der ihre Väter gelebt und gestorben, und welche seit tausend Jahren auch die Religion der Vorfahren ihrer protestantischen Verfolger gewesen war. So wurde „die gottselige Reformation" in England eingeführt und befestigt durch die Bosheit und den Fanatismus der raubgierigsten und unverschämtesten Schurken, denen Gott jemals erlaubt hat, Menschen zu quälen, daß ungeachtet der furchtbarsten Verfolgungen, der zahllosen Opfer die katholische Religion dennoch in England und Irland fortbestand, muß als eine Wirkung der unmittelbaren Obsorge der göttlichen Vorsehung angesehen werden. Als im Jahr 1778 Nordamerika von England sich unabhängig erklärte, wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken gemildert, nicht aus Menschlichkeit und Großmuth, sondern aus Furcht. Im Jahre 1793, bei Gelegenheit der französischen Revolution, fand man für gut, den armen Katholiken eine weitere Milderung angedeihen zu lassen, damit sie Frankreichs Beispiel nicht nachahmungswerth finden. Der Minister Canning sah es als eine Hauptaufgabe seines Ministeriums an, die Katholiken, acht Millionen an der Zahl, mit den Protestanten bürgerlich gleich zu stellen, aber das Oberhaus (hoher Adel und Geistlichkeit) verwarf jedesmal diesen Antrag, wenn er auch im Unterhause durchgegangen war. Die Gefahr eines Volksaufstandes in Irland und die Bemühungen des edeln Daniel O'Connell brachen endlich den Widerstand des Oberhauses und die Emancipation der Katholiken wurde bewilligt. Doch ruht noch viel des Unrechts und Drucks auf den katholischen Einwohnern dieses Reichs. Ein katholisches Volk steht noch immer unter einer protestantischen Geistlichkeit, welcher es Zehnten entrichten muß, aus dem sie ein jährliches Einkommen von 5,586,000 Thalern bezieht und meistens außer Landes verzehrt. Der Staat gibt zur Unterhaltung der katholischen Geistlichkeit — nichts, während doch sie allein den Kirchendienst versieht. Die protestantische Geistlichkeit hat größtentheils gar nichts zu thun, als daß sie ihre Einkünfte meist mit der brutalsten Strenge

von den Katholiken eintreibt, und, fern von ihren Sitzen, von dem Schweiße der armen Irländer lebt, ohne sich darum zu bekümmern, daß diese selbst vor Hunger und Noth zu Grunde gehen. Der katholische Glaube, den dieses treue Volk unter Feuer und Schwert, bei Galgen und bauchaufschlitzendem Messer bewahrte, ist sein einziger Trost in seinen vielen Leiden, unter denen es auch jetzt noch seufzt.

Eine merkwürdige Bewegung, die in der Gegenwart von den ausgezeichnetsten Gelehrten der Universität Oxford ausgeht, von Pusey, Palmer, Newman bahnt den Weg zur katholischen Kirche. Diese katholische Richtung in der anglikanischen Kirche, Puseyismus genannt, ist entstanden aus Schamgefühl, den Ursprung der anglikanischen Kirche an einen Wüstling, wie Heinrich VIII., an einen elenden Schergen der Gewalt, wie Crowmell, und an einen schändlichen Geistlichen, wie Cranmer, knüpfen zu müssen. Indem sie sich aber lossagten von dem Werke Luthers und Calvins, hatten diese Männer nichts weniger als eine Unterwerfung unter die wahre Kirche im Sinne. Die Strömung, die sie hervorriefen, trieb sie aber in die katholische Kirche und so sehen wir in England die Abgefallenen massenhaft wieder in den Schooß der früher so bitter gehaßten und blutig verfolgten Kirche zurückkehren.

XVI. Der heil. Franziskus Xaverius,

Apostel der Inder und Japanesen.

(1506–1552.)

1. Der heil. Xaverius in Indien.

Während die Gesellschaft Jesu das katholische Europa vor Luthers und Calvins Irrlehren zu bewahren bemüht war, gewann Franziskus Xaverius in Indien, Japan und anderen heidnischen Ländern Tausende für den katholischen Glauben. Er hat den Indern den Weg zum Himmel, seinen Gefährten den Weg nach Indien geöffnet.

Franz Xaver wurde am 7. April 1506 auf dem Schlosse Xavier in dem Königreich Navarra, zwei Stunden von

Pampelona, geboren, wovon er auch den Beinamen Xaver trägt. Seine gottesfürchtigen Eltern pflanzten ihm frühe Liebe und Ehrfurcht gegen Gott in's Herz und sorgten dafür, daß seine natürlichen Fähigkeiten unter der Leitung geschickter Lehrer im väterlichen Hause sich entwickeln konnten. Seine Brüder widmeten sich dem Waffendienste; Franz aber zog den Ruhm der Gelehrsamkeit den kriegerischen Ehren vor. In seinem achtzehnten Jahre zog er auf die berühmte Universität Paris. Als er hier ankam, ließ er sich in das Collegium der heil. Barbara aufnehmen. Nachdem er sich eine Zeitlang mit allem Fleiße auf das Studium der Philosophie verlegt hatte, erklärte er als Lehrer der schönen Künste mit großem Lobe die Schriften des berühmten Philosophen Aristoteles. Wir wissen aus dem Leben des heil. Ignatius, daß Franz Xaver einer der ersten Jünger desselben war. Der ehrgeizige Jüngling konnte aber lange Zeit die Gedanken seines Meisters über Verachtung der Welt, über Armuth und Demuth nicht fassen. Er spottete über seine Grundsätze und stellte sie als das Kennzeichen einer niederen Seele dar. Ignatius trug sanftmüthig diesen Spott und erinnerte ihn von Zeit zu Zeit an das Wort des Herrn: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden an seiner Seele leidet? — Er lobte seine Kenntnisse, seine Lehrvorträge, gewann ihm Schüler und gewann dadurch die Neigung des Franz Xaver. Dieser kam endlich auf den Gedanken, Ignatius, der von so vornehmer Geburt abstamme, müsse bei seiner freiwilligen Armuth höhere, edle Beweggründe haben. Als Ignatius diese Umänderung in den Gesinnungen des Franz Xaver bemerkte, stellte er ihm mit aller Kraft der Rede die Nichtigkeit des Irdischen vor Augen und entzündete ihn mit der Liebe zum Himmlischen. Unter Ignatius Leitung führte er ein demüthiges Leben, unterdrückte die Regungen des Stolzes und fastete, um das Fleisch abzutödten. Franz Xaver gehörte zu jenen Genossen des heil. Ignatius, die am Feste Mariä Himmelfahrt 1534 zur Wallfahrt nach dem heiligen Lande und zur Bekehrung der Ungläubigen durch ein Gelübde sich verbanden. Sie trafen zu diesem Zwecke zu Venedig zusammen, wo Franz Xaver 1537 zum Priester ge-

weiht wurde. Da ihr Unternehmen, nach Palästina zu reisen, durch den Türkenkrieg vereitelt wurde, so begaben sie sich nach Rom und boten dem Papste ihre Dienste an. Die Kunde ihres großen Seeleneifers kam auch zu den Ohren des Königs Johann III. von Portugal, der damals über einen Theil Ostindiens gebot. Er gab daher seinem Gesandten den Auftrag, vom Papste sechs jener apostolischen Männer zu begehren, welche in Ostindien das Evangelium predigen sollten. Der heil. Ignatius konnte nur zwei zu dieser Mission entlassen, den Portugiesen Simon Rodriquez und den Spanier Nikolaus Bobadilla. Da aber Bobadilla krank wurde, trat Franz Xaver an seine Stelle. Papst Paul III. gab ihm seinen Segen und Ignatius sprach zu ihm die Worte: „Empfange das Amt, welches der heilige Vater durch meinen Mund dir übergibt, nicht anders als wenn Jesus Christus selbst es dir anwiese, und freue dich, in demselben eine Befriedigung jenes heißen Verlangens zu finden, welches wir alle hatten, den Glauben jenseits der Meere zu verkünden. Nicht blos Palästina, nicht eine Provinz Asiens, unermeßliche Landstrecken, zahllose Völkerschaften, eine ganze Welt schließt sich dir auf. Nur ein solches Feld ist deines Muthes würdig. Gehe, mein Bruder, wohin die Stimme Gottes dich ruft, und der Vater der Christenheit dich sendet, gehe und entzünde Alles mit dem Feuer, das in dir brennt." — Xaver verließ mit dem portugiesischen Gesandten am 15. März 1540 die Stadt Rom. Sie machten ihre Reise zu Lande über die Alpen und Pyrenäen. Als sie in die Nähe des Schlosses Xavier kamen, bat ihn der Gesandte, seiner Mutter und seinen Verwandten Lebewohl zu sagen; allein Xaver fürchtete, ein solches Zusammentreffen würde viele Thränen kosten und seinem Vorhaben hinderlich sein. Er tröstete sich daher mit dem Gedanken, daß sie einander im Himmel wieder sehen würden und besuchte das väterliche Schloß nicht. Zu Lissabon besuchten sie die Kranken und Gefangenen, unterrichteten die Kinder, ermahnten die Erwachsenen und arbeiteten mit einem solchen Eifer, daß Lissabon bald umgewandelt schien. Der König und die Hofleute empfingen häufig die Sacramente und unterzogen sich allen Uebungen der Frömmigkeit. Durch diese

glänzenden Erfolge bewogen, wünschte der König, daß einer der Väter im Königreiche bleibe. So kam es, daß Rodriquez zurückblieb, Xaver allein unternahm die indische Mission. Er war damals sechsunddreißig Jahre alt. Vor seiner Abreise übergab ihm der König vier päpstliche Breven. Dieselben enthielten seine Ernennung zum päpstlichen Nuntius in Indien, ausgedehnte Vollmachten und Empfehlungen an die Fürsten des Morgenlandes. Am 7. April 1541 verließ die Flotte, die von Alphons Sosa, dem Vicekönig Indiens, befehligt war, den Tajo. Auf dem Schiffe nahm sich Xaver der Kranken an, lehrte die Matrosen den Katechismus und predigte jeden Sonntag. Er führte ein armes Leben, schlug die Einladungen an die Tafel des Vicekönigs aus und theilte die Speisen, die er ihm zusandte, an schwache, elende Personen aus. Nach fünf Monaten langer, stürmischer Fahrt landete die Flotte an der Küste von Mozambik, wo sie auch überwintern mußte. Die ungesunde Luft der afrikanischen Küste warf die von der langen Seefahrt Erschöpften zu Boden. Xaverius wurde Allen Alles — Priester, Arzt, Krankenwärter. Auch Xaverius erlag den Anstrengungen einer sich aufopfernden Liebe; er wurde krank. Nachdem er wieder gesund geworden, fuhr er mit dem Vicekönig ab. Unterwegs landeten sie auf der Insel Sokotora, der Meerenge von Mekka gegenüber, wo Xaver einige Spuren von Christenthum fand. Die Eingebornen zeigten einen guten Willen, sich zu bekehren, allein der fromme Glaubensbote war für ein größeres Erntefeld berufen.

Am 6. Mai 1542 landete er zu Goa, der Hauptstadt Ostindiens, welche im Jahre 1510 die Portugiesen den Sarazenen entrissen hatten. Die christliche Religion war in diesen Gegenden in tiefem Verfall. Die Portugiesen überließen sich allen Leidenschaften, verachteten die Uebungen der Frömmigkeit und gaben so den Neubekehrten und den Ungläubigen ein schlechtes Beispiel. Der Bischof der Stadt, Johannes von Albuquerque, aus dem Orden des heil. Franziskus, konnte den Damm des Lasters nicht zurückhalten, indem er zu wenig Unterstützung fand. Das Verderben wurde immer größer. „Die Gerechtigkeit ward feil geboten; die ärgsten

Missethaten blieben ungestraft, wenn die, welche sie verübten, bemittelt genug waren, ihre Richter durch Geschenke zu bestechen. Alle Wege, die zum Reichthum führten, wie sündhaft sie sein mochten, wurden für erlaubt gehalten. Wucher ward ohne Scheu getrieben, sogar der Meuchelmord nicht mehr als ein Verbrechen angesehen; einige rühmten sich seiner, als hätten sie eine Heldenthat vollbracht, so sehr waren sie verwildert. Ein solches Beispiel war freilich nicht geeignet, das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten. Vielmehr sah man die schon Bekehrten zum Götzendienste sich zurückwenden. Den Göttern brachte man blutige Opfer, und es war unter ihnen eine sehr gewöhnkiche Erscheinung, daß Väter ihre eigenen Kinder vor den Götzenbildern erwürgten." Sobald Xaver an's Land gestiegen war, begab er sich zum Bischof, überreichte ihm die päpstlichen Breven und erklärte ihm, daß er ohne seine Genehmigung von den Privilegien, die ihm der Papst ertheilte, keinen Gebrauch machen werde. Er erkannte die Nothwendigkeit, vorher die sündigen Christen zu bekehren, ehe er sich an die Heiden wandte. Er begann sein Bekehrungsgeschäft nach der Weisung Loyola's mit den Kindern. Mit einem Glöckchen in der Hand eilte er jeden Morgen durch alle Straßen der Stadt, und bat die Familienväter um Gotteswillen, ihre Kinder und Sklaven in den christlichen Unterricht zu schicken. Die Kinder sammelten sich schaarenweise um ihn und folgten ihm in die Kirche. Dort lehrte er sie das Glaubensbekenntniß, die Gebote Gottes, Gebete und Lieder. In kurzer Zeit waren die Kinder Muster der Eingezogenheit und Andacht und erregten das Staunen und Nachdenken der Erwachsenen. Nach dem Unterrichte besuchte er die Kranken und Gefangenen und nöthigte durch sein aufopferndes Leben auch den Lasterhaften Ehrfurcht ab. Nun begann Xaverius öffentlich zu predigen und zwar in gemeiner Mundart, damit er von Allen verstanden werde. Mit diesen öffentlichen Predigten verband er Besuche in einzelnen Häusern, bei Hohen und Niederen und bekehrte Viele durch seine Sanftmuth und Nächstenliebe. Die verstocktesten Sünder warfen sich zu des Heiligen Füßen und beichteten ihre Sünden. Der Geist der Stadt schien wie durch Bezauberung verändert.

Man entsagte dem Wucher, stellte unrechtmäßig erworbenes Gut zurück, zerbrach die Fesseln der geraubten Sklaven, entließ die Beischläferinnen und begann ein ganz neues Leben. Xaver bestätigte so das Wort, das Robertson in seiner Geschichte Karls V. gesprochen: „Die Machthaber dieses unglücklichen Theils der Weltkugel hatten kein anderes Ziel, als seine Bewohner auszuplündern, in Banden zu werfen und zu vertilgen. Die Jesuiten allein haben sich daselbst in menschenfreundlicher Absicht niedergelassen."

So hatte Xaver fünf Monate segensreich zu Goa gewirkt, als er hörte, daß auf der Küste, die sich vom Cap Comorin bis zur Insel Maran erstreckt, gewöhnlich die Fischerküste genannt, ein Volk lebe, das des Unterrichts sehr nöthig habe. Dieses Volk, Parava's oder Fischer genannt, hatte sich aus Dankbarkeit gegen die Portugiesen, die ihm gegen die Mauren Beistand geleistet, taufen lassen. Da aber das Land unfruchtbar, das Klima so brennend heiß ist, daß sich daselbst kein Priester ansiedeln wollte, so hatte das Volk vom Christenthum durchaus nichts, als die Taufe und den Namen. Im Oktober 1542 schiffte sich Xaver mit zwei jungen Geistlichen ein, welche die malabarische Sprache, die auf der Fischerküste gangbar war, verstanden. Am Cap Comorin landete er und verkündete in dem ersten Dorfe, das er antraf, durch seine Dolmetscher das Evangelium. Eine Frau, die schon drei Tage in Kindesnöthen lag, ließ sich taufen und wurde alsbald glücklich entbunden. Auf diese wunderbare That des Heiligen ließen sich alle Einwohner des Dorfes taufen. Xaver hatte unterdessen mit großer Anstrengung die Anfänge der malabarischen Sprache erlernt und kaum hatte er das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, das Vater unser, den englischen Gruß und andere Gebete der Kirche in diese Sprache übersetzt und auswendig gelernt, so durchwanderte er die Dörfer und sammelte, wie er es gewohnt war, mit einem Glöckchen die Leute zum christlichen Unterricht um sich. Ueber seine Bekehrungsweise schreibt er an seine Brüder in Europa: „Ich duchwanderte die Dörfer, das Glöckchen in der Hand, und versammelte alle, die mir begegneten, Kinder und Erwachsene, um sie die Glaubenssätze zu lehren. Die

Kinder lernten sie leicht in einem Monat auswendig, und wenn sie ihnen ganz geläufig waren, empfahl ich ihnen, sie ihren Eltern, Hausgenossen und Nachbarn so oft vorzusagen, bis auch diese sie auswendig wußten. Sonntags rief ich Männer und Frauen, Knaben und Mädchen in der Kapelle zusammen. Alle kamen mit unsäglicher Freude und mit heißem Verlangen, das Wort Gottes zu vernehmen." Die Fähigsten unter den Neubekehrten erwählte Xaver zu Katecheten. Diese mußten während seiner Abwesenheit für die Kapelle Sorge tragen, das Volk an Sonn- und Feiertagen versammeln und ihm die Lehre und Gebete, welche er ihnen schriftlich hinterließ, wiederholen. Die Bekehrungen wurden immer zahlreicher, da mit der Annahme der Taufe und des christlichen Glaubens auch die Leiden des Körpers verschwanden. Da Xaver nicht allen Bitten willfahren konnte, so sandte er oft junge Neubekehrte zu den Kranken, die den Glauben begehrten. Sie kamen mit dem Crucifix oder dem Rosenkranz des Paters zu den Nothleidenden, sprachen mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß, beteten mit ihnen, berührten sie mit dem Kreuze und sie wurden gesund. Diesen Fortschritten des Christenthums widersetzten sich die Braminen, welche die Priester und Gelehrten jenes Volkes sind und als Abkömmlinge der Götzen von demselben gefürchtet werden. Die Braminen lehrten das Volk einen obersten Gott ehren, Parabrama genannt, der sein Dasein von sich selber habe. Von diesem entstanden die drei Götter Maiso, der im Himmel wohnt, Wisnu, der der Richter der Menschen ist, und Brama, der der Religion vorsteht. Von Brama haben die Braminen Ursprung und Namen. Die Braminen führen äußerlich ein strenges Büßerleben, fasten oft und essen nichts, was Leben hat. Dabei befriedigen sie aber auf schändliche Weise die Gelüste des Fleisches, entschädigen sich zur anderen Zeit durch unmäßige Schwelgerei und suchen ihre Habsucht durch Opfergaben, die sie dem Volke durch alle Art von Betrug abzwingen, zu befriedigen. Xaverius suchte sie auf, redete zu ihnen und brachte sie dahin, daß sie die Reinheit des christlichen Gesetzes bewunderten und eingestanden, daß der Gott der Christen der einzig wahre sei. Als er sie aber aufforderte, sich

taufen zu lassen, erwiederten sie: „Was würde man von uns sagen, wenn man uns die Religion ändern sähe? Und was würde aus unsern Familien werden, die nur von den Opfern leben, die man den Pagoden (Bilder und Tempel der Götzen) darbringt?“ — Gegen das Ende des Jahres 1543 reiste Xaver nach Goa, um Gehilfen in den Weinberg des Herrn zu holen. Dort bestand seit 1541 ein Seminar zur Bildung junger Geistlichen. Er führte von hier vier Priester auf die Fischerküste und begab sich selbst auf einen neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit, in das Königreich Travankore, welches im tiefsten Süden der Halbinsel liegt.

Von der Bevölkerung Travankore's wurde das Christenthum mit Freuden angenommen. In kurzer Zeit erhoben sich fünfundvierzig Kirchen und in einem Monate taufte er an 10,000 Götzendiener. In einem Briefe sagt Xaver, es seiein rührender Anblick, wie diese bekehrten Christen mit einander wetteiferten, ihre Götzentempel von Grund aus zu zerstören. Diese schnelle Ausbreitung des Evangeliums erregte den Haß der Braminen. Sie dungen einige Meuchelmörder, die auf den Missionär Pfeile abschossen, jedoch ohne ihn beschädigen zu können. Ein anderesmal zündeten sie das Haus an, in welches Xaverius sich zurückgezogen haben sollte, aber ohne ihre Absicht zu erreichen. Um diese Zeit drangen räuberische Horden, die Badager genannt, in Travankore ein. Xaver betete zu Gott, er möge seine Schafe nicht den Wölfen preisgeben und ging dann an der Spitze eines kleinen Haufens eifriger Christen, das Kreuz in der Hand, den Feinden entgegen. „Im Namen des lebendigen Gottes, rief er ihnen zu, verbiete ich euch weiter voranzurücken, und befehle euch in eure Heimath zurückzukehren.“ Diese Worte und die ungewöhnliche Erscheinung des Missionärs machten einen so gewaltigen Eindruck auf das wilde Volk, daß Alle in verworrener Flucht fortstürzten. Dieser glückliche Erfolg erwarb dem Xaverius die Gunst des Königs von Travankore. Er nannte denselben den großen Vater und erlaubte seinen Unterthanen, Christen zu werden. In der Seestadt Culan erweckte Xaverius einen Gestorbenen zum Leben und bewog dadurch das widerstrebende Volk, den Glau-

ben und die Taufe zu nehmen. Eben so erweckte Xaver einen Jüngling, den man eben zu Grabe tragen wollte. Diese Wunder, womit Gott durch Xaverius den Glauben unter diesen barbarischen Völkerschaften anpflanzte, machten einen solchen Eindruck, daß das ganze Land Travankore den christlichen Glauben annahm. Aus ganz Indien kamen Heiden zu dem frommen Glaubensboten, um sich taufen zu lassen. So kamen auch Abgeordnete der Insel Maran und baten um die heil. Taufe. Allein Xaver konnte Travankore noch nicht verlassen und sandte ihnen einen Priester von der Fischerküste. Eine große Anzahl dieser Inselbewohner bekehrte sich und empfing die heilige Taufe. Der König des Landes verfolgte nun die jungen Christen. Diese wollten aber lieber sterben, als ihren Glauben verlassen. Sechs bis sieben Hundert starben den Martyrertod. — Xaver begab sich im Dezember 1544 nach Cochin, wo er mit dem Generalvikar von Indien sich über die großen Hindernisse besprach, welche die portugiesischen Beamten unter der schwachen Regierung des Vicekönigs der Ausbreitung des Evangeliums in den Weg legten. Diese drückten die Indianer auf das grausamste, gestatteten, von den Braminen bestochen, den öffentlichen Götzendienst und trieben Menschenhandel. Der Generalvikar erbot sich, nach Europa zu reisen und dem Könige das Betragen seiner Beamten zu schildern. Xaverius übergab ihm einen Brief an den König, worin er ihm die dringendsten Vorstellungen macht. Am Schlusse desselben heißt es: „Denn es ist zu befürchten, daß Sie, wenn einst Gott Ew. Majestät vor Gericht fordern wird, was unausweichlich, und wenn Sie es am wenigsten erwarten, geschehen wird, aus dem Munde des erzürnten Gottes die Schreckensworte vernehmen: Warum hast du jene deiner Unterthanen, denen du Aemter in Indien anvertrautest, wenn sie sich meinen heiligen Absichten widersetzten, nicht nach dem Gesetze der Gerechtigkeit bestraft, da du sie doch mit aller Strenge behandeltest, sobald sie sich in Eintreibung der Reichsabgaben eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließen? — Und ich sehe nicht, mein Herr und König, wie die Antwort Ihnen zur Entschuldigung dienen könnte, wenn Sie etwa sagten: Ich habe

alle Jahre die Sache der Religion meinem Beamten in einem Schreiben empfohlen. Denn Sie würden hören müssen: du ließest jedoch die Uebertreter dieser heiligen Gebote ungestraft thun, was sie wollten, während du doch die Fehler derselben Beamten in Betreibung deiner Kammerangelegenheiten sehr scharf züchtigtest. So beschwöre ich sie denn, mein Herr und König, bei ihrem Eifer für die Ehre Gottes, für die Sache der Religion und für ihr ewiges Heil einen wachsamen, fähigen Minister hierher zu senden, einen Mann, dem nichts so sehr am Herzen liege, als das Heil so vieler Seelen, das in Gefahr schwebt, einen Mann, der, zum Besten des Seelenheils, eine vom Einflusse der Zoll- und Reichsbeamten unabhängige Vollmacht besitze, und der demnach in Zukunft alle jene großen Nachtheile und ärgerlichen Bedrückungen verhüten könne, denen das Christenthum bisher blosgegeben war." — Diese freimüthige Sprache des Missionärs nahm der König gnädig auf. Er sandte Don Castro, als Nachfolger Sosa's, mit strengen Befehlen nach Ostindien. — Xaverius begab sich unterdessen auf die Insel Maran, wo der heidnische Fürst so vieles Christenblut vergossen hatte. Eine pestartige Seuche vermehrte die Leiden der hartgeprüften Neubekehrten. Xaver betete mit dem Volke drei Tage lang und Gott nahm das Uebel weg. Darauf besuchte er die Stadt Maliapor, wo der heil. Apostel Thomas, der in diesen Gegenden das Evangelium verkündet, den Martyrtod erduldete. Am Grabe seines großen Vorgängers empfing er neue Kraft zu seinem großen Werk. Am 25. September 1545 kam Xaver zu Malakka an. Malakka ist eine bedeutende Handelsstadt, die von Indern, Arabern, Persern, Chinesen und Japanesen häufig besucht wird. In dieser volkreichen Stadt hatte die üppigste Sinnenlust und Weichlichkeit des Orients ihren Sitz genommen. Xaver fand hier ein großes Feld für seine apostolische Thätigkeit. Wie zu Goa begann er hier mit dem Unterricht der Christenkinder und verschaffte sich durch ein kluges, mildes Benehmen, bald Einfluß auf die Erwachsenen, den er dann schnell zu ihrer Bekehrung benutzte. Zu Malakka, wo er über drei Monate sich aufhielt, empfing er freudigen Bericht über die Fortschritte der Gesellschaft Jesu in Europa

und über die Ankunft dreier Jesuiten, denen er alsbald ihren Wirkungskreis anwies. Am 16. Februar 1546 landete er auf der Insel Amboina, wo er die Neubekehrten stärkte, die Götzendiener bekehrte, in jedem größeren Dorfe Kirchen erbauen ließ und Katecheten anstellte. Darauf schiffte er sich auf die Molukkischen Inseln ein. Auf der Insel Ternate, der vornehmsten dieser Inselgruppe, bekehrte er die Gemahlin des Königs, die einen großen Haß gegen die Christen oder vielmehr gegen die Portugiesen, ihre Feinde, trug. Hier hörte er, daß gegen Osten, sechszig Meilen von Ternate, einige Inseln lägen, deren Bewohner einstens die Taufe empfangen hätten, die aber kaum noch eine Erinnerung daran besäßen. Sie seien Menschenfresser und verzehrten an ihren Götzenfesten ihre durch Alter geschwächten Eltern. Weder Bitten noch Thränen konnten den eifrigen Apostel in seinem Entschluß wankend machen, jenen wilden Menschen das Evangelium zu verkünden. Vor seiner Abreise schrieb er an die Väter der Gesellschaft zu Rom: „Das Land, wohin ich gehe, ist äußerst gefahrvoll für Fremde und versagt ihnen jeden frohen Lebensgenuß. Die Barbarei der Einwohner und ihr schändlicher Gebrauch, Speisen und Getränke zu vergiften, schreckt jeden Priester ab, sich unter sie zu wagen, um sie zu unterrichten. Was mich betrifft, so sehe ich deutlich ein, wie sehr sie der Hülfe bedürfen, und wie ich kraft meines Amtes verbunden bin, sie ihnen zu bieten, und ihre Seele, sei es auch mit Verlust meines Lebens, vom ewigen Tode zu bewahren. Darum habe ich mich entschlossen, Alles für diese Völker zu wagen. Meine ganze Hoffnung ruht auf Gott, und mein einziges Verlangen ist, dem Worte des Herrn Jesu Christi nach Möglichkeit zu gehorchen: Wer sein Leben wird retten wollen, wird es verlieren; und wer es aus Liebe zu mir wird verloren haben, wird es finden. — Gar manche, die mich lieben, suchten mich mit allen möglichen Gründen von dieser Reise abzuhalten, und als sie sahen, daß ich mich nicht abhalten ließe, wollten sie mich gegen die Gefahr der Vergiftung durch Gegengift in Sicherheit setzen. Allein ich habe es nicht angenommen, damit ich nicht etwa, indem ich mich mit Gegenmitteln versähe, das Uebel zu fürchten verleitet würde.

Mein Leben liegt in den Händen der Vorsehung, und ich bedarf keines anderen Schutzes gegen den Tod: Je mehr solcher Mittel ich hätte, desto weniger scheint mir, würde ich auf Gott vertrauen.“ In diesem Gottvertrauen ging Xaver auf die Insel More. Neun erschlagene Portugiesen lagen auf dem Sande. Beim Anblicke der Fremden ergriffen die Einwohner des ersten Dorfes die Flucht, weil sie glaubten, die Fremden seien gekommen, um den Tod ihrer Landsleute zu rächen. Xaver eilte ihnen unerschrocken nach in die Schlupfwinkel ihrer Wälder. Er redete sie in malayischer Sprache an und erklärte ihnen, warum er zu ihnen komme. Sie folgten ihm in ihr Dorf zurück und Xaver singt in ihrer Sprache die Lehren des christlichen Glaubens. Unter täglichen Lebensgefahren verkündete er den übrigen Bewohnern den Glauben und bekehrte dieselben zu Christus. Dieser Sieg des Christenthums bereitete seinem Herzen große Freude. „Die Gefahren,“ schreibt er an den heil. Ignatius, „denen ich ausgesetzt bin, und die Arbeiten, die ich einzig wegen Gottes Ehre unternehme, sind unerschöpfliche Quellen geistiger Freude, so zwar, daß mir auf diesen Inseln, wo Alles mangelt, beinahe das Augenlicht durch die unaufhörlich in Fülle fließenden Thränen erlischt. Ich erinnere mich nicht, jemals so viele innere Wonnegenüsse empfangen zu haben; und diese Seelentröstungen sind so rein, so vollkommen und andauernd, daß durch sie die Empfindung körperlicher Leiden verschwindet.“ Damit der Glaube, den er so vielen Völkern gepredigt, erhalten werde, kehrte er nach Goa zurück, um Mitarbeiter zu holen. Auf seiner Rückreise besuchte er die Inseln, auf denen er das Christenthum gepredigt hatte und stärkte die Einwohner im Glauben. Auf Ternate verfaßte er einen ausführlichen Unterricht der christlichen Lehre in malayischer Sprache, der im ganzen Morgenlande in den Versammlungen der Gläubigen vorgelesen wurde. Im Juli 1547 kam er zu Malakka an. Hier machte er die Bekanntschaft eines vornehmen Japanesen, Namens Anger, der Ruhe suchte für sein geängstigtes Gewissen, das mit Mord befleckt war. Xaver unterrichtete ihn im Glauben und taufte ihn. Da Anger ihm erzählte, daß seine Landsleute das Christenthum annehmen würden, wenn ein frommer

Priester zu ihnen käme, so entschloß sich Xaver, nach Japan den christlichen Frieden zu tragen. Anger begab sich mit seinen zwei Dienern in das Seminar von Goa, um sich im Christenthum zu befestigen und später mit Xaver in sein Vaterland zurückzukehren. Auf der Seereise nach Cochin entstand ein furchtbarer Sturm, der drei Tage und drei Nächte dauerte. Xaver läßt das Senkblei auf den Boden hinab unter den Worten: Großer Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, erbarme dich unser. Das Schiff steht still und der Wind legt sich. Sie kamen glücklich nach Cochin. Von da begab sich Xaver auf die Fischerküste, tröstete die Parava's und ging dann nach Goa. Hier traf er mehrere Mitglieder der Gesellschaft Jesu, wovon er einen zum Vorsteher des Seminars zu Goa, einen anderen zum Oberen aller Jesuiten in Indien ernannte, und ging mit den drei Japanesen, die im Seminar zu Goa gebildet worden waren, mit dem geistvollen Priester Cosmus von Torres und dem Bruder Johann Fernandez nach Japan unter Segel.

2. Der heil. Xaverius in Japan.

Das Reich Japan liegt im östlichsten Theile Asiens und besteht aus einer Menge großer und kleiner Inseln. Die Hauptinsel heißt Niphon, worauf die volkreichen Städte Jeddo und Miako liegen. Zu Jeddo residirt der weltliche Beherrscher des Reichs, Kubo (Kaiser) genannt. Zu Miako hat der Dairi, das geistliche Oberhaupt, seinen Sitz. Der Dairi läßt sich vor dem Volke nie, und nur einmal im Jahre seine Füße sehen, und wird wie ein Gott verehrt. Zu Ossaka ist der Hauptshandelsplatz des Reichs. Auf der zweiten Insel Ximo oder Saikofe liegt die Handelsstadt Nangasaki, welche Stadt ehemals den Portugiesen und nach Vertreibung derselben (1600) den Niederländern als eigenthümlicher Wohnplatz diente. Die Japanesen waren bei Xaverius Ankunft allen Greueln des Götzendienstes ergeben. In prachtvollen Tempeln beten sie ihre zahlreichen Götter an, haben Wallfahrten und verschiedene geistliche Orden, die mit äußerer Bußstrenge das größte Sittenverderben verbinden. Um die Götter zu ehren, stürzen sich einige in's

Meer oder in brennende Vulkane oder auch sie lassen sich lebendig in Höhlen begraben.

Xaverius landete am 16. August 1549 zu Kanyorima im Reiche Japan. Auf der Reise erlernte er die japanesische Sprache, worin er bald so stark wurde, daß er das Glaubensbekenntniß nebst der von ihm verfaßten Erklärung desselben in diese Sprache übertragen konnte.

Sobald Xaver angekommen war, machte er dem Fürsten der Gegend seine Aufwartung. Dieser empfing ihn freundlich und gab ihm die Erlaubniß, den Glauben zu verkündigen. Er wohnte fortan im Hause des Anger, der in der heiligen Taufe Paulus genannt wurde, und bekehrte zunächst dessen Familie. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Priester des Landes, welche Bonzen genannt werden. Sie hörten ihn wohl gerne von Gott und der Unsterblichkeit der Seele reden, wollten aber seine Ermahnungen zur Selbstverleugnung, Keuschheit und anderen christlichen Tugenden nicht fassen. Nur zwei Bonzen konnte er bekehren, die übrigen wendeten sich von ihm ab und legten seinem Wirken große Hindernisse in den Weg. Sie riefen laut, Xaverius sei der leibhafte Teufel, der das Volk betrüge. Allein sein frommes Leben und seine Wunder zogen das Volk ungeachtet des Geschreies der Bonzen an. Nun wendeten sich die Bonzen an den König und brachten ihm Argwohn gegen die Portugiesen bei, so daß der König unter Todesstrafe den Empfang der Taufe verbot. Die Neubekehrten blieben aber dem Glauben getreu und vermehrten insgeheim die Anzahl der Christen. Er empfahl dieselben seinem Schüler Paulus, ließ ein Leben Jesu Christi in japanischer Sprache gedruckt zurück und begab sich mit Torres und Fernandez auf den Weg nach Firando, wo einige portugiesische Schiffe vor Anker lagen. Nach seiner Gewohnheit trug Xaver Alles auf dem Rücken, was er zur Feier des heiligen Meßopfers nothwendig hatte.

Als er zu Firando ankam, begrüßten ihn die Portugiesen mit dem Donner des Geschützes, mit flatternder Fahnen und Freudengeschrei. Auch der König dieser Gegend ehrte in dem einfachen Missionär den Mann, der bei dem mäch-

tigen König und Volk der Portugiesen so viel vermöge. Durch seine Predigten bewogen, verließen viele Heiden ihre Götzen und ließen sich taufen. Xaver übergab sie der Aufsicht des Paters Torres und trat mit Fernandez und zwei japanesischen Christen den Weg nach Miako, dem Sitze des Götzendienstes, an. Auf der Reise dahin kamen sie nach Amanguchi, einer sehr reichen und sittlich verdorbenen Handelsstadt. Die Missionäre predigten auf den öffentlichen Plätzen und in den Häusern dieser Stadt. Man hörte sie neugierig an. Als sie aber die Einwohner aufforderten, dem wollüstigen Leben zu entsagen, überhäufte man sie mit Beschimpfung und Schmach. Man warf Steine nach ihnen und schrie spottend: „Sehet doch die beiden Bonzen, die da wollen, daß wir nur einen Gott anbeten, und nur ein Weib haben sollen.“ — Sie verließen daher die Stadt, obschon es mitten im Winter war. Schnee und Eis bedeckte die Erde, heftige Winde weheten. Barfuß und nur mit einem Sack gerösteten Reis versehen, durchreiseten sie auf ungebahnten Wegen Wälder, überstiegen Berge, durchwateten wilde Bäche und kamen so nach zwei műheseligen und gefahrvollen Monaten im Februar 1551 in Miako an. In allen Dörfern, die sie durchzogen, predigten sie den Glauben, fanden da Gehör und entgingen dort kaum dem Tode der Steinigung. Da aber in dieser Gegend ein furchtbarer Bürgerkrieg wüthete, begab sich Xaver nach fünfzehn Tagen wieder zurück nach Firando. Nachdem er sich hier, um den Vorurtheilen der Japanesen zu genügen, mit besseren Kleidern und mit Geschenken für den König versehen hatte, begab er sich zum König Orädona von Amanguchi. Durch diese Geschenke erwarb er sich den Schutz des Königs und die Erlaubniß, das Evangelium zu verkünden. Von allen Seiten drängte man sich zum fremden Glaubensboten, legte ihm viele Fragen über den Glauben vor, die Xaverius beantwortete. Auch den Chinesen, die des Handels wegen in diese Stadt gekommen waren, predigte Xaverius, obschon er ihre Sprache nicht erlernt hatte. Dieses Wunder, seine Sanftmuth und Demuth rührte auch die verstocktesten Herzen und es ließen sich viele Heiden taufen. Die große Freude, die der Heilige über diese Bekehrungen empfand, drückte er in einem Briefe an die

Jesuiten zu Rom aus: „Ich sah den Stolz der Bonzen gebeugt, und die ärgsten Feinde des christlichen Namens dem Gehorsam des Glaubens in Demuth unterworfen. Ich sah das freudige Entzücken der neuen Christen, wenn sie ihre Gegner, die Bonzen, durch ihre siegreichen Gründe im Streite überwunden hatten, und nun triumphirend zurückkehrten. Ich selbst fühlte nicht geringere Freude, wenn ich den Eifer wahrnahm, mit dem sie, alle ihre Kräfte anstrengend, den Heiden die Wahrheit nahe zu bringen suchten, wenn ich sie mit innigem Vergnügen erzählen hörte, welche Eroberungen sie gemacht, wie sie es angefangen hätten, um Jesu Christo neue Seelen zu gewinnen und gegen den heidnischen Aberglauben zu kämpfen. Dieser gesegnete Erfolg meiner Bemühungen ließ mich alles Ungemach, das ich erlitt, vergessen."

Xaver beschloß nun, nach Indien zurückzureisen, um neue Glaubensboten nach Japan zu senden. Er wollte seinen Weg durch das große Reich China nehmen, um auch hier den evangelischen Samen auszustreuen. In dieser Absicht begab er sich nach Fungeo, der Hauptstadt des Reiches Bungo, wo der Portugiese Eduard von Gamma mit einem großen Fahrzeuge vor Anker lag. Mit großen Ehrenbezeugungen wurde er von den Portugiesen empfangen und erhielt eine schriftliche Einladung an den Hof des Königs von Bungo. Dieses merkwürdige Schreiben wollen wir wörtlich hier folgen lassen. „Vater Bonze von Portugal! Möge deine glückliche Ankunft in meinen Staaten deinem Gott so wohlgefällig sein, als der Klang der Lobgesänge, durch welche die Heiligen ihn verherrlichen. Guansionasama, mein Diener, den ich in den Hafen von Figen sandte, berichtete mir, du seiest aus Amanguchi daselbst angekommen. Mein ganzer Hof wird dir bezeugen, welch' große Freude ich darüber empfand. Da ich von Gott nicht werth befunden wurde, dir gebieten zu dürfen, so bitte ich dich flehentlich, du wolltest vor Sonnenaufgang hierher kommen, und an dem Thore meines Palastes anklopfen, wo ich mit Verlangen deiner harren werde. Erlaube mir diese Gunst von dir zu begehren, ohne daß ich fürchten müsse, daß die Erfüllung meines Wunsches dir lästig sei. — Ich beuge mich indessen tief zur Erde nieder, und bete auf meinen Knieen

zu deinem Gott, den ich als den Gott der Götter, als den mächtigen Beherrscher der Größten und Besten, die im Himmel leben, anerkenne. Er wolle die Großen dieser Welt inne werden lassen, wie sehr dein heiliges, in Armuth zugebrachtes Leben ihm wohlgefällig sei; auf daß die Kinder unseres Fleisches nicht ferner durch die trügerischen Versprechungen der Welt irre geführt werden. Lasse mich wissen, daß du gesund bist, auf daß ein sanfter Schlaf auch mich in dieser Welt erquicke, bis der Hahnenruf mich wecken und mir deine Ankunft verkündigen wird."

Da die Japanesen eine große Verachtung gegen die Armen hegten, so mußte sich Xaverius auf die dringenden Bitten der Portugiesen mit einem gewissen Gepränge umgeben. Er legte einen neuen Talar an, darüber ein feines Chorhemd und eine Stola von grünem Sammet mit Gold verbrämt. Dreißig vornehme Portugiesen, in Seide gekleidet und mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt, bildeten sein Gefolge. An der Spitze derselben ging Gama mit entblößtem Haupte; ihm folgten fünf der vornehmsten Portugiesen; der erste trug das Evangelienbuch, in weißen Atlas eingehüllt, der zweite ein bengalisches Rohr mit Gold verziert, der dritte Pantoffeln von schwarzem Sammt, der vierte ein Bildniß der allerseligsten Jungfrau, von Damast umgeben, der letzte endlich einen Sonnenschirm von kostbarem Holze und mit indischer Malerei geschmückt. Unter feierlicher Militärmusik und in würdevoller Haltung kam der Zug an den Palast des Königs. Durch große Galerien und Säle, wo ihn die Edelleuten (Bungo's) ehrten, gelangte Xaverius endlich vor den König. Dieser ging ihm entgegen und beugte sich vor ihm bis zur Erde. Als Xaverius nach der Landessitte sich niederwerfen und den Fuß des Königs küssen wollte, hob ihn der König auf und ließ ihn neben sich auf denselben Polster sitzen. Xaverius unterredete sich nun mit dem König über das Christenthum. Der König brach in Ausdrücke der Bewunderung und Rührung aus. Darauf mußte Xaverius mit dem Könige speisen, während alle Portugiesen und Japanesen auf den Knieen um sie herum lagen.

Nach diesem Empfange begann das Werk der Mission. Auf die Predigten des Missionärs zerschlug das Volk die Götzenbilder und begehrte die Taufe. Da aber der junge

König noch zu sehr in heidnischer Sinnenlust befangen war, so ertheilte ihm Xaver die Taufe noch nicht. Jedoch brachte er ihn dahin, der widernatürlichen Wollust zu entsagen und gegen Arme mildthätig und freigebig sich zu erweisen. Auch erließ der König auf Xaverius Zureden die strengsten Gesetze gegen die unnatürlichen Mütter, welche durch gewisse Getränke unzeitige Geburten veranlaßten und selbst die schon gebornen Kinder ermordeten. Später bekehrte sich der König und wurde in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. In der Folge trug erst der Same des Evangeliums, den Franziskus ausgestreut, reiche Früchte, so daß im Jahre 1582 die Könige von Bungo und Arima eine ansehnliche Gesandschaft an Papst Gregor XIII. absandten, um ihre Dankbarkeit auszudrücken. Im Jahr 1596 befanden sich in Japan zweihundertfünfzig Kirchen und drei Seminarien. Allein eine grausame Verfolgung, welche vom Jahre 1590 an bis 1650 gegen die Christen wüthete, vertilgte das Christenthum bis auf die letzten Spuren in diesem Lande. — Als Xaver nach vierzig Tagen abreisen wollte, stellte sich Fukarandono, ein berühmter Bonze, ein, und lud den Missionär zu einer öffentlichen Disputation ein. Da aber Fukarandono besiegt worden, verließ er unter heftigen Drohungen zähneknirschend das Zimmer. Er regte das Volk gegen Xaverius auf, so daß dessen Leben bedroht war. Die Festigkeit des Königs dämpfte den Aufstand.

3. Der heil. Franziskus Xaverius reiset nach China und stirbt.

Am 20. November 1551 nahm Xaver Abschied vom König und kehrte nach einer segensreichen Wirksamkeit von zwei Jahren und vier Monaten nach Indien zurück. Am 24. Januar 1552 kam er zu Cochin und in den ersten Tagen des Februars zu Goa an. Bei seiner Ankunft hörte er, daß Pater Anton Criminalis, den er auf die Fischerküste gesandt, dort sein Blut für den Glauben vergossen hatte. Er ist der erste Martyrer aus der Gesellschaft Jesu. — Seine Missionen waren in der schönsten Blüthe. Die Zahl der Gläubigen belief sich auf 500,000, und, was Xaverius besondere Freude machte, die Portugiesen hatten bessere Sitten angenommen.

Während der Ueberfahrt von Japan nach Cochin besprach sich Xaverius mit seinem Freunde Jakob Pereyra, einem reichen Kaufmanne, und dem Statthalter von Malakka, Don Alvarez von Atayda, über die Bekehrung des mächtigen Volkes der Chinesen. Dieser Gedanke beschäftigte den eifrigen Apostel von nun an Tag und Nacht. Den Fremden war aber der Eintritt in China bei Todesstrafe verboten. Einige portugiesische Kaufleute, die sich des Handels wegen in's Land eingeschlichen hatten, wurden ergriffen, am Leben gestraft oder in immerwährende Bande gelegt. Xaverius kam nun mit Pereyra überein, im Namen des Königs von Portugal eine ehrenvolle Gesandtschaft an den Kaiser von China abzusenden, um so einen Weg für das Christenthum in das Reich anzubahnen. Pereyra erbot sich die Kosten zu bestreiten und der Vicekönig gab dazu seine Bewilligung. Vor seiner Abreise schrieb er an den König von Portugall: „Ich hoffe, der Gott des Himmels und der Erde werde endlich in seiner großen Barmherzigkeit auf jenes weite Reich herniedersehen, und so viele Völker, die das Bild Gottes in sich tragen, zur Erkenntniß ihres Schöpfers und des Erlösers der Welt, Jesus Christus, kommen lassen. Ich nehme noch zwei andere Mitglieder unserer Gesellschaft mit mir, und es ist unsere Absicht, die in den dortigen Gefängnissen von ihren Banden zu befreien, uns um die Freundschaft der Chinesen für die Krone Portugal zu bemühen, und vor Allem die Nächte der Finsterniß sammt ihrem ganzen Anhang zu bekämpfen. Wir werden zu diesem Zwecke dem Kaiser und dann auch allen seinen Unterthanen im Namen unseres himmlischen Königs erklären, wie großes Unrecht sie begehen, bösen Geistern jene Verehrung bezeigend, die nur allein dem wahren Gott, dem Erschaffer der Menschen, und Jesu Christo, ihrem Richter und Herrn, gebührte. — Wohl scheint es ein verwegenes Unternehmen, sich mitten unter barbarische Völker zu wagen, und vor einen mächtigen Monarchen hinzutreten, ihm die Wahrheit zu verkünden und seine Laster zu rügen. Allein Gott selbst gab uns diesen Gedanken ein; er selbst erfüllet uns mit Vertrauen auf seine Barmherzigkeit und läßt uns an seiner, die Gewalt eines Kaisers von China so unendlich weit übertreffenden Macht nicht zweifeln."

theuren Vater zurück, umfaßte seinen Hals und küßte ihn aufs zärtlichste. More sprach kein Wort, aber der Schmerz erpreßte ihm Thränen. Endlich riß sich Margaretha mit gebrochenem Herzen los. Ringsum weinte die Menge.

Die schwerste aller Prüfungen hatte More jetzt überstanden. Er kehrte in den Kerker zurück und bereitete sich zum Tode vor. Er schrieb seinen letzten Brief mit Kohle an seine geliebte Tochter Margaretha, worin er Segenswünsche über die Seinigen ausspricht und sich ihrem Gebete empfiehlt, damit „wir einander fröhlich im Himmel wiedersehen.“ — König Heinrich hoffte immer noch, More werde seine Gesinnung ändern und ließ nicht nach, ihn durch seine Diener zu bearbeiten. Um einen solchen zudringlichen Menschen los zu werden, äußerte More, er habe seine Gesinnung geändert. Mit dieser Nachricht eilte er an den Hof, kehrte aber bald wieder mit dem Befehle nach dem Tower zurück, More möge angeben, worin er seine Gesinnung geändert habe. Da antwortete dieser: „Anfänglich wollte ich mir den Bart abnehmen lassen, bevor es zur Hinrichtung geht, allein nun bin ich völlig entschlossen, daß mein Bart gleiches Loos mit meinem Kopfe haben soll.“ Als ihm der Kerkermeister die Nachricht mittheilte, der König habe aus besonderer Gnade die furchtbare Strafe des Hochverraths in Enthauptung umgewandelt, sprach er: „Gott behüte alle die Meinigen vor solcher Gnade!“ Auch theilte ihm der Kerkermeister die Nachricht mit, daß Fisher, der Bischof von Rochester, sein inniger Freund hingerichtet worden sei, weil er den Eid nicht geleistet. „O Fisher, o mein Freund, rief More aus, du bist mir vorangegangen! Du bist schon dort oben und setzest den Lobgesang der Himmel fort, den du hier auf Erden begonnen; du erwartest mich und ich werde dich wieder finden!“

Am Morgen des 6. Juli 1535 kam Pope, More's vertrauter Freund, und eröffnete ihm des Königs Befehl, daß er an diesem Tage, um neun Uhr, enthauptet werden sollte. More anwortete: „Ich danke euch recht herzlich für eure gute Botschaft. Immer war ich Seiner Majestät sehr verbunden für die Gnaden und Ehrenstellen, die sie mir verliehen. Jetzt bin ich dem König — dies versichere ich euch — noch mehr

verpflichtet, daß er mich hieher gesetzt, wo ich alle nur mögliche Zeit und Gelegenheit gehabt habe, auf mein letztes Ende zu denken, und bei Gott, am meisten bin ich ihm hiefür Dank schuldig, daß er geruht, mich sobald von den Kümmernissen dieser schlechten Welt zu befreien." — „Auch ist es des Königs Wille, sprach Pope, daß ihr euch aller Anreden an das Volk enthaltet." „Es ist gut, erwiederte er, daß ihr mich in diesem Stücke von des Königs Willen unterrichtet; denn ich hatte mir vorgenommen, bei dieser Gelegenheit etwas zu sprechen, aber nicht von Dingen, wodurch Seine Majestät oder sonst Jemand beleidigt worden sein sollte. Willig werde ich dem Befehle meines Herrn Folge leisten, und ich ersuche euch nur, guter Pope, bei Seiner Majestät zu bewirken, daß meine Tochter Margaretha bei meinem Begräbnisse sein dürfe." „Der König hat bereits erlaubt, sagte Pope, daß eure Frau, Kinder und Freunde die Freiheit haben sollen, dabei gegenwärtig zu sein." — „O wie sehr verpflichtet bin ich Seiner Majestät, erwiederte More, daß sie so gnädige Rücksicht auf mein armes Begräbniß nehmen!" Als Pope weinte, tröstete ihn More. „Seid nicht betrübt, sprach er, denn ich vertraue zu Gott, daß wir uns dereinst freudvoll wieder sehen und in ewiger Seligkeit uns lieben werden." Um den Freund durch seine Gemüthsruhe zu trösten, fühlte er sich den Puls und sagte heiter: „Ich sehe keine Gefahr für den Patienten. Er könnte wohl noch länger leben, wenn es dem Könige so gefallen hätte." — Auf die Kunde „Thomas More wird hingerichtet," strömte das Volk in Masse nach dem Tower. Um neun Uhr Morgens öffneten sich die Thore des Towers. Thomas More, der gewesene Lordkanzler, der größte und edelste Mann Englands, wurde zum Richtplatze geführt. Er trug einen Rock von schlechtem Frieß, sein Bart war lang, sein Antlitz bleich und mager, in den Händen ein rothes Crucifix, die Augen öfters gegen Himmel gerichtet. — Als er am Hause eines frommen Weibes vorbeikam, trat diese mit einem Becher Weines heraus, welchen er mit den Worten ausschlug: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle." Ein anderes Weib schrie ihn an, und forderte Papiere zurück, die sie in seinen Händen gelassen, als er noch Lordkanzler war. „Gute Frau, erwie-

25. Januar 1533. Nachdem Cranmer, das willige Werkzeug des Königs, zum Erzbischof von Kanterbury ernannt war, untersuchte derselbe des Königs Eheangelegenheit und da die geladene Königin nicht erschien, wurde die Ehe als ungültig und nichtig aufgelöst und Heinrichs neue Ehe mit Anna für rechtmäßig erklärt (23. Mai). Da der Papst Cranmers Entscheidung verwarf und den König aufforderte, seine rechtmäßige Gemahlin zu sich zu nehmen, so gab der König das Gesetz, wornach jeder Unterthan den Thronfolgeeid leisten müsse. Diesem Eide zufolge waren die Kinder, die er mit Anna erzeuge, thronfähig, Maria aber, die Tochter Heinrichs und Katharinas, von der Thronfolge ausgeschlossen. Bald darauf erfolgte die Vorschrift des Supremats-Eid, wornach jeder Engländer den König als das Oberhaupt der Kirche Englands eidlich anerkennen mußte. Damit war das päpstliche Ansehen im Reiche vollends vernichtet. Wer diesen Eid nicht schwur, wurde als Hochverräther behandelt. — Der Kanzler More hatte damals, als im Parlamente über Abschaffung der Annaten berathen wurde und ein Bruch mit Rom unvermeidlich schien und in Besorgniß, des Monarchen Forderungen möchten seinem Seelenheil gefährlich werden, um Enthebung von seinem Amte gebeten. Ein Brustübel, das ihn seit seines Vaters Tod beschlichen und zu dessen Heilung ihm von den Aerzten Ruhe empfohlen wurde, diente ihm als ein erwünschter Vorwand zur Unterstützung seines Gesuchs. So kam es, daß am 16. Mai 1532 der Kanzler Thomas das große Siegel in die Hände seines Königs übergab. More's Rücktritt schadete der Sache des Königs in der öffentlichen Meinung; denn Jedermann sah hierin eine Mißbilligung der Schritte des Hofes. Darum beschloß der König, zur gelegenen Zeit sich an More zu rächen.

4. More's Verfolgung, Haft und Märtyrtod.

More konnte sich ohne Mühe sein künftiges Schicksal denken. Er lebte darum, zurückgezogen bei den Seinigen, einzig Gott und seinen Studien und erwartete mit der Gottergebenheit und Seelenruhe eines Christen seinen Tod. Schlaflos lag er, das hereinbrechende Unheil ins Auge fassend, so

manche Nacht an der Seite seiner Gattin. Stunden lang unterredete er sich mit seiner Familie über des Himmels Freuden und der Hölle Pein und wie verdienstlich es sei, für eine gute Sache zu sterben. Sie auf das bevorstehende Unheil vorzubereiten, damit sie es mit Fassung ertrage, war fortan seine angelegentliche Sorge. Als More des Königs Vermählung mit Anna erfuhr, sagte er zu seinem Schwiegersohn Roper: „Gott verhüte, daß diese Dinge über eine Weile nicht mit Eiden bekräftigt werden müssen.“ Als einige Bischöfe den More zur Krönungsceremonie der Königin einluden, blieb er zu Hause und sagte ihnen beim nächsten Zusammentreffen: „Mylords, seid auf eurer Hut, denn es gibt Leute, die anfänglich eure Herrlichkeiten dahin bringen, der Krönung beizuwohnen, demnächst werden sie euch bewegen, diese Heirath in öffentlicher Predigt anzupreisen, und zuletzt in euch dringen, zur Vertheidigung derselben Bücher zu schreiben. Hierdurch suchen sie nur, euch erst zu schänden, und dann werden sie nicht ermangeln, euch zu verschlingen. Nun, Mylords, es steht nicht in meiner Gewalt, zu verhindern, daß man mich verschlinge, aber mit des gütigen Gottes Hülfe werde ich solche Vorsorge treffen, daß man mich nimmer entehren soll.“ — Diese Aeußerung muß dem Hofe bekannt geworden sein; denn von da an beginnen die Verfolgungen. Man brachte allerlei Klagen von Seiten der Verwandten Anna's gegen More vor; allein aus diesen Dünsten schwarzer Verläumdung ging der ehrliche Mann zum Aerger seiner Feinde siegreich hervor. Der Herzog von Norfolk warnte More im vertraulichen Gespräche: „Bei der Messe! Mr. More, es ist ein gefährliches Ding, mit Fürsten zu streiten; deßhalb rathe ich euch, des Königs Willen nachzugeben. Denn, bei Gott! Mr. More, des Königs Unwille ist Tod.“ — „Ist das Alles, Mylord, sagte More. Dann ist in Wahrheit zwischen euer Gnaden und mir nur der Unterschied, daß ich heute und ihr morgen sterben werdet.“

Der Thronfolgeeid sollte nun von allen Unterthanen beschworen werden. Die ersten, welche dazu vor die königlichen Commissarien geladen wurden, waren die Geistlichen

von London und von den Laien Niemand als More. Am 13. April beichtete er, empfing das heilige Abendmahl, hörte die heilige Messe und begab sich darauf mit großer Seelenruhe vor die königlichen Commissarien, denen er erklärte: „Den Eid, wie er mir geboten wird, kann ich ohne große Gefahr für mein Seelenheil nicht schwören, er ist gegen mein Gewissen.“ Dagegen erbot er sich, die Thronfolge der Kinder Anna's zu beschwören, wenn er dies mit unbeschwertem Gewissen und ohne meineidig zu werden thun könne. Denn der König und das Parlament konnten Bestimmungen in Bezug auf die Thronfolge treffen. Den ersten Theil des Eides aber, wornach er die mit päpstlicher Dispensation geschlossene Ehe Heinrichs mit Katharina für ungültig erklären sollte, zu beschwören, verbot ihm das Gewissen. Darauf rieth Cranmer dem König, den Eid mit diesen Beschränkungen zuzulassen, wodurch More und der ehrwürdige Bischof Fisher für des Königs Sache gewonnen würden. Aber Cromwell, der Sklave des königlichen Willens, drang auf unbedingte Unterwerfung. Anna, diese blutdürstige Herodias, setzte nun dem Könige mit ungestümmen Geschrei so zu, daß er befahl, More'n in den Tower abzuführen. Mit männlicher, christlicher Fassung betrat More die Schwelle seines Kerkers.

Gebet und Abfassung mehrerer religiösen Schriften kürzten ihm die Stunden seiner Haft. Sein Aufsatz: „Um des Glaubens willen den Tod nicht scheuen,“ enthält kräftige Trostgründe. „Ein Leben, das durch Beleidigung gegen Gott erhalten werde, fällt selbst Demjenigen zur Last, der es auf diese Weise gerettet. Höllenqual verfolge ihn, so, daß er sich den Tod, dem er doch entfliehen wollte, selbst herbeiwünsche. Thöricht ist es, dem Tod des Fleisches zu entgehen, um desto gewisser dem ewigen Tode zur Beute zu werden. Was ist diese Flucht anders, als ein kurzer Aufschub des Unvermeidlichen? Der aber ist dem Thiere gleich, welcher kleinmüthig schon durch den bloßen Schrecken sich besiegen läßt, ehe der Kampf recht eigentlich beginnt, das Kriegsgetön, nicht die Waffe streckt ihn nieder. Widersteht nur männlich dem Teufel, und er wird vor euch fliehen,

widersteht ihm starkmüthig im Glauben! Wer aber auf menschliche Hülfe baut, und die Hoffnung auf Gott fahren läßt, wird untergehen sammt seiner Hülfe." Er sammelte auch aus den Psalmen Gebete und erklärte die Leidensgeschichte unsers Heilandes. Der König hoffte, die Unbequemlichkeiten des Kerkers würden More'n zur Nachgiebigkeit bewegen; auch erwartete er, die Zusprache Margaretha's, der Lieblingstochter More's, würde ihn auf andere Gedanken bringen. Margaretha durfte nun ihren Vater im Kerker besuchen. Sie stellte ihm die großen Leiden vor, denen er entgegengehe. More aber erwiederte: „Komme auch immer das Aergste, ich habe Christi Rath befolgt und bin entschlossen von dem, was mein Gewissen mir sagt, nicht abzuweichen. Ich bin gewiß, Gott werde mich ohne mein Verschulden nicht verlassen. Seiner Leitung übergebe ich mich, und lebe der Hoffnung, seine Güte werde meine Seele bewahren. Darum Muth, meine Tochter, und bekümmere dich nicht allzu sehr um das, was mir in dieser Welt widerfahren wird. Nichts geschieht ohne Gottes Willen; sein Wille aber, wie sehr es auch zu unserm Nachtheile erscheinen mag, was er über uns verhängt, ist in der That unser Bestes. — Ich habe nach meinem Bedünken schon lange genug gelebt, und wünsche mir kein längeres Leben. Seit ich den Kerker betrat, habe ich mir selbst mein Todesurtheil gefällt, und gestehe frei, daß mich die Erwartung desselben mit unglaublicher Freude erfüllt: denn die Schrecken des Todes üben keinen Einfluß mehr auf mich." — Auch seine Frau erhielt die Erlaubniß, ihn zu besuchen, um ihn anderen Sinnes zu machen. Sie machte ihm Vorwürfe, daß er nicht dem Beispiele der Bischöfe und gelehrtesten Leute des Reiches folge. More aber fragte sie ruhig: „Wie lange glaubst du, daß ich noch zu leben habe?" Als sie antwortete: „Wenigstens noch einige zwanzig Jahre," erwiederte er: „Wahrhaftig! hättest du einige tausend Jahre gesagt, so wäre das noch etwas gewesen und doch muß Derjenige ein schlechter Kaufmann genannt werden, der Gefahr läuft, wegen tausend Jahren die ganze Ewigkeit zu verlieren."

Als der König den Suprematseid gebot, verfügten sich Cromwell und andere königliche Commissarien in den Kerker More's, um seine Ansicht darüber zu hören. Er saß bereits ein Jahr im Tower und man glaubte, er sei nun hinreichend gebeugt. More aber erwiederte, er sei entschlossen, weder an weltliche Dinge zu denken, noch sich in solche zu mischen. Seine einzige Beschäftigung sei die Betrachtung der Leiden Christi und der Gedanke an seinen Austritt aus diesem Leben. Mein armer Leib ist zu des Königs Befehlen. Wollte Gott, mein Tod möchte ihm nützen." Die Prioren der drei Carthausen und Pater Reynolds, welche den Suprematseid verweigerten, wurden vor More's Kerker hingerichtet; allein der seelenstarke Mann blieb unerschüttert. Nach der Hinrichtung begaben sich königliche Commissarien in den Kerker, die ihn fragten, ob er das Gesetz über den Suprematseid annehme oder verwerfe. Da er aber eine bestimmte Antwort verweigerte, so wurde er auf das engste eingeschlossen und ihm alle Bücher und Schreibmaterialien hinweggenommen. More wurde nun vor ein Gericht gestellt und ihm eine lange Anklage vorgelesen, deren Sinn darauf hinaus ging, er sei des Hochverraths schuldig, weil er den Parlamentsbeschluß, daß der König oberstes Haupt der englischen Kirche sein sollte, verworfen habe. Dann wurde ihm gestattet sich zu verantworten. Nachdem er in klarer Darlegung die Hauptpunkte der Anklage bestritten hatte, und die Geschwornen dessen ungeachtet ihr „Schuldig!" ausgesprochen, sprach More offen und freimüthig: „Diese meine Anklage, Mylords, gründet sich auf eine Parlamentsakte, welche den Gesetzen Gottes und seiner heiligen Kirche geradezu widerstreitet. Die oberste Leitung der Kirche oder eines Theiles derselben kann kein weltlicher Fürst durch irgend ein Gesetz an sich reißen; denn dies ist ein Recht des römischen Stuhls, welches von unserm Heiland selbst, als er noch auf dieser Erde weilte, nur dem heil. Petrus und den Bischöfen von Rom, seinen Nachfolgern, verliehen wurde. Deßhalb ist es unter katholischen Christen nach den Gesetzen unzulänglich, irgend einem Christen die Verbindlichkeit, obigem Statute zu ge-

horchen, aufzulegen. Meine Behauptung zu erweisen, führe ich an, daß dies Königreich, welches nur ein Glied und ein kleiner Theil der Kirche ist, kein Recht habe, ein besonderes Gesetz zu erlassen, das von dem allgemeinen Gebote der ganzen christkatholischen Kirche abweicht; so wenig, als die Altstadt von London, die in Bezug auf das ganze Königreich nur ein Glied desselben ist, ein Gesetz geben kann gegen einen Parlamentsbeschluß, welches für das ganze Königreich verbindlich wäre. Obiges Gesetz ferner ist den bis jetzt unwiderruflichen Rechten und Statuten des Reiches zuwider, wie dies klar aus der Magna Charta zu ersehen ist, woselbst es heißt: „Die englische Kirche sei frei und im vollen Genusse aller ihrer Rechte und ungekränkt in ihren Freiheiten." Jenes Statut ist also gegen den heiligen Eid, den Seine Majestät selbst, sowie jeder christliche Fürst mit großer Feierlichkeit bei seiner Krönung abgelegt hat. Unrecht handelt England, dem römischen Stuhle den Gehorsam zu versagen, sowie ein Kind, das den Eltern den Gehorsam aufkündigt: denn wie der heil. Paulus zu den Korinthern sagte: „Ich habe euch wiedergeboren, meine Kinder in Christo," so mag auch der würdige Papst St. Gregorius der Große uns Engländern zurufen: „Ihr seid meine Kinder, denn ich habe euch die ewige Seligkeit gegeben." Fürwahr ein trefflicheres Erbstück, als je ein leiblicher Vater seinen Kindern hinterläßt. Ein Sohn ist nur durch Zeugung seines Vaters Kind, wir aber sind durch die Wiedergeburt zu geistigen Kindern der Kirche und des Papstes geworden."

Der Lordkanzler entgegnete: „Er sehe doch, daß alle Bischöfe, Universitäten und die gelehrtesten Männer des Reiches den Parlamentsbeschluß billigten; um so mehr verwundere man sich, daß er allein so hartnäckig auf seiner Meinung bestehe, und so heftig wider jenen Beschluß streite." — Darauf sagte More: „Wäre auch die Zahl der Bischöfe und Universitäten von so entschiedener Wichtigkeit, wie eure Herrlichkeit zu glauben scheint, so sehe ich doch keinen Grund, warum dies mein Gewissen sollte ändern können; denn ich zweifle nicht, es leben noch viele gelehrte und tugendhafte Männer, nicht allein in diesem Königreiche, sondern in der ganzen Christenheit, von

denen zehn gegen einen in dieser Sache meiner Meinung sind. Gedenke ich aber jener hochgelehrten Doctoren und tugendhaften Väter, die bereits verstorben und von denen viele im Himmel als Heilige glänzen; so bin ich gewiß, daß deren bei weitem mehrere sind, die bei ihren Lebzeiten gerade so dachten, wie ich nun denke. Und deßwegen, Mylord, halte ich mich nicht verbunden, mein Gewissen dem Rathe eines Königreichs anzupassen, der allgemeinen Uebereinstimmung der ganzen Christenheit zuwider." Der Lordkanzler, der die Verantwortlichkeit von More's Verurtheilung nicht allein auf sich nehmen wollte, fragte im offenen Gerichte den Lord-Oberrichter, Sir John Fitz-James um seine Meinung über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Anklage. Dieser gab die auf Schrauben gestellte Antwort: „Meine Herren alle, ich muß nothwendig gestehen, wenn der Parlamentsbeschluß nicht gesetzwidrig ist, so ist auch alsdann die Anklage und Verurtheilung rechtlich begründet." — „Wohl, Mylords! Ihr hörtet, was der Lord-Oberrichter gesagt." Sofort schritt er zur Urtheilsverkündigung. „Sir Thomas soll durch William Kingston, den Sheriff, von hier nach dem Tower zu Land abgeführt, von dort auf einer Schleife mitten durch die Altstadt von London nach Tyburn gezogen, daselbst bis zum Halbtode gehangen, alsdann noch lebend herabgenommen, der Unterleib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt, seine vier Viertheile auf den Thoren der Altstadt zur Schau ausgehangen, sein Kopf dagegen in einem eisernen Käfig auf der Londonbrücke ausgestellt werden." — More hörte mit ruhiger Fassung dieses fürchterliche Urtheil an und sprach darauf: „Wohl! Ich bin nun verurtheilt. Ob gerecht, weiß Gott; und jetzt, um mein Gewissen zu erleichtern, will ich frei sagen, was ich von jenem Gesetze halte. Als ich des Königs Absicht wahrnahm, zu erforschen, woher des Papstes Gewalt stamme, so, ich gestehe es, befliß ich mich ganzer sieben Jahre hindurch, die Wahrheit hierin zu ergründen, und in keinem einzigen von der Kirche gebilligten Werke gelehrter Männer konnte ich die Behauptung finden, daß ein Laie das Haupt der Kirche wäre, oder auch nur sein könnte." „Wollt ihr noch immer, unterbrach ihn der Lordkanzler, für weiser gehalten werden, oder glaubt

ihr ein reineres Gewissen zu haben, als sämmtliche Bischöfe, Gelehrte, der Adel und die Gemeinen dieses Reiches?" „Mylord Kanzler, erwiederte More, gegen einen Bischof, den ihr mir für eure Meinung anführt, habe ich hundert heilige und rechtgläubige Bischöfe für die meinige und gegen ein Königreich die Stimme der ganzen Christenheit seit mehr als tausend Jahren." Als hierauf die Richter fragten, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, erwiederte More sanft und herzlich: „Ich habe nichts mehr zu sagen. Nur dies noch. Gleichwie der heil. Apostel Paulus zugegen war und seine Stimme gegeben hatte zum Tode des ersten Märtyrers Stephanus, die Kleider jenen bewahrend, die ihn zu Tode steinigten, und sie doch nun Beide als Heilige sich im Himmel befinden, und in Ewigkeit Freunde sind: so vertraue auch ich, und will deßhalb inständig beten, daß, obwohl eure Herrlichkeiten meine Richter hier auf Erden waren, wir uns dereinst freudig zur immerwährenden Seligkeit im Himmel treffen werden. Gott bewahre euch, vorzüglich meinen Herrn, den König, und gebe ihm treue Räthe!" Darauf wurde er nach dem Tower zurückgeführt. Vor ihm her trug man die mörderische Axt mit gegen ihn gekehrter Schneide, als Zeichen der Verurtheilung.

Als er aus der Gerichtshalle trat, warf sich ihm sein Sohn John zu Füßen und bat mit Thränen um den väterlichen Segen. In der Nähe des Towers nahm sein Führer William Kingston weinend von ihm Abschied. „Guter Kingston, sprach More gerührt, betrübt euch nicht also, sondern seid heiter, denn ich will für euch beten, daß wir uns im Himmel treffen mögen, wo wir auf immer der Heiterkeit genießen werden." Am Tower stand Margaretha, seine innigst geliebte Tochter. Durch die bewaffnete Menge stürzte sie auf ihren Vater, ihn umarmend, mit Küssen bedeckend. „O mein Vater!" waren die einzigen Worte, die sie hervorbringen konnte. Standhaft tröstete sie More. „Was ich zu leiden habe, wenn gleich unschuldig, geschieht nach Gottes Willen. Er kennt mein Herz. Ergib dich darum in seinen Willen und fasse dich in Geduld über meinen Verlust." Margaretha ging nun weg, aber nach wenigen Schritten kehrte sie von neuem wieder zum

theuren Vater zurück, umfaßte seinen Hals und küßte ihn aufs zärtlichste. More sprach kein Wort, aber der Schmerz erpreßte ihm Thränen. Endlich riß sich Margaretha mit gebrochenem Herzen los. Ringsum weinte die Menge.

Die schwerste aller Prüfungen hatte More jetzt überstanden. Er kehrte in den Kerker zurück und bereitete sich zum Tode vor. Er schrieb seinen letzten Brief mit Kohle an seine geliebte Tochter Margaretha, worin er Segenswünsche über die Seinigen ausspricht und sich ihrem Gebete empfiehlt, damit „wir einander fröhlich im Himmel wiedersehen." — König Heinrich hoffte immer noch, More werde seine Gesinnung ändern und ließ nicht nach, ihn durch seine Diener zu bearbeiten. Um einen solchen zudringlichen Menschen los zu werden, äußerte More, er habe seine Gesinnung geändert. Mit dieser Nachricht eilte er an den Hof, kehrte aber bald wieder mit dem Befehle nach dem Tower zurück, More möge angeben, worin er seine Gesinnung geändert habe. Da antwortete dieser: „Anfänglich wollte ich mir den Bart abnehmen lassen, bevor es zur Hinrichtung geht, allein nun bin ich völlig entschlossen, daß mein Bart gleiches Loos mit meinem Kopfe haben soll." Als ihm der Kerkermeister die Nachricht mittheilte, der König habe aus besonderer Gnade die furchtbare Strafe des Hochverraths in Enthauptung umgewandelt, sprach er: „Gott behüte alle die Meinigen vor solcher Gnade!" Auch theilte ihm der Kerkermeister die Nachricht mit, daß Fisher, der Bischof von Rochester, sein inniger Freund hingerichtet worden sei, weil er den Eid nicht geleistet. „O Fisher, o mein Freund, rief More aus, du bist mir vorangegangen! Du bist schon dort oben und setzest den Lobgesang der Himmel fort, den du hier auf Erden begonnen; du erwartest mich und ich werde dich wieder finden!"

Am Morgen des 6. Juli 1535 kam Pope, More's vertrauter Freund, und eröffnete ihm des Königs Befehl, daß er an diesem Tage, um neun Uhr, enthauptet werden sollte. More anwortete: „Ich danke euch recht herzlich für eure gute Botschaft. Immer war ich Seiner Majestät sehr verbunden für die Gnaden und Ehrenstellen, die sie mir verliehen. Jetzt bin ich dem König — dies versichere ich euch — noch mehr

verpflichtet, daß er mich hieher gesetzt, wo ich alle nur mögliche Zeit und Gelegenheit gehabt habe, auf mein letztes Ende zu denken, und bei Gott, am meisten bin ich ihm hiefür Dank schuldig, daß er geruht, mich sobald von den Kümmernissen dieser schlechten Welt zu befreien." — „Auch ist es des Königs Wille, sprach Pope, daß ihr euch aller Anreden an das Volk enthaltet." „Es ist gut, erwiederte er, daß ihr mich in diesem Stücke von des Königs Willen unterrichtet; denn ich hatte mir vorgenommen, bei dieser Gelegenheit etwas zu sprechen, aber nicht von Dingen, wodurch Seine Majestät oder sonst Jemand beleidigt worden sein sollte. Willig werde ich dem Befehle meines Herrn Folge leisten, und ich ersuche euch nur, guter Pope, bei Seiner Majestät zu bewirken, daß meine Tochter Margaretha bei meinem Begräbnisse sein dürfe." „Der König hat bereits erlaubt, sagte Pope, daß eure Frau, Kinder und Freunde die Freiheit haben sollen, dabei gegenwärtig zu sein." — „O wie sehr verpflichtet bin ich Seiner Majestät, erwiederte More, daß sie so gnädige Rücksicht auf mein armes Begräbniß nehmen!" Als Pope weinte, tröstete ihn More. „Seid nicht betrübt, sprach er, denn ich vertraue zu Gott, daß wir uns dereinst freudvoll wieder sehen und in ewiger Seligkeit uns lieben werden." Um den Freund durch seine Gemüthsruhe zu trösten, fühlte er sich den Puls und sagte heiter: „Ich sehe keine Gefahr für den Patienten. Er könnte wohl noch länger leben, wenn es dem Könige so gefallen hätte." — Auf die Kunde „Thomas More wird hingerichtet," strömte das Volk in Masse nach dem Tower. Um neun Uhr Morgens öffneten sich die Thore des Towers. Thomas More, der gewesene Lordkanzler, der größte und edelste Mann Englands, wurde zum Richtplatze geführt. Er trug einen Rock von schlechtem Frieß, sein Bart war lang, sein Antlitz bleich und mager, in den Händen ein rothes Crucifix, die Augen öfters gegen Himmel gerichtet. — Als er am Hause eines frommen Weibes vorbeikam, trat diese mit einem Becher Weines heraus, welchen er mit den Worten ausschlug: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle." Ein anderes Weib schrie ihn an, und forderte Papiere zurück, die sie in seinen Händen gelassen, als er noch Lordkanzler war. „Gute Frau, erwie-

derte er, nur noch eine Stunde Geduld, und der König wird mich von der Sorge für jene Papiere sowie für alle anderen Dinge befreien." Wieder ein anderes Weib folgte ihm scheltend nach und klagte über großes Unrecht, welches er ihr während seines Kanzleramtes gethan. „Ich erinnere mich recht wohl Eurer Sache, antwortete er, hätte ich indessen jetzt noch zu entscheiden, so würde ich denselben Spruch thun."

Am Fuße des Blutgerüstes angekommen, sagte er zu einem Sheriffsdiener: „Bitte, helft mir hinauf, fürs Herunterkommen laßt mich selbst sorgen." Oben angelangt, blickte er ruhig auf die versammelte Menge. Da ihm der König verboten hatte, das Volk anzureden, so sprach er nur diese Worte: „Ich sterbe als ein getreuer Unterthan des Königs im ächten katholischen Glauben. Betet für mich!" Hierauf knieete er nieder und betete mit großer Andacht den Psalm: „Erbarme dich meiner." Als er geendigt, erhob er sich heiter und sagte dem ihn um Verzeihung bittenden Scharfrichter, indem er ihn umarmte: „Du wirst mir heute den größten Dienst erweisen, der in eines Menschen Macht steht. Nur Muth und zage nicht, dein Amt zu verrichten. Mein Hals ist sehr kurz, daher nimm dich in Acht, damit du nicht schief hauest, sondern Ehre davon hast." Als ihm der Henker das Haupt verhüllen wollte, sagte er: „das will ich selbst thun" und band sich ein Tuch um die Augen. Er knieete nieder, legte seinen Kopf auf den Block und hieß den Scharfrichter so lange einhalten, bis er seinen Bart bei Seite geschoben: „denn der hat keinen Verrath begangen." — Ein Streich der Axt trennte den Kopf vom Rumpfe. Wie viele tausend edle Herzen in ganz Europa verwundete dieses Mordbeil! — Sein Leichnam wurde in einer Kapelle begraben; sein Haupt aber ließ die liebende Tochter Margaretha einbalsamiren und als sie neun Jahre nach dem Tode ihres Vaters starb, wurde sie in der St. Dunstanskirche begraben, des theueren Vaters Haupt im Arme, wie sie es ausdrücklich verlangt hatte.

So endete Thomas More, die Zierde seines Landes und Jahrhunderts, ein treuer Zeuge der katholischen Kirche, an christlicher Tugend und ächter Geistesgröße nicht leicht von

irgend einem Helden übertroffen, jedem Zeitalter ein erhabenes Vorbild.

7. Der Protestantismus in England.

Cromwell, einer der abgefeimtesten Schurken, den je die Erde getragen, und Cranmer, ein vollendeter Heuchler, waren die Werkzeuge, derer sich der König bediente, um den Protestantismus, als letztes Auskunftsmittel zur Beschönigung seiner abscheulichen, ehebrecherischen Gelüste, einzuführen. Der drückendste Despotismus trat nicht nur die Kirche, sondern auch jede bürgerliche Freiheit nieder. Selbst auf den Gedanken der Engländer lastete die schändlichste Knechtschaft; denn mit einem Eide mußte Jeder anerkennen, daß des Königs Ehe mit Katharina unerlaubt, seine Verbindung aber mit dem schamlosen Weibe Anna Boleyn erlaubt und gesetzmäßig sei, daß ferner der König alleiniges Oberhaupt der englischen Kirche sei. Ein feiges, niederträchtiges Parlament gab diesen Gedanken, die in dem dämonischen Geiste Cromwells entstanden waren, Gesetzeskraft. Cromwell, von Habsucht getrieben, suchte nun sein letztes Ziel, Einziehung der Kirchengüter, zu erreichen. „Zum Wohlgefallen des allmächtigen Gottes und dem Königreich zur Ehre" hob ein Haufe feiler Sklaven, Parlament genannt, im Jahre 1536 auf Cromwells Commando 376 Klöster auf einmal auf. Diesen kleineren Klöstern folgten bald die größeren, und 1540 war das Werk der Habsucht und Gottlosigkeit vollendet. Ungeheure Summen flossen in die Taschen der privilegirten Diebe, hauptsächlich Cromwells. In der Aufhebung der Klöster, in der Zersplitterung des Kirchenvermögens müssen wir eine vorzügliche Quelle der Verarmung Englands suchen.

Der Protestantismus in England wurde in einem See von Blut getauft; 72,000 Unterthanen ließ der blutdürstige Tyrann hinrichten, um sein neues päpstliches Regiment zu sichern. Katharina, des Königs rechtmäßige Gemahlin, starb 1536 verlassen und elend in einem kleinen Dorfe. Im selben Jahre bestieg Anna Boleyn, die erste Ursache so vieler schrecklichen Uebel, das Blutgerüste im Tower. Man hatte sie des Ehebruchs, der Blutschande, des Hochverraths an-

geklagt, nachdem vorher der elende Cranmer „in Christi Namen und zur Ehe Gottes“ die Ehe für nichtig erklärt hatte. Schon am folgenden Tage heirathete der König die Johanna Seymour, die den später regierenden Eduard VI. gebar († 1537). Anna von Cleve wurde nun Königin, aber bald darauf wieder verstoßen, weil sie der König weniger schön fand, als sie ihm geschildert worden. Katharina Howard trat an ihre Stelle und wurde als Ehebrecherin hingerichtet. Die sechste Gemahlin, Katharina Parr, überlebte den Wüthrich († 1547). Auch der ruchlose Cromwell, der den Tod so vieler unschuldigen Menschen auf dem Gewissen hatte, hauchte seine schwarze Seele in Feigheit auf dem Blutgerüste aus (1540). König Heinrich VIII., dieser Fluch Englands, starb am 27. Januar 1546. Von schrecklichen Gewissensbissen gefoltert, rief er aus: „Ich habe Alles verloren.“ Eduard VI., erst zehn Jahre alt, folgte ihm nach. Eine Regentschaft leitete die Angelegenheiten des Reichs. Unter Eduard VI. und Elisabeth, Anna Boleyn's Tochter, trat der Abfall von der katholischen Kirche offen hervor. Gegen glaubenstreue Katholiken, die sich in Sachen ihres Seelenheils den Entscheidungen eines fünfzehnjährigen, eigensinnigen Buben oder eines schamlosen, lüderlichen Weibes nicht fügen wollten, wurde wahrhaft gewüthet. Elisabeth, die „jungfräuliche Königin,“ wie sie sich nannte, ließ im dreizehnten Jahre ihrer Regierung eine Parlamentsacte ausfertigen, welche die Krone „ihren natürlichen Kindern“ zusicherte. Von nun an, seit der „gottseligen Reformation,“ durchtobten schreckliche Bürgerkriege das Land. König Karl I. verlor sein Haupt unter dem Henkerbeil und England wurde eine Republik. Ein anderer Cromwell mordete die katholischen Irländer ohne Gnade und verkaufte ihrer 20,000 als Sklaven nach Westindien. „Um das Reich vom Papismus zu befreien und die protestantische Religion vor dem Umsturz zu bewahren,“ ward später König Jakob II., weil er ein Katholik war und allen seinen Unterthanen allgemeine Gewissensfreiheit ertheilte, durch die schändlichen Umtriebe der Geistlichkeit, welche den Holländer Wilhelm von Oranien

in's Land riefen, der Krone verlustig und die Ausschließung der Katholiken vom Throne, so wie Derer, welche Katholiken heirathen, war seither unveränderliches Staatsgesetz. Dies geschah 1688 und die Protestanten Englands nennen diese Umwälzung „die glorreiche Revolution.“ Man erklärte jeden Priester des Hochverraths schuldig, der Messe las, oder der vom Auslande in's Königreich kam; es war ein Verbrechen des Hochverrath's, einen Priester zu beherbergen oder ihm eine milde Gabe zu geben. Allen katholischen Unterthanen war unter schwerer Strafe befohlen, die protestantischen Kirchen zu besuchen. Wer dem Glauben nicht entsagen wollte, wurde unaufhörlich gequält, durch hohe Geldstrafen ruinirt, zum Galgen verurtheilt, oder gezwungen, aus dem Vaterlande zu entfliehen. Zahllos ist die Menge der glaubenstreuen Katholiken, welche unter Henkershand ihr Leben aushauchten, denen bei lebendigem Leibe die Eingeweide ausgerissen und ins Gesicht geschlagen wurden. Das Letztere war die Lieblingsstrafe der „guten und frommen“ Königin Elisabeth. Die protestantische Religion ist mit den Thränen und mit dem Blute des englischen Volkes benetzt worden. Man lese die schrecklichen Strafgesetze gegen die Katholiken, wodurch Anna Boleyn's Bastardtochter während ihrer fünfundvierzigjährigen furchtbaren Regierung die „gottselige Reformation“ vollendete, welche ihr Vater, Heinrich VIII. mit Ehebruch und Frauenmord und der Hinrichtung von 72,000 Unterthanen begonnen hatte. Vom Jahre 1603, wo dies weibliche Ungeheuer aus dem Leben ging, bis zum Jahre 1778 blieben diese Gesetze in voller Kraft. Diese Gesetze bestraften jeden Katholiken, Priester oder Laie, der in's Ausland geflohen war und wieder zurück kam, damit, daß er bis zum Halbtode gehängt, ihm die Gedärme dann herausgerissen und er darauf geviertheilt wurde. Jeder Protestant, der Jemanden beargwohnte, Eigenthum für einen Katholiken in Verwahrung zu halten, durfte dasselbe wegnehmen. Jeder Protestant, der einen Katholiken im Besitze eines Pachtgutes sah, konnte den Katholiken vertreiben und an seiner Statt in den Pachtcontract eintreten. Diese Gesetze bestanden zuletzt aus mehr als hundert Par-

lamentsacten, alle gemacht, um Menschen zu strafen, weil, und nur allein weil sie fortfuhren, derjenigen Religion treu anzuhangen, in der ihre Väter gelebt und gestorben, und welche seit tausend Jahren auch die Religion der Vorfahren ihrer protestantischen Verfolger gewesen war. So wurde „die gottselige Reformation" in England eingeführt und befestigt durch die Bosheit und den Fanatismus der raubgierigsten und unverschämtesten Schurken, denen Gott jemals erlaubt hat, Menschen zu quälen, daß ungeachtet der furchtbarsten Verfolgungen, der zahllosen Opfer die katholische Religion dennoch in England und Irland fortbestand, muß als eine Wirkung der unmittelbaren Obsorge der göttlichen Vorsehung angesehen werden. Als im Jahr 1778 Nordamerika von England sich unabhängig erklärte, wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken gemildert, nicht aus Menschlichkeit und Großmuth, sondern aus Furcht. Im Jahre 1793, bei Gelegenheit der französischen Revolution, fand man für gut, den armen Katholiken eine weitere Milderung angedeihen zu lassen, damit sie Frankreichs Beispiel nicht nachahmungswerth finden. Der Minister Canning sah es als eine Hauptaufgabe seines Ministeriums an, die Katholiken, acht Millionen an der Zahl, mit den Protestanten bürgerlich gleich zu stellen, aber das Oberhaus (hoher Adel und Geistlichkeit) verwarf jedesmal diesen Antrag, wenn er auch im Unterhause durchgegangen war. Die Gefahr eines Volksaufstandes in Irland und die Bemühungen des edeln Daniel O'Connell brachen endlich den Widerstand des Oberhauses und die Emancipation der Katholiken wurde bewilligt. Doch ruht noch viel des Unrechts und Drucks auf den katholischen Einwohnern dieses Reichs. Ein katholisches Volk steht noch immer unter einer protestantischen Geistlichkeit, welcher es Zehnten entrichten muß, aus dem sie ein jährliches Einkommen von 5,586,000 Thalern bezieht und meistens außer Landes verzehrt. Der Staat gibt zur Unterhaltung der katholischen Geistlichkeit — nichts, während doch sie allein den Kirchendienst versieht. Die protestantische Geistlichkeit hat größtentheils gar nichts zu thun, als daß sie ihre Einkünfte meist mit der brutalsten Strenge

von den Katholiken eintreibt, und, fern von ihren Sitzen, von dem Schweiße der armen Irländer lebt, ohne sich darum zu bekümmern, daß diese selbst vor Hunger und Noth zu Grunde gehen. Der katholische Glaube, den dieses treue Volk unter Feuer und Schwert, bei Galgen und bauchaufschlitzendem Messer bewahrte, ist sein einziger Trost in seinen vielen Leiden, unter denen es auch jetzt noch seufzt.

Eine merkwürdige Bewegung, die in der Gegenwart von den ausgezeichnetsten Gelehrten der Universität Oxford ausgeht, von Pusey, Palmer, Newman bahnt den Weg zur katholischen Kirche. Diese katholische Richtung in der anglikanischen Kirche, Puseyismus genannt, ist entstanden aus Schamgefühl, den Ursprung der anglikanischen Kirche an einen Wüstling, wie Heinrich VIII., an einen elenden Schergen der Gewalt, wie Crowmwell, und an einen schändlichen Geistlichen, wie Cranmer, knüpfen zu müssen. Indem sie sich aber lossagten von dem Werke Luthers und Calvins, hatten diese Männer nichts weniger als eine Unterwerfung unter die wahre Kirche im Sinne. Die Strömung, die sie hervorriefen, trieb sie aber in die katholische Kirche und so sehen wir in England die Abgefallenen massenhaft wieder in den Schooß der früher so bitter gehaßten und blutig verfolgten Kirche zurückkehren.

XVI. Der heil. Franziskus Xaverius,

Apostel der Inder und Japanesen.

(1506–1552.)

1. Der heil. Xaverius in Indien.

Während die Gesellschaft Jesu das katholische Europa vor Luthers und Calvins Irrlehren zu bewahren bemüht war, gewann Franziskus Xaverius in Indien, Japan und anderen heidnischen Ländern Tausende für den katholischen Glauben. Er hat den Indern den Weg zum Himmel, seinen Gefährten den Weg nach Indien geöffnet.

Franz Xaver wurde am 7. April 1506 auf dem Schlosse Xavier in dem Königreich Navarra, zwei Stunden von

Pampelona, geboren, wovon er auch den Beinamen Xaver trägt. Seine gottesfürchtigen Eltern pflanzten ihm frühe Liebe und Ehrfurcht gegen Gott in's Herz und sorgten dafür, daß seine natürlichen Fähigkeiten unter der Leitung geschickter Lehrer im väterlichen Hause sich entwickeln konnten. Seine Brüder widmeten sich dem Waffendienste; Franz aber zog den Ruhm der Gelehrsamkeit den kriegerischen Ehren vor. In seinem achtzehnten Jahre zog er auf die berühmte Universität Paris. Als er hier ankam, ließ er sich in das Collegium der heil. Barbara aufnehmen. Nachdem er sich eine Zeitlang mit allem Fleiße auf das Studium der Philosophie verlegt hatte, erklärte er als Lehrer der schönen Künste mit großem Lobe die Schriften des berühmten Philosophen Aristoteles. Wir wissen aus dem Leben des heil. Ignatius, daß Franz Xaver einer der ersten Jünger desselben war. Der ehrgeizige Jüngling konnte aber lange Zeit die Gedanken seines Meisters über Verachtung der Welt, über Armuth und Demuth nicht fassen. Er spottete über seine Grundsätze und stellte sie als das Kennzeichen einer niederen Seele dar. Ignatius trug sanftmüthig diesen Spott und erinnerte ihn von Zeit zu Zeit an das Wort des Herrn: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden an seiner Seele leidet? — Er lobte seine Kenntnisse, seine Lehrvorträge, gewann ihm Schüler und gewann dadurch die Neigung des Franz Xaver. Dieser kam endlich auf den Gedanken, Ignatius, der von so vornehmer Geburt abstamme, müsse bei seiner freiwilligen Armuth höhere, edle Beweggründe haben. Als Ignatius diese Umänderung in den Gesinnungen des Franz Xaver bemerkte, stellte er ihm mit aller Kraft der Rede die Nichtigkeit des Irdischen vor Augen und entzündete ihn mit der Liebe zum Himmlischen. Unter Ignatius Leitung führte er ein demüthiges Leben, unterdrückte die Regungen des Stolzes und fastete, um das Fleisch abzutödten. Franz Xaver gehörte zu jenen Genossen des heil. Ignatius, die am Feste Mariä Himmelfahrt 1534 zur Wallfahrt nach dem heiligen Lande und zur Bekehrung der Ungläubigen durch ein Gelübde sich verbanden. Sie trafen zu diesem Zwecke zu Venedig zusammen, wo Franz Xaver 1537 zum Priester ge-

weiht wurde. Da ihr Unternehmen, nach Palästina zu reisen, durch den Türkenkrieg vereitelt wurde, so begaben sie sich nach Rom und boten dem Papste ihre Dienste an. Die Kunde ihres großen Seeleneifers kam auch zu den Ohren des Königs Johann III. von Portugal, der damals über einen Theil Ostindiens gebot. Er gab daher seinem Gesandten den Auftrag, vom Papste sechs jener apostolischen Männer zu begehren, welche in Ostindien das Evangelium predigen sollten. Der heil. Ignatius konnte nur zwei zu dieser Mission entlassen, den Portugiesen Simon Rodriquez und den Spanier Nikolaus Bobadilla. Da aber Bobadilla krank wurde, trat Franz Xaver an seine Stelle. Papst Paul III. gab ihm seinen Segen und Ignatius sprach zu ihm die Worte: „Empfange das Amt, welches der heilige Vater durch meinen Mund dir übergibt, nicht anders als wenn Jesus Christus selbst es dir anwiese, und freue dich, in demselben eine Befriedigung jenes heißen Verlangens zu finden, welches wir alle hatten, den Glauben jenseits der Meere zu verkünden. Nicht blos Palästina, nicht eine Provinz Asiens, unermeßliche Landstrecken, zahllose Völkerschaften, eine ganze Welt schließt sich dir auf. Nur ein solches Feld ist deines Muthes würdig. Gehe, mein Bruder, wohin die Stimme Gottes dich ruft, und der Vater der Christenheit dich sendet, gehe und entzünde Alles mit dem Feuer, das in dir brennt." — Xaver verließ mit dem portugiesischen Gesandten am 15. März 1540 die Stadt Rom. Sie machten ihre Reise zu Lande über die Alpen und Pyrenäen. Als sie in die Nähe des Schlosses Xavier kamen, bat ihn der Gesandte, seiner Mutter und seinen Verwandten Lebewohl zu sagen; allein Xaver fürchtete, ein solches Zusammentreffen würde viele Thränen kosten und seinem Vorhaben hinderlich sein. Er tröstete sich daher mit dem Gedanken, daß sie einander im Himmel wieder sehen würden und besuchte das väterliche Schloß nicht. Zu Lissabon besuchten sie die Kranken und Gefangenen, unterrichteten die Kinder, ermahnten die Erwachsenen und arbeiteten mit einem solchen Eifer, daß Lissabon bald umgewandelt schien. Der König und die Hofleute empfingen häufig die Sacramente und unterzogen sich allen Uebungen der Frömmigkeit. Durch diese

glänzenden Erfolge bewogen, wünschte der König, daß einer der Väter im Königreiche bleibe. So kam es, daß Rodriquez zurückblieb, Xaver allein unternahm die indische Mission. Er war damals sechsunddreißig Jahre alt. Vor seiner Abreise übergab ihm der König vier päpstliche Breven. Dieselben enthielten seine Ernennung zum päpstlichen Nuntius in Indien, ausgedehnte Vollmachten und Empfehlungen an die Fürsten des Morgenlandes. Am 7. April 1541 verließ die Flotte, die von Alphons Sosa, dem Vicekönig Indiens, befehligt war, den Tajo. Auf dem Schiffe nahm sich Xaver der Kranken an, lehrte die Matrosen den Katechismus und predigte jeden Sonntag. Er führte ein armes Leben, schlug die Einladungen an die Tafel des Vicekönigs aus und theilte die Speisen, die er ihm zusandte, an schwache, elende Personen aus. Nach fünf Monaten langer, stürmischer Fahrt landete die Flotte an der Küste von Mozambik, wo sie auch überwintern mußte. Die ungesunde Luft der afrikanischen Küste warf die von der langen Seefahrt Erschöpften zu Boden. Xaverius wurde Allen Alles — Priester, Arzt, Krankenwärter. Auch Xaverius erlag den Anstrengungen einer sich aufopfernden Liebe; er wurde krank. Nachdem er wieder gesund geworden, fuhr er mit dem Vicekönig ab. Unterwegs landeten sie auf der Insel Sokotora, der Meerenge von Mekka gegenüber, wo Xaver einige Spuren von Christenthum fand. Die Eingebornen zeigten einen guten Willen, sich zu bekehren, allein der fromme Glaubensbote war für ein größeres Erntefeld berufen.

Am 6. Mai 1542 landete er zu Goa, der Hauptstadt Ostindiens, welche im Jahre 1510 die Portugiesen den Sarazenen entrissen hatten. Die christliche Religion war in diesen Gegenden in tiefem Verfall. Die Portugiesen überließen sich allen Leidenschaften, verachteten die Uebungen der Frömmigkeit und gaben so den Neubekehrten und den Ungläubigen ein schlechtes Beispiel. Der Bischof der Stadt, Johannes von Albuquerque, aus dem Orden des heil. Franziskus, konnte den Damm des Lasters nicht zurückhalten, indem er zu wenig Unterstützung fand. Das Verderben wurde immer größer. „Die Gerechtigkeit ward feil geboten; die ärgsten

Missethaten blieben ungestraft, wenn die, welche sie verübten, bemittelt genug waren, ihre Richter durch Geschenke zu bestechen. Alle Wege, die zum Reichthum führten, wie sündhaft sie sein mochten, wurden für erlaubt gehalten. Wucher ward ohne Scheu getrieben, sogar der Meuchelmord nicht mehr als ein Verbrechen angesehen; einige rühmten sich seiner, als hätten sie eine Heldenthat vollbracht, so sehr waren sie verwildert. Ein solches Beispiel war freilich nicht geeignet, das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten. Vielmehr sah man die schon Bekehrten zum Götzendienste sich zurückwenden. Den Göttern brachte man blutige Opfer, und es war unter ihnen eine sehr gewöhnkiche Erscheinung, daß Väter ihre eigenen Kinder vor den Götzenbildern erwürgten." Sobald Xaver an's Land gestiegen war, begab er sich zum Bischof, überreichte ihm die päpstlichen Breven und erklärte ihm, daß er ohne seine Genehmigung von den Privilegien, die ihm der Papst ertheilte, keinen Gebrauch machen werde. Er erkannte die Nothwendigkeit, vorher die sündigen Christen zu bekehren, ehe er sich an die Heiden wandte. Er begann sein Bekehrungsgeschäft nach der Weisung Loyola's mit den Kindern. Mit einem Glöckchen in der Hand eilte er jeden Morgen durch alle Straßen der Stadt, und bat die Familienväter um Gotteswillen, ihre Kinder und Sklaven in den christlichen Unterricht zu schicken. Die Kinder sammelten sich schaarenweise um ihn und folgten ihm in die Kirche. Dort lehrte er sie das Glaubensbekenntniß, die Gebote Gottes, Gebete und Lieder. In kurzer Zeit waren die Kinder Muster der Eingezogenheit und Andacht und erregten das Staunen und Nachdenken der Erwachsenen. Nach dem Unterrichte besuchte er die Kranken und Gefangenen und nöthigte durch sein aufopferndes Leben auch den Lasterhaften Ehrfurcht ab. Nun begann Xaverius öffentlich zu predigen und zwar in gemeiner Mundart, damit er von Allen verstanden werde. Mit diesen öffentlichen Predigten verband er Besuche in einzelnen Häusern, bei Hohen und Niederen und bekehrte Viele durch seine Sanftmuth und Nächstenliebe. Die verstocktesten Sünder warfen sich zu des Heiligen Füßen und beichteten ihre Sünden. Der Geist der Stadt schien wie durch Bezauberung verändert.

Man entsagte dem Wucher, stellte unrechtmäßig erworbenes Gut zurück, zerbrach die Fesseln der geraubten Sklaven, entließ die Beischläferinnen und begann ein ganz neues Leben. Xaver bestätigte so das Wort, das Robertson in seiner Geschichte Karls V. gesprochen: „Die Machthaber dieses unglücklichen Theils der Weltkugel hatten kein anderes Ziel, als seine Bewohner auszuplündern, in Banden zu werfen und zu vertilgen. Die Jesuiten allein haben sich daselbst in menschenfreundlicher Absicht niedergelassen."

So hatte Xaver fünf Monate segensreich zu Goa gewirkt, als er hörte, daß auf der Küste, die sich vom Cap Comorin bis zur Insel Maran erstreckt, gewöhnlich die Fischerküste genannt, ein Volk lebe, das des Unterrichts sehr nöthig habe. Dieses Volk, Parava's oder Fischer genannt, hatte sich aus Dankbarkeit gegen die Portugiesen, die ihm gegen die Mauren Beistand geleistet, taufen lassen. Da aber das Land unfruchtbar, das Klima so brennend heiß ist, daß sich daselbst kein Priester ansiedeln wollte, so hatte das Volk vom Christenthum durchaus nichts, als die Taufe und den Namen. Im Oktober 1542 schiffte sich Xaver mit zwei jungen Geistlichen ein, welche die malabarische Sprache, die auf der Fischerküste gangbar war, verstanden. Am Cap Comorin landete er und verkündete in dem ersten Dorfe, das er antraf, durch seine Dolmetscher das Evangelium. Eine Frau, die schon drei Tage in Kindesnöthen lag, ließ sich taufen und wurde alsbald glücklich entbunden. Auf diese wunderbare That des Heiligen ließen sich alle Einwohner des Dorfes taufen. Xaver hatte unterdessen mit großer Anstrengung die Anfänge der malabarischen Sprache erlernt und kaum hatte er das Glaubensbekenntniß, die zehn Gebote, das Vater unser, den englischen Gruß und andere Gebete der Kirche in diese Sprache übersetzt und auswendig gelernt, so durchwanderte er die Dörfer und sammelte, wie er es gewohnt war, mit einem Glöckchen die Leute zum christlichen Unterricht um sich. Ueber seine Bekehrungsweise schreibt er an seine Brüder in Europa: „Ich duchwanderte die Dörfer, das Glöckchen in der Hand, und versammelte alle, die mir begegneten, Kinder und Erwachsene, um sie die Glaubenssätze zu lehren. Die

Kinder lernten sie leicht in einem Monat auswendig, und wenn sie ihnen ganz geläufig waren, empfahl ich ihnen, sie ihren Eltern, Hausgenossen und Nachbarn so oft vorzusagen, bis auch diese sie auswendig wußten. Sonntags rief ich Männer und Frauen, Knaben und Mädchen in der Kapelle zusammen. Alle kamen mit unsäglicher Freude und mit heißem Verlangen, das Wort Gottes zu vernehmen." Die Fähigsten unter den Neubekehrten erwählte Xaver zu Katecheten. Diese mußten während seiner Abwesenheit für die Kapelle Sorge tragen, das Volk an Sonn- und Feiertagen versammeln und ihm die Lehre und Gebete, welche er ihnen schriftlich hinterließ, wiederholen. Die Bekehrungen wurden immer zahlreicher, da mit der Annahme der Taufe und des christlichen Glaubens auch die Leiden des Körpers verschwanden. Da Xaver nicht allen Bitten willfahren konnte, so sandte er oft junge Neubekehrte zu den Kranken, die den Glauben begehrten. Sie kamen mit dem Crucifix oder dem Rosenkranz des Paters zu den Nothleidenden, sprachen mit lauter Stimme das Glaubensbekenntniß, beteten mit ihnen, berührten sie mit dem Kreuze und sie wurden gesund. Diesen Fortschritten des Christenthums widersetzten sich die Braminen, welche die Priester und Gelehrten jenes Volkes sind und als Abkömmlinge der Götzen von demselben gefürchtet werden. Die Braminen lehrten das Volk einen obersten Gott ehren, Parabrama genannt, der sein Dasein von sich selber habe. Von diesem entstanden die drei Götter Maiso, der im Himmel wohnt, Wisnu, der der Richter der Menschen ist, und Brama, der der Religion vorsteht. Von Brama haben die Braminen Ursprung und Namen. Die Braminen führen äußerlich ein strenges Büßerleben, fasten oft und essen nichts, was Leben hat. Dabei befriedigen sie aber auf schändliche Weise die Gelüste des Fleisches, entschädigen sich zur anderen Zeit durch unmäßige Schwelgerei und suchen ihre Habsucht durch Opfergaben, die sie dem Volke durch alle Art von Betrug abzwingen, zu befriedigen. Xaverius suchte sie auf, redete zu ihnen und brachte sie dahin, daß sie die Reinheit des christlichen Gesetzes bewunderten und eingestanden, daß der Gott der Christen der einzig wahre sei. Als er sie aber aufforderte, sich

taufen zu lassen, erwiederten sie: „Was würde man von uns sagen, wenn man uns die Religion ändern sähe? Und was würde aus unsern Familien werden, die nur von den Opfern leben, die man den Pagoden (Bilder und Tempel der Götzen) darbringt?" — Gegen das Ende des Jahres 1543 reiste Xaver nach Goa, um Gehilfen in den Weinberg des Herrn zu holen. Dort bestand seit 1541 ein Seminar zur Bildung junger Geistlichen. Er führte von hier vier Priester auf die Fischerküste und begab sich selbst auf einen neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit, in das Königreich Travankore, welches im tiefsten Süden der Halbinsel liegt.

Von der Bevölkerung Travankore's wurde das Christenthum mit Freuden angenommen. In kurzer Zeit erhoben sich fünfundvierzig Kirchen und in einem Monate taufte er an 10,000 Götzendiener. In einem Briefe sagt Xaver, es sei ein rührender Anblick, wie diese bekehrten Christen mit einander wetteiferten, ihre Götzentempel von Grund aus zu zerstören. Diese schnelle Ausbreitung des Evangeliums erregte den Haß der Braminen. Sie dungen einige Meuchelmörder, die auf den Missionär Pfeile abschossen, jedoch ohne ihn beschädigen zu können. Ein anderesmal zündeten sie das Haus an, in welches Xaverius sich zurückgezogen haben sollte, aber ohne ihre Absicht zu erreichen. Um diese Zeit drangen räuberische Horden, die Badager genannt, in Travankore ein. Xaver betete zu Gott, er möge seine Schafe nicht den Wölfen preisgeben und ging dann an der Spitze eines kleinen Haufens eifriger Christen, das Kreuz in der Hand, den Feinden entgegen. „Im Namen des lebendigen Gottes, rief er ihnen zu, verbiete ich euch weiter voranzurücken, und befehle euch in eure Heimath zurückzukehren." Diese Worte und die ungewöhnliche Erscheinung des Missionärs machten einen so gewaltigen Eindruck auf das wilde Volk, daß Alle in verworrener Flucht fortstürzten. Dieser glückliche Erfolg erwarb dem Xaverius die Gunst des Königs von Travankore. Er nannte denselben den großen Vater und erlaubte seinen Unterthanen, Christen zu werden. In der Seestadt Culan erweckte Xaverius einen Gestorbenen zum Leben und bewog dadurch das widerstrebende Volk, den Glau-

ben und die Taufe zu nehmen. Eben so erweckte Xaver einen Jüngling, den man eben zu Grabe tragen wollte. Diese Wunder, womit Gott durch Xaverius den Glauben unter diesen barbarischen Völkerschaften anpflanzte, machten einen solchen Eindruck, daß das ganze Land Travankore den christlichen Glauben annahm. Aus ganz Indien kamen Heiden zu dem frommen Glaubensboten, um sich taufen zu lassen. So kamen auch Abgeordnete der Insel Maran und baten um die heil. Taufe. Allein Xaver konnte Travankore noch nicht verlassen und sandte ihnen einen Priester von der Fischerküste. Eine große Anzahl dieser Inselbewohner bekehrte sich und empfing die heilige Taufe. Der König des Landes verfolgte nun die jungen Christen. Diese wollten aber lieber sterben, als ihren Glauben verlassen. Sechs bis sieben Hundert starben den Martyrertod. — Xaver begab sich im Dezember 1544 nach Cochin, wo er mit dem Generalvikar von Indien sich über die großen Hindernisse besprach, welche die portugiesischen Beamten unter der schwachen Regierung des Vicekönigs der Ausbreitung des Evangeliums in den Weg legten. Diese drückten die Indianer auf das grausamste, gestatteten, von den Braminen bestochen, den öffentlichen Götzendienst und trieben Menschenhandel. Der Generalvikar erbot sich, nach Europa zu reisen und dem Könige das Betragen seiner Beamten zu schildern. Xaverius übergab ihm einen Brief an den König, worin er ihm die dringendsten Vorstellungen macht. Am Schlusse desselben heißt es: „Denn es ist zu befürchten, daß Sie, wenn einst Gott Ew. Majestät vor Gericht fordern wird, was unausweichlich, und wenn Sie es am wenigsten erwarten, geschehen wird, aus dem Munde des erzürnten Gottes die Schreckensworte vernehmen: Warum hast du jene deiner Unterthanen, denen du Aemter in Indien anvertrautest, wenn sie sich meinen heiligen Absichten widersetzten, nicht nach dem Gesetze der Gerechtigkeit bestraft, da du sie doch mit aller Strenge behandeltest, sobald sie sich in Eintreibung der Reichsabgaben eine Nachläßigkeit zu Schulden kommen ließen? — Und ich sehe nicht, mein Herr und König, wie die Antwort Ihnen zur Entschuldigung dienen könnte, wenn Sie etwa sagten: Ich habe

alle Jahre die Sache der Religion meinem Beamten in einem Schreiben empfohlen. Denn Sie würden hören müssen: du ließest jedoch die Uebertreter dieser heiligen Gebote ungestraft thun, was sie wollten, während du doch die Fehler derselben Beamten in Betreibung deiner Kammerangelegenheiten sehr scharf züchtigtest. So beschwöre ich sie denn, mein Herr und König, bei ihrem Eifer für die Ehre Gottes, für die Sache der Religion und für ihr ewiges Heil einen wachsamen, fähigen Minister hierher zu senden, einen Mann, dem nichts so sehr am Herzen liege, als das Heil so vieler Seelen, das in Gefahr schwebt, einen Mann, der, zum Besten des Seelenheils, eine vom Einflusse der Zoll- und Reichsbeamten unabhängige Vollmacht besitze, und der demnach in Zukunft alle jene großen Nachtheile und ärgerlichen Bedrückungen verhüten könne, denen das Christenthum bisher blosgegeben war." — Diese freimüthige Sprache des Missionärs nahm der König gnädig auf. Er sandte Don Castro, als Nachfolger Sosa's, mit strengen Befehlen nach Ostindien. — Xaverius begab sich unterdessen auf die Insel Maran, wo der heidnische Fürst so vieles Christenblut vergossen hatte. Eine pestartige Seuche vermehrte die Leiden der hartgeprüften Neubekehrten. Xaver betete mit dem Volke drei Tage lang und Gott nahm das Uebel weg. Darauf besuchte er die Stadt Maliapor, wo der heil. Apostel Thomas, der in diesen Gegenden das Evangelium verkündet, den Martyrtod erduldete. Am Grabe seines großen Vorgängers empfing er neue Kraft zu seinem großen Werk. Am 25. September 1545 kam Xaver zu Malakka an. Malakka ist eine bedeutende Handelsstadt, die von Indern, Arabern, Persern, Chinesen und Japanesen häufig besucht wird. In dieser volkreichen Stadt hatte die üppigste Sinnenlust und Weichlichkeit des Orients ihren Sitz genommen. Xaver fand hier ein großes Feld für seine apostolische Thätigkeit. Wie zu Goa begann er hier mit dem Unterricht der Christenkinder und verschaffte sich durch ein kluges, mildes Benehmen, bald Einfluß auf die Erwachsenen, den er dann schnell zu ihrer Bekehrung benutzte. Zu Malakka, wo er über drei Monate sich aufhielt, empfing er freudigen Bericht über die Fortschritte der Gesellschaft Jesu in Europa

und über die Ankunft dreier Jesuiten, denen er alsbald ihren Wirkungskreis anwies. Am 16. Februar 1546 landete er auf der Insel Amboina, wo er die Neubekehrten stärkte, die Götzendiener bekehrte, in jedem größeren Dorfe Kirchen erbauen ließ und Katecheten anstellte. Darauf schiffte er sich auf die Moluktischen Inseln ein. Auf der Insel Ternate, der vornehmsten dieser Inselgruppe, bekehrte er die Gemahlin des Königs, die einen großen Haß gegen die Christen oder vielmehr gegen die Portugiesen, ihre Feinde, trug. Hier hörte er, daß gegen Osten, sechszig Meilen von Ternate, einige Inseln lägen, deren Bewohner einstens die Taufe empfangen hätten, die aber kaum noch eine Erinnerung daran besäßen. Sie seien Menschenfresser und verzehrten an ihren Götzenfesten ihre durch Alter geschwächten Eltern. Weder Bitten noch Thränen konnten den eifrigen Apostel in seinem Entschluß wankend machen, jenen wilden Menschen das Evangelium zu verkünden. Vor seiner Abreise schrieb er an die Väter der Gesellschaft zu Rom: „Das Land, wohin ich gehe, ist äußerst gefahrvoll für Fremde und versagt ihnen jeden frohen Lebensgenuß. Die Barbarei der Einwohner und ihr schändlicher Gebrauch, Speisen und Getränke zu vergiften, schreckt jeden Priester ab, sich unter sie zu wagen, um sie zu unterrichten. Was mich betrifft, so sehe ich deutlich ein, wie sehr sie der Hülfe bedürfen, und wie ich kraft meines Amtes verbunden bin, sie ihnen zu bieten, und ihre Seele, sei es auch mit Verlust meines Lebens, vom ewigen Tode zu bewahren. Darum habe ich mich entschlossen, Alles für diese Völker zu wagen. Meine ganze Hoffnung ruht auf Gott, und mein einziges Verlangen ist, dem Worte des Herrn Jesu Christi nach Möglichkeit zu gehorchen: Wer sein Leben wird retten wollen, wird es verlieren; und wer es aus Liebe zu mir wird verloren haben, wird es finden. — Gar manche, die mich lieben, suchten mich mit allen möglichen Gründen von dieser Reise abzuhalten, und als sie sahen, daß ich mich nicht abhalten ließe, wollten sie mich gegen die Gefahr der Vergiftung durch Gegengift in Sicherheit setzen. Allein ich habe es nicht angenommen, damit ich nicht etwa, indem ich mich mit Gegenmitteln versähe, das Uebel zu fürchten verleitet würde.

Mein Leben liegt in den Händen der Vorsehung, und ich bedarf keines anderen Schutzes gegen den Tod: Je mehr solcher Mittel ich hätte, desto weniger scheint mir, würde ich auf Gott vertrauen." In diesem Gottvertrauen ging Xaver auf die Insel More. Neun erschlagene Portugiesen lagen auf dem Sande. Beim Anblicke der Fremden ergriffen die Einwohner des ersten Dorfes die Flucht, weil sie glaubten, die Fremden seien gekommen, um den Tod ihrer Landsleute zu rächen. Xaver eilte ihnen unerschrocken nach in die Schlupfwinkel ihrer Wälder. Er redete sie in malayischer Sprache an und erklärte ihnen, warum er zu ihnen komme. Sie folgten ihm in ihr Dorf zurück und Xaver singt in ihrer Sprache die Lehren des christlichen Glaubens. Unter täglichen Lebensgefahren verkündete er den übrigen Bewohnern den Glauben und bekehrte dieselben zu Christus. Dieser Sieg des Christenthums bereitete seinem Herzen große Freude. „Die Gefahren," schreibt er an den heil. Ignatius, „denen ich ausgesetzt bin, und die Arbeiten, die ich einzig wegen Gottes Ehre unternehme, sind unerschöpfliche Quellen geistiger Freude, so zwar, daß mir auf diesen Inseln, wo Alles mangelt, beinahe das Augenlicht durch die unaufhörlich in Fülle fließenden Thränen erlischt. Ich erinnere mich nicht, jemals so viele innere Wonnegenüsse empfangen zu haben; und diese Seelentröstungen sind so rein, so vollkommen und andauernd, daß durch sie die Empfindung körperlicher Leiden verschwindet." Damit der Glaube, den er so vielen Völkern gepredigt, erhalten werde, kehrte er nach Goa zurück, um Mitarbeiter zu holen. Auf seiner Rückreise besuchte er die Inseln, auf denen er das Christenthum gepredigt hatte und stärkte die Einwohner im Glauben. Auf Ternate verfaßte er einen ausführlichen Unterricht der christlichen Lehre in malayischer Sprache, der im ganzen Morgenlande in den Versammlungen der Gläubigen vorgelesen wurde. Im Juli 1547 kam er zu Malakka an. Hier machte er die Bekanntschaft eines vornehmen Japanesen, Namens A n g e r, der Ruhe suchte für sein geängstigtes Gewissen, das mit Mord befleckt war. Xaver unterrichtete ihn im Glauben und taufte ihn. Da Anger ihm erzählte, daß seine Landsleute das Christenthum annehmen würden, wenn ein frommer

Priester zu ihnen käme, so entschloß sich Xaver, nach Japan den christlichen Frieden zu tragen. Anger begab sich mit seinen zwei Dienern in das Seminar von Goa, um sich im Christenthum zu befestigen und später mit Xaver in sein Vaterland zurückzukehren. Auf der Seereise nach Cochin entstand ein furchtbarer Sturm, der drei Tage und drei Nächte dauerte. Xaver läßt das Senkblei auf den Boden hinab unter den Worten: Großer Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, erbarme dich unser. Das Schiff steht still und der Wind legt sich. Sie kamen glücklich nach Cochin. Von da begab sich Xaver auf die Fischerküste, tröstete die Parava's und ging dann nach Goa. Hier traf er mehrere Mitglieder der Gesellschaft Jesu, wovon er einen zum Vorsteher des Seminars zu Goa, einen anderen zum Oberen aller Jesuiten in Indien ernannte, und ging mit den drei Japanesen, die im Seminar zu Goa gebildet worden waren, mit dem geistvollen Priester Cosmus von Torres und dem Bruder Johann Fernandez nach Japan unter Segel.

2. Der heil. Xaverius in Japan.

Das Reich Japan liegt im östlichsten Theile Asiens und besteht aus einer Menge großer und kleiner Inseln. Die Hauptinsel heißt Niphon, worauf die volkreichen Städte Jeddo und Miako liegen. Zu Jeddo residirt der weltliche Beherrscher des Reichs, Kubo (Kaiser) genannt. Zu Miako hat der Dairi, das geistliche Oberhaupt, seinen Sitz. Der Dairi läßt sich vor dem Volke nie, und nur einmal im Jahre seine Füße sehen, und wird wie ein Gott verehrt. Zu Ossaka ist der Haupthandelsplatz des Reichs. Auf der zweiten Insel Ximo oder Saikofe liegt die Handelsstadt Nangasaki, welche Stadt ehemals den Portugiesen und nach Vertreibung derselben (1600) den Niederländern als eigenthümlicher Wohnplatz diente. Die Japanesen waren bei Xaverius Ankunft allen Greueln des Götzendienstes ergeben. In prachtvollen Tempeln beten sie ihre zahlreichen Götter an, haben Wallfahrten und verschiedene geistliche Orden, die mit äußerer Bußstrenge das größte Sittenverderben verbinden. Um die Götter zu ehren, stürzen sich einige in's

Meer oder in brennende Vulkane oder auch sie lassen sich lebendig in Höhlen begraben.

Xaverius landete am 16. August 1549 zu Kanyorima im Reiche Japan. Auf der Reise erlernte er die japanesische Sprache, worin er bald so stark wurde, daß er das Glaubensbekenntniß nebst der von ihm verfaßten Erklärung desselben in diese Sprache übertragen konnte.

Sobald Xaver angekommen war, machte er dem Fürsten der Gegend seine Aufwartung. Dieser empfing ihn freundlich und gab ihm die Erlaubniß, den Glauben zu verkündigen. Er wohnte fortan im Hause des Anger, der in der heiligen Taufe Paulus genannt wurde, und bekehrte zunächst dessen Familie. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Priester des Landes, welche Bonzen genannt werden. Sie hörten ihn wohl gerne von Gott und der Unsterblichkeit der Seele reden, wollten aber seine Ermahnungen zur Selbstverleugnung, Keuschheit und anderen christlichen Tugenden nicht fassen. Nur zwei Bonzen konnte er bekehren, die übrigen wendeten sich von ihm ab und legten seinem Wirken große Hindernisse in den Weg. Sie riefen laut, Xaverius sei der leibhafte Teufel, der das Volk betrüge. Allein sein frommes Leben und seine Wunder zogen das Volk ungeachtet des Geschreies der Bonzen an. Nun wendeten sich die Bonzen an den König und brachten ihm Argwohn gegen die Portugiesen bei, so daß der König unter Todesstrafe den Empfang der Taufe verbot. Die Neubekehrten blieben aber dem Glauben getreu und vermehrten insgeheim die Anzahl der Christen. Er empfahl dieselben seinem Schüler Paulus, ließ ein Leben Jesu Christi in japanischer Sprache gedruckt zurück und begab sich mit Torres und Fernandez auf den Weg nach Firando, wo einige portugiesische Schiffe vor Anker lagen. Nach seiner Gewohnheit trug Xaver Alles auf dem Rücken, was er zur Feier des heiligen Meßopfers nothwendig hatte.

Als er zu Firando ankam, begrüßten ihn die Portugiesen mit dem Donner des Geschützes, mit flatternder Fahnen und Freudengeschrei. Auch der König dieser Gegend ehrte in dem einfachen Missionär den Mann, der bei dem mäch-

tigen König und Volk der Portugiesen so viel vermöge. Durch seine Predigten bewogen, verließen viele Heiden ihre Götzen und ließen sich taufen. Xaver übergab sie der Aufsicht des Paters Torres und trat mit Fernandez und zwei japanesischen Christen den Weg nach Miako, dem Sitze des Götzendienstes, an. Auf der Reise dahin kamen sie nach Amanguchi, einer sehr reichen und sittlich verdorbenen Handelsstadt. Die Missionäre predigten auf den öffentlichen Plätzen und in den Häusern dieser Stadt. Man hörte sie neugierig an. Als sie aber die Einwohner aufforderten, dem wollüstigen Leben zu entsagen, überhäufte man sie mit Beschimpfung und Schmach. Man warf Steine nach ihnen und schrie spottend: „Sehet doch die beiden Bonzen, die da wollen, daß wir nur einen Gott anbeten, und nur ein Weib haben sollen.“ — Sie verließen daher die Stadt, obschon es mitten im Winter war. Schnee und Eis bedeckte die Erde, heftige Winde weheten. Barfuß und nur mit einem Sack gerösteten Reis versehen, durchreiseten sie auf ungebahnten Wegen Wälder, überstiegen Berge, durchwateten wilde Bäche und kamen so nach zwei müheseligen und gefahrvollen Monaten im Februar 1551 in Miako an. In allen Dörfern, die sie durchzogen, predigten sie den Glauben, fanden da Gehör und entgingen dort kaum dem Tode der Steinigung. Da aber in dieser Gegend ein furchtbarer Bürgerkrieg wüthete, begab sich Xaver nach fünfzehn Tagen wieder zurück nach Firando. Nachdem er sich hier, um den Vorurtheilen der Japanesen zu genügen, mit besseren Kleidern und mit Geschenken für den König versehen hatte, begab er sich zum König Orädona von Amanguchi. Durch diese Geschenke erwarb er sich den Schutz des Königs und die Erlaubniß, das Evangelium zu verkünden. Von allen Seiten drängte man sich zum fremden Glaubensboten, legte ihm viele Fragen über den Glauben vor, die Xaverius beantwortete. Auch den Chinesen, die des Handels wegen in diese Stadt gekommen waren, predigte Xaverius, obschon er ihre Sprache nicht erlernt hatte. Dieses Wunder, seine Sanftmuth und Demuth rührte auch die verstocktesten Herzen und es ließen sich viele Heiden taufen. Die große Freude, die der Heilige über diese Bekehrungen empfand, drückte er in einem Briefe an die

Jesuiten zu Rom aus: „Ich sah den Stolz der Bonzen gebeugt, und die ärgsten Feinde des christlichen Namens dem Gehorsam des Glaubens in Demuth unterworfen. Ich sah das freudige Entzücken der neuen Christen, wenn sie ihre Gegner, die Bonzen, durch ihre siegreichen Gründe im Streite überwunden hatten, und nun triumphirend zurückkehrten. Ich selbst fühlte nicht geringere Freude, wenn ich den Eifer wahrnahm, mit dem sie, alle ihre Kräfte anstrengend, den Heiden die Wahrheit nahe zu bringen suchten, wenn ich sie mit innigem Vergnügen erzählen hörte, welche Eroberungen sie gemacht, wie sie es angefangen hätten, um Jesu Christo neue Seelen zu gewinnen und gegen den heidnischen Aberglauben zu kämpfen. Dieser gesegnete Erfolg meiner Bemühungen ließ mich alles Ungemach, das ich erlitt, vergessen."

Xaver beschloß nun, nach Indien zurückzureisen, um neue Glaubensboten nach Japan zu senden. Er wollte seinen Weg durch das große Reich China nehmen, um auch hier den evangelischen Samen auszustreuen. In dieser Absicht begab er sich nach Fungeo, der Hauptstadt des Reiches Bungo, wo der Portugiese Eduard von Gamma mit einem großen Fahrzeuge vor Anker lag. Mit großen Ehrenbezeugungen wurde er von den Portugiesen empfangen und erhielt eine schriftliche Einladung an den Hof des Königs von Bungo. Dieses merkwürdige Schreiben wollen wir wörtlich hier folgen lassen. „Vater Bonze von Portugal! Möge deine glückliche Ankunft in meinen Staaten deinem Gott so wohlgefällig sein, als der Klang der Lobgesänge, durch welche die Heiligen ihn verherrlichen. Guansionasama, mein Diener, den ich in den Hafen von Figen sandte, berichtete mir, du seiest aus Amanguchi daselbst angekommen. Mein ganzer Hof wird dir bezeugen, welch' große Freude ich darüber empfand. Da ich von Gott nicht werth befunden wurde, dir gebieten zu dürfen, so bitte ich dich flehentlich, du wolltest vor Sonnenaufgang hierher kommen, und an dem Thore meines Palastes anklopfen, wo ich mit Verlangen deiner harren werde. Erlaube mir diese Gunst von dir zu begehren, ohne daß ich fürchten müsse, daß die Erfüllung meines Wunsches dir lästig sei. — Ich beuge mich indessen tief zur Erde nieder, und bete auf meinen Knieen

zu deinem Gott, den ich als den Gott der Götter, als denmächtigen Beherrscher der Größten und Besten, die im Himmel leben, anerkenne. Er wolle die Großen dieser Welt inne werden lassen, wie sehr dein heiliges, in Armuth zugebrachtes Leben ihm wohlgefällig sei; auf daß die Kinder unseres Fleisches nicht ferner durch die trügerischen Versprechungen der Welt irre geführt werden. Lasse mich wissen, daß du gesund bist, auf daß ein sanfter Schlaf auch mich in dieser Welt erquicke, bis der Hahnenruf mich wecken und mir deine Ankunft verkündigen wird."

Da die Japanesen eine große Verachtung gegen die Armen hegten, so mußte sich Xaverius auf die dringenden Bitten der Portugiesen mit einem gewissen Gepränge umgeben. Er legte einen neuen Talar an, darüber ein feines Chorhemd und eine Stola von grünem Sammet mit Gold verbrämt. Dreißig vornehme Portugiesen, in Seide gekleidet und mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt, bildeten sein Gefolge. An der Spitze derselben ging Gama mit entblößtem Haupte; ihm folgten fünf der vornehmsten Portugiesen; der erste trug das Evangelienbuch, in weißen Atlas eingehüllt, der zweite ein bengalisches Rohr mit Gold verziert, der dritte Pantoffeln von schwarzem Sammt, der vierte ein Bildniß der allerseligsten Jungfrau, von Damast umgeben, der letzte endlich einen Sonnenschirm von kostbarem Holze und mit indischer Malerei geschmückt. Unter feierlicher Militärmusik und in würdevoller Haltung kam der Zug an den Palast des Königs. Durch große Galerien und Säle, wo ihn die Edelleuten (Bungo's) ehrten, gelangte Xaverius endlich vor den König. Dieser ging ihm entgegen und beugte sich vor ihm bis zur Erde. Als Xaverius nach der Landessitte sich niederwerfen und den Fuß des Königs küssen wollte, hob ihn der König auf und ließ ihn neben sich auf denselben Polster sitzen. Xaverius unterredete sich nun mit dem König über das Christenthum. Der König brach in Ausdrücke der Bewunderung und Rührung aus. Darauf mußte Xaverius mit dem Könige speisen, während alle Portugiesen und Japanesen auf den Knieen um sie herum lagen.

Nach diesem Empfange begann das Werk der Mission. Auf die Predigten des Missionärs zerschlug das Volk die Götzenbilder und begehrte die Taufe. Da aber der junge

König noch zu sehr in heidnischer Sinnenlust befangen war, so ertheilte ihm Xaver die Taufe noch nicht. Jedoch brachte er ihn dahin, der widernatürlichen Wollust zu entsagen und gegen Arme mildthätig und freigebig sich zu erweisen. Auch erließ der König auf Xaverius Zureden die strengsten Gesetze gegen die unnatürlichen Mütter, welche durch gewisse Getränke unzeitige Geburten veranlaßten und selbst die schon gebornen Kinder ermordeten. Später bekehrte sich der König und wurde in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. In der Folge trug erst der Same des Evangeliums, den Franziskus ausgestreut, reiche Früchte, so daß im Jahre 1582 die Könige von Bungo und Arima eine ansehnliche Gesandschaft an Papst Gregor XIII. absandten, um ihre Dankbarkeit auszudrücken. Im Jahr 1596 befanden sich in Japan zweihundertfünfzig Kirchen und drei Seminarien. Allein eine grausame Verfolgung, welche vom Jahre 1590 an bis 1650 gegen die Christen wüthete, vertilgte das Christenthum bis auf die letzten Spuren in diesem Lande. — Als Xaver nach vierzig Tagen abreisen wollte, stellte sich Fukarandono, ein berühmter Bonze, ein, und lud den Missionär zu einer öffentlichen Disputation ein. Da aber Fukarandono besiegt worden, verließ er unter heftigen Drohungen zähneknirschend das Zimmer. Er regte das Volk gegen Xaverius auf, so daß dessen Leben bedroht war. Die Festigkeit des Königs dämpfte den Aufstand.

3. Der heil. Franziskus Xaverius reiset nach China und stirbt.

Am 20. November 1551 nahm Xaver Abschied vom König und kehrte nach einer segensreichen Wirksamkeit von zwei Jahren und vier Monaten nach Indien zurück. Am 24. Januar 1552 kam er zu Cochin und in den ersten Tagen des Februars zu Goa an. Bei seiner Ankunft hörte er, daß Pater Anton Criminalis, den er auf die Fischerküste gesandt, dort sein Blut für den Glauben vergossen hatte. Er ist der erste Martyrer aus der Gesellschaft Jesu. — Seine Missionen waren in der schönsten Blüthe. Die Zahl der Gläubigen belief sich auf 500,000, und, was Xaverius besondere Freude machte, die Portugiesen hatten bessere Sitten angenommen.

Während der Ueberfahrt von Japan nach Cochin besprach sich Xaverius mit seinem Freunde Jakob Pereyra, einem reichen Kaufmanne, und dem Statthalter von Malakka, Don Alvarez von Atayda, über die Bekehrung des mächtigen Volkes der Chinesen. Dieser Gedanke beschäftigte den eifrigen Apostel von nun an Tag und Nacht. Den Fremden war aber der Eintritt in China bei Todesstrafe verboten. Einige portugiesische Kaufleute, die sich des Handels wegen in's Land eingeschlichen hatten, wurden ergriffen, am Leben gestraft oder in immerwährende Bande gelegt. Xaverius kam nun mit Pereyra überein, im Namen des Königs von Portugal eine ehrenvolle Gesandtschaft an den Kaiser von China abzusenden, um so einen Weg für das Christenthum in das Reich anzubahnen. Pereyra erbot sich die Kosten zu bestreiten und der Vicekönig gab dazu seine Bewilligung. Vor seiner Abreise schrieb er an den König von Portugall: „Ich hoffe, der Gott des Himmels und der Erde werde endlich in seiner großen Barmherzigkeit auf jenes weite Reich herniedersehen, und so viele Völker, die das Bild Gottes in sich tragen, zur Erkenntniß ihres Schöpfers und des Erlösers der Welt, Jesus Christus, kommen lassen. Ich nehme noch zwei andere Mitglieder unserer Gesellschaft mit mir, und es ist unsere Absicht, die in den dortigen Gefängnissen von ihren Banden zu befreien, uns um die Freundschaft der Chinesen für die Krone Portugal zu bemühen, und vor Allem die Mächte der Finsterniß sammt ihrem ganzen Anhang zu bekämpfen. Wir werden zu diesem Zwecke dem Kaiser und dann auch allen seinen Unterthanen im Namen unseres himmlischen Königs erklären, wie großes Unrecht sie begehen, bösen Geistern jene Verehrung bezeigend, die nur allein dem wahren Gott, dem Erschaffer der Menschen, und Jesu Christo, ihrem Richter und Herrn, gebührte. — Wohl scheint es ein verwegenes Unternehmen, sich mitten unter barbarische Völker zu wagen, und vor einen mächtigen Monarchen hinzutreten, ihm die Wahrheit zu verkünden und seine Laster zu rügen. Allein Gott selbst gab uns diesen Gedanken ein; er selbst erfüllet uns mit Vertrauen auf seine Barmherzigkeit und läßt uns an seiner, die Gewalt eines Kaisers von China so unendlich weit übertreffenden Macht nicht zweifeln."

Am 14. April 1552 verließ Xaver Goa und begab sich nach Malakka, wo das durch die Reisen des frommen Missionärs berühmt gewordene Fahrzeug „das heilige Kreuz," zur Ueberfahrt nach China bereit lag. Der Statthalter von Malakka, Alvarez von Atayda, ein stolzer, leidenschaftlicher Mann, war wüthend darüber, daß er nicht zum Gesandten nach China ernannt worden war. Von Neid und Rache gestachelt, suchte er die chinesische Gesandtschaft auf alle Weise zu hintertreiben, und da er Oberstseekapitän war, so hatte er die Mittel in seiner Hand, seine Leidenschaften zu befriedigen. Bitten, Drohungen und endlich der Bannfluch, den Xaverius als päpstlicher Nuntius über ihn aussprach, änderten die Gesinnung dieses rachsüchtigen Mannes nicht im Geringsten. Die Gesandtschaft nach China mußte aufgegeben werden. Da aber ein portugiesisches Handelsschiff nach der Insel Sancian, welche sechs Meilen von dem chinesischen Festlande entfernt lag, abfuhr, so entschloß sich Xaver, die Reise mitzumachen in der Hoffnung, von Sancian aus Mittel und Wege zu finden, um nach China zu kommen. Am dreiundzwanzigsten Tage nach seiner Abfahrt von Malakka landete das Schiff an der Küste der öden, gebirgigen Sancianinsel. Das unermeßliche Reich China lag nun vor den Augen des entzückten Apostels. Die Portugiesen riethen ihm von einem so gefahrvollen Unternehmen ab, das mit dem Tode oder ewigen Gefängniß von den Chinesen bestraft werde. Xaver aber ließ sich nicht irre machen und unterhandelte mit einem muthigen Chinesen, der ihn in das Land seiner Wünsche überfahren wollte. Da wurde er plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen. Er begab sich von dem Schiffe, durch dessen Bewegung sein Zustand sich verschlimmerte, an das Ufer. Da lag er hingestreckt am öden Strande, verlassen, von Allem entblößt, dem schneidenden Winde der rauhen Jahreszeit preisgegeben. Er fühlte sein Ende nahen und sagte in den bestimmtesten Ausdrücken Tag und Stunde seines Todes voraus. Der Portugiese Georg Alvarez ließ ihn in seine Hütte tragen. So schmachtete er zwölf Tage lang hülflos, bis die Stunde der Erlösung schlug. Den thränenvollen Blick auf das Kruzifix gerichtet, gab er mit den Worten: „Auf dich, o Herr, habe

ich gehofft, ich werde in Ewigkeit nicht zu Schanden werden," den Geist auf. Es war der 2. December 1552. Xaverius war sechsundvierzig Jahre alt geworden, wovon zehn und ein halb Jahr der Bekehrung der Indier geweihet waren. Man legte seinen Leichnam in einen großen Sarg und bedeckte ihn mit ungelöschtem Kalk, damit das Fleisch schneller verwese und die Gebeine nach Indien gebracht werden könnten. Am 17. Februar 1553 nahm man den Kalk von dem Körper, fand aber nicht das geringste Zeichen von Verwesung. Erst am 16. März 1554 kam der Leichnam nach Goa, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen und in der Jesuitenkirche daselbst beigesetzt wurde, wo noch der unverwesete Leib des Heiligen ruht. Auf Befehl des Königs Johann III. von Portugal wurden die Thaten und Wunder des großen Apostels gewissenhaft aufgezeichnet und Urban VIII. setzte ihn 1623 unter die Zahl der Heiligen. In der bezüglichen Bulle heißt es: „Xaverius sah seine Kinder in Jesus Christus zahlreich wie die Sterne des Himmels und der Sand am Ufer des Meeres werden. Sein Apostolat hatte die Kennzeichen des göttlichen Berufes, die Gabe der Sprachen, die Gabe der Wunder."

Xaverius, der Apostel Indiens und Japans, ist den Völkern dieser Gegenden Das geworden, was der große Apostel Paulus den Juden und Heiden geworden war. Die Gaben, welche er empfangen hatte, um das Amt eines Dieners und Gesandten Jesu Christi auszuüben, waren außerordentlich. Mit der größten Geduld und Sanftmuth trug er den Großen und Kleinen das Evangelium vor. Mit der größten Selbstverläugnung trug er Leiden aller Art, Schmach und Beschimpfung, Hunger und Durst, Kälte und Hitze. Seelen zu gewinnen für das Reich Gottes, war sein einziges Streben und darüber vergaß er alles Ungemach und achtete gering die Gefahr des Todes. Wie bei der ersten Ausbreitung des Christenthums, so verherrlichte auch bei der Einführung desselben unter den heidnischen Nationen des fernen Orients der Herr die apostolische Thätigkeit durch Wunder, deren Gewißheit durch die glaubhaftesten Zeugen außer allen Zweifel gesetzt sind. Als die Kunde seines Todes unter den Portugiesen und den Neubekehrten erscholl, da fühlten sie erst den großen Verlust, der sie

getroffen. Sein Name, seine Tugenden, seine Wunder, die Menge seiner Reisen, die Frucht seiner Predigten im ganzen Orient, die Wohlthaten, die seine Fürsprache von Gott zum Troste so vieler Familien, zum Heile ganzer Völker erhalten, sein ganzes so thatenreiches, so mühevolles, so demüthiges und doch so glorreiches Leben traten jetzt in lebhafter Erinnerung vor tausend und tausend Seelen. Die Küsten, auf welchen er das Evangelium gepprediget, die Reiche, die er durchwandert, die Wüsten, in welchen er die Barbaren aufgesucht, um durch die Lehre vom Kreuze ihre Wildheit zu zähmen, die Inseln, welche er mit seinem Schweiße benetzt, und welche die ihm folgenden Missionäre mit ihrem Blute befeuchteten; alle jene Völkerschaften, von denen die einen die anderen nicht kannten, waren von einem gemeinsamen Gefühl, aus Schmerz und heiliger Freude gemischt, durchdrungen. Sie weinten um den Vater, den der Tod ihnen entriß, und sie blickten voll Vertrauen zu dem Beschützer empor, der für ihr Heil am Throne Gottes wachte. Alle Reiche des Orients, die Xaverius, ein Alexander des Glaubens, dem Christenthum erobert hatte, brachten seinem Andenken Huldigung dar. Noch viele Jahre nach seinem Tode steckten die Fahrzeuge, welche sich Sancian näherten, die Flaggen auf und begrüßten mit vollen Lagen des Geschützes den Ort, wo der Indianerapostel verschieden war.

XVII. Der ehrwürdige Peter Canisius.
(1521 – 1597).

1. Bedeutung und frühere Lebensverhältnisse des Canisius.

Luthers Lehre gewann im nördlichen Deutschland in kurzer Zeit zahlreiche Anhänger. Aber auch Böhmen und Süddeutschland, Oesterreich, Bayern und Schwaben stand in hoher Gefahr, den katholischen Glauben zu verlieren. Die Unwissenheit und Schwäche vieler Priester räumten auch hier der Kühnheit, womit die Neuerer auftraten, das Feld. Durch glänzende Schlagwörter vom Worte Gottes, vom reinen Evangelium, von evangelischer Freiheit wußte man das schwache Volk zu bethören, die treuen Priester wurden gewaltthätig entfernt

und die Reformation war in dieser oder jener Stadt vollendet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ketzerei auch über die Alpen nach Italien in die Nähe des Oberhauptes der katholischen Kirche vorgedrungen wäre, wenn sie in Bayern und Tyrol festen Fuß gefaßt hätte. Daß dieses nicht geschehen, daß Oesterreich, Bayern und Tyrol und ein Theil der Schweiz heut zu Tage noch katholisch sind, verdanken wir den Anstrengungen und dem Glaubenseifer des gelehrten und frommen Canisius, der wie eine Mauer vor Gottes Haus sich aufstellte und den Süden Deutschlands von dem Pesthauche der überall um sich greifenden Irrthümer unverletzt bewahrte. Wie aber Canisius durch die Erhaltung der katholischen Kirche in Deutschland im dankbaren Herzen aller katholischen Deutschen als Deutschlands neuer Apostel fortleben wird, so hat er seinen Nachruhm nicht weniger durch seinen berühmten Katechismus der katholischen Religion gesichert, aus welchem Buche Millionen Katholiken die göttlichen Wahrheiten kennen gelernt haben. Durch Wort, Schrift und Beispiel, durch höchst wichtige Sendungen an die Großen dieser Welt, die alle das Wohl der katholischen Religion betrafen, durch Missionen auf dem Lande und in den Städten, durch Gründung von Schulen hat er als ein wahrhaft katholischer Reformator auf seine Zeit eingewirkt und sich durch seine außerordentlichen Leistungen einen unsterblichen Namen erworben. Sein Eifer für das Evangelium hat ihm in allen Kirchen große Ehre erworben. Die größten Männer seiner Zeit, Kaiser Ferdinand, Herzog Albert von Bayern, die Kardinäle Hosius und Otto Truchseß von Augsburg und viele andere berühmte Männer überhäufen ihn einstimmig mit ihren Lobeserhebungen. Sie stellen ihn den berühmtesten Vätern der Kirche an die Seite; Andere nennen ihn den Hammer der Ketzer, die Säule der Kirche im Norden, den Apostel Deutschlands, den Franziskus Xaverius des Abendlandes. Canisius war einer jener außerordentlichen, in Werken und Worten mächtigen Männer, die Gott nur von Zeit zu Zeit zur Wohlfahrt seiner Kirche erwecket und der gerade zur rechten Zeit auftrat, um einen bedeutenden Theil der katholischen Welt vom Untergange zu retten.

Peter Canisius wurde in der niederländischen Stadt Nymwegen am 8. Mai 1521 geboren. Sein Vater Jakob Canisius war ein angesehener Rechtsgelehrter, der von seinem Fürsten in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Die fromme Mutter starb frühe und empfahl ihrem Gatten auf dem Sterbebette, den hoffnungsvollen Knaben in den Lehren der katholischen Religion zu erziehen und ihn vor den lutherischen Grundsätzen zu bewahren, die damals auch in die Niederlande sich Eingang verschafften. Nach dem Tode der Mutter trat der Vater in eine zweite Ehe. Die Schwester der Stiefmutter, eine fromme Dame, übernahm nun die Erziehung des Knaben. Die Uebungen der Frömmigkeit zählte er zu seinen liebsten Unterhaltungen. Schon als Knabe suchte er die Einsamkeit, um im herzlichen Gebete seine Seele zu Gott zu erheben. Er trug einen Bußgürtel und enthielt sich des Weines und jedes hitzigen Getränkes, um die Regungen der Sinnlichkeit leichter unterdrücken zu können. So brachte er in Gottesfurcht und Keuschheit jene Jahre zu, welche dem jugendlichen Alter so viele Gefahren bereiten. Mit den Uebungen der Frömmigkeit verband er einen ungemeinen Eifer im Erlernen der Wissenschaften. Seine vortrefflichen Anlagen, sein tief eindringender Scharfsinn, sein treues Gedächtniß verschafften ihm bald einen solchen Schatz von Kenntnissen, der seine Lehrer in Erstaunen setzte.

2. Canisius studirt zu Köln und tritt in die Gesellschaft Jesu.

Im fünfzehnten Jahre seines Lebens begab sich Canisius auf die Hochschule nach Köln, wo der fromme und gelehrte Priester Nikolaus Esch seine Studien leitete und über seine Sitten wachte. Canisius sagt von demselben in seinen Bekenntnissen: „Seine heiligen Reden und erbaulichen Beispiele zündeten meinen Augen ein neues Licht an. Die Verehrung, welche ich gegen ihn hatte, war ein Zaum, der die heftigsten Bewegungen meines Alters zähmte. Da ich kein anderes Vergnügen kannte, als in seiner Gesellschaft zu sein, so opferte ich gerne alle übrigen auf. Alle seine Gedanken faßte ich mit derselben Gelehrigkeit auf, die das gehorsamste Kind seinem

Vater erzeigen kann. Nicht nur im heiligen Gerichtstuhle der Buße enthüllte ich ihm alle die geheimsten Falten meines innersten Herzens, was nicht selten geschah; sondern ich unterhielt mich auch alle Tage, bevor ich schlafen ging, ganz traulich mit ihm, gab ihm Rechenschaft über alle Fehler, die ich den Tag hindurch begangen und unterwarf mich willig der Bußübung, die er mir zur Sühnung derselben vorzuschreiben für gut hielt." Alle Tage widmete er dem Gebete und der geistlichen Lesung eine bestimmte Zeit. Nach dem Rathe seines Erziehers las er täglich ein Kapitel aus den Evangelien und prägte sie seinem Gedächtnisse ein. Da er für seine leiblichen Bedürfnisse nur das Nothdürftigste verlangte, so war er durch diese Entsagung in den Stand gesetzt, von seinem Taschengelde reichliche Almosen zu spenden. Nicht selten verkaufte er seine Bücher, um die Noth der Armen zu mildern. Seiner Talente und seiner Tugenden wegen wurde Canisius in kurzer Zeit der Liebling der angesehensten Männer Kölns. Nachdem er seine philosophischen Studien vollendet hatte, erhielt er den Grad eines Lehrers der freien Künste. Den Antrag seines Vaters, sich zu verehelichen, wies er von sich und entschlossen, sein Herz Gott und seinem heiligen Dienste ungetheilt zu widmen, legte er in seinem zwanzigsten Jahre das Gelübde ewiger Keuschheit ab. Er widmete sich von nun an mit großem Eifer dem Studium der Gottesgelehrtheit und hörte auf den Rath seines Vaters auch Vorlesungen über die Rechtswissenschaft. Bald galt er als einer der Gelehrtesten an der Hochschule Kölns; allgemein bewunderte man seinen Scharfsinn, seine Klarheit und Richtigkeit im Denken, seine Gründlichkeit und Leichtigkeit sich auszudrücken. Der große Beifall, den man seinen Leistungen zollte, blähte ihn nicht auf. Er pflegte zu sagen: „Um alles Andere nicht wissen, und nur Jesum Christum kennen, heißt Alles wissen; alles Uebrige ist Täuschung und Eitelkeit." Der Anblick eines Todtenschädels, den er auf seinem Studirtische aufstellte, erinnerte ihn stets an die Eitelkeit der Welt.

Da Canisius über die Wahl seines Berufes nicht einig werden konnte, so flehte er in demüthigem Gebete, Gott möge ihm die Lebensweise andeuten, die er zu seiner Ehre ergreifen

solle. Um diese Zeit hatte der Kardinal-Erzbischof Albert von Brandenburg den ehrwürdigen Pater Petrus Faber aus der Gesellschaft Jesu nach Mainz berufen. Durch seine Vorträge über die heilige Schrift, durch Predigten und vorzüglich durch die geistlichen Uebungen, die er mit allen Personen ohne Unterschied vornahm, hatte Faber eine auffallende Sittenverbesserung in Mainz hervorgebracht. Als die Kunde davon nach Köln drang, reiste Canisius, von einem unerklärlichen Drange hingezogen, nach Mainz und fand in Pater Faber den Mann, den er suchte. „Nie in meinem Leben, schreibt er, habe ich so viele Gelehrsamkeit mit so große Tugend vereinigt gefunden." Er machte unter seiner Leitung die geistlichen Uebungen und bat ihn, ihn in den Orden der Gesellschaft Jesu aufzunehmen. Faber versprach, die Erlaubniß der Oberen einzuholen und Canisius reiste nach Köln zurück, um seine Studien zu vollenden. Nach dem Tode seines Vaters theilte er sein Erbtheil unter die Armen und legte die Ordensgelübde ab. Er hielt nun Vorlesungen über die heilige Schrift, verbesserte die Ausgaben der Kirchenväter und übte sich mit großem Eifer in Werken der Barmherzigkeit. Nach empfangener Priesterweihe trat er auch als salbungsvoller Prediger auf und erwarb sich bald einen solchen Ruhm, daß man befürchtete, er dürfte nicht Stärke genug besitzen, um den Glanz eines solchen Rufes zu ertragen.

3. Canisius als Gesandter zu Worms und Trient.

Um diese Zeit wankte der Erzbischof und Kurfürst von Köln Hermann von Wied im Glauben. Faber wurde nach Köln berufen und arbeitete im Vereine mit Canisius gegen Martin Bucer, Melanchthon und Pistorius, welche der Erzbischof in die Erzdiöcese berufen hatte. Die Jesuiten befestigten die Katholiken im Glauben und errichteten ein Kollegium ihrer Gesellschaft, das, nachdem Faber nach Portugal abgereist war, den Kampf gegen die eindringende Lehre Luthers übernahm. Der Erzbischof erwirkte einen Senatsbeschluß, wornach die Jesuiten nicht ferner in Gemeinschaft leben durften. Allein dieser Sturm ging bald vorüber und die Trennung der Väter diente nur dazu, sie durch die Bande

der Liebe desto enger aneinander zu knüpfen. Unter den Geistlichen der Stadt Köln zeichnete sich besonders der Domherr Johann Gropper durch seinen Eifer gegen die neue Irrlehre aus. Auf seinen Betrieb wurde Canisius an den Kaiser und den Fürstbischof von Lüttich gesandt, um Hülfe für die kölnische Kirche zu erbitten. Canisius begab sich zuerst nach Lüttich, wo Georg von Oesterreich, ein Sohn des Kaisers Maximilian I. und Onkel des Kaisers Karls V., Fürstbischof war. Dieser versprach ihm, die katholische Sache durch sein Fürwort bei dem Kaiser zu unterstützen. Darauf reiste Canisius nach Worms, wo der Kaiser den Bericht des Canisius huldvoll anhörte und den Katholiken Kölns seinen Schutz versprach. Wenige Monate nachher wurde Hermann vom Papste und Kaiser seiner kurfürstlichen und erzbischöflichen Würde entsetzt. Adolph von Schaumburg trat an seine Stelle.

Am Hoflager zu Worms hatte der Bischof von Augsburg und Kardinal Otto, Truchseß von Waldburg, den Canisius kennen und schätzen gelernt. Obschon Canisius erst sechsundzwanzig Jahre alt war, so wählte ihn der Kardinal wegen seiner seltenen Talente und seines heiligen Lebens zu seinem Gottesgelehrten und sandte ihn auf die Kirchenversammlung von Trient, wo sich der Jesuit le Jay ebenfalls als Gottesgelehrter des Kardinals Otto befand. Da aber die Kirchenversammlung bald darauf nach Bologna verlegt und später durch politische Unruhen eine Zeit lang unterbrochen wurde, berief der heil. Ignatius den Canisius nach Rom, um einen seiner geliebtesten Söhne, der der Kirche und der Gesellschaft überall so viele Ehre machte, in seine Arme zu schließen. Um seinen demüthigen Gehorsam auf die Probe zu stellen, sandte ihn der heil. Ignatius nach Messina auf der Insel Sicilien, wo ein Kollegium der Gesellschaft errichtet werden sollte. Daselbst sollte der gelehrte Canisius die Redekunst vortragen. Die Redekunst war aber für ihn, wie er sich ausdrückte, ein abgeschmacktes Studium, allein der Gehorsam lieh ihm Wohlgeschmack. — Am Ende des Jahres rief ihn Vater Ignatius wieder nach Rom zurück. Daselbst legte er in die Hände des

heiligen Ordensstifters die vier Gelübde ab, der erste unter allen Ordensmännern, die Deutschland der Gesellschaft Jesu zuführte.

4. Canisius zu Ingolstadt und Wien.

Um den Fortschritten der lutherischen Lehren in Bayern zu begegnen, wandte sich der bayerische Herzog Wilhelm IV. mit der Bitte nach Rom, ihm einige tüchtige Gottesgelehrten zu senden. Canisius und Salmeron begaben sich auf die Hochschule nach Ingolstadt, Lejay war ihnen vorausgegangen. Zu Bologna hatten sie die Doctorwürde empfangen. Mit großem Beifalle hielten sie Vorlesungen. Canisius, als geborner Deutscher, verlegte sich dabei noch aufs Predigtamt und predigte des Tags oft zweimal. Nicht selten sammelte er das Volk an öffentlichen Plätzen der Stadt um sich und unterrichtete es in den Wahrheiten des Heils. Von dem christlichen Unterricht eilte er in die Gefängnisse, in die Spitäler und in die Hütten der Armen, Trost und Hülfe nach Kräften spendend. Zum Rector der Hochschule ernannt, suchte er nicht weniger den Eifer für die Wissenschaft als auch Zucht und Frömmigkeit zu fördern, so daß die Hochschule in kurzer Zeit eine ganz neue Gestalt annahm. Die Wiederherstellung ihres Ruhmes, die Erhaltung der reinen Lehre hat sie Canisius und seinen Mitarbeitern zu verdanken. Von mehreren Seiten begehrte man den vortrefflichen Canisius zum Schutze der katholischen Religion. Naumburg, Straßburg, Freisingen und Eichstädt verlangten seine Hülfe und seinen Rath. Aber der Herzog Albert von Bayern, dem sein Vater Wilhem noch sterbend die Jesuiten empfohlen, weigerte sich, ihn von der Hochschule zu entlassen. Da aber sein Schwiegervater, der römische König Ferdinand, an den Papst und an den heil. Ignatius die dringendsten Bitten richtete, daß Canisius dem in Oesterreich bedrohten katholischen Glauben zu Hülfe gesandt werde, und der heil. Ignatius den bayerischen Herzog demüthig bat, „den Canisius auf eine Zeit lang dem Könige Ferdinand zu leihen,“ so gab der Herzog nach und Canisius kam im März 1552 nach Wien. Schon ein Jahr vorher waren elf Jesuiten nach Wien gekommen. Sie wirkten

an der Universität, auf der Kanzel, im Beichtstuhle mit großem Segen. Was sie begonnen, vollendete Canisius. Ohne diese Jesuiten wäre Oesterreich ein protestantisches Land geworden. Ueberall war die neue Lehre verbreitet, kaum der zwanzigste Theil war noch katholisch. Man reichte die Kommunion unter beiden Gestalten, klagte sich seiner Sünden wegen nur in allgemeinen Formeln an und las mit Begierde die Schriften der Neuerer. Mehrere Klöster standen öde und verlassen, der geistliche Stand war so verachtet, daß nach der Bemerkung des Bischofs von Laibach, Beichtvaters Ferdinands, seit zwanzig Jahren auch nicht ein einziger Zögling der Universität Wien Geistlicher geworden ist. Mehr als dreihundert Pfarreien hatten keine Seelsorger und die wenigen Pfarrer waren meistens unwürdige Hirten. Die Katholiken, gewöhnlich Papisten oder Päpstler geschimpft, schämten sich ihres Glaubens und nur wenige hatten den Muth, ihn öffentlich zu bekennen. Betend und arbeitend begann Canisius sein frommes Werk. Vor Allem suchte er sich würdige Mitarbeiter heranzubilden. Er sammelte fünfzig hoffnungsvolle tugendhafte Jünglinge und erzog sie in Wissenschaft und frommer Gesinnung; denn er war der Ueberzeugung, daß der Orden nur durch Erziehung der Jugend das Gute in Deutschland wirken könne, das er sich zur Aufgabe gestellt hatte. Nicht so schnell, wie in Ingolstadt, gelang es ihm, auf die Universität einzuwirken. Doch auch hier erntete er die Früchte seines Fleißes, wenn auch erst nach einigen Jahren. Außer dem Unterrichte der Jugend widmete er sich auch der Pflege und Tröstung der Kranken und Gefangenen. Auf Bitten des frommen Königs Ferdinand nahm sich Canisius und seine Ordensbrüder des armen, verlassenen Landvolkes an. Mitten im Winter eilte er von Dorf, zu Dorf bewahrte das hirtenlose Volk vor dem Gifte der Irrlehre, predigte und reichte die heiligen Sacramente. Dies geschah während der ganzen Fastenzeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ohne daß der eifrige Mann ermüdete. Nach Ostern kehrte er nach Wien zurück und predigte mit solchem Eifer das Wort Gottes, daß König Ferdinand nach dem Tode des Bischofs von

Wien und Hofpredigers Friedrich Nausea den frommen, eifrigen Canisius zum Hofprediger ernannte. In Religionsgesprächen, die er mit den Lutheranern hielt, trug er jedesmal den Sieg davon, wodurch einige bekehrt wurden, andere aber ihren gewaltigen Gegner haßten. Da dieser Haß seinem Leben gefährlich zu werden drohte, so ließ der König das Leben des theuern Mannes durch einige Mann seiner Leibwache beschützen. Der unerschrockene Canisius aber setzte seine Hoffnung allein auf die göttliche Hülfe und sprach mit dem Apostel: „Wenn Gott mit uns ist, wer wird dann wider uns sein?" König Ferdinand glaubte keinen würdigeren Nachfolger für den verstorbenen Bischof von Wien finden zu können, als den seeleneifrigen Canisius; aber dreimal schlug Canisius, von Vater Ignatius unterstützt, das Bisthum Wien aus und konnte sich zuletzt nur zur einstweiligen Verwaltung desselben verstehen, um den frommen König durch weiteren Widerstand nicht zu kränken. Die reichen Einkünfte des Bisthums rührte er aber mit keinem Finger an.

5. Canisius verfaßt einen Katechismus; seine segensvolle Thätigkeit in verschiedenen Städten Böhmens, Polens und Deutschlands.

Da die lutherische Irrlehre durch zahllose wohlfeile Volksschriften überall hin sich Eingang zu verschaffen wußte, so dachte König Ferdinand ernstlich daran, durch gute katholische Schriften die Nacht des Irrthums zu brechen und er schrieb deßhalb an Vater Ignatius. In diesem Briefe sagt der König, daß die Hirten in Deutschland sich dem Schlafe überlassen, während die falschen Lehrer ihre Irrthümer unter das Volk ausstreuen. Besonders thuen sie das durch Katechismen und andere kleine Schriften. Um dieser gefährlichen Pest entgegen zu wirken, sollten die Geistlichen zur Ausrottung der verwerflichen Lehren dieselbe Kunst anwenden und folglich ein kurzes Handbuch der katholischen Religion verfassen, das Geistlichen und Weltlichen zur Regel und Richtschnur dienen und zu einem geringen Preis von allen angeschafft werden könnte. Darum bittet er den Ignatius, einigen Gelehrten seines Ordens zur Abfassung eines solchen Buches den

Auftrag zu ertheilen. Canisius erhielt diesen Auftrag und im Jahr 1554 erschien sein berühmter Katechismus, der nachmals von Ferdinand, als er den Kaiserthron bestieg, im Jahr 1560 für das ganze römisch-deutsche Reich vorgeschrieben wurde. In verschiedenen Ausgaben, Umarbeitungen und Auszügen wurde nun dieses vortreffliche Buch verbreitet und aus dem Ingrimm, mit dem die Irrlehrer darüber herfielen, können wir urtheilen, daß es das Herz des Irrthums traf. Der Ruf des Canisius stieg mit jedem Tage höher. Von allen Seiten, wo die neue Irrlehre dem katholischen Glauben Gefahren bereitete, begehrte man Canisius oder doch einige seiner Ordensgenossen. Zum ersten Provinzial der Jesuiten in Deutschland ernannt, begab sich Canisius im Auftrag des heil. Ignatius nach Böhmen, in dessen Hauptstadt Prag kurz vorher zwölf Jesuiten ein Kollegium gegründet hatten. Hussiten, Lutheraner und Juden geriethen darüber in die größte Wuth und stellten den frommen Vätern sogar nach dem Leben, so daß sie eine Zeit lang durch militärische Macht geschützt werden mußten. Aber die Geduld und Sanftmuth, womit die Väter alle Verfolgungen ertrugen, beschämte und entwaffnete zuletzt ihre heftigen Gegner. Der Sturm legte sich und die Feinde des katholischen Glaubens besuchten sogar den Unterricht der Jesuiten und sandten ihre Kinder in die Schulen derselben.

Nach zwei Jahren segenreichen Aufenthalts begab sich Canisius nach Ingolstadt, wo er der Eröffnung des Kollegiums, aus dem später würdige Priester hervorgingen, beiwohnte, und reiste sodann wieder nach Prag und Wien, um die letzte Hand an die neu gegründeten Kollegien dieser Städte zu legen. Bald darauf begleitete Canisius den König Ferdinand nach Regensburg auf den Reichstag, wo man trotz der Abmahnungen des Canisius ein Religionsgespräch nach Worms ausschrieb. Diese Unterredungen, meinte Canisius, arteten gewöhnlich in Zänkereien aus, wobei sich's Jeder angelegen sein lasse, seine Meinung mit Leidenschaft zu behaupten und sich den Sieg zuzuschreiben. Die widersprechendsten Berichte würden dann in Umlauf gesetzt und statt die Trennung aufzuheben, würden die Gemüther nur noch mehr erbittert. Dieses

Religionsgespräch, das 1557 zu Stande kam, gab schon bei Feststellung der Art und Weise der Unterredung Veranlassung zu Zank. Die Protestanten forderten als Regel das reine Wort Gottes. Die Katholiken gaben dies zu, jedoch verlangten sie, daß man erstens die ganze Sammlung der heiligen Schriften annehme, sowie sie von der Kirche seit tausend Jahren allgemein angenommen wurde und daß man zweitens, wenn über den wahren Sinn derselben Zweifel entstünden, darüber nach der allgemeinen Meinung der Väter und der alten Kirche entscheide. Da aber weiter gefordert wurde, daß von Seite der Protestanten nur Diejenigen an der Unterredung Theil nehmen könnten, welche das Augsburger Bekenntniß annehmen, so bemächtigte sich der Geist der Trennung der Protestanten. Wortgezänke, Vorwürfe, Schmähungen trieben dieselben in Bitterkeit auseinander und das Religionsgespräch endete, wie Canisius vorausgesagt hatte. Canisius benützte übrigens seinen Aufenthalt zu Worms, um den wenigen Katholiken das Wort Gottes zu verkünden, ihren Kindern Christenlehre zu halten und die Armen und Kranken zu trösten, und erwarb sich durch seinen Eifer bei Katholiken und Nichtkatholiken den Ruf eines wahrhaft apostolischen Mannes. Canisius besuchte nun sein geliebtes Köln, und begab sich hierauf nach Straßburg, wo die Ketzerei mächtigen Anhang hatte, predigte daselbst in der Domkirche vor dem kleinen Häuflein treuer Katholiken, die seit mehreren Jahren keinen katholischen Geistlichen auf der Domkanzel gesehen hatten, besprach sich mit dem frommen Bischof über die Maßregeln, die gegen den Irrthum zu ergreifen seien, über Gründung eines Kollegiums u. s. w. und begab sich dann nach Dillingen zum Kardinal von Augsburg. Der fromme Prälat gab bei dieser Gelegenheit dem treuen Diener Gottes ein Zeichen seiner hohen Verehrung. Wie Christus der Herr den Aposteln, so wusch Otto dem Canisius die Füße. Canisius konnte nicht lange zu Dillingen verweilen, die Noth der Zeit rief den trefflichen Seelenarzt überall hin. Er eilte nach Nürnberg und tröstete König Ferdinand, dessen Reich von Türken und Ketzern gleich heftig erschüttert war. Dann begab er sich in die bayerische Stadt Straubing, die dem Lutherthum freudig die

Thore geöffnet hatte. Er predigte wöchentlich drei- bis viermal mit dem gewöhnlichen segensreichen Erfolge und gab dem Herzoge die besten Rathschläge zur Behandlung der unruhigen Bürger. Nur verlor die unglückliche Stadt den apostolischen Mann zu bald, um dem Uebel gründlich abhelfen zu können. Schon damals nannte man Canisius den Hammer der Ketzer, die Schutzmauer der Katholiken, die sicherste Stütze der Religion. Auf den Reichstagen zu Petrikau in Polen, wohin er den päpstlichen Nuntius begleitete, und zu Augsburg trug Canisius wesentlich dazu bei, daß die Beschlüsse dieser Fürstenversammlungen zu Gunsten der katholischen Religion gefaßt wurden. Er ermuntete die anwesenden Bischöfe, die Sittenzucht in ihren Sprengeln zu verbessern, oft Synoden zu halten, und vor Allem die Schulen wieder herzustellen oder neue zu gründen; denn in der religiösen Erziehung der Jugend sah der erleuchtete Mann das kräftigste Rettungsmittel der Zeit. Daß diese gesegnete Wirksamkeit des Canisius die ganze Wuth der Ketzer hervorrief, entnehmen wir aus einem Briefe, den Canisius um diese Zeit von Augsburg aus an seinen General schrieb: „Gelobt sei der Herr, der seine Diener durch den Haß, den die Ketzer in Polen, in Böhmen und in Deutschland über sie ausschütten, verherrlichen will! Vorzüglich mühen sich unter Anderen die Lutheraner ab, durch die gräulichsten Lästerungen, die sie gegen mich verbreiten, mich meiner Ehre zu berauben, einer Ehre, die ich weder zu suchen, noch zu vertheidigen gesinnet bin. Dieselbe Ehre erweisen sie überhaupt allen Jesuiten; und vielleicht wird es bald von Worten und Drohungen zu Schlägen und zu den grausamsten Thätlichkeiten kommen. Gott gebe, daß wir uns um so mehr befleißen, ihnen Beweise der Liebe zu geben, je mehr sie sich bemühen, uns allenthalben zu verschreien! Wahr ist's, sie sind unsere Verfolger; aber sie sind auch unsere Brüder. Wir müssen sie lieben aus Liebe Jesu Christi, der sein Blut für sie vergossen hat, und weil sie vielleicht nur sündigen, weil sie uns nicht kennen."

Zu Augsburg, der reichen Handelsstadt, wohin zahlreiche Fremde strömten und nach welcher die Lutheraner ihr Glaubensbekenntniß nannten, hielt sich Canisius eine ge-

raume Zeit auf und wirkte durch seine Predigten und Christenlehren, durch seine großen Tugenden kräftig gegen den mächtigen Irrthum. Bei seiner Ankunft war kaum der zehnte Theil der Bevölkerung noch katholisch, die Gebräuche der Kirche waren verachtet und mit dem Lichte des Glaubens waren auch die guten Sitten erloschen. Aber der Wahrheit, die Canisius verkündete, konnte nichts widerstehen; man gewahrte bald eine sichtbare Sittenänderung unter den Katholiken, die selbst auf die Protestanten wirkte. Die wunderbare Bekehrung zweier Damen von Stande machte einen tiefen Eindruck; viele Personen vom Volke und aus den höheren Ständen folgten dem Beispiele und der frommen Lebensweise dieser Frauen. Der Gottesdienst wurde fortan zahlreich besucht und nicht unbedeutende Opfer dargebracht, um Altäre und Kirchen zu schmücken; den Christenlehren des Vaters Canisius, worin ein gründlicher Religionsunterricht geboten wurde, wohnten Kinder, Erwachsene, die gelehrtesten und vornehmsten Männer mit dem größten Eifer bei. Die Zeit, die den frommen Vater vom Unterricht, vom Beichthören übrig blieb, verwendete er zur Ausarbeitung von Unterrichts- und Andachtsbüchern, wodurch er noch tiefer befestigte, was er durch sein Wort angepflanzt hatte. Inmitten der großen Sorgfalt, die er der Stadt Augsburg widmete, unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Zeitgenossen. Die Bekehrung der großentheils lutherischen Stadt, von welcher die Anhänger Luthers den Namen ihres Glaubensbekenntnisses entlehnten, schien den tiefer blickenden Katholiken ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und erwarb dem Werkzeug, dessen sich der Himmel bediente, um dieses Wunder zu wirken, den Namen des katholischen Predigers, des Apostels Deutschlands. Die große Anstrengung während der Fastenzeit, wo er alle Tage predigte, warf ihn aufs Krankenbett. Heiße Gebete stiegen für seine Genesung gegen Himmel und Canisius stand gegen alle Erwartung am Ostersonntage wieder auf der Domkanzel. Die Zahl der Gläubigen, welche diesesmal die österliche Communion empfingen, überstieg jene der vorigen Jahre um mehr als tausend.

Um diese Zeit, am 15. Januar 1562, unter dem neuen Papste Pius IV., begannen wiederum die Sitzungen der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient, die eine Zeitlang durch die Ungunst der Zeit unterbrochen waren. Kardinal Hosius, ein Freund des Canisius, war einer der vorsitzenden Legaten von Seite des Papstes. Da er die Talente und Tugenden des Canisius hoch schätzte, so drang er wiederholt darauf, daß Canisius nach Trient komme. Erst nach dem Osterfeste konnte er dem Wunsche des Kardinals entsprechen. Er blieb zwei Monate daselbst und wurde in den verschiedenartigsten Geschäften, die nicht weniger Nachdenken als Fähigkeit erforderten, zu Rath gezogen. Kaum war er wieder nach Augsburg zurückgekehrt, so ersuchte ihn Georg Ilsung, Commandant in Schwaben, Missionen in den zum Bisthum Augsburg gehörenden schwäbischen Gegenden zu halten. Er besuchte die Klöster und erneuerte daselbst einen religiösen Geist. Besonders aber widmete er sich dem armen Landvolke. Schaarenweise und hungrig nach dem himmlischen Brod zog das Volk zu ihm, hörte das Wort Gottes, beichtete und empfing das heilige Abendmahl, küßte dem frommen Vater mit Thränen in den Augen die Hände und kehrte gestärkt zu seiner harten Tagesarbeit zurück. Um sich dem Canisius und seinem Orden dankbar zu erweisen für die vielen Verdienste, welche er sich um die Diöcese Augsburg erworben, übergab der Kardinal Otto von Augsburg die Aufsicht über seine Hochschule zu Dillingen den Jesuiten. Bald nach der feierlichen Uebergabe dieser Universität an die Gesellschaft Jesu erwarb sich Canisius neue Verdienste um die Stadt Augsburg. Die Pest brach daselbst aus und setzte Alles in Schrecken; nur Canisius blieb furchtlos. Er suchte durch Gebete und Bußwerke den Himmel zu besänftigen, und ordnete Processionen an, die zum Verdruß der Neuerer zahlreich besucht wurden. Unermüdet besuchte er die Kranken, um ihre Leiden zu mindern, ihre Seele zu retten. Als man ihn bat, seine allen Katholiken theure Gesundheit zu schonen, sprach er: „Gott sei's gedankt! Dieser Furcht ist mein Herz nicht fähig. Wir dienen einem guten Herrn. Findet er es zuträglich für seine Ehre, so wird er für diese Erntezeit, die ich nicht

vernachlässigen darf, meine Gesundheit erhalten; wo nicht, wohl mir, wenn ich um den Preis meines Lebens zur Erhaltung des eurigen und zum Heile dieses guten Volkes etwas beitragen kann."

6. Canisius als päpstlicher Gesandte; seine Schriften gegen die Protestanten.

Kaiser Ferdinand war am 25. Juli 1564 gestorben; sein Nachfolger Maximilian schien sich den Neuerern zuzuneigen. Auf dem nächsten Reichstage, der nach Augsburg ausgeschrieben wurde, gedachten die Protestanten alle mögliche Vortheile aus diesem Herrscherwechsel zu ziehen. Ein Jahr vorher, 1563, war die allgemeine Kirchenversammlung von Trient geschlossen worden und die Sorgen des Papstes Pius IV. gingen nun dahin, die Beschlüsse derselben in der ganzen Welt bekannt zu machen. An die deutschen Höfe sandte der Papst in dieser Absicht den Canisius. Sein persönlicher Ruf verschaffte seiner einfachen Erscheinung überall Achtung. Er empfahl den Fürsten die Bekanntmachung und Vollziehung der Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient und besprach sich mit ihnen über die zweckmäßigsten Mittel zur Erhaltung der Religion. Diese Gesandtschaftsreise benützte er auch, um seine Vaterstadt Nymwegen zu besuchen. Er stieg im Spitale ab, predigte Gottes Wort und stärkte die Seinigen im katholischen Glauben. Auf seiner Rückreise erholte er sich einige Tage in Mainz. „Ich fühle es nur zu sehr, schrieb er von da aus, daß meine Kräfte schwinden, und daß ich die ehemalige Stärke und Lebhaftigkeit nicht mehr besitze. Doch es geschehe, was Gott will, wenn er uns nur die Gnade gibt, Kinder des heiligen Gehorsams zu sein im Leben und im Tode." — Von dem neuen Papste Pius V. erhielt nun Canisius und zwei andere Jesuiten den Auftrag, sich nach Augsburg zu verfügen, um den Kardinal Commendon, der in der Eigenschaft eines Legaten am Reichstage erscheinen sollte, nach Kräften zu unterstützen. Canisius eilte nach Augsburg, die große Last der Arbeiten, die er gleich bei seiner Ankunft übernahm, die täglichen Besprechungen über die Angelegenheiten der Religion in Deutschland mit dem päpstlichen

Legaten, dem Kardinale von Augsburg, den Erzbischöfen von Mainz und Trier, den katholischen Fürsten und die wöchentlichen Predigten, alle diese Arbeiten grenzen an's Wunderbaree. Dieser Augsburger Reichstag im Jahr 1566 war einer der wichtigsten. Die Protestanten, pochend auf des Kaisers Schutz, machten unerhörte Forderungen. Nun boten Canisius und seine Gefährten alle Thätigkeit auf. „Wir sind unaufhörlich in Bewegung, schreibt Canisius, wir arbeiten Tag und Nacht; wir schreiben, wir besprechen und berathen uns, und kaum finden wir Muße, an uns selbst zu denken." Mit dem päpstlichen Legaten bearbeiteten sie den Kaiser und die katholischen Fürsten so erfolgreich, daß dieselben einmüthig beschlossen, jedem Angriff auf die Religion sich standhaft zu widersetzen. Es handelte sich auf dem Reichstage besonders um Unterstützung des Kaisers gegen die Türken, welche Ungarn und die Hauptstadt des Reiches bedrohten. Allein die Protestanten machten die Zusage der Hülfe abhängig von neuen Zugeständnissen zu Gunsten ihrer Partei. Der Legat Commendon sah die Gefahr ein, daß die Kirche unter dem Uebergewichte der Ketzerei und des Halbmondes unterliegen könne und zog vor, die Religion einstweilen in ihrem gegenwärtigen Zustande zu erhalten. Die Katholiken nahmen das Concilium von Trient an und die Protestanten hielten sich an das, was man ihnen im Passauer Vertrage 1552 versprochen hatte, und was man ihnen zu nehmen nicht im Stande war. Indem so kein Theil einen besonderen Vortheil aus dem Reichstage zog, vereinigten sich doch Alle zur Unterstützung des Kaisers gegen die Türken. Der Legat äußerte sich später gegen den Kaiser: „Wenn Eure Majestät Ursache haben, mit den Katholiken, die am Reichstage waren, zufrieden zu sein: so sind wir vorzüglich diesen drei Jesuiten verpflichtet. Denn diese, und besonders Canasius, sind es, welche die Ersten, theils mündlich, theils schriftlich, jene Gesinnungen anregten und unterstützten, die uns aus der Verlegenheit rissen."

Nach dem Schlusse des Reichstags widmete sich der eifrige Diener Gottes wiederum den Missionen. In Schwaben, dann auch zu Würzburg hielt er Predigten, Christenlehren und Besprechungen mit den Geistlichen. Mit tiefem Schmerze

bemerkte er die große Unwissenheit der Geistlichen der Diöcese Würzburg, die Priester besaß, welche nicht einmal die Worte der Lossprechung wußten. Er bat daher den guten, alten Bischof Friedrich von Wirsberg (1558—1573), den Pflichten gegen seine Heerde und gegen sich selbst genug zu thun. Der Bischof bat den Canisius, Mittel zur Abhülfe vorzuschlagen und auf seinen Rath berief er einige gebildete, tugendhafte Priester, die den Auftrag erhielten, an der Sittenverbesserung mit Ernst zu arbeiten. Die Predigten des Canisius wirkten; bald gewann Würzburg eine andere Gestalt, zahlreiche Bekehrungen erfolgten. In dieser Zeit erhielt Canisius vom Papste Pius V. den Auftrag, die Bischöfe von Würzburg und Straßburg, die hochbetagt waren, zu bestimmen, sich noch bei Lebzeiten Coadjutoren zu wählen, von deren Glaubenstreue und Rechtschaffenheit sie vollkomme überzeugt wären. Diese Maßregel hatte Canisius selbst dm heiligen Stuhl als das sicherste Mittel vorgeschlagen, um der Habsucht der Ketzer vorzubeugen, die bei Erledigung der geistlichen Fürstenthümer die reichen Einkünfte an sich rissen oder einem weltlichen Fürsten als Preis ihrer Religionsfreiheit einräumten. Der Bischof von Würzburg fügte sich der päpstlichen Anordnung. Darauf reiste Canisius nach Straßburg. Auf seinem Wege dahin kam er nach Frankfurt. Hier hatte die Ketzerei die Religion in einen erbärmlichen Zustand versetzt. Er fand zwei Mitbrüder, welche den kleinen katholischen Rest noch zu erhalten suchten. Der Bischof von Straßburg nahm seinen alten Freund Canisius gut auf, allein er schützte sein hohes Alter, seine Schwächlichkeit vor, die ihn zu keinem Entschlusse kommen ließ.

In Dillingen angekommen, mußte Canisius auf Befehl des Papstes die deutsche Uebersetzung des Katechismus von Trient, welche der Pater Paulus Hoffäus aus Bingen besorgt hatte, durchsehen und gegen die Centuriatoren von Magdeburg schreiben. Centuriatoren nannte man mehrere protestantische Prediger zu Magdeburg, welche die Kirchengeschichte nach einzelnen Jahrhunderten oder Centurien darstellten. Sie glaubten dem Lutherthum am besten zu dienen, wenn sie die Geschichte der Kirche vor Luther als einer in

tiefen Verfall gerathenen willkührlich und parteiisch schilderten. Gegen sie schrieben die Kardinäle Baronius und Bellarmin. Um das Gift der Spötterei und Verläumdung, das in den Centurien ausgegossen ist, unschädlich zu machen, forderte der Papst den Canisius auf, gegen die Centuriatoren zu schreiben. Im Geiste des Gehorsams übernahm und begann er diese schwierige Arbeit; allein verschiedene Zwischenfälle hinderten ihn, sich diesem großen Werke ganz zu widmen. Ein solcher Zwischenfall war die Mission in Ellwangen, einer Stadt der Diöcese Augsburg. Viele Einwohner der Stadt uud Umgegend hingen der neuen Lehre an. Der Kardinal von Augsburg wollte sie zur verlassenen Mutter zurückführen und nahm den erprobten Canisius zum Gehülfen. Sie stärkten die Katholiken, bekehrten viele Irrende und regten in anderen wenigstens mächtige Zweifel auf, ob sie sich in der wahren Kirche befinden. — In Würzburg verbreiteten unterdessen Protestanten das Gerücht, Canisius sei zu ihnen übergetreten. Man schrieb an Canisius. Er kam, predigte in der Domkirche und strafte so die groben Lügner. Seine Zuhörer machte er dabei aufmerksam, wie auf Seite des Irrthums stets Unredlichkeit und Falschheit angetroffen werde und stärkte sie in der Religion der Väter. — In Ordensangelegenheiten begab sich darauf Canisius nach Rom, wo er öfter die Ehre hatte, mit Papst Pius V. über den religiösen Zustand Deutschlands sich zu besprechen. Auf den Rath des Canisius errichtete der heilige Vater eine Congregation von vier Kardinälen, welche sich damit zu beschäftigen hatten, die Mittel aufzusuchen, die Ketzer wieder in den Schoos der katholischen Kirche zurückzuführen.

Um an dem Werke gegen die Centuriatoren ungestört arbeiten und sich den Uebungen des inneren Lebens ruhiger widmen zu können, ließ sich Canisius von der Bürde des Provinzials entledigen. Er zog sich nach Dillingen zurück, wo er ein stilles Leben in Gebet und Studium führte. Er kannte kein größeres Vergnügen, als die wenigen Augenblicke, die er seinen gelehrten Arbeiten abgewinnen konnte, zu häuslichen Verrichtungen, zum Beichthören, zum Unterrichte der Kinder und der Erwachsenen öffentlich und insbesondere zu verwen-

den. Nach einem Jahre gab er die Früchte seines Fleißes an's Tageslicht. Es erschien seine Schrift: „Von den Verfälschungen des Wortes Gottes.“ Diese Antwort auf das Magdeburger Werk, worin die Unwissenheit und Unredlichkeit der Ketzer deutlich dargethan wird, wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich der Fortsetzung seines gelehrten Werkes; aber man ließ ihm dazu nicht die nöthige Ruhe. Ueberall sollte Canisius rathen und helfen. Bald sehen wir ihn wieder in Innsbruck, wo ihn Erzherzog Ferdinand als Prediger zu hören wünschte. Kurze Zeit darauf schrieb ihm Gregor XIII., der dem Papste Pius V. (1572) gefolgt war: „Ich wünsche, daß du mein sehnliches Verlangen, Deutschland aus seiner traurigen Lage herauszureißen, unterstützest, da ich überzeugt bin, was deine Thätigkeit und Klugheit in diesem Stücke vermag.“ Im Auftrage des Papstes begab sich Canisius zu dem Erzherzoge von Oesterreich, zum Erzbischofe von Salzburg und dem Herzoge von Bayern. Albert V., Herzog von Bayern, empfing den Vater Canisius mit ungemeiner Freude. Er, sein vortrefflicher Kanzler, Simon Eck, Bruder des berühmten Theologen Johannes Eck und Heinrich Schweiker, sein Geheimschreiber, schätzten die Väter der Gesellschaft sehr hoch, denn sie sahen ein, daß die Religion in Bayern seit der Ankunft dieser Ordensmänner wieder aufzublühen angefangen, und daß die Jugend des Landes im Glauben und an Frömmigkeit außerordentlich gewonnen habe.

Papst Gregor XIII. besprach sich eines Tags mit dem Kardinal Otto, Bischof von Augsburg, über die traurige Spaltung Deutschlands. Der Kardinal bemerkte ihm: „Ich kenne Niemand, der Eurer Heiligkeit hierüber genaueren Aufschluß geben kann, als den Vater Canisius. Seine Weisheit, seine Gelehrsamkeit, seine Tugend haben ihm die Achtung und Liebe des ganzen deutschen Reiches erworben. Er hat alle beträchtlicheren Provinzen durchreiset. Es ist beinahe keine Stadt von Bedeutung, wo sein Eifer nicht mit gutem Erfolge wirkte. Sein Verdienst öffnete ihm den Weg beinahe an alle Höfe der katholischen Fürsten, die eine Achtung für ihn hegen, die an Verehrung grenzt. Da er das Uebel, an dem jedes

Glied des Reichskörpers leidet, genauer als Jemand aus Erfahrung kennt, so weiß auch Niemand die geeigneten Mittel dagegen besser anzugeben, als er." Canisius wurde gerufen und schlug als das zweckmäßigste Mittel vor: die Gründung so vieler Seminarien, als die Umstände erlauben. „In diesen Anstalten, sagt er, kann man die jungen Leute in Wissenschaften und Tugenden erziehen, und zu den Verrichtungen ihres heiligen Berufs heranbilden. Die Ketzerei verbreitet sich, gleich einer ansteckenden Seuche, an verschiedenen Orten, verewigt sich durch die verderblichen Grundsätze, womit sie die Jugend vergiftet und geht von einem Alter auf das andere über. Ein diesem Uebel angemessenes Mittel geben diese Pflanzschulen an die Hand; sie liefern alle Jahre Priester, Prediger, Seelenhirten von gesunden Grundsätzen und unbescholtenem Wandel. Sendet man diese evangelischen Arbeiter dahin, wo die Bischöfe ihre Anwesenheit und Hülfe nothwendiger finden: so werden sie die Irrthümer verdrängen, den Glauben erhalten und der Kirche in Ländern, welche die Ketzerei verwüstet hat, unvermerkt eine neue Gestalt geben." — Diese heilsamen Rathschläge des Canisius wurden auf der Stelle befolgt. Gregor setzte durch reiche Einkünfte das von Vater Ignatius gegründete Collegium der Deutschen in den Stand, seinen heiligen Absichten zu entsprechen; er gründete ein Kollegium der Engländer, der Griechen und Maroniten und machte ähnliche Stiftungen für Indien und Japan. Als aber Canisius vernahm, daß man damit umgehe, ihn zur Kardinalswürde zu erheben, verschwand er auf einmal aus den Mauern Roms und begab sich nach Deutschland zurück. Bald darauf starb der fromme Kardinal von Augsburg, des Canisius inniger Freund (1573). Zu Ingolstadt vollendete nun (1577) Canisius den zweiten Theil seiner Antworten an die Centuriatoren von Magdeburg, der mit eben so viel Salbung, als Zierlichkeit und Gründlichkeit geschrieben ist. Ueberhäufte, seelsorgliche Geschäfte und sein vorgerücktes Alter gestatteten ihm aber nicht, den dritten Theil dieses Werkes zu vollenden.

7. Canisius in der Schweiz.

In segensreicher Wirksamkeit hatte Canisius nun sein

sechszigstes Lebensjahr erreicht. Um diese Zeit sandte der Papst den Bischof von Vercelli, Johann Franziskus Bonhomo als Nuntius in die Schweiz; Canisius wurde sein Reisegefährte.

Wie Luther in Deutschland, so hatte Zwingli in der Schweiz gegen den Ablaß geprediget. Zu Zürich zertrümmerte er die Bilder, stürzte die Altäre um, nahm ein Weib und sagte sich von der katholischen Kirche los. Von Luther, der in Betreff der Seligkeit Alles der Gnade zuschrieb, wich er darin ab, daß er Alles von dem freien Willen abhängig machte. Die geheimnißvolle Lehre vom Altarssacrament deutete er zu Gunsten des oberflächlichen Menschenverstandes, indem er in Brod und Wein nur ein Bild, eine Bedeutung des Leibes Jesu Christi annahm. Bern, Basel, Schaffhausen und später Genf folgten dem Beispiele Zürichs. Dadurch entstand Trennung und Krieg unter den Kantonen. Die treu gebliebenen Kantone waren fortan durch den Umgang mit den Reformirten der Gefahr ausgesetzt, in ihrem Glauben geschwächt zu werden, und darum sollte der päpstliche Nuntius die katholischen Kantone bereisen und an Ort und Stelle Mittel aufsuchen, um sie gegen die ansteckende Seuche zu verwahren. Nachdem er seine Rundreise vollendet, schrieb er dem heiligen Vater, daß er gegen so große Uebel kein wirksameres Mittel kenne, als die Gründung eines Kollegiums in Freiburg für die Jesuiten. Als der Nuntius mit Canisius nach Freiburg kam, stellte er ihn den Freiburgern mit den Worten vor: „Sehet da einen Mann, der euch lieb und theuer sein muß. Ihr könnt ihn nicht sorgfältig genug bewahren. Er ist ein Heiliger, und ihr müßt es euch zur Ehre rechnen, seine Reliquien dereinst in eurer Stadt zu besitzen.“ Und so war es! Freiburg war der Schauplatz seiner letzten, siebenzehnjährigen Wirksamkeit, hier fand er seine Ruhestätte.

Canisius gewann bald die Herzen aller Einwohner Freiburgs. Er predigte alle Sonn- und Feiertage und hielt Christenlehre mit dem gemeinen Volk und den Kindern. Seine Tugenden unterstützten sein Wort und so brachte er es dahin, daß der Rath Freiburgs sich eidlich verpflichtete, die katholische Religion auf ewige Zeiten unverändert zu bewahren.

An bestimmten Tagen besuchte Canisius die vierundzwanzig Landpfarreien des Kantons, überall Lehre und Trost ausspendend. Freiburg hatte keine höheren Schulen und die Eltern waren daher gezwungen, ihre Söhne in die benachbarten reformirten Städte Basel, Lausanne und Genf zum Unterricht zu senden. Canisius legte daher mit Hülfe des Staatsraths des Kantons den ersten Grund zu dem Kollegium der Jesuiten. Die auswärts studirenden Jünglinge wurden auf der Stelle zurückgerufen. Aus dieser Pflanzschule gingen tüchtige Geistliche hervor, die mit Hülfe des Canisius den Kanton wieder zum katholischen Glauben und zu guten Sitten zurückführten. Auf seine Bitte wurde die Aufsicht über das Kollegium einem anderen würdigen Ordensmann übertragen, damit er sich fortan mehr den Uebungen des inneren Lebens widmen könnte. In seinem neunundsechszigsten Jahre traf den durch so große Anstrengungen erschöpften Greis der Schlag, der ihm die Zunge lähmte, so daß er von nun die Kanzel nicht mehr besteigen konnte. Er arbeitete daher seine Predigten schriftlich aus und übergab sie dem Drucke, wodurch er seinen Amtsbrüdern einen wesentlichen Dienst erwies. Für das Volk beschrieb er die Lebensgeschichten mehrerer Heiligen, die in jenen Gegenden segensreich gewirkt hatten und vom Volke als vorzügliche Fürsprecher bei Gott angesehen wurden. Auch schrieb er einige Andachtsbücher zum Gebrauche solcher Personen, die sich einem vollkommenen Leben widmeten. Mit den verschiedenen Kollegien, an deren Gründung er einen wesentlichen Antheil genommen hatte, blieb er auch in seinen letzten Jahren im Briefwechsel. Diese Briefe aus der letzten Zeit müssen wir wegen ihrer Salbung und des gläubigen, liebevollen Geistes, der darin weht, wahrhaft apostolische nennen.

8. Tod und Character des Canisius.

Da die Gebrechlichkeit des frommen Greisen zunahm, so schrieb er einen rührenden Brief an seinen General, worin er zum Schlusse bat: „Zur Ueberfülle des Segens, den ich von eurer Güte erwarte, bitte ich endlich demüthigst, für meine Sünden mir eine heilsame Buße aufzulegen, die mir dienen möge, mich immer mehr und mehr zu läutern, und mich in den

Augen des Herrn, vor dem ich bald werde erscheinen müssen, desto angenehmer zu machen." An einen Freund schrieb er: „Nachdem wir die Mühseligkeiten einer langen und gefahrvollen Schifffahrt überstanden haben, stehen wir glücklich am Eingange in den Hafen; laßt uns unsere Gedanken und Wünsche auf Jesus, unseren Heiland, richten und seufzen voll Vertrauens nach unserem himmlischen Vaterland, das nicht soweit mehr entfernt ist; ich stehe bereits an seinen Grenzen." — Bei der großen Schwachheit seines Leibes versäumte er nicht die strengen Bußübungen, Fasten und Beten, an die er sein ganzes Leben hindurch gewöhnt war. Die Wassersucht warf ihn endlich auf's Krankenlager. Er konnte weder liegen noch sitzen, ohne die empfindlichsten Schmerzen zu erdulden und doch rief er voll Geduld aus: „Wie sehr bin ich dem lieben Gott verpflichtet, der sich würdiget, mich dem gekreuzigten Jesus in etwas ähnlich zu machen." Am Vorabend von St. Thomas fühlte er sein Ende nahen. Er ließ seinen Beichtvater rufen, bekannte seine Sünden, betete mit seinen Brüdern die ganze Nacht hindurch und empfing am folgenden Morgen die heilige Wegzehr unter vielen Thränen. Dem Probst von St. Nikolaus, Sebastian Verron, seinem innigen Freunde, empfahl er die Kirche und Stadt Freiburg, die er so innig liebte, hob von Zeit zu Zeit Augen und Hände zum Himmel und rief mit leiser Stimme: „Ich wünsche aufgelöset zu werden und bei Christo zu sein." Er empfing darauf die letzte Oelung und gab, das Bild des Gekreuzigten küssend, sanft und unbemerkt seinen Geist auf. Es war dies Nachmittags um drei Uhr, den 21. Dezbr. 1597 im siebenundsiebenzigsten Jahre seines Lebens.

Als die Kunde seines Todes sich in der Stadt verbreitete, hörte man überall weinen, klagen, seufzen. Unter dem Geläute aller Glocken, dem Trauergesange der Priester und zahllosen Thränen des Volkes wurde der Leichnam in die große Kirche St. Nikolaus getragen und daselbst begraben. Hier ruhete er bis zum Jahr 1626, wo er in die neue Jesuitenkirche übertragen wurde. Es läßt sich nicht ausdrücken, mit welcher Andacht die Gläubigen die heiligen Ueberreste bei dieser frommen Feierlichkeit ehrten. Man küßte sein Haupt und

schätzte sich glücklich, wenn man ein kleines Stückchen Holz von seinem Sarge erhalten konnte.

Der Hauptzug im Charakter des ehrwürdigen Canisius war ein brennender Eifer für die Ehre der Kirche Jesu Christi, für die katholische Religion. „Mögen Andere — sind seine Worte — die römische Kirche lästern, verachten und verfolgen, mögen sie selbe als widerchristlich verabscheuen; ich bekenne es laut, ich will Bürger dieser Kirche sein, von ihrem Ansehen weiche ich nicht einen Nagel breit ab, um ihres Zeugnisses willen bin ich bereit, Blut und Leben zu opfern.“ Um der Vertheidigung und Ausbreitung dieses Glaubens willen schlug er die glänzendsten Ehrenstellen aus. Christus, der Gekreuzigte, genügte ihm; weiter verlangte er nichts. Um Jesus ähnlich zu werden, lebte er unschuldig wie ein Engel und züchtigte seinen Leib durch strenges Fasten, durch Bußkleider und all' jene Abtödtungen, die die Heiligen zu allen Zeiten angewendet haben. Er opferte Alles, er leistete Alles, er duldete Alles, um die Ehre jenes Meisters zu fördern, dessen Diener zu sein er das Glück hatte.

Die großen Tugenden, der unglaubliche Seeleneifer, der wahrhaft apostolische Geist dieses ehrwürdigen Mannes und seine großen Verdienste um die Erhaltung der katholischen Religion in Deutschland und der Schweiz bestimmten viele Städte, Bischöfe und Reichsfürsten, um seine Heiligsprechung in Rom nachzusuchen. Obschon diese nicht erfolgt ist, so ehrt das Volk von Freiburg den Jahrestag seines seligen Todes durch feierliche Processionen, und wünscht nichts sehnlicher, als ihm öffentlich und mit Gutheißung der Kirche jene Ehre zu bezeigen, die es ihm schuldig zu sein glaubt, und großentheils schon in der Stille erweist.

XVIII. Der heil. Karl Borromäus.
(1538 – 1584).

1. Des heil. Karl Borromäus Jugend- und Studirzeit.

Die religiösen Stürme des sechszehnten Jahrhunderts hatten das Gebäude der katholischen Kirche bis in seine tiefsten

Fundamente erschüttert, konnten aber den Gottesbau nicht zerstören. Die katholische Kirche ging vielmehr aus diesem Sturme mit neuem Glanze hervor. Aber ernste, beherzigungswerthe Lehren traten durch diese furchtbare kirchliche Revolution vor die Hirten der Kirche und bestimmten die wichtige Aufgabe, die sie nun lösen sollten. An eine Wiedergewinnung der Abgefallenen im Großen und Ganzen war im Augenblicke nicht zu denken; genug, wenn der eigene Glaube gewahrt, die verfallene Kirchenzucht wiederhergestellt wurde. Vor Allem mußten die wirklichen Mißbräuche entfernt werden, welche der kirchlichen Revolution zum Vorwande gedient hatten; der Ernst der alten Kirchengesetze mußte erneuert, die Sitten verbessert werden. Die Geistlichkeit war großentheils in einen beweinenswerthen Zustand verfallen, wie dessen der große Abfall vom Glauben Zeuge ist; es mußte daher für eine tüchtige Erziehung derselben gesorgt werden. Bei dem Verfall des kirchlichen Lebens hielt es nicht blos dem gemeinen Volke, sondern auch den höher Stehenden schwer, den Irrthum vom Glauben zu unterscheiden; es mußte daher der katholische Glaube in seiner Reinheit von der Kirche ausgesprochen werden. Durch eine deutliche Erklärung der Glaubenslehre, durch eine treffliche Gesetzgebung zur Hebung des kirchlichen Lebens löste diese Aufgabe der Zeit die große *Kirchenversammlung von Trient*.

Es war nun gottbegeisterten Männern überlassen, die Gesetze und Anordnungen dieser Kirchenversammlung in's Leben einzuführen. In Oberitalien that dies mit wahrhaft apostolischem Eifer der nicht weniger durch die Größe seines Geistes als auch durch die Heiligkeit seines Lebens ausgezeichnete *Karl Borromäus*, Kardinal und Erzbischof von Mailand. Gott hat in diesem Muster der Heiligkeit, in diesem wahrhaften Tugendspiegel für Bischöfe und Priester einen *ächten katholischen Reformator* aufgestellt. Er war ein anderer Esdras, von Gott berufen, die Ruinen seines Tempels wieder aufzubauen, die Gnade des Priesterthums zu erwecken und die Flamme jener heiligen Liebe anzufachen, wovon die ersten Christen entbrannt waren.

Karl stammte aus dem sehr edlen und berühmten Ge-

schlechte der Borromäer zu Mailand. Sein Vater, Gilbert Borromäus, hatte Margaretha von Medicis geheirathet, welche eine Schwester des Kardinals Johann Angelo war, der unter dem Namen Pius IV. die Kirche regierte. Die Demuth und Frömmigkeit beider Ehegatten war größer, als der Glanz ihrer berühmten Häuser. Ihre Liebe gegen alle Menschen, namentlich gegen den leidenden Theil der Menschheit, war ohne Grenzen. Graf Gilbert hatte den Kriegsdienst, worin er sich rühmlichst auszeichnete, verlassen und sein Schloß Arona am südlichen Ende des schönen Lago maggiore bezogen. Hier führte er mit seiner frommen Gemahlin ein wahrhaft christliches Leben. Ihre Almosen an Arme, Waise und Unglückliche waren so bedeutend, daß ihre Freunde meinten, sie beeinträchtigten ihre Kinder. Gilbert aber erwiederte: „Gott wird meinen Kindern wohlthun und ihnen reichlich erstatten, was ich den Armen gebe.“ Gegen sich selbst war Gilbert strenge; er fastete oft und trug zu gewissen Zeiten ein Bußkleid. Alle Sonntage empfing er die heilige Kommunion und betete täglich die kirchlichen Tagzeiten auf seinen Knieen.

Gott segnete die Ehe dieser frommen Gatten und schenkte ihnen zwei Söhne und fünf Töchter. Der zweite Sohn Karl, dessen Leben wir beschreiben, wurde am 2. Oktober 1538 auf dem Schlosse Arona geboren. Schon als Knabe zeigte er einen ungewöhnlichen Ernst, Liebe zur Einsamkeit und zum Gebete. Seine kindlichen Spiele waren großentheils eine Nachahmung kirchlicher Gebräuche. So verrieth er schon frühe eine Neigung zum geistlichen Stande und seine Eltern, die dieser Vorliebe nicht entgegen waren, ließen dem Knaben nach der Sitte jener Zeit die Tonsur und den Priesterrock geben. Er ehrte dieses Kleid durch ein über seine Jahre hinausgehendes männliches Betragen. Da er die Vergnügungen seiner Jugendgefährten sorgfältig vermied, so wurde er nicht selten ein Gegenstand ihres spöttischen Witzes; allein er ließ sich durch nichts von seiner Lebensweise abbringen. Tugendhafte Männer dagegen hatten an dem vielversprechenden Knaben hohes Wohlgefallen. So sprach eines Tags ein frommer Priester der mailänder Kirche im prophetischen Geiste: „Dieser Knabe wird der Re-

formator der Kirche werden und die bewunderungswürdigsten Dinge verrichten."

Nach einem in damaliger Zeit bestehenden Mißbrauch kam Karl in seinem zwölften Jahre in den Besitz einer Abtei, auf welche sein Oheim zu seinen Gunsten verzichtet hatte. Er verwendete die reichen Einkünfte dieser Stelle ganz im Geiste der Kirche. Nur das Nothwendigste behielt er für sich; alles Uebrige gehörte den Armen. Er duldete nicht, daß die Einkünfte seiner Pfründe zu den Bedürfnissen des Hauses verwendet werden dürften, weil sie ein Besitzthum Jesu Christi bildeten, von dem er nicht der Herr, sondern nur der Verwalter sei.

Nachdem er seine Laufbahn in den unteren Schulen zu Mailand mit großem Fleiße vollendet hatte, sandte ihn der Vater im Jahr 1554, also in seinem sechszehnten Jahre, auf die Universität Pavia, wo er die Rechte studiren sollte. Das Rechtsstudium sollte ihn nämlich zum höheren Kirchendienst vorbereiten. Pavia war damals der Schauplatz aller Ungezogenheiten und der Mittelpunkt der größten jugendlichen Thorheiten. Da aber Karl die Uebungen der Frömmigkeit nicht versäumte, jede Woche zum Tische des Herrn ging, um sich durch die Vereinigung mit dem Reinsten gegen die Versuchungen der Welt zu stärken, und jede böse Gesellschaft wie die Pest floh, so blieb er gegen alle Lockungen des Lasters taub. Da er aus Grundsatz das Schweigen liebte und eine etwas schwerfällige Aussprache hatte, so wurde sein Werth von Manchen verkannt; die ihn aber näher kannten, achteten seinen Geist und seine Gesinnungen. Um schnellere Fortschritte zu machen, nahm er Privatunterricht bei dem berühmten Professor Franz Alciatus, der später auf seine Empfehlung zur Kardinalswürde erhoben wurde. Der Tod seines Vaters (1558) rief ihn auf einige Zeit von seinen Studien, um seine Mutter zu trösten und mit seinem Rathe die häuslichen Angelegenheiten zu ordnen. Bei diesem Geschäfte zeigte Karl einen ungemeinen Takt, so daß mehrere Freunde den Wunsch ausdrückten, er möge sich einem weltlichen Beruf widmen. Zu gleicher Zeit legte er hier eine Probe seines künftigen Berufs als Kirchenreformator ab. Durch zweckmäßige Strafen ver-

besserte er die zügellosen Sitten der Benedictinermönche seiner Abtei in Arona. Einer großen Versuchung, seine Keuschheit zu verlieren, die ihm ein alter Diener bereitete, entging er standhaft durch die Flucht. Karl kehrte nach dieser Unterbrechung nach Mailand zurück und vollendete seine Studien. Nach einem fünfjährigen Studium wurde er in seinem zweiundzwanzigsten Jahre zum Doctor beider Rechte erwählt. Als ihm Alciatus den Doctorhut überreichte, sprach er die bedeutsamen Worte: „Karl werde einstens durch seine glorreichen Thaten ein hellstrahlendes Licht in der Christenheit werden."

2. Karl wird Kardinal und Erzbischof von Mailand.

Karl war nach Mailand zurückgekehrt, als er die Nachricht empfing, sein Oheim sei zum Papste erwählt worden und habe den Namen Pius IV. angenommen (1559). Ganz Mailand war bei dieser Kunde freudig bewegt, denn der Gewählte war ein mailänder Patricier. Man wünschte Karl und seinem Bruder Friedrich von allen Seiten Glück, indem man sicher war, daß nun beide Brüder von ihrem Oheim wichtige Ehrenstellen erhalten würden. Die Brüder aber empfingen die Sacramente der Buße und des Altars, um sich desto genauer dem heiligen Willen Gottes zu unterwerfen. Friedrich eilte nach Rom, Karl aber faßte den Entschluß, Mailand nur auf Befehl seines Oheims zu verlassen. Dieser Befehl traf bald ein und Karl leistete Gehorsam. Der Oheim, der den Neffen ungemein liebte und seine Talente und Tugenden hoch schätzte, ernannte ihn zum apostolischen Protonotar oder Sekretär des Kollegiums der Kardinäle, und bald darauf zum Referendar, der die Rechtsfälle, welche durch die obersten Behörden entschieden werden sollen, zuvor aus den Akten zu erheben und mit Entwicklung der Gründe für und wider zu bearbeiten hat. Schon am 31. Januar 1560 wurde Karl zum Kardinal der römischen Kirche ernannt, und acht Tage darauf wurde ihm das Erzbisthum Mailand übertragen. Karl war damals zweiundzwanzig Jahre alt und darum fand die schnelle Beförderung des jungen Mannes zu so hohen Würden selbst bei den Vertrauten des Papstes Mißfallen. Allein die Folge lehrte, daß der Papst

nicht ohne höhere Fügung gehandelt hat. Da der neue Kardinal seine vielfachen, schwierigen Geschäfte mit seltener Geschicklichkeit und rastlosem Fleiße erledigte, so übertrug ihm der Papst nach und nach die ganze Verwaltung des Kirchenstaates, ja man kann sagen, der Kardinal Kärl Borromäus regierte die Kirche unter dem Namen des Papstes. In allen seinen Amtshandlungen walteten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit; die Ehre Gottes, das Heil der Kirche, das Wohl des Landes waren in Allem sein Endziel. Zu seinen Rathgebern wählte er Männer, die sich durch Gewissenhaftigkeit und Klugheit auszeichneten. Wenn er seine täglichen Amtsgeschäfte vollendet hatte, so sammelte er am Abend gelehrte Männer, Geistliche und Weltliche, im vatikanischen Palast um sich. Hier wurden Vorträge gehalten, welche Liebe zur Tugend und zu den Wissenschaften wecken sollten. So wurde das Haus des Kardinals der Sammelplatz aller gelehrten und vortrefflichen Männer Roms. Ermattet von den verschiedenen Geschäften des Tages, gönnte er sich in dieser Weise die würdigste Erholung und verfolgte dabei seine weitere Ausbildung. Indem Karl durch edlen Wetteifer in den Wissenschaften den Müssiggang vom römischen Hofe verbannen wollte, gab ihm diese gelehrte Gesellschaft Gelegenheit, sich in öffentlichen Vorträgen zu üben und sich durch häufige Reden eine gewisse Leichtigkeit im Sprechen anzugewöhnen, die ihm seither gemangelt hatte. Besonders hatte er dabei die Absicht, die Bischöfe und Kardinäle zum Predigen zu ermuntern. In seinem Privatleben richtete er sich nach den Sitten und Gebräuchen des Hoflebens; er bediente sich prächtiger Hausgeräthe, Dienerschaft und Equipagen, wie es seinem Range zukam. Sein Herz aber hing nicht an diesen äußeren Dingen; er bediente sich derselben, um bei seinen Mitmenschen die höheren Zwecke seines Amtes desto leichter und sicherer zu erreichen. Der Glanz seines Amtes hielt ihn nicht ab, mit Personen aus der niedrigsten Volksklasse sich aufs freundlichste zu unterhalten. Die Sorge für die Armen bewährte er während seiner fünfjährigen Verwaltung des Kirchenstaates dadurch, daß er in allen Provinzen hinreichende Fruchtvorräthe sammelte, wodurch dem

Wucher und der Theuerung vorgebeugt wurde. Der Kirchenstaat befand sich in dieser Verwaltungszeit in einem glücklichen Wohlstande.

Obschon das Erzbisthum Mailand durch fromme und treffliche Männer, den Bischof Hieronymus Ferragata und den Generalvikar Nikolaus Ormanetto in seinem Namen verwaltet wurde, so bereitete es dem Herzen des frommen Hirten doch großen Kummer, daß er nicht persönlich die ihm anvertraute große Heerde leiten konnte. Seine Gewissensbeängstigungen nahmen immer mehr zu und seinem Oheim wagte er nicht, seinen Seelenzustand zu offenbaren aus Furcht, ihn zu kränken. Um diese Zeit kam der fromme Bartholomäus von den Märtyrern, Erzbischof von Braga in Portugal, nach Rom. Ihm offenbarte Karl seine Seelennoth. „Schon lange," sprach er zu ihm, „bitte ich den Herrn mit allem mir möglichen Eifer, daß er mich über den Zustand erleuchte, in dem ich mich befinde. Unzählige Gefahren umgeben mich; allein ich kenne sie noch nicht alle. Was soll ich in diesem meinem Alter thun, ohne Erfahrung, ohne anderen Beistand, als das Verlangen, die Gnade Gottes zu erhalten. Ich fühle in mir eine große Lust, das Leben eines Büßers zu erwählen und mein Heil allen Dingen vorzuziehen; ich denke zuweilen meine Ketten zu zerbrechen, in denen ich schmachte, und mich in ein Kloster zurückzuiiehen, und da zu leben, als wenn nur Gott und ich in der Welt wären." Der fromme Erzbischof erwiederte ihm, er möge auf dem Posten ausharren, auf den ihn die Vorsehung gestellt habe. In seinen Aemtern und Geschäften habe er die reichlichste Gelegenheit zu guten Werken und den daraus fließenden Verdiensten für den Himmel, da er ja für die Sache Gottes und seiner heiligen Kirche arbeite und streite und im Namen des Allerhöchsten und zu dessen Ehre sein Tagewerk unternehme und durchführen könne. Er solle getrost bei seinem Oheim verharren und ihm die Sorge für die Christenheit tragen helfen, so lange es Gottes Wille sei; werde es ihm vergönnt seine gegenwärtige Stelle aufzugeben, so möge er frohen Muthes nach Mailand ziehen und seinem Sprengel Vorsteher und Vater werden. Karl fand in diesen

Worten Trost und Frieden und umarmte dankbar den ehrwürdigen Erzbischof.

Im Jahr 1562 starb Friedrich Borromäus, Karls älterer Bruder und mit ihm erlosch das Geschlecht der Borromäer dieses Zweiges, wenn Karl den geistlichen Stand wählte. Darum drangen sein Oheim und die übrigen Verwandten in ihn, er möge sich verehelichen. Um fortwährende Zudringlichkeiten mit einemmale abzuschneiden, ließ er sich die Priesterweihe ertheilen. Pius zürnte bei dieser Nachricht und sprach zu ihm: „Ich hätte eher geglaubt, du würdest das Sacrament der Ehe statt jenes der Priesterweihe empfangen.“ Karl aber erwiederte ihm: „Heiliger Vater, ich bitte, beschweren Sie sich nicht über mein Verfahren; ich habe mir die Braut auserwählt, die ich seit langer Zeit geliebt und stets sehnlichst mir gewünscht habe.“

Von diesem Augenblicke an widmete sich Karl ganz und ungetheilt dem Streben nach wahrer, christlicher Vollkommenheit. Er widmete sich dem Gebete und gottseligen Uebungen, nahm Unterricht bei den gelehrtesten Theologen und wählte zu seinem Gewissensrath den trefflichen Schüler des heil. Ignatius, Johann Baptist Ribera. Seine bedeutenden Einkünfte und die höchst einfache Lebensweise, die er von nun an beobachtete, setzten ihn in den Stand, fromme Stiftungen zu machen, Kirchen und Klöster zu erbauen und herzustellen, Schulen und Spitäler zu gründen. Unter seinen Stiftungen aus dieser Zeit verdient besonders das Kollegium zu Pavia, gewöhnlich das Borromäische Kolleg genannt, erwähnt zu werden. Arme Studirende fanden hier Brod, Obdach und schützende Aufsicht gegen die Verführungen dieser üppigen Stadt.

3. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Trient.

Im Leben des heil. Ignatius haben wir von der großen Kirchenversammlung zu Trient gesprochen. Hier haben wir den Antheil zu erwähnen, welchen Karl, der Kardinal-Staatssekretär des Papstes, an derselben genommen hat. Durch mehrfache Hindernisse, Kriege und eine pestartige Seuche, welche zu Trient ausbrach, war die Kirchenversammlung unterbrochen

worden. Papst Pius IV., beseelt vom Eifer für die Ehre Gottes, hatte den Entschluß gefaßt, die Kirchenversammlung von Trient fortzusetzen und zu vollenden. Zu diesem Entschluß trug sein Neffe Karl wesentlich bei; denn er sah mit Recht in der Vollendung dieses heiligen Werkes den einzigen Damm gegen den Strom der Ketzerei. Nachdem die Fortsetzung des Concils beschlossen war, wurde zur Erflehung des göttlichen Beistandes eine feierliche Procession gehalten, welcher der Papst mit bloßen Füßen beiwohnte. Auch öffnete Pius IV. die Schätze der Kirche durch ein heiliges Jubiläum, damit im Geiste der Buße das große Werk sich vollende. Am 18. Januar 1562 wurde die heilige Versammlung feierlich eröffnet. Mehr als zweihundertundfünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, mehrere Aebte und eine große Zahl von Theologen aus allen christlichen Ländern, sowie die Gesandten der christlichen Fürsten wohnten derselben bei. Der päpstliche Kämmerer Commendon, der berühmteste Staatsmann seiner Zeit, und der Bischof Delphini besuchten die katholischen und protestantischen Höfe und luden sie zur Theilnahme ein; allein die Protestanten erklärten, sie würden die Synode nicht beschicken. Der Papst sandte als seine Stellvertreter die Kardinäle Herkules Gonzaga, Seripandus, Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland und andere ausgezeichnete Männer. Diesen Abgeordneten und dem rastlosen Eifer des Staatssekretärs Karl Borromäus hat man es zu verdanken, daß das große Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendet wurde. Der ganze Briefwechsel mit den Legaten ging durch die Hände des Kardinals Borromäus und er arbeitete mit solcher Selbstverläugnung, daß er Couriere von Trient sogar in den Stunden der Nacht annahm, die er zum Schlafe so nöthig hatte. Schwierigkeiten der größten Art waren zu überwinden, um eine von mannigfachen entgegenstehenden Interessen bewegte Versammlung in Frieden und Eintracht zu erhalten und auf die eine große Hauptsache hinzuweisen. Meinungsverschiedenheiten, einander widersprechende Vorschläge zur Kirchenverbesserung von Seite der verschiedenen Nationen, Rangstreitigkeiten unter den Gesandten der Fürsten bereiteten den Legaten tausend Verlegenheiten und ließen die nahe Auf-

lösung des Concils voraussehen. Viele ließen den Muth sinken; nur Karl blieb standhaft und ermunterte den Papst und die päpstlichen Gesandten zum Vertrauen auf Gott, der das gute Werk zum glücklichen Ende führen werde. Da der Papst von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, so arbeiteten die Väter mit verdoppeltem Eifer und führten so das Ende des Concils herbei. Die fünfundzwanzigste und letzte Sitzung wurde am 3. und 4. Dezember des Jahres 1563 gehalten. Zur Vollendung dieses großen Werkes zum Heile der katholischen Christenheit aus allen Kräften beigetragen zu haben, ist eines der größten Verdienste des heil. Karl Borromäus. Ein nicht minder großes Verdienst hat er sich aber dadurch erworben, daß er die Beschlüsse des Concils in seinem Sprengel mit brennendem Eifer zur Ausführung gebracht hat. In der gewissenhaften Anwendung der Trienter Beschlüsse besteht die ächte katholische Reformation.

Um sich die Beschlüsse des Trienter Concils dem Gedächtnisse tief einzuprägen, ließ der Kardinal Borromäus dieselben auf drei Tafeln schreiben und in seiner Hauskapelle aufhängen. Auf der ersten Tafel waren die Glaubenslehren, auf der zweiten die Verordnungen hinsichtlich der Kirchenzucht und auf der dritten die Punkte allgemeineren Inhalts verzeichnet. Auf diese Weise gelangte er bald zu einer genauen Kenntniß sämmtlicher Verordnungen, und mit Recht nannte man ihn eine lebendige Kirchenversammlung von Trient, da nicht nur sein Gedächtniß, sondern sein ganzes Leben bis auf's Kleinste hinab von dem Geiste des Concils erfüllt war. Auf Betreiben des Kardinals Borromäus wurden die Beschlüsse des Concils zunächst zu Rom in Anwendung gebracht. Die fremden Bischöfe wurden heimgeschickt; die Kardinäle, welche zugleich Bisthümer inne hatten, wurden an ihre Pflichten ermahnt, das Werk der Sittenverbesserung eifrig zu betreiben. Der Papst setzte einen Ausschuß von acht Kardinälen nieder, wozu auch Borromäus gehörte, welcher für die Ausführung der Beschlüsse Sorge tragen und in zweifelhaften Fällen über den Sinn der Beschlüsse zu entscheiden hatte. Borromäus suchte durch die Botschafter des apostolischen Stuhls bei den Regierungen dahin zu wirken, daß die Beschlüsse in kürzester Frist angenom-

men, veröffentlicht und vollzogen werden möchten. Das Concil hatte die Abfassung eines Katechismus und die Verbesserung des Meßbuch's und Breviers dem Papste überwiesen. Drei Bischöfe, worunter der gelehrte Portugiese Franz Furier sich befand, hatten den Auftrag, einen Katechismus oder Handbuch der katholischen Religion zum Gebrauche der Geistlichkeit zu bearbeiten. Dieses vorzügliche Werk, welches mit den Beschlüssen des Trienter Concils als eine Quelle unseres Glaubens anzusehen ist, wurde noch hinsichtlich des sprachlichen Ausdrucks von den berühmtesten Gelehrten einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen. Wir besitzen es unter dem Titel „römischer Katechismus." Bald darauf erschienen auch die anderen Arbeiten, meistens von denselben Gelehrten besorgt, nämlich das Brevier, das tägliche Gebetbuch der Geistlichen, das Meßbuch und eine amtliche Herausgabe der lateinischen Bibel.

4. Karl führt die Trienter Beschlüsse in der Erzdiöcese Mailand ein.

Der Kardinal Borromäus, der so eifrig besorgt war, daß die Beschlüsse des Concils überall in's Leben traten, suchte vor Allem an seiner eigenen Person dieselben in Ausübung zu bringen. Er trennte sich mehr von der Welt, entsagte allen unschuldigen Vergnügungen, betete eifriger, kasteiete seinen Leib durch Fasten und Geißeln und besuchte häufiger die Kirchen. Sogar zur Nachtzeit begab er sich in die Kirche, um sich ungestört mit Gott zu unterhalten. Alles überflüssige Gepränge, namentlich Seidenstoffe, entfernte er; auch entließ er die zahlreiche Dienerschaft, die ihm entbehrlich schien, mit reichen Geschenken. Seine Diener hielt er zu einem erbaulichen Leben an. Durch diese fromme Lebensweise, die von den leichtfertigen Sitten der Zeit so tief abstach, wurde er der Gegenstand allgemeiner Hochachtung und der Trost seines Oheims, des Papstes.

Unter den vielen niederdrückenden Amtsgeschäften, die auf den Schultern des Kardinals Borromäus lagen, vergaß er nicht die Sorge für das Heil der Seelen seiner Erzdiöcese. Wiederholt trug er dem Papste die Bitte vor, ihn in seine

Erzdiöcese zu entlassen, allein seine Anwesenheit zu Rom war im Interesse des apostolischen Stuhls und der gesammten Christenheit nothwendig und der Papst wies daher jeder Zeit seine Anträge ab. Um daher in der Entfernung für seine Diöcese sorgen und anordnen zu können, ließ er sich jede Woche von seinem Generalvikar einen genauen Bericht einsenden.

Die Erzdiöcese Mailand umfaßte außer dem Herzogthum gleichen Namens noch einige Landestheile von Piemont, Venedig und der welschen Schweiz und war in fünfzehn Bisthümer getheilt. Da beinahe hundert Jahre lang dieselbe nicht im Geiste der Kirche verwaltet worden war, so waren viele Geistliche und das Volk in rohen Sitten, Unwissenheit und Trägheit verkommen. Jeder that, was ihm beliebte. Diesen traurigen Zustand verschlimmerten noch die steten Kriege, Pest, Hungersnoth und andere Landplagen. Wer des Jahres einmal die Sacramente empfing, wurde für fromm gehalten, wer das Vater unser und die zehn Gebote hersagen konnte, galt für unterrichtet. Von dem geistlichen Stande war es sprüchwörtlich geworden: wer die Hölle verdienen wolle, müsse ihn wählen. So hatte die Schuld der Hirten und die Noth der Zeit einen fruchtbaren Boden bereitet zur Aufnahme jeder Ketzerei. Wäre die lutherische Lehre durch die Bemühungen der Jesuiten, besonders des Vaters Canisius, nicht von Italiens Grenzen ferne gehalten worden, in der mailänder Diöcese hätte sie um diese Zeit Anklang gefunden. Karl Borromäus gab daher, in Anbetracht des traurigen Zustandes seiner Diöcese, seinem Weihbischof Ferragata den Auftrag, Kirchenvisitationen in der ganzen Diöcese zu halten und Ferragata vollzog diesen Auftrag auf eine sehr glückliche Weise. Es war demselben gelungen, eine bessere Ordnung bei der Geistlichkeit und dem Volke einzuführen. Der Kardinal sandte zur Abhaltung von Missionen den berühmten Jesuiten Palmius, einen ausgezeichneten Kanzelredner, nebst einigen anderen Priestern aus der Gesellschaft Jesu nach Mailand, die nun in Verbindung mit dem Generalvikar Ormanetti an der Ausrottung der tief eingewurzelten Mißbräuche mit heiligem Eifer arbeiteten. Ormanetti berief sodann die Priester der Diöcese, deren Zahl sich unge-

fähr auf 1200 belief, zu einer Diöcesansynode nach Mailand, und nachdem er ihnen das Glaubensbekenntniß, wie dieses vom Trienter Concil vorgeschrieben worden, abgenommen hatte, schärfte er ihnen die genaue Beobachtung der Trienter Beschlüsse ein. Er errichtete nach der Vorschrift desselben Concils ein Priesterseminar, visitirte die Kirchen und Klöster und stellte viele eingeschlichene Mißbräuche ab. Da sich ihm aber im Werke der Kirchenverbesserung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten, so bat Ormanetti um seine Entlassung und stellte dem Erzbischof vor, daß nur bei seiner persönlichen Gegenwart die Verordnungen der heiligen Synode durchgeführt werden könnten. Der Papst wurde nun mit Bitten und Thränen so lange bestürmt, bis er seinem Neffen die Erlaubniß zur Reise nach Mailand gab. Zugleich erhob er ihn zum apostolischen Bevollmächtigen für ganz Italien, damit er mit desto größerem Ansehen bei Durchführung der Trienter Beschlüsse auftreten könnte. Seinem Generalvikar befahl er, auf seinem Posten auszuharren, seine Zimmer im erzbischöflichen Palaste in Bereitschaft zu halten, alles Silbergeschirr von seinem Tische zu entfernen, indem er sich nur irdener Geschirre bedienen wolle. Er habe die Absicht, eine Provinzialsynode zu halten und der Generalvikar möge daher alles dazu Nöthige einleiten.

Am 1. September 1565 verließ der Erzbischof von Mailand, Karl Borromäus, in Begleitung einiger frommen Bischöfe und berühmter Gelehrten, gesegnet vom Papste und dem römischen Volke, die ewige Stadt. Auf seinem Wege drängte sich Alles herbei, um den durch Geburt und Würde, Talente und Tugenden gleich ausgezeichneten Mann zu begrüßen. An einem Sonntage, den 23. September, zog er unter dem Jubel der Bevölkerung in Mailand ein. Das Volk begrüßte ihn als einen zweiten Ambrosius. Am folgenden Sonntage predigte er in der Domkirche über den Text bei Lucas 22, 15.: „Herzlich hat es mich verlangt, dies Osterlamm mit euch zu essen.“ Er schilderte den Gläubigen die große Liebe, die er für ihr Seelenheil trage, und das heiße Verlangen, welches er schon seit langer Zeit empfunden habe, um in ihrer Mitte für dieses Seelenheil wir-

ken zu können. In einem drei Wochen später gehaltenen Provinzialconcil unterschrieben sämmtliche Bischöfe die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung und verpflichteten sich, dieselben in ihren Sprengeln gewissenhaft durchzuführen. Diese Versammlung brachte für die mailänder Diöcese bald die vortheilhaftesten Folgen. Bewunderswerth erschien bei dieser Gelegenheit der Seeleneifer und die Frömmigkeit des sechsundzwanzigjährigen Erzbischofs.

5. Papst Pius IV. stirbt; Pius V.

Papst Pius IV. wurde von hoher Freude erfüllt, als er die Nachricht von der glücklichen Vollendung des Provinzialconcils erhielt, drückte diese Freude in einem Schreiben an seinen Neffen aus, lud ihn aber zu gleicher Zeit, wichtiger Geschäfte halber, nach Rom zu eilen. Pius war unterdessen schwer erkrankt und die Aerzte erklärten, daß keine Hoffnung zum Leben mehr vorhanden sei. Borromäus, zu Rom angekommen, begab sich gleich an das Krankenlager des Oberhirten und auf das Bild des Gekreuzigten deutend, sprach er: „Heiliger Vater, Ihr einziges Verlangen und alle Ihre Gedanken dürfen allein nur nach dem Himmel zugewandt und auf jenen Jesum Christum, den Gekreuzigten, gerichtet sein, welcher die Grundlage aller unserer Hoffnungen bilden muß. Er ist unsere Auferstehung und unser Leben; er ist unser Vermittler und unser Fürsprecher; er ist das Opfer, welches sich selbst für unsere Sünden hingegeben hat, und er verwirft Niemand, welcher, durchdrungen von aufrichtiger und inniger Reue über die begangenen Sünden, sein ganzes Vertrauen auf ihn setzt, und den Tröster und Retter, den Erbarmer und Seligmacher, den wahren Gott und Menschen in ihm erkennt.“ Er bat sich dann von dem sterbenden Papste die Gnade aus, daß er die kurze Zeit, die ihm noch übrig sei, allein für das Heil seiner Seele verwenden möge. Tag und Nacht blieb er am Sterbebette des geliebten Oberhirten. Aus seinen Händen empfing der Papst die Sterbesacramente und entschlief sanft in seinen Armen mit den Worten des gottesfürchtigen Simeon: „Nun, o Herr, läßest du deinen Diener nach deinem

Worte in Frieden scheiden!" Pius IV. starb am 10. Dezember 1565 im siebenundsechszigsten Lebensjahre.

Bei der neuen Papstwahl gab Borromäus seine Stimme dem Würdigsten und dieser war der Kardinal Michael Ghisleri aus dem Orden der Dominikaner, aus Alexandria gebürtig. Ghisleri war zwar ein Gegner der Mediceer und sonach des Papstes Pius IV., und wurde deßhalb auch vom päpstlichen Hofe fern gehalten. Der edle Geist des Kardinals Borromäus aber faßte einzig allein das Interesse der Kirche ins Auge; weltliche Rücksichten kannte er nicht. Er verwandte darum seinen ganzen Einfluß auf die Kardinäle zu Gunsten Ghisleri's, und so kam es, daß derselbe wirklich gewählt wurde und den Namen Pius V. annahm. Der Erfolg rechtfertigte die Handlungsweise des Kardinals Borromäus auf's glänzendste. Pius V. zeichnete sich durch hohe Tugenden und Frömmigkeit aus, war ein feuriger Eiferer für das Trienter Concil, ein sorgsamer Wiederhersteller der verfallenen Kirchenzucht und starb als Heiliger. Pius V., der den Kardinal Borromäus ungemein hochschätzte, bat, er möge in seiner Umgebung bleiben, um seines Raths sich zu bedienen. Allein Borromäus, der nichts sehnlicher wünschte, als am Heil der ihm anvertrauten Seelen zu arbeiten, stellte dem Papste vor, wie schädlich seine Abwesenheit von seiner Diöcese sei, welche bestimmte Befehle das Trienter Concil über die Residenz der Bischöfe gegeben habe und wie nachtheilig sein Beispiel gerade in dieser Zeit auf andere Bischöfe wirken müsse. Diesen Gründen konnte der Papst nicht länger widerstehen. Borromäus blieb nur noch wenige Tage in Rom, um sich mit dem Papste über verschiedene Angelegenheiten zu berathen und traf am 5. April 1566 wieder in Mailand ein.

6. Lebensweise des Erzbischofs.

Im Vertrauen auf Gott, arbeitend und betend, begann nun der fromme Erzbischof die Verbesserung seiner Diöcese. Naturgemäß fing er mit sich selber und seinem Hauswesen an, weil das Beispiel mehr lehrt, als das Wort. Er machte es sich zum unabänderlichen Gesetz, nur in den dringendsten

Nothfällen sich von seiner Diöcese zu entfernen, und eher die Kardinalswürde aufzugeben, wenn sie ihn in seinem bischöflichen Amte hindern sollte. Zugleich war er entschlossen, weder Mühe noch Beschwerden zu scheuen, seine Zeit, seine Ruhe, ja selbst sein Leben für das Seelenheil der Seinigen zu opfern. Da er die Einkünfte von zwölf reichen Abteien und mehreren Nebenpfründen zu beziehen hatte, so gab er dieselben als ein in die Kirche eingeschlichener Mißbrauch und weil sie ihn bei der freien Ausübung der Seelsorge allzusehr mit irdischen Sorgen belasteten, auf. Aus demselben Grunde entsagte er dem Fürstenthum Oira im Königreich Neapel, das ihm jährlich 10,000 Dukaten eintrug. Seine kostbaren Hausgeräthe ließ er verkaufen und bestimmte den Erlös für seine Metropolitankirche und für die Armen. So setzte er seine jährlichen Einkünfte, die sich auf 80,000 bis 100,000 Thaler beliefen, auf 20,000 herab und würde diese Summe noch vermindert haben, wenn sie ihm nicht zur Ausübung der Gastfreundschaft, zur Unterstützung der Armen und für seine eigene sparsame Haushaltung nöthig gewesen wäre. Der fromme Erzbischof wollte sich, soweit dies thunlich ist, von allen irdischen Sorgen und Banden befreien, um sich wahrhaft und innig zu Gott aufschwingen zu können.

Ein Bischof muß vor Allem seinem eigenen Hauswesen gut vorstehen können, wie der Apostel sagt. Borromäus nahm nur solche Personen in sein Haus auf, welche einen tugendhaften Lebenswandel führten. Seinen Hausbeamten zahlte er sehr ansehnliche Gehalte aus seinen eigenen Mitteln und beschenkte sie überdies noch von Zeit zu Zeit sehr reichlich. Mit der größten Gewissenhaftigkeit wachte er über ihre Dienstverrichtungen und ließ sie keinen einzigen Augenblick ohne irgend eine nützliche Beschäftigung. Großentheils bestand seine Umgebung aus Geistlichen, nur für die niedrigen Hausverrichtungen wählte er Laien. Die Hausordnung wurde auf das strengste eingehalten. An jedem Morgen und Abend versammelten sich sämmtliche Hausgenossen zum gemeinschaftlichen Gebete. Niemand durfte Nachts aus dem Hause gehen, kostbare Stoffe oder Waffen tragen. Alle speisten gemeinschaftlich

unter Lesung eines geistlichen Buches. Die Speisen waren einfach, die Fasten wurden strenge beobachtet. Der Erzbischof war für die Seinigen zärtlich besorgt. Die Kranken wurden mit ärztlicher Hülfe, Arzneien und der besten Pflege versehen; der Erzbischof besuchte sie häufig, tröstete sie und pflegte sie mit eigener Hand. Mußte einer seiner Hausgenossen reisen, so versah er ihn mit allem zur Reise Nöthigem auf höchst freigebige Weise. Von Zeit zu Zeit pflegte er seine Hausgenossen zu besuchen, unterhielt sich mit ihnen sehr vertraut und suchte eine gegenseitige Liebe unter ihnen zu unterhalten. So war das Haus des Kardinals Borromäus an Ordnung und Zucht dem strengsten Kloster vergleichbar, es war ein Seminar, aus welchem die frömmsten Priester und Bischöfe hervorgingen. Ohne solche tüchtige Mitarbeiter wäre es aber auch nicht möglich gewesen, die Kirchenzucht in seiner seit hundert Jahren verwahrlosten Diöcese herzustellen. Borromäus gab sich aber auch alle erdenkliche Mühe, tugendhafte und geschickte Männer in seinen Dienst zu ziehen. Unter denselben zeichnete sich besonders Ludwig Moneta von Mailand aus, ein inniger Freund des Erzbischofs, der ihn auf allen seinen Reisen begleitete. Er war aber auch der Freundschaft des großen Mannes werth. Sein großes Vermögen gehörte den Armen, den kleinsten Theil desselben benützte er zu seinem Unterhalt; denn er nahm von dem Erzbischof weder Pfründe noch Gehalt an. Sein umfassender Geist, seine reiche Erfahrung machte ihn zum weisen Rathgeber seines Herrn, seine Sittenreinheit erbaute den heiligen Erzbischof.

Zu seinen höheren Beamten wählte Borromäus Fremde, damit sie die Bande der Verwandtschaft nicht hinderten, gerechte Urtheilsprüche zu fällen. Es war ihnen strenge untersagt, Geschenke anzunehmen, und aus diesem Grunde waren sie anständig bezahlt. Nachläßige Beamte wurden zuerst liebevoll zurechtgewiesen und wenn dieses nicht fruchtete, vom Amte entfernt. Die Gefangenen besuchte er sehr oft und überzeugte sich selbst, ob sie nicht ungerecht und hart behandelt würden.

Die Stadt sowohl wie die ganze Diöcese wurde in sechs Bezirke getheilt, wovon jeder seinen Aufseher hatte, denen wiederum sechs Priester zur Seite standen. Diese Visitatoren

mußten jede Woche vor dem Kardinal sich versammeln, um von ihrem Amte Rechenschaft abzulegen. Zur zweckmäßigeren Verwaltung der Diöcese hatte er auch sechszig Landdecane eingesetzt, welche alle Monate die Decanatsgeistlichkeit versammeln mußten, um sich über die Seelsorge mit ihnen zu besprechen. Alle drei Jahre wurde eine Provinzialsynode gehalten.

7. Stiftung von Seminarien; Verbesserung der Geistlichkeit.

Nach der Vorschrift des Concils von Trient errichtete Borromäus einige Seminarien zur Bildung tüchtiger und sittenreiner Priester; denn von den meisten älteren Geistlichen seiner Diöcese war zur Durchführung der Kirchenbesserung nichts zu erwarten. Das Seminar zum heil. Johannes dem Täufer zu Mailand war das bedeutendste unter den von ihm gestifteten sechs Seminarien. Es war mit großer Pracht aufgeführt, die Kosten des Baues und der inneren Einrichtung bestritt der Erzbischof großentheils aus eigenen Mitteln. Die Zöglinge hatten von Hause nur Kleidung und Bücher mitzubringen; alles Uebrige stellte die Anstalt. Ganz arme, aber fähige Knaben erhielten auch diese Artikel, damit die Kirche durch die Armuth nicht einen fähigen Diener verlieren möge. Als Aufseher und Lehrer dieser Seminarien setzte er die erprobtesten Männer ein. In der Wahl Derjenigen, die mit ihm an der Bildung der Seminaristen arbeiteten, war er sehr glücklich. Auch fühlten sich gerade die fähigsten und tugendhaftesten Männer zu Borromäus hingezogen. Die Aufnahme der Zöglinge behielt sich der Erzbischof selbst vor. Er befragte sie über ihre seitherige Beschäftigung und suchte zu erforschen, ob sie inneren Beruf zum geistlichen Stande hätten. Zweimal im Jahre, um Ostern und zu Anfang Septembers, pflegte er die Seminarien zu visitiren und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß er jedesmal vierzehn Tage dazu nöthig hatte. Durch die Umsicht und Weisheit, womit Borromäus die Seminarien leitete, wurden dieselben wahre Tugendschulen und das wirksamste Mittel, die alte Kirchenzucht wieder herzustellen.

Nun legte der Erzbischof ernsthaft Hand an die Verbesserung der Geistlichkeit, von welcher jene des Volkes abhängen muß. Er verschaffte sich eine genaue Kenntniß seiner Geistlichen und überwachte sie sorgfältig. Unwissende Geistliche mußten bei einem eigens dazu bestellten Professor nochmals Unterricht nehmen. Kein Geistlicher durfte eine nicht geistliche Kleidung tragen, keiner mehr als eine Pfründe besitzen, jeder mußte bei seiner Gemeinde bleibend sich aufhalten. Großen Widerstand setzten ihm die Frauenklöster entgegen. Sie schützten ihre Freiheiten vor, welche durch eine erzbischöfliche Visitation verletzt würden. Borromäus aber ließ sie toben und führte sie zur gewissenhaften Beobachtung ihrer Regel zurück. Den Pfarrern empfahl er dringend, das arme, unwissende Volk zu unterrichten, dem Volke aber schrieb er Gesetze vor hinsichtlich der österlichen Beicht und Kommunion, der Fasten, der Festtage und des öffentlichen Gottesdienstes. Da aber die Aernte sehr groß, der Arbeiter aber sehr wenige waren, so sorgte der Erzbischof dafür, daß zu Mailand ein Kollegium der Jesuiten gegründet wurde, welche mit der größten Bereitwilligkeit dem Seelenheil der Diöcese sich widmeten.

Es war natürlich, daß bei dem tiefen Sittenverfall der Diöcese Mailand und bei der Strenge, womit der Erzbischof eine Verbesserung des traurigen Sittenzustandes herbeiführen wollte, die Bösgesinnten offenbaren Widerstand leisteten. Selbst seine Freunde hielten seine Maßregeln als gegen die Regeln der Klugheit verstoßend und machten ihm die geeigneten Vorstellungen. Er ließ sich aber im klaren Bewußtsein, daß er Gottes Sache führe, durch Niemand irre machen und erlebte bald die schönen Früchte seines standhaften Muthes.

8. Visitationsreisen des Erzbischofs.

Außer den Seminarien hielt Borromäus die Provinzial- und Diöcesansynoden und die Visitationen für die kräftigsten Reformmittel. Zweimal des Jahres bereiste er seine ganze Diöcese von dem einen Ende derselben bis zum andern. Es gab keine Stadt, kein Dorf, das er nicht besuchte; die steilsten Gebirge und die wildesten Thäler, wenn sie von Menschen bewohnt wurden, waren für ihn nicht unzugänglich; beson-

ders aber widmete er den Schulen seine größte Aufmerksamkeit und wachte mit der gewissenhaftesten Genauigkeit darüber, daß die katholische Lehre rein vorgetragen wurde. Seine Visitationsreisen waren meistens sehr beschwerlich, oft gefährlich. Mit einem Stocke in der Hand kletterte er oft mehrere Stunden Wegs Berg auf Berg ab; oft war er der brennendsten Hitze oder einer schneidenden Kälte ausgesetzt. In vielen Gegenden fand er so steile Felsen, daß er auf Händen und Füßen kriechen mußte. Kaum war er am Orte seiner Bestimmung angelangt, so begann die Visitation, wenn er auch noch so ermüdet war. Mit den armen Gebirgsbewohnern aß er dann Kastanien und Milch, und schlief auf Stroh oder auf bloßer Erde. Bei der Ausspendung der heiligen Sacramente benahm er sich zur größten Erbauung der Priester und des Volkes mit der größten Würde. Jedesmal hielt er eine angemessene Rede an das Volk, in welcher er gerade die in der Gemeinde herrschenden Fehler rügte. Nach der Predigt ließ er jene Personen, welche diesem Fehler besonders ergeben waren, zu sich einladen und redete ihnen so lange zu, bis sie Besserung versprachen. Die heilige Communion reichte er überall selbst dem Volke und hielt aus, während oft seine Begleiter wegen der Hitze und der Ausdünstung des Volkes in's Freie eilten. Dann erst spendete er das heilige Sacrament der Firmung, welche bei seinen ersten Visitationen der Nachläßigkeit seiner Vorfahren halber oft an viele Tausende von Personen und auch an Greise stattfand. Niemals ließ er merken, daß er körperlich erschöpft war; die göttliche Liebe, die in seiner Brust brannte, erhob ihn über die Schwächen und Mängel der Natur. Die zerfallenen Kirchen ließ er wieder herstellen und weihte sie dann ein. So kam es, daß er einmal während einer Visitationsreise, die achtzehn Tage dauerte, fünfzehn Kirchen einweihte. Am Tage vor der Einweihung beobachtete er jedesmal ein strenges Fasten und brachte oft die Nacht in der Kirche vor den heiligen Reliquien im Gebete zu.

Der Nutzen der Visitationen war sehr groß. Er schaffte Mißbräuche ab, ermahnte die Sünder, versöhnte die Entzweiten, legte Prozesse bei, belebte und erneuerte die Frömmigkeit, schärfte den Priestern Wachsamkeit und Pflichteifer

ein und ermahnte die Laien, den Priestern Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen. Man kann sich einen Begriff von der väterlichen Fürsorge des großen Erzbischofs machen, wenn wir erwähnen, daß er außer einem namentlichen Verzeichniß der Seelen einer jeden Pfarrgemeinde auch noch ein besonderes Verzeichniß besaß, welches die Armen, die Gefallenen oder die in Gefahr waren zu sündigen, enthielt. Dieser Eifer, diese Wachsamkeit des Erzbischofs mußten nothwendig von den segensreichsten Folgen begleitet werden und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir hören, daß die Diöcese Mailand sehr bald unter einem solchen Oberhirten eine neue Gestalt gewann. Ein Theil seiner Diöcese lag in der Schweiz und stand unter der Landeshoheit der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden. Die Sitten des Volkes, besonders aber der Geistlichen waren verdorben; von der alten Kirchenzucht merkte man kaum mehr eine Spur. Noch schlimmer sah es in den Klöstern aus, an die Ordensregeln wurde kaum mehr gedacht; manches Kloster hatte eine förmliche Schenkwirthschaft. Der heilige Karl bereisete auch diesen Theil seiner Diöcese. Trostreich war es ihm, daß die weltliche Obrigkeit ihn willig in seinem Reformstreben unterstützte. Das glaubenstreue Volk empfing ihn überall mit Ehrfurcht und Freude und selbst die Protestanten schlossen sich dem Jubelruf der Katholiken an. In manchen protestantischen Orten, wo der Haß gegen katholische Geistliche sehr groß war, wurde der heilige Erzbischof mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Manche Protestanten äußerten, wenn alle Priester so heilig gewesen wären, so wäre es nicht zur Glaubensspaltung gekommen. Später stellte der Erzbischof an die Tagsatzung mehrere Anträge zum Schutze der katholischen Religion, die auch von dieser höchsten Behörde der Schweiz genehmigt wurden. Diese Anträge waren: in katholischen Gemeinden dürfen nur katholische Schullehrer angestellt werden, die Amtsvögte müssen katholisch sein oder doch keine richterliche Entscheidung in Religionssachen ausüben, der der katholischen Kirche gebührende Staatsschutz darf nur durch katholische Behörden geleistet werden. Obschon die Beschlüsse der Trienter Kirchenversammlung bekannt gemacht

wurden, so wurden sie doch nicht ausgeführt. Es fehlte an einem Mittelpunkt. Dafür sorgte auf Karls Anregung Papst Gregor XIII., der in der Person des Bischofs Bonhomo von Vercelli einen Nuntius zur Wahrung der katholischen Sache in die Schweiz sandte und wir haben im Leben des ehrwürdigen Canisius gehört, welchen Segen die Sendung des päpstlichen Nuntius und die Errichtung des Jesuitenkollegiums zu Freiburg der katholischen Schweiz gebracht hat. Auch errichtete der Erzbischof Borromäus in der Stadt Mailand ein Kollegium für Jünglinge aus der Schweiz, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten und übergab den Unterricht an demselben den Jesuiten. Aus dieser Pflanzschule sind viele Seelsorger der Schweiz hervorgegangen, welche den Fortschritten der Reformation ein Ende machten.

Ein Denkmal seines Eifers für die Kirche Gottes hat Borromäus in dem Ausbau und den zahlreichen Verbesserungen der berühmten Domkirche zu Mailand der Nachwelt hinterlassen. Diese Kirche gehört ihrer Größe, ihres Umfangs und ihrer Pracht wegen zu den vorzüglicheren der Welt. Sie ist ganz aus dem schönsten Marmor gebaut, mit den herrlichsten Verzierungen von seltner Bildhauerarbeit versehen und von allen Seiten mit seltenen Statuen besetzt. Das Innere der Kirche war zur Zeit des Erzbischofs Borromäus sehr vernachläßigt. Mit heiligem Eifer stellte er dieses berühmte Haus in einen würdigen Stand und suchte den Gottesdienst auf alle Weise wieder zu heben.

9. Der Erzbischof im Kampfe mit der weltlichen Obrigkeit.

Unter den Lastern, die in der Stadt und Diöcese Mailand herrschend waren, waren besonders Ehebruch und öffentliche Unzucht, die das Herz des frommen Hirten in tiefe Betrübniß versetzten. Er ermahnte und beschwor die Sünder, zu Gott zurückzukehren, allein vergebens. In jenen Zeiten gehörten alle Ehesachen vor das geistliche Gericht. Borromäus ließ daher ganz in seinem Rechte einige der öffentlichen Ehebrecher und solcher, die in wilder Ehe zusammenlebten, weil alle sanften Mittel nichts fruchteten, gefänglich einziehen. Die Aus-

übung dieser geistlichen Gerichtsbarkeit war von seinen Vorfahren vernachläßigt worden und darum erregte diese den Mailändern ungewohnte richterliche Handlung großes Aufsehen. Diejenigen, welche diese Maßregel getroffen, sowie jene, welche sich in gleicher Schuld wußten, schrieen über Gewaltthat. Der Rath der Stadt Mailand und mehrere Beamte des Königs von Spanien, dem damals das Herzogthum Mailand unterworfen war, erklärten, daß sie keinen Eingriff in die königlichen Rechte dulden würden. Da der Rath von Mailand an den König sich wandte, so stellte auch der Erzbischof dem Könige die Sachlage dar. Der König wies die Sache dem Papste zur Entscheidung. Da der apostolische Stuhl in dieser Streitsache kein Urtheil fällen wollte, so ermahnte er in allgemeinen Ausdrücken den Senat der Stadt Mailand, dem Erzbischofe in seinem Amte keine Hindernisse in den Weg zu legen. Der Senat wollte aber einen förmlichen Spruch und verbannte einen Beamten des Erzbischofs, der eben beschäftigt war, seine Befehle zu vollziehen. Der spanische Statthalter, Herzog von Albuquerque, mißbilligte das Benehmen des Senats. Nun streuten die Feinde des Erzbischofs allerlei Verdächtigungen und Verläumdungen aus. Sie sagten, der Erzbischof strebe nach unumschränkter Herrschaft, der Papst sei mit seinen herrschsüchtigen Absichten einverstanden. Dem Statthalter gab man zu bedenken, daß er die Rechte des Königs schlecht wahre, wenn er sich nicht gegen die Anmaßungen des Erzbischofs erkläre. Darum ließ sich derselbe zu der Verordnung bereden, daß Jeder als Landesverräther behandelt werden solle, der sich Eingriffe in die königlichen Rechte erlaube. Später sah der sonst besonnene Statthalter seinen Mißgriff ein und widerrief seine Verordnung. Als aber der Statthalter gestorben war, wurde von seinen beiden Nachfolgern die Gerichtsbarkeit des Erzbischofs gewaltthätig bekämpft. Da sprach der Erzbischof im Gefühle seines Rechts den Kirchenbann über den Statthalter Requesens aus. Dieser ließ die Eingänge des erzbischöflichen Palastes mit Truppen besetzen, um nöthigenfalls den Erzbischof zu verhaften. Da der König aber die Leidenschaftlichkeit und das Unrecht des Statthalters einsah, versetzte er denselben in gleicher Eigen-

schaft in die Niederlande, wo er von einer Krankheit ergriffen, in einem demüthigen Schreiben den frommen Erzbischof um Verzeihung bat. Uebrigens hörten die Feindseligkeiten gegen den Erzbischof erst unter dem zweiten Nachfolger dieses Statthalters, des gottesfürchtigen Karl von Aragonien, auf, der im Jahr 1582 sein Amt antrat. Der Statthalter und der Erzbischof lebten in ungestörter Freundschaft, so daß man zu sagen pflegte, Mailand werde von zwei Kardinälen regiert, von welchen der Eine einen langen, der Andere einen kurzen Rock trage. In diesem ganzen Streite benahm sich der Erzbischof als einen wahren Diener Jesu Christi. Er beharrte bei seinem guten Rechte, ohne sich zu Bitterkeiten und Uebertreibungen hinreißen zu lassen. Den Schmähungen und Verläumdungen stellte er Gründe und Gebete entgegen und so ging der Heilige als ein Musterbild eines katholischen Bischofs aus diesem ärgerlichen Streite hervor.

10. Mordanschlag auf das Leben des Erzbischofs.

Bei der Durchführung der Reformen fand der Erzbischof weniger Widerstand und Ungehorsam von Seiten der Seelsorger, als von Seiten der Mönche. Die Chorherren eines Stiftes zu Mailand thaten in ihrer Verblendung den Erzbischof in den Bann, die Franziskaner läuteten Sturm, als er ihnen die Zerrüttung ihres Ordens vorhielt und die Humiliaten wagten einen Mordversuch. Die Humiliaten, Demüthige, waren im sechszehnten Jahrhundert vom Geiste ihrer Stiftung, der Armuth und Handarbeit wollte, ganz abgewichen. Sie waren reich und üppig geworden. Die Vorsteher, Pröpste genannt, verpraßten die Klostergüter, während die Ordensbrüder kümmerlich lebten. Diesem Unfug mußte gesteuert werden. Im Auftrage des Papstes versammelte der Erzbischof die Pröpste des Ordens und eröffnete ihnen: Es sei Wille des heiligen Stuhles, den Orden auf seine ursprüngliche Einrichtung zurückzuführen. Alle Güter des Ordens, die fortan von einem gewissenhaften Oekonomen zu verwalten seien, sind gemeinschaftlicher Besitz. Die Pröpste werden auf drei Jahre ernannt, die Ordensregeln werden von neuem bekannt gemacht und beschworen. Drei Pröpste

schwuren Rache dem kühnen Reformator und ein Priester ihres Ordens, Hieronymus Donati, mit dem Beinamen Farina, erbot sich, den Erzbischof zu erschießen. Am Abende des 27. Oktober 1569 war Karl mit seinen Hausgenossen zum gewöhnlichen Abendgebet versammelt. Er kniete vor dem Altare und im Augenblicke, wo er die Trostworte des Heilandes betete: „Euer Herz betrübe sich nicht und verzage nicht," wurde ein Schuß auf ihn losgefeuert. Angst und Schrecken verbreitete sich über die fromme Versammlung. Der Heilige gebietet Ruhe mit der Hand, erhebt Herz und Augen gegen Himmel und betet: „O mein Gott und Schöpfer, nimm huldreich auf das Opfer dieses Lebens, so du mir geschenkt; ich danke dir für die Gnade deiner Gütigkeit, daß ich es verliere im Dienste für die gerechte Sache!" Auf seinen Befehl mußte die Andacht zu Ende geführt werden. Als er sich nach Beendigung der Andacht von seinem Knieschemel erhob, lag hinter ihm eine zerquetschte Kugel; an dem weißen Chorhemd hatte sie einen schwarzen Flecken zurückgelassen und war nicht weiter gedrungen. Ein Schrotkorn war bis auf die Haut gedrungen, ohne sie zu verletzen. Als sich der Kardinal in seinem Zimmer entkleidete, fand es sich, daß die Kugel ein röthliches Mahl, aber ohne Hautverletzung, zurückgelassen hatte. Dieses Mahl blieb bis an sein Lebensende sichtbar als ein Zeichen, daß der allmächtige Gott das kostbare Leben seines treuen Dieners auf wunderbare Weise erhalten hat.

Erbitterung über den abscheulichen Verbrecher und Freude über die wunderbare Rettung des geliebten Oberhirten erfüllten alle Herzen, als das Verbrechen in der Stadt ruchbar wurde. Die Behörden stellten auf der Stelle Nachforschungen an, um den Thäter zu entdecken. Sie hatten dazu noch den besonderen Grund, da sie eben Streit über die geistliche Gerichtsbarkeit mit dem Erzbischofe führten, man möge auf den Gedanken kommen, dieses Verbrechen stände im Zusammenhange mit jenem Streite. Die Thore wurden geschlossen und eine Verordnung des Statthalters unter Trompetenschall verkündet, daß Jeder, der von dem Verbrecher Kunde habe, bei Todesstrafe und Gütereinziehung davon Anzeige zu machen habe. Der Kardinal bat zwar den Statthalter, von allen

Nachforschungen abzustehen, da er dem Thäter bereits vollkommen vergeben habe und nichts weniger als seine Bestrafung wünsche. Dessenungeachtet wurden die Nachforschungen fortgesetzt, die jedoch lange Zeit ohne Erfolg blieben. Auf Befehl des Papstes ging der Bischof von Lodi als päpstlicher Gesandte nach Mailand und veröffentlichte eine Verordnung des Papstes, wornach die Mitwisser des Verbrechens mit dem Kirchenbann belegt werden, wenn sie nicht aufrichtig dieselben anzeigten. Diese Maßregel blieb nicht ohne Wirkung. Zwei Priester nannten den Meuchelmörder, der sich unterdessen nach Savoyen geflüchtet hatte, wo er unter den Truppen des Herzogs als Soldat diente. Farina, der Mörder, wurde ausgeliefert und nebst den drei Pröpsten hingerichtet. Dieß geschah am 28. Juli 1570. Farina zeigte große Reue und hielt noch auf der verhängnißvollen Leiter eine sehr erbauliche Rede an das Volk. Papst Pius V. hob darauf ungeachtet der Thränen des Ordensgenerals und der Fürbitte des Kardinals Borromäus und der Stadt Mailand den Orden der Humiliaten „wegen des Aergerniß erregenden Lebenswandels der Ordensmitglieder und des verabscheuungswürdigen Mordanschlags gegen den Kardinal Borromäus“ auf.

11. Hungersnoth und Menschenliebe; Seesieg bei Lepanto.

Im Jahr 1570 entstand wegen der kärglichen Ernte eine Hungersnoth in der ganzen Lombardei. Eine große Anzahl Armer zog sich nach Mailand, um daselbst Arbeit oder doch Almosen zu suchen. Diese angehäufte Menschenmenge vermehrte das Elend der Hauptstadt. An allen Kirchenthüren, auf den Straßen und an den Hausthüren standen Schaaren von Armen, die um Brod flehten. Innigst gerührt von diesem großen Elende nahm sich der heilige Karl der Armen als Vater an. Er kaufte Getreide, Reis, Gemüse und ließ jedem Armen, der sich im erzbischöflichen Palaste meldete, eine Portion Brod und Gemüse verabreichen, die für den Tag hinreichte. Oft wurden bei 3000 Personen an einem Tage gespeiset. Diese Hungersnoth dauerte mehrere Monate und erschöpfte die Kasse des Erzbischofs. Da bettelte er für die

Armen. Seinen Bitten widerstand kein Reicher. Bedeutende Summen wurden dem frommen Bettler eingehändigt, die er zur Linderung des Elendes verwandte. Keiner starb den Hungerstod. Seine Nächstenliebe beschränkte sich aber nicht allein auf die Stadt Mailand, sie dehnte sich auf die ganze Diöcese aus. Er erließ die rührendsten Hirtenbriefe, um die Vermögenden zum Almosengeben zu ermuntern und begab sich persönlich an jene Orte, wo das Elend am größten war, um Hülfe und Rettung zu bringen. — Dieser Hungersnoth folgte ein anderes Uebel. Eine ungeheure Menge Schnee fiel im folgenden Winter und bedeckte die Straßen der Art, daß es unmöglich war, mit Wagen oder Pferden von einem Ort zum anderen zu kommen. Karl achtete die schneidende Kälte und die Gefahren des Schnees nicht. Mit einem Stocke in der Hand und eiserne Spitzen an den Schuhen schritt er ruhig über die Schneerinde fort, um seinen hohen Berufspflichten nachzukommen und Segen und Wohlthun überall zu verbreiten. Die große Menge Schnee ließ eine Ueberschwemmung befürchten und in deren Gefolge eine neue Mißernte. Darum ermahnte Karl seine Diöcesanen zu Gebet und Fasten, um den Himmel zu versöhnen. Und Gott erhörte das Gebet seines treuen Dieners; der Schnee verlor sich allmählig, ohne eine Ueberschwemmung zu veranlassen, und es folgte eine so reichliche Ernte, wie sie seit Menschengedenken nicht ausgefallen war.

Ein anderes großes Uebel, das zunächst Italien, dann aber auch der gesammten Christenheit drohte, veranlaßte den heiligen Erzbischof, auf's neue zum inbrünstigen Gebete zu ermahnen. Sultan Selim II., dieser grausame Feind der Christen, hatte die Insel Cypern weggenommen und der Republik Venedig den Krieg erklärt. Pius V. vereinigte mehrere christliche Fürsten zu einem Bündniß wider die Türken. Zu Rom wurden alle Lustbarkeiten untersagt und öffentliche Gebete angeordnet. Auch der heilige Karl ermahnte seine Diöcesanen zum Gebete, damit Gott die große Gefahr von der Christenheit abwende. Die christliche Flotte unter dem tapferen Johann von Oesterreich stieß im Golf von Lepanto

auf die türkischen Schiffe, welche Ali Pascha befehligte. Anfangs schien das Glück auf die Seite der Türken sich zu neigen, doch eine plötzliche Windveränderung trieb die Schiffe der Türken zurück und wehte zu gleicher Zeit eine undurchdringliche Rauchwolke nach der Seite der Feinde hin. Die türkische Flotte gerieth in Unordnung, der tapfere Johann von Oesterreich bemächtigte sich des Admiralschiffes, Ali Pascha fiel und eine gänzliche Unordnung folgte auf diese Schreckensnachricht. Bei 12,000 christliche Sklaven wurden in Freiheit gesetzt, 60 türkische Schiffe gingen unter und über 150 fielen in die Hände der Christen. Dieser glänzende Seesieg bei Lepanto wurde am 7. October 1571 erfochten.

12. Papst Gregor XIII.

Durch die überaus großen Anstrengungen in seinem heiligen Berufe zog sich der Erzbischof eine heftige Krankheit zu, in welche er mehreremal zurückfiel. Sobald er sich nämlich einigermaßen hergestellt fühlte, nahm er mit gewohntem Eifer seine Geschäfte wieder auf, wodurch sich das Uebel verschlimmerte. Man fürchtete, sein Uebel werde in Schwindsucht ausarten. Er mußte sich zu Bette legen. Sein rastlos thätiger Geist aber beschäftigte sich damit, die Gegenstände zu überdenken, die auf der nächsten Provinzialsynode zur Berathung kommen sollten. — Auch Pius V. wurde krank und starb am 1. Mai 1572. Da raffte sich der heilige Erzbischof auf und hielt den Trauergottesdienst für den heiligen Papst und begab sich ungeachtet aller Abmahnungen der Aerzte auf den Weg nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen. Er ließ sich jedoch aus Vorsicht von einem Arzte begleiten, der eine Menge Arzneien mitnahm. Bei Bologna fiel das Maulthier, das die Reiseapotheke trug, in einen Fluß. Die Gläser zerbrachen, die Arzneien wurden ausgeschüttet. Borromäus sprach heiter: „Ein Zeichen, daß ich dieser Dinge nicht mehr bedarf." Und so war es. Seine Gesundheit besserte sich mit jedem Tage, so daß er vollkommen geheilt zu Rom ankam. Er bot seinen ganzen Einfluß auf und so kam es, daß der Kardinal Hugo Buoncompagna von Bologna gewählt wurde. Er nahm den Namen Gregor XIII. an

und war ein würdiger Nachfolger seines heiligen, großen Vorgängers. Er stiftete viele Seminare und war in Verbreitung des katholischen Glaubens und in Durchführung der Trienter Beschlüsse ungemein thätig.

13. Die Pest zu Mailand.

Im Anfang des Jahres 1576 feierte der heil. Karl in seiner Diöcese das Jubiläum; allein der fromme, ernste Sinn, den die Jubelzeit unter dem Volke zu beleben begann, verschwand bald wieder. Ein österreichischer Prinz war nach Mailand gekommen und ihm zu Ehren gab der Statthalter glänzende Feste. Bälle, Theater, Pferderennen und andere rauschende Belustigungen zogen das Volk vom Gottesdienste und Gebete ab. Die Weltlust übertönte das Gebet des Volkes, die Predigt des Priesters. Da trat ein furchtbar ernstes Ereigniß ein und strafte und demüthigte den eitlen Weltsinn. Die Pest brach aus und wüthete zu Mailand und in der ganzen Diöcese. Der feige Statthalter hatte die Flucht genommen, die Verwirrung war ungeheuer. Karl hörte diese Schreckensbotschaft zu Lodi, wo er den Trauergottesdienst für den daselbst verstorbenen Bischof hielt. Er eilte nach Mailand. Bei seinem Anblicke brach das Volk in lautes Wehklagen aus. „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit, o Herr," riefen ihm Alle entgegen. Laut weinend begab er sich in die Domkirche und betete. In seinem Palaste fand er viele Beamte, die ihn baten, die Sorge für die Stadt zu übernehmen, da ihnen, wie sie sagten, ein göttliches Gericht alle Verstandeskräfte gelähmt habe. Karl brachte die Nacht mit Thränen und Gebeten zu. Er ordnete öffentliche Bittgänge und Fasttage an, damit sich Jeder mit Gott aussöhne und den Himmel um Erbarmen anflehe. Bei den Processionen ging er barfüßig, einen Strick um den Hals, das Kreuz in der Hand. Drei Tage lang betete man ununterbrochen in allen Kirchen; an jedem Tage dieses allgemeinen Gebets predigte er und ermahnte Alle zur Buße. Dann machte er sein Testament, worin er seine Hausgenossen, seine Diener und seine Blutsverwandte bedachte; der Haupterbe waren die Armen. Viele Kranken waren in ein außerhalb der Stadt liegendes

großes Gebäude gebracht worden. Da aber in der Eile die nöthigen Betten und Geräthschaften nicht hinausgeschafft werden konnten, auch Niemand zur Krankenpflege sich hergeben wollte, so kamen die Meisten elendiglich ums Leben. Karl ließ alles Silber, was sich in seinem Palaste fand, in die Münze tragen und Geld daraus schlagen, kaufte Leinwand, Kleider, Speisen und sandte sie in die Wohnungen des Elends. Auch sorgte er für Krankenwärter und einen Priester, der den Sterbenden die heiligen Sacramente reichte. Das Beispiel des Erzbischofs, der sein Leben für seine Schafe zu lassen bereit war, ermunterte viele fromme und unerschrockene Laien beiderlei Geschlechts, die Krankenpflege zu übernehmen. Viele Geistlichen hatten aus Furcht die Stadt verlassen oder sich in ihren Häusern versteckt. Die Kranken klagten, sie müßten mitten in einer großen Stadt ohne priesterlichen Beistand sterben, als wenn sie in Klüften und Berghöhlen oder in Wäldern wohnten. Da ließ Karl mehrere Priester aus dem schweizerischen Antheil seiner Diöcese kommen; diesen schlossen sich Mönche, besonders aus dem Orden der Kapuciner und Jesuiten an. Mit diesen Geistlichen eilte der heilige Erzbischof zu den Kranken und brachte ihnen den Trost der Religion. Dadurch wurden jene furchtsamen Geistlichen beschämt und wagten nun ebenfalls ihr Leben für ihre Heerden. Gegen 120 Weltgeistliche und 14 Mönche starben den Heldentod christlicher Aufopferung und Liebe. Der Erzbischof blieb verschont. — Der Jammer war herzzerreißend. Die Säuglinge, die an der Brust ihrer todten Mutter lagen, konnte er nicht mehr durch Säugammen ernähren lassen. Er kaufte daher Ziegen, damit die Kinder nicht verschmachteten.

14. Hungersnoth und strenger Winter zu Mailand.

Die nächste Folge der Pest war eine gränzenlose Noth und Armuth. Der Winter mit Hunger und Kälte war vor der Thüre. Die Reichen hatten ihre Dienerschaft entlassen, die Fabrikherrn und Gewerbetreibenden ihre Taglöhner und Arbeiter. An 70,000 Menschen irrten brodlos in der elenden Stadt herum. Karl tröstete sie, brachte viele in einem großen Gebäude, entfernt von Mailand, unter, andere verwendete

er als Wachen, Krankenwärter und Diener in den Lazarethen. Er ließ seine Betten, Vorhänge, Teppiche zu Kleidern verarbeiten und kleidete damit die Halbnackten. Er machte große Schulden, um die Armen unterstützen zu können. Selbst seine geistlichen Kleider ließ er zu Kleidern verarbeiten, so daß man arme, bleiche Menschen sah mit den Abzeichen der Kleidung des Kardinals. So wohnte der treue Hirte, kaum selbst zur Nothdurft bekleidet, im nackten Palaste. Dieses hohe Beispiel edler Uneigennützigkeit rührte die Reichen, besonders die Frauen. Diese schickten kostbare Ringe, goldene Armbänder und Halsketten, Geld, Leinwand und Speisen in den erzbischöflichen Palast zur Vertheilung unter die Armen. Einst an einem späten Abend kam Karl ermattet vom harten Krankendienst nach Hause. Er begehrte Brod und Wasser, seine einzige Nahrung in dieser Zeit. Der Diener brachte ihm nur Wasser, da weder Brod noch Geld vorhanden sei. Doch nicht lange darauf kam er abermals und brachte 1000 Thaler, die soeben ein unbekannter Wohlthäter übersandt habe. Manche Tage ging Karl auf die Ortschaften in der Nähe Mailands, um auch hier geistige und leibliche Hülfe zu bringen. Die Sprache ist zu arm, um die lebhafte Freude auszudrücken, die seine Gegenwart überall verbreitete. Wohin er kam, ward er wie eine Gottheit vom Himmel empfangen.

Karl sah dieses große Uebel als eine göttliche Züchtigung an, als eine Strafe für die vielen Sünden der lasterhaften Mailänder, gegen die er so lange gekämpft hatte. Darum ermahnte er stets zur Buße und feierte das Ende dieses Uebels mit den rührendsten Ceremonien und mit einer Predigt, die einen unauslöschlichen Eindruck auf die Herzen seiner Zuhörer machte. Die Zahl der Todten belief sich auf 17,000 in der Stadt, auf 8000 auf dem Lande. Ohne die Aufopferung, ohne die wahrhaft überirdische Liebe des heiligen Erzbischofs würde der Todesengel eine weit größere Anzahl hinweggerafft haben.

15. Tod des heil. Karl Borromäus.

Im Oktober 1584 besuchte der heil. Karl den Wallfahrtsort Varello, um unter der Leitung des Paters Alborno

geistliche Uebungen zu machen und eine Generalbeichte abzulegen. Er verdoppelte seinen Eifer in den Abtödtungen und im Gebete. Ganz in Gott versenkt, von allem Irdischen entbunden, betrachtete er die Geheimnisse des Leidens Christi. Während des heiligen Meßopfers vergoß er häufige Thränen und mußte vor Rührung mehrmals die heilige Handlung unterbrechen. Es befiel ihn ein Fieber und Todesgedanken senkten sich in seine Seele. Am 29. Oktober reiste er nach Arona und ließ sich noch in der Nacht über den See fahren. Er wollte nämlich zu Ascona das Seminar in seiner inneren Einrichtung vollenden. Seine Reisegefährten baten ihn, dieses Geschäft auf bessere Zeiten zu verschieben. Karl aber antwortete im Gefühl seiner nahen Auflösung: „Wenn ich es jetzt nicht vollende, so kann ich es nicht mehr thun.“ — Von Fieberschauern ergriffen, kehrte er in seine Geburtsstadt Arona zurück. Es war der Vorabend des Allerheiligenfestes. Er fastete nach seiner Gewohnheit, stand um zwei Uhr des Morgens auf, beichtete und brachte das heilige Meßopfer dar. Er war schon so schwach, daß er nur mit Hülfe der Diener das Knie beugen und sich wieder aufrichten konnte. Am Allerseelentage ließ er sich in einer Sänfte nach Mailand tragen. Er legte sich jedoch nicht eher zu Bette, bis er in seiner Hauskapelle gebetet hatte. Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Der heil. Karl hörte mit großer Seelenruhe den Bericht der Aerzte und begehrte die heiligen Sterbesacramente, die er mit der innigsten Andacht empfing. Er tröstete dann mit schwacher Stimme die Priester, Freunde und Verwandt, die um sein Sterbelager standen, segnete sie und entschlief sanft mit den Worten: „Siehe, Herr, ich komme, ich komme bald.“ Dies ist geschehen am 3. November 1584, Abends nach neun Uhr. Er erreichte ein Alter von sechsundvierzig Jahren und dreiundzwanzig Tagen.

Die Nachricht von seinem Tode versetzte Mailand in die tiefste Trauer. Alle weinten und weheklagten, besonders die Armen, deren Noth der barmherzige Hirte so oft gelindert hatte. Sein Leichnam wurde in der Nähe des Hauptaltars der Domkirche begraben, wo man jetzt noch die einfache, von ihm selbst gewählte Grabschrift lies't. „Karl, Kardinal zur

heiligen Praredis, Erzbischof zu Mailand, den öfteren Gebeten der Geistlichkeit, des Volkes und des frommen, weiblichen Geschlechts sich empfehlend, hat sich bei seinen Lebzeiten dieses Grabmal gewählt." Auf allgemeinen Wunsch der Christenheit setzte Papst Paul V. im Jahre 1610 seinen Namen unter die Zahl der Heiligen und verordnete, daß sein Fest am 4. November gefeiert werde.

16. Characterzeichnung des heil. Karl Borromäus.

Karl hatte einen schönen, gut gebildeten Körper. Seine Gestalt war groß, sein Gesicht blaß und hager, sein Blick offen und frei. Die hochgewölbte Nase trennte sich durch eine Höhlung von der zartgebogenen, scharf sich rundenden Stirne. In seinen Geberden war Würde, Ernst und Anstand. Ein holdes Lächeln milderte die Majestät seines Blickes und flößte Zutrauen und Liebe ein.

Fest und standhaft war sein Vertrauen auf Gott bei Unternehmungen und bei Vollendung guter Thaten. Sein Grundsatz war: „Man muß das Beste thun, und dann auch das Beste hoffen, und, wenn alle menschliche Hoffnung verzweifelt, sich erst recht sicher auf die göttliche Hülfe verlassen und seine Erbarmungen anflehen. Gottes Weisheit geht über Menschen Weisheit. Was den Menschen verloren scheint, das kann Gott retten." Seine übrigen Tugenden, seine Menschenliebe und Demuth, seine Keuschheit und Abtödtung, sein Seeleneifer und seine beinahe unbegreifliche Wirksamkeit, die alle Punkte seines unermeßlichen Berufes ausfüllen wollte, machen ihn zum schönsten Muster für Priester und Bischöfe, für alle Christen.

Ein Denkmal seiner rastlosen Thätigkeit sind seine Schriften. Seine Briefe an Könige, Fürsten, Geistliche und andere merkwürdige Männer seiner Zeit umfassen einunddreißig Bände. Seine übrigen Schriften handeln vom Glaubensbekenntniß, von den Geboten, von den Sacramenten, vom Gebete des Herrn, vom Leiden Christi, von den Festen der Heiligen, von der Beichte, von den Evangelien des Jahres und den Briefen des heiligen Paulus. Besonders wichtig aber für Geistliche sind seine Anweisungen für Seelsorger und Predi-

ger und die Akten der elf Synoden, die unter ihm gehalten wurden.

Wir erlauben uns noch, aus der Heiligsprechungsbulle des Papstes Paulus V. Einiges anzuführen, was zur Charakterzeichnung des heiligen Karl Borromäus beiträgt. „Er war bestimmt, mit vielfältigem Glanz heiliger Werke, zum Ruhm und zum Schmuck der ganzen Kirche, den Priestern und dem Volke vorzuleuchten, — in Unschuld wie Abel, in Reinheit wie Henoch, in Ertragung der Mühe und Arbeit wie Jakob, in der Milde wie Moses, wie Elias im feurigen Eifer. Er sollte ein Beispiel der Kasteiung des Körpers geben mitten in den Lüsten der Welt, wie Hieronymus, der Demuth auf den höheren Ehrenstufen wie Martinus, der Hirtensorgfalt wie Gregorius, der Freimuth des Geistes wie Ambrosius, der Menschenliebe wie Paulinus. Er sollte vor unsern Augen zur Einsicht und Erleuchtung einen Mann darstellen, dem die Welt so sehr schmeichelte und der dennoch ihr gekreuzigt ward, der im Geiste nur lebte, das Irdische unter die Füße trat, beständig nur das Himmlische betrieb, und der, dem Amte nach zu einem Engel gesetzt, auch durch Geist und That auf Erden das Leben eines Engels eifrig nachahmte." — Nachdem der Papst seine Erhebung zum Kardinal und Erzbischof von Mailand erwähnt, fährt er fort: „Noch nicht volle dreiundzwanzig Jahre, verwaltete er Alles mit Fleiß, Weisheit und Gerechtigkeit, mit dem höchsten Eifer für die Ehre Gottes und mit aller Anstrengung für das Beste der katholischen Kirche. Dies leuchtete besonders hervor in den Geschäften für den katholischen Glauben und die ganze Kirche, welche damals auf dem Concil zu Trient verhandelt wurden. Er scheuete keine Nachtwachen, keine Beschwerden oder Mühe und Arbeit, damit durch nichts die Vollendung der heiligen Versammlung aufgehalten wurde, die er selbst so sorgfältig und mit Geistes-Inbrunst förderte und betrieb, bis er es von dem Herrn erflehet hatte. — Von Tag zu Tag verrichtete er seine Amtspflichten in größerer Fülle und brachte dadurch jenen Acker, welchen die Gottlosigkeit der Zeiten durch Dörner verwildert und entstellt hatte, zu dem Grad von Reinigkeit und Glanz, daß die mailändische Kirche ein vortreffliches Beispiel kirchlicher Zucht

geworden ist. — Zuvörderst war er auf das sorgfältigste bemüht, daß die Beschlüsse des Trienter Kirchenrathes vollzogen wurden. Damit er aber die Kirchenzucht und das Sittenverderbniß nach Ordnung und auf die richtigste Weise verbesserte, wohlwissend, daß man auf den Wegen des Herrn gehen müsse, fing er unter Gottes Beistand darnach zu wirken und zu lehren an. — Die vielen Provinzial- und Kirchen-Sprengel-Versammlungen, und die herausgegebenen Bücher der Verhandlungen seiner Kirche erörtern und beweisen genugsam, wie vieles er in der richtigen Verwaltung seiner Kirche leistete. Jene Bücher sind beständig in den Händen der Priester und geben reichen Stoff zur Lehre, wie die Kirchen regiert werden sollen. — Er besiegte und beseitigte durch die Gnade Christi, auch selbst mit Lebensgefahr, durch Bitten, durch Predigten, durch Tadel, aber auch durch das Beispiel und Ansehen seiner Person die Ketzereien und viele andere schwere Mißbräuche und Laster, besonders bei der Geistlichkeit. — Seinem Tode folgte die Trauer aller Mailänder, indem die einen den Verlust ihres Heiligen, die anderen den Verlust ihres gemeinschaftlichen Vaters beklagten. Der Allerhöchste wollte aber auch die ganz vorzügliche Heiligkeit seines Dieners durch Zeugnisse der Wunder darthun. Mehrere derselben wurden in seinem Leben von ihm verrichtet; die bedeutenderen wurden aber nach seinem seligen Entschlafen gewirkt und erwiesen."

XIX. Der heil. Franz von Sales, Bischof von Genf. (1567–1622.)

1. Des heil. Franz häusliche Erziehung; er studirt zu Paris.

Der heil. Franz von Sales steht als eine Säule der katholischen Kirche an der Grenze der durch Zwingli's und Calvin's Lehren zerrissenen Schweiz. Sein frommes Leben stellte der die Kirche und ihre Diener schmähenden Irrlehre die Wahrheit dar, daß in der katholischen Kirche die Gnadenschätze Jesu Christi niedergelegt sind, die den Menschen zur Heiligkeit führen. Sein ächt priesterlicher Wandel, seine

volksthümliche Beredsamkeit haben unzählige Abtrünnige in den Schoos der katholischen Kirche zurückgeführt. Seine salbungsvollen Schriften dienten Tausenden frommer Seelen als Leitsterne auf der Bahn des Heils.

Franz wurde auf dem gräflichen Schlosse Sales in Savoyen unweit Genf am 21. August 1567 geboren. Seine Eltern, Graf Franz von Sales und Franziska von Sionas waren durch ihre Gottesfurcht und Tugenden allgemein geachtet und eifrige Anhänger der durch Calvin's Anhängern so hart gedrückten katholischen Religion. Schon vor seiner Geburt hatte die gottesfürchtige Mutter ihr Kind dem Herrn aufgeopfert und zu Gott geflehet, er möge das Kind, das sie unter dem Herzen trage, von der Befleckung der Welt rein bewahren oder sie lieber der Freude, sich einst Mutter nennen zu hören, berauben, als ein Kind zu gebären, das sich der Sünde ergeben würde. Das anfangs schwächliche Kind wurde sorgsam gepflegt und wuchs unter den Augen der gottesfürchtigen Mutter zu einem an Schönheit des Körpers, Kraft des Geistes, Sanftmuth und Gehorsam ausgezeichneten liebenswürdigen Knaben heran. An der Seite der Mutter betrat der kleine Franz mit Ehrfurcht das Gotteshaus und betete mit einer Andacht und Geistessammlung, die weit über sein Alter erhaben war. Dann nahm ihn die fromme Mutter mit in die Hütten der Armen und Kranken und ließ ihn durch seine Hand das Almosen austheilen. Zu Hause hielt sie ihn zum frommen Gebete an oder las ihm die Geschichten der Heiligen vor und besprach sich mit ihm darüber. Franz war jetzt sechs Jahre alt und sollte die öffentliche Schule besuchen. Der Mutter blutete das Herz bei dem Gedanken an die Gefahren, denen die Tugend in den öffentlichen Schulen oft ausgesetzt ist. Sie hätte ihn gerne durch Privatlehrer erziehen lassen, allein der Graf zog eine öffentliche Lehranstalt wegen des Wetteifers unter den Kindern dem Privatunterricht vor und Franz besuchte eine Zeit lang die Schule von Rocheville und nachher die von Annecy, drei Stunden vom Schlosse Sales entfernt. Mit dem größten Fleiß in Erlernung der Wissenschaften verband er die Uebungen der Frömmigkeit und lenkte bald die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich. Mit Erstaunen

beobachtete man seine großen Talente, sein vorzügliches Gedächtniß, seinen Scharfsinn, seine ungewöhnliche Anlage zur Beredsamkeit. Franz sollte nun zu Paris seine wissenschaftliche Laufbahn vollenden und kam daher auf einige Monate zu seinen Eltern. Die Gräfin benützte diese Zeit, um ihren geliebten Sohn vor den Gefahren der Verführung zu warnen, welchen in dieser üppigen Stadt der Jüngling nur schwer entgehen kann. Oft sagte sie zu ihm, was früher die Mutter des heil. Ludwig zu diesem gesagt hatte: „Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich dich liebe; aber lieber möchte ich sehen, daß du todt vor meinen Augen hinstürztest, als vernehmen, daß nur eine schwere Sünde von dir begangen worden sei." — In Begleitung des Johann Drage, eines gelehrten und frommen Priesters, der ihm von seinen Eltern als Hofmeister beigegeben wurde, reiste er nach Paris. In Frankreich wüthete damals ein furchtbarer Bürger- und Religionskrieg, der Kampf der Katholiken und der Calvinisten oder Hugenotten. Der schwache König Heinrich III. leitete das zerrüttete Reich, als der junge Franz von Sales an ausgeplünderten und halb zerstörten Städten, niedergerissenen Kirchen und Klöstern vorbei nach Paris sich begab. Dieser traurige Anblick war jedoch für Franz nichts Neues, denn die Religionsunruhen hatten auch in seinem Vaterlande Savoyen große Verwüstungen angerichtet.

Franz suchte bei seiner Ankunft zu Paris Aufnahme in dem Kollegium der Jesuiten und studirte hier mit großem Eifer die Redekunst und Philosophie. Gehorsam dem väterlichen Willen, lernte er auch in der Akademie das Reiten, Fechten und Tanzen, obschon er schon damals entschlossen war, dem geistlichen Stande sich zu widmen. Dadurch erwarb er sich den schönen Anstand, der ihn in allen seinen Amtsverrichtungen so sehr empfahl. Er verlegte sich auch auf das Studium der hebräischen und griechischen Sprache und der Theologie unter Leitung der berühmten Lehrer Genebrard und des Jesuiten Maldonat. Neben den Studien vergaß er nicht die Uebungen der Frömmigkeit. Er las und betrachtete die heilige Schrift und das vortreffliche Buch des Pater Scupuli vom geistlichen Kampfe, wohnte den Predigten bei

und schloß sich an tugendhafte Menschen an. Besonders nützte ihm seine Freundschaft mit Pater Angelus, der aus einem Herzog und Marschall von Frankreich ein demüthiger Ordensjünger des heil. Franziskus geworden war. Dieser fromme Ordensmann warnte ihn vor den Gefahren der Welt, flößte ihm Verachtung ihrer Güter und Freuden ein und bewog ihn, seine Sinnlichkeit abzutödten. Franz trug zu dem Zwecke drei Tage in jeder Woche einen Bußgürtel und legte jetzt schon das Gelübde der Keuschheit ab. Alle acht Tage empfing er die heilige Kommunion, um sich gegen die Versuchungen zur Sünde zu stärken. Um diese Zeit hatte Franz eine schwere Prüfung zu bestehen. Eine tiefe Schwermuth, Angst und Verwirrung bemächtigten sich seiner Seele; der Herzensfriede war verschwunden und er fand an den Uebungen der Religion keinen Geschmack mehr. Der böse Feind quälte ihn mit dem Gedanken, er sei von Gott verworfen. Er begab sich in die Kirche, in welcher er Gott ewige Keuschheit gelobt hatte, warf sich vor dem Bilde der seligsten Jungfrau nieder und bat unter Thränen um ihre Fürbitte bei Gott, daß er nicht verworfen werde. Nach vollendetem Gebete war es ihm, als ob ihm ein Stein von dem Herzen gewälzt wäre und seine Herzensruhe wurde von dieser Zeit an nicht mehr gestört. Da seine Studien in Paris vollendet waren, begab er sich jetzt nach Hause.

2. Franz studirt zu Padua, wählt den geistlichen Stand und wird Dompropst von Genf.

Nach dem Willen seines Vaters besuchte nun der achtzehnjährige Jüngling in Begleitung desselben Hofmeisters die berühmte Universität Padua, um die Rechte zu studiren (1584). Da Padua der Schauplatz großer Ausschweifungen war, so verdoppelte Franz seine Wachsamkeit und sein Gebet, und achtete nicht die Spottreden derer, die ihn als einen Schwachkopf bemitleideten. An der Universität glänzten damals der berühmte Rechtslehrer Pancyrole und der gelehrte und fromme Jesuit Possevin. Franz wählte den letzteren zu seinem Beichtvater. Mit der Leitung seines Gewissens übernahm Possevin auch die Leitung seiner Studien. Er gab

ihm täglich zwei Lehrstunden, in welchen er ihm die Theologie des heil. Thomas und die Kampfpunkte des Glaubens des Cardinals Bellarmin erklärte. Durch seine rastlose Thätigkeit zog sich Franz eine schwere Krankheit zu, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Die geschicktesten Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen. Der fromme Jüngling fürchtete den Tod nicht, sondern bereitete sich mit aller Seelenruhe auf den großen Schritt in die Ewigkeit, vor dem die Weltkinder sich entsetzen. Er empfing die heiligen Sterbsacramente mit der herzlichsten Andacht. Sein Hofmeister, der ihn unaussprechlich liebte, saß weinend an seinem Bette. Auf seine Frage, wie es nach seinem Tode mit seinem Leichnam gehalten werden solle, antwortete Franz: „Ich wünsche, daß meine Leiche der Anatomie übergeben werde; habe ich dann der Menschheit in meinem Leben nicht genützt, so nütze ich ihr doch noch nach meinem Tode." Allein Gott gab ihm gegen Erwarten seine Gesundheit wieder. Er faßte nun den Entschluß, die Welt zu verlassen und dem geistlichen Stande sich zu widmen. Nach Vollendung seiner Studien, in seinem vierundzwanzigsten Jahre, empfing er die Doctorwürde und wurde von dem berühmten Pancyrole als ein herrliches Tugendmuster der ganzen Universität gerühmt. Als er nach Hause reisen wollte, empfing er von seinem Vater die Weisung, die berühmtesten Städte Italiens zu durchreisen. Er kam nach Rom und sah hier die Merkwürdigkeiten einer untergegangenen Welt. Mehr aber als die Alterthümer des heidnischen Roms interessirten ihn die Kirchen und Katakomben, wo so viele heilige Märtyrer begraben und in den Verfolgungen die Geheimnisse der Religion gefeiert wurden. Hier gelobte er, die Religion Jesu in seinem Vaterlande wieder herzustellen und wenn er nach dem Beispiele der heiligen Märtyrer sein Blut vergießen müsse. Dann reiste er nach Loretto, wo er in der berühmten Muttergotteskapelle das Gelübde der Keuschheit erneuerte. Nachdem er die große Handelsstadt Venedig gesehen und dort einen der Wollust ergebenen Landsmann zur Buße und Besserung bewogen, reiste Franz nach Hause. Durch seine Tugenden, seine Demuth, sein Vertrauen auf Gottes Vorsehung und seine Sanftmuth,

die er nur durch öftere Selbstüberwindung erkämpfte, da er von Natur zum Zorn geneigt war, erwarb er sich bald die allgemeine Hochachtung seiner Landsleute. Der Bischof von Genf, Claudius von Garnier, lernte den jungen Grafen hochschätzen und sprach seine Ahnung aus, daß er einst sein Nachfolger in der bischöflichen Würde werde. Der Vater aber wollte, daß Franz für eine Stelle im Rathe des Herzogs von Savoyen sich vorbereiten und durch eine vortheilhafte Heirath mit einem großen Hause sich verbinden möchte. Franz begab sich deßhalb nach Chambery, bestand eine glänzende Prüfung und wurde unter die Zahl der Advokaten aufgenommen. Hier schloß er auch ein inniges Freundschaftsbündniß mit Anton Faure, dem Freunde seines Vaters und dem berühmtesten Rathe des Herzogs. Da ihm aber die Beschäftigungen eines Advokaten nicht zusagten, so öffnete er eines Tages seinem Hofmeister seine Absicht, Geistlicher zu werden. Als Verehrer der Familie von Sales, suchte ihn der Hofmeister von seinem Plane abzubringen. Er stellte ihm vor, daß er als Erstgeborener die gewöhnliche Ordnung nicht umstoßen dürfe, und den Willen seines Vaters befolgend, die Stütze seines Hauses werden müsse. Franz aber erwiederte: „Mögen die Vortheile, welche mir die Welt verspricht, so groß sein wie sie wollen; was nützt mir die ganze Welt, wenn ich meine Seele verliere? Gott hat mir schon vor langer Zeit einen Haß gegen die Welt und eine solche Liebe zu ihm, eine solche Furcht vor seinem Gericht eingeflößt, daß ich seine Gnade allen Dingen vorziehe. Seien Sie mir also nicht länger entgegen, sondern vielmehr behülflich, daß ich zu meinem Zweck komme. Die größten Hindernisse, ich weiß es wohl, werden mir Jene in den Weg legen, denen ich mein Leben verdanke und die ich nach Gott am meisten zu ehren schuldig bin. Sie vermögen viel bei ihnen; verschaffen Sie mir also ihre Einwilligung und ersparen Sie mir dadurch die schmerzlichen Gefühle, die mir der Gedanke verursacht, vielleicht Etwas thun zu müssen, was ihnen unangenehm wäre." Der Hofmeister aber lehnte diesen Auftrag ab. „Lieber Graf, sprach er, Ihren Eltern diese Nachricht zu ertheilen, fühle ich mich zu schwach; denn

ich sehe vorher, daß sie dadurch in die äußerste Traurigkeit versetzt werden." — Sein Vater wollte nun, Franz solle sich mit dem schönen und tugendhaften Fräulein von Vegy vermählen; der Herzog sandte ihm seine Ernennung zum Mitgliede des Rathes von Chambery; allein Franz lehnte zum größten Befremden seines Vaters Beides ab. Aus Ehrfurcht gegen seinen Vater hatte er seine Absicht, Geistlicher zu werden, verborgen gehalten, weil er, dem Willen seines Vaters entgegen zu handeln, einen unüberwindlichen Widerstand in sich fühlte. Franz hatte einen Vetter, Ludwig von Sales, der Domherr zu Genf war. Diesem entdeckte er sich und bat ihn, seine Eltern mit seinen Wünschen bekannt zu machen. Da grade die Dompropststelle von Genf erledigt war, welche der Papst zu vergeben hatte, so verschaffte der Onkel durch seine Freunde am päpstlichen Hofe seinem Neffen diese wichtige Stelle und begab sich dann zu dem Grafen und der Gräfin und zeigte ihnen die päpstliche Bulle, wodurch ihr Sohn zum Domprobsten von Genf ernannt wurde. Der Graf und die Gräfin wurden dadurch tief bestürzt. Da aber alle Vorstellungen, Bitten und Thränen der Eltern den Entschluß des Sohnes nicht zu ändern vermochten, so gaben sie nach. Sie ertheilten ihm den Segen und der Vater sprach: „Mein Sohn, ich bitte Gott, daß er dein Lohn im Himmel sein möge, wie er jetzt dein Erbtheil auf Erden sein soll." Franz übernahm nun die Propststelle des Domkapitels von Genf, das wegen der Religionsunruhen nach Annecy verlegt worden war. Im Dezember 1593 wurde er Priester, verlegte sich mit großem Fleiße auf's Predigtamt und erwarb sich durch seine Leutseligkeit und Sanftmuth die Liebe und das Zutrauen des Volkes. Besonders wanderte er gerne durch die Dörfer, um das unwissende und nothleidende Volk zu lehren und zu trösten.

3. Franz als Missionär unter den Calvinisten des Bisthums Genf.

Die Stadt Genf hatte der katholischen Religion entsagt und zugleich gegen die Herrschaft des Herzogs von Savoyen, der souveräner Herr der Stadt war, sich empört. Die

Genfer nahmen zur Zeit, wo der Herzog in einen Krieg mit König Franz I. von Frankreich verwickelt war, die Landschaft Vaud, das Herzogthum Chablais und die Landvogteien Getz, Ternier und Gaillard weg und führten daselbst nach ihrer Art die calvinische Lehre ein. Der Herzog eroberte später dieses geraubte Gebiet und wollte die katholische Religion darin wiederherstellen, aber nicht durch Gewalt, wie es die Calviner gethan hatten, sondern durch Ueberzeugung. Er bat den Bischof, eifrige Missionäre in diese Landschaften zu senden und Franz, der neue Dompropst und sein Oheim Ludwig übernahmen diese Mission. Am 9. September 1594 reisten sie nach dem Lande ihrer frommen Wünsche. An der Grenze des Landes angekommen, warfen sie sich auf die Kniee und beteten, damit Gott ihren Aufenthalt segne. Dann sprach Franz zu seinem Onkel: „Wir sind hierher gekommen, die Verrichtungen der Apostel zu unternehmen, und wenn unser Unternehmen gelingen soll, so können wir diesen heiligen Männern nicht zu sehr nachfolgen. Wir wollen deßwegen unsere Pferde zurückschicken, zu Fuß weiter gehen und uns nach ihrem Beispiele mit dem Nothwendigen begnügen.“ Sie begaben sich nun zu Fuß nach der Festung Alinges, wo sie von dem Commandanten auf's freundlichste empfangen und auf den Altan des Schlosses geführt wurden, wo man die ganze Gegend übersehen konnte. Mit tiefem Schmerze sah Franz die vielen niedergerissenen Kirchen und Klöster, die verwüsteten Städte und Dörfer — das Werk des calvinischen Fanatismus. Unter Thränen betete er: „Herr! die Völker, die sich aufgelehnt haben gegen dich und deinen Gesalbten, haben dein Erbtheil angegriffen, deine Tempel entweiht, dein Heiligthum zerstört. Steh' auf und richte selbst über deine Sache, aber richte mit Barmherzigkeit und Schonung!“ Dann sprach er zu dem Commandanten: „So große Uebel fordern eine außerordentliche Hülfe; aber Der, der Alles kann, kann auch hier Rath schaffen.“ Sie begannen ihre Mission zu Tonon, der Hauptstadt der Provinz, welche zwei starke Stunden von Alinges entfernt lag. Da es in Tonon nicht rathsam war zu übernachten, so gingen sie jeden Tag dahin und zurück. Franz nahm nichts

mit sich als die Bibel und das Brevier. Ein Diener begleitete die beiden Geistlichen. Bei ihrem ersten Besuche in Tonon entstand ein Volksaufstand; allein Franz ließ sich durch nichts abschrecken. Er setzte seine Besuche täglich bei dem schlechtesten Wetter fort, achtete weder Kälte noch Regen, noch die barbarische Härte der Einwohner, die ihm nicht einmal Obdach gewährten, als er sich einmal verirrte. Bei der Besatzung von Alinges waren auch calvinische Soldaten, die sich von den Tugenden des frommen Missionärs gerührt zur katholischen Religion bekehrten. Auch verbesserte Franz die Sitten der übrigen Soldaten, entwöhnte sie der Trunkenheit, des Zweikampfes und der Lästerreden, so daß die Besatzung in kurzer Zeit durch ihre Tugenden vortheilhaft sich auszeichnete. Da Franz mit aller Sanftmuth und Liebe an der Bekehrung seiner Mitmenschen arbeitete, nie sich beleidigender Ausdrücke bediente, so konnten die Bürger von Tonon diesen und seinen übrigen apostolischen Eigenschaften nicht länger widerstehen. Sie verglichen damit das Betragen ihrer Prediger, die nur durch Kabale, Verläumdungen und aufrührerische Kanzelreden ihr Reich zu erhalten suchten. Nachdem die Abneigung gegen ihn verschwunden, machte er den Einwohnern von Tonon Höflichkeitsbesuche und gewann ihr Herz durch seine ausnehmende Freundlichkeit um so eher, da sie an den calvinischen Predigern nur ein gebieterisches, stolzes Benehmen zu beobachten gewohnt waren. Franz hielt nun öffentliche Predigten, ließ eine Schrift drucken, worin der katholische Glaube mit den überzeugendsten Gründen dargelegt wurde; allein die reformirten Prediger schwiegen still. Dieses Stillschweigen machte einen tiefen Eindruck auf die Reformirten und die Vorträge des heil. Franz wurden von nun an zahlreich besucht. Die Wuth seiner Feinde steigerte sich dadurch nur um so heftiger. Man nahm daher Meuchelmörder in Dienst und bot eine bedeutende Summe Geldes, wenn sie den frommen Missionär tödteten. Franz kannte dieses Geheimniß der Bosheit und ging seinen Mördern, die ihm auf dem Wege von Tonon nach Alinges auflauerten, entgegen. Als sie auf ihn zusprangen, redete er sie mit der Gemüthsruhe und Freundlichkeit, die ihn in keiner Lage des Lebens ver-

ließen, an: „Freunde! ihr vergreift euch; denn ihr wollet doch wohl nicht einen Menschen morden, der euch nie beleidigt hat, und jeden Augenblick bereit ist, sein Leben für euch hinzugeben?" Diese Worte entwaffnete die Mörder; sie fielen dem heiligen Manne zu Füßen und baten ihn um Verzeihung. Nachdem in Tonon eine kleine Gemeinde sich gebildet hatte, nahm Franz hier seinen Wohnsitz. Dadurch entstand ein Volksauflauf, der von den reformirten Predigern angestiftet worden und den Tod des Heiligen zur Absicht hatte; allein Franz entzog sich seinen Mördern. Doch diese Bosheit schadete den Predigern am meisten. Die Reformirten sagten laut: „Wenn unsere Prediger sich stark genug fühlten, dem Missionär zu antworten, so würden sie zu solchen Gewaltthätigkeiten ihre Zuflucht nicht nehmen. Ihre heimlichen Mordanschläge sind ein redender Beweis, daß sie entweder ihrer Sache nicht trauen oder sich zu schwach fühlen, sie gehörig zu vertheidigen. Es ist gar zu auffallend, daß ein einziger Mann vor den Thoren von Genf alle unsere Prediger herausfordert, und obschon dort der Mittelpunkt unserer Religion ist, keiner sich erkühnt, zum Schutze der gemeinsamen Sache wider ihn aufzutreten. Lehrt er Irrthümer, so müßte man ihn durch Gründe davon überzeugen; daß aber die Herrn von uns fordern, daß wir ihnen auf ihr Wort glauben sollen und uns zugleich zum gerechten Mißtrauen gegen sie nöthigen, ist eine unverzeihliche Anmaßung." Die Verachtung des Volks gegen ihre Prediger nahm zu, weil sie aus Feigheit die Einladung des Missionärs zu Religionsbesprechungen nicht annahmen. Nur ein Prediger erschien und nahm den katholischen Glauben an. Durch die Ränke seiner Amtsgenossen mußte er diesen Schritt mit dem Leben büßen; er wurde hingerichtet. Darauf bekehrte sich der Herr von Akolly, das Haupt der Calvinisten in jener Gegend. Seinem Beispiele folgten bald eine solche Menge, daß Franz allein nicht mehr im Stande war, sie vollständig zu unterrichten. Auf die Kunde von dem glücklichen Fortgange der Mission wurde er an den herzoglichen Hof nach Turin berufen, wo er von dem Herzoge und dem päpstlichen Nuntius mit der höchsten Achtung empfangen wurde, Bericht über seine Mission erstattete und Vorträge machte,

wie das Werk der Bekehrung zu vollenden sei. Der Herzog wies der Gemeinde zu Tonon die Kirche zum heil. Hippolyt an und Franz richtete gleich nach seiner Rückkehr die Kirche ein, ohne sich durch einen von der Stadtobrigkeit erregten Volksauflauf einschüchtern zu lassen. In der Nacht des Festes der Geburt Jesu Christi feierte er in dieser Kirche das heilige Opfer und theilte achthundert Personen das heilige Abendmahl aus. Er predigte mit einer solchen Salbung, daß Alle innigst gerührt wurden. Auch die folgenden Feiertage wurden in dieser Kirche festlich begangen und die würdige Feier des katholischen Gottesdienstes machte auf die anwesenden Reformirten einen so tiefen Eindruck, daß die sämmtlichen Einwohner von drei reformirten Flecken katholisch wurden. Da die Last seiner Amtsverrichtungen immer drückender wurde, und man ihm rieth, seine Gesundheit zu schonen, antwortete der eifrige Diener Gottes: „daß ich lebe, ist eben nicht nothwendig, aber daß es der Kirche an der nothwendigen Bedienung nicht fehlt, dafür muß gesorgt werden.“

4. Unterredungen des heil. Franz mit Theodor Beza.

Franz von Sales suchte jetzt den ihm vom Papste gewordenen Auftrag auszuführen, Theodor Beza, das Haupt der Reformirten, zu bekehren. Beza war in Frankreich in der katholischen Religion geboren und erzogen, wurde Priester, schlug sich aber bald auf Calvins Seite und wurde nach dessen Tod (1564) die Stütze des Calvinismus. Durch Gelehrsamkeit, Geist und Witz ausgezeichnet, erwarb er sich durch seinen Character, der gegen den finsteren Starrsinn Calvin's mild abstach, einen größeren Anhang, als dieser. Durch seine Schriften gab er der Lehre seines Meisters ein gefälliges Gewand. Beza lebte wie Calvin zu Genf und war damals ein Greis von siebenzig Jahren, als Franz mit seiner Bekehrung beauftragt wurde. Es war dies eine schwere Aufgabe; denn sein Leben stand auf dem Spiele, wenn die Genfer seine Absicht merkten. Dessenungeachtet begab sich Franz im Vertrauen auf die göttliche Hülfe nach Genf und traf Beza glücklicherweise allein zu Hause. Aus der merkwürdigen Unterredung beider Männer theilen wir Folgendes mit:

Im Verlaufe des Gespräches gestand Beza, man könne in der katholischen Kirche selig werden. Darauf sagte Franz: „Warum haben Sie sich dann von ihr getrennt und durch Ihr Beispiel so Viele zum Abfalle von ihr gereizt? Beza: Die Schuld unserer Trennung von ihr fällt auf sie zurück: denn sie hat uns als Ketzer verdammt und von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Franz: Wurde sie nicht dazu gezwungen? Muß es nicht in jeder wohlgeordneten Gesellschaft einen Richter in letzter Instanz geben, der mit einem Unterwerfung gebietenden Ansehen die Uneinigkeiten, die in ihrem Schooße entstehen, entscheiden kann, damit sie nicht ewig dauern und alle gute Ordnung stören? Würden Sie und Ihre Amtsgenossen es anders machen mit Denen, die sich weigerten, ihrer Lehre zu entsagen, wenn Sie versammelt in einer Synode dieselbe als irrig verworfen hätten? Beza: Wir würden sie wenigstens nicht verdammen ohne sie vorher zu hören. Franz: Hat Ihnen unsere Kirche nicht auch Verhör vor dem Urtheilsspruche angeboten? Sind Sie nicht zum Concilium von Trient eingeladen worden? Beza: Wir konnten diese Einladung nur für Einladung zum Schaffote und Scheiterhaufen ansehen, und der folgt man nicht gern. Franz: War Ihnen denn nicht Geleit und Sicherheit versprochen? Beza: Freilich; aber wir konnten uns nicht darauf verlassen; denn der Grundsatz der Katholiken: „Ketzern braucht man nicht Wort zu halten," ist weltkundig. Franz: Und doch nichts anders, als eine alte, hundertmal erneuerte, und eben so oft widerlegte Verläumdung. Beza: Möchte sie das sein! Aber das Concilium von Constanz hat das Gegentheil bewiesen; den es ließ den Johann Huß verbrennen, obwohl ihm der Kaiser Sigismund den förmlichsten und bündigsten Geleitsbrief gegeben hatte. Franz: Diese Geschichte ist Ihnen zu gut bekannt, als daß es nothwendig wäre, viel darüber zur Rechtfertigung des Conciliums zu sagen. Genug: Die Hussiten haben die Bedingungen, unter welchen ihnen das Geleit zugesichert war, nicht beobachtet, also stillschweigend darauf Verzicht geleistet und durch ihr Betragen das Concilium berechtigt, nach der Strenge der Gesetze mit ihnen zu verfahren. Aber gesetzt auch, die Sache verhielt sich so, wie die Feinde der katholischen Kirche behaupten, so müßten wir das Concilium eines strafwürdigen Mißgriffs beschuldigen und sein Beispiel verabscheuen; denn es ist und bleibt Lehre unserer Kirche, daß wir Jedem, er sei wer er wolle, Wort halten müssen, so lange die Erfüllung unseres Wortes durch die That kein Verbrechen ist. Beza: Ich will das hingehen lassen und sogar zugeben, das Concilium von Trient habe, weil wir nicht dabei erschienen, das Recht gehabt, unsere Lehre nach unsern Schriften, die keiner Erklärung bedurften, zu beurtheilen; aber es hätte dabei die einzige Glaubensregel, die wir als göttlich verehren, zum Grunde liegen müssen. Franz: Welche ist diese Regel? Beza: Die heilige Schrift. Franz: Die

respectiren wir auch als Gotteswort; aber sie ist in mehreren Stellen so dunkel und unverständlich, daß wir uns in Irrgänge verwickeln, die keinen Ausgang mehr offen lassen, wenn wir ihr allein folgen wollen und das Ansehen der Kirche in Glaubenssachen verwerfen. Beza: Das ist eine eitle Furcht; denn, wer mit redlichem Herzen in der heiligen Schrift nach Wahrheit forscht, den wird der heilige Geist erleuchten, daß er den rechten Sinn ihrer Lehren erfasse. Franz: Diesen Beistand des heiligen Geistes hat Jesus nur seiner Kirche versprochen, die eine Säule und Grundfeste der Wahrheit sein soll. Beza: Und da die Kirche aus den Gläubigen besteht, auch diesen. Franz: Also nur einigen oder allen? Wenn nur einigen, welche sind denn diese? Beza: Nein, nicht einigen, sondern allen Gläubigen, die mit einem frommen, unbefangenen, nur Wahrheit suchenden Herzen die heilige Schrift lesen, ist der Beistand des heiligen Geistes verheißen, der ihnen den rechten Sinn ihrer Lehren eröffnen soll. Franz: So müssen ihn die Katholiken auch haben; denn die ringen nicht weniger als die Protestanten, mit redlichem Herzen nach Wahrheit; haben sie ihn aber unter der erwähnten Voraussetzung Jeder einzeln für sich, wie kann man dann ihren in einer Generalsynode versammelten Lehrern mit Grund absprechen? diese beziehen sich auch immer bei ihrer Entscheidung entstandener Glaubensstreitigkeiten auf den Sinn, in welchem die alten Kirchenväter die Schriftsteller genommen haben; läßt sich aber wohl ein einziger haltbarer Grund angeben, daß der heilige Geist jenen Religionslehrern der Vorzeit, die so tugendhaft als gelehrt waren, und ihr ganzes Leben der Untersuchung der Wahrheit weiheten, seine Erleuchtung entzogen habe, um sie für die Lehrer der letzten Zeiten aufzubewahren? Müssen wir nicht sogar, wenn wir ihre Uneinigkeit betrachten, eingestehen, daß der heilige Geist sich oft in seinen Eingebungen selbst widerspreche? Wollen wir dieses nicht eingestehen; wo finden wir dann den Schlüssel zu dem Räthsel, daß Luther in den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahles die Lehre von der wirklichen, Calvin hingegen jene von der figürlichen Gegenwart Jesu in demselben fand? — Aber so geht es, wenn man das Urtheil einer mit göttlichem Ansehen die Glaubenszweifel entscheidenden Kirche verwirft, um seinem eigenen Geiste zu folgen. Man springt hinüber in den unabsehbaren Raum endloser Zweifel und Uneinigkeiten, und tappt darin unruhig herum, bis die letzte Stunde schlägt, die mit dem Leben die Untersuchung endigt. Daher kommt es auch, daß die Anhänger der Lehre Calvins bis auf diesen Tag in ihrem Glaubensbekenntnisse noch nicht einig werden können. Beza: Sie geben sich zu viel Mühe, mich von der Unwahrheit meines Satzes zu überführen; und das nehme ich Ihnen nicht übel; aber was Sie von der noch unter uns herrschen sollenden Uneinigkeit in unserem Glauben sagen, ist übereilt; denn in der Hauptsache sind wir einig, in Ne-

bensachen mag Jeder seiner Meinung folgen. Franz: Ohne mich über die willkürliche Bestimmung von Haupt- und Nebensachen in der Religion zu äußern, behaupte ich, daß Sie, wenn jetzt einmal eine Synode gehalten werden sollte, in derselben auch in Hinsicht auf das, was nach der Lehre Ihres Bekenntnisses Hauptsache ist, so wenig einig werden würden, als es die Mitglieder der (reformirten) Versammlung von Cormasse werden könnten. Von dieser sagte der Herzog von Savoyen, Emmanuel Philibert, welcher derselben selbst beigewohnt hatte: „Sie hat mich überzeugt, daß die Protestanten unter sich in keinem Stücke einig sind, als in dem Hasse gegen die Katholiken.“ Da brauste Beza auf, ward grob und beleidigend gegen den heiligen Missionär. Dieser aber blieb gelassen und freundlich, so daß sich Beza seines Aufbrausens schämte, sich entschuldigte und Franz einlud, ihn bald wieder zu besuchen. Bei einem späteren Besuche drückte ihm Beza gerührt die Hand und sprach: „Ich bitte täglich Gott, daß er, wenn ich nicht auf dem rechten Wege bin, sich über mich erbarme und mich von meinem Irrthume befreien möge.“ Obschon er durch die herzlichen Ansprachen des Heiligen erschüttert und von den peinlichsten Gewissensbissen gefoltert wurde, hatte Beza doch die Kraft des Willens nicht, die festen Bande zu zerreißen, womit er an seine Anhänger und ihre Sache gefesselt war. Da die öfteren Besuche des heiligen Missionärs bei den Genfern Verdacht erregten, wurde Beza um so strenger bewacht und starb einige Jahre darauf, ohne daß sein Wunsch in Erfüllung gegangen war, mit dem Heiligen noch einmal zu sprechen.

Vier Jahre hatte Franz an der Bekehrung dieser Gegend gearbeitet durch Beispiel und Wort und im Jahre 1598 waren die meisten bis auf eine kleine Anzahl, bekehrt. Ueberall wurden Pfarrkirchen errichtet, Pfarrer eingesetzt und der katholische Gottesdienst, der vor sechszig Jahren durch Drohungen und Gewaltthaten abgeschafft worden war, wieder hergestellt.

5. Der heil. Franz wird Coadjutor des Bischofs von Genf.

Als Franz nach Annecy zurückgekehrt war, eröffnete ihm sein Bischof, daß er ihn zu seinem Coadjutor und künftigen Nachfolger ausersehen habe. Er erschrack über diesen Antrag, erklärte sich für unwürdig und bat den Bischof inständig, eine andere Wahl zu treffen. Da aber der Bischof mit Bitten nicht nachließ, so glaubte er eines strafbaren Ungehorsams gegen den Stellvertreter Jesu Christi, den er im Bischofe verehrte,

sich schuldig zu machen und willigte ein. Dieses Opfer des Gehorsams griff jedoch seine Gesundheit so an, daß er gefährlich krank wurde. Als er wieder gesund geworden, reiste er nach Rom, wo er mit der größten Auszeichnung von dem Papste und den Kardinälen empfangen wurde, in Gegenwart derselben die schwersten und verwickeltsten Fragen beantwortete und zum Coadjutor und Nachfolger des Bischofs von Genf und zum Bischof von Nikopolis ernannt wurde. Von Rom reiste er nach Loretto, um seine Andacht zu verrichten, und kehrte dann über Turin, wo er dem Herzoge die päpstlichen Urkunden vorlegte, nach Annecy zurück. Zu Turin wirkte er die Rückerstattung der Kirchengüter in Chablais aus, die der Ritterorden von St. Mauritz und St. Lazar in Besitz genommen hatte. Dadurch wurde es möglich, Kirchen und Klöster zu erbauen und Pfarrer zu besolden. Die Landschaft erhielt dadurch eine ganz neue Gestalt und die katholische Religion faßte mit jedem Tag festeren Fuß. — Im Jahr 1600 hielt er auf Bitten der Stadtobrigkeit von Annecy die Fastenpredigten. Sein Vater war gefährlich krank. Er bereitete ihn zum Tode und reichte ihm die heiligen Sterbsacramente. Als er eines Tags im Begriffe war, auf die Kanzel zu gehen, empfing er die Nachricht seines Todes. Allein der seinen Vater zärtlich liebende Sohn faßte sich im Glauben an ein künftiges Leben und hielt mit aller Geistessammlung die Predigt, verkündete nach derselben den Tod seines Vaters und forderte zum Gebete für seine Seelenruhe auf. — Da in der an Frankreich abgetretenen Landschaft Ger die katholische Religion durch die calvinische Lehre bedroht war, begab er sich nach Paris, um von dem Könige die Erlaubniß einzuholen, an der Bekehrung dieses Landes zu arbeiten. Der Hof und die ganze Stadt wetteiferten, den Coadjutor von Genf von der hohen Meinung, die sie von ihm hatten, durch Ehrenbezeugungen aller Art zu überzeugen. Auf Bitten übernahm er die Fastenpredigten, und stieg nie von der Kanzel, ohne daß ihm Mehrere folgten, die sich mit Gott durch das Sacrament der Buße auszusöhnen wünschten. Auch führte er einige vornehme Reformirte in den Schoos der katholischen Kirche zurück. Darum sagte der Kardinal von Perron: „Ich bin gewiß, die Calvinisten zu

überzeugen; allein sie zu bekehren, hat Gott dem Herrn Bischof von Genf vorbehalten.“ Einstmalen fühlte sich der König durch eine Predigt des Heiligen so gerührt, daß er zu den anwesenven reformirten Deputirten von Genf sagte: „Nun, meine Herrn, was sagen Sie von der Rede ihres Bischofs?“ Einer derselben antwortete: „Sire! hätte der Herzog von Savoyen so gute Gründe gegen uns, als der Prediger für seinen Satz angeführt hat, so würden wir den bischöflichen Sitz bald zurückgeben und uns alle vielleicht zu der Religion des Bischofs bekennen.“ Diese Antwort gefiel dem Köuig und er erwiederte: „Sie haben Recht. — Noch nie habe ich einen Prediger gehört, der so rührend und mit solcher Salbung sprach, wie dieser. Seine Predigten müssen auch um so mehr Eindruck machen, weil sein Wandel seine Lehren bestätigt.“ — Der König gewann ihn so lieb, daß er ihn in Gewissenssachen oft um Rath fragte und ihm ein Bisthum mit einem bedeutenden Gehalt antrug. Allein er schlug es aus, weil er nur für Genf bestimmt zu sein glaubte und mehr Gehalt, als zu seinem Unterhalt hinreichte, ihm zur Last sein würde.

6. Franz von Sales Bischof von Genf.

Als Franz von Sales nach Annecy zurückkehrte, hörte er auf dem Wege die Nachricht von dem Tode des frommen Bischofs von Genf. Nach einer sorgfältigen Vorbereitung, wo er die rührendsten Vorsätze eines einfachen, enthaltsamen und frommen Lebens faßte, empfing er die heilige Weihe am 8. Dezember 1602. Bald nach seiner Weihe führte er seinen Plan aus, die Reformirten der Landvogtei Gex zu bekehren. Dieses gelang ihm auch so vollkommen, wie in Chablais. Gott schützte in dieser heiligen Mission seinen treuen Diener gegen die meuchelmörderischen Absichten der in Wuth gesetzten Calvinisten. Man brachte ihm nämlich Gift bei, aber das Gegengift, das die Aerzte ihm reichten, rettete ihn vom Tode. Allein diese Vergiftung schwächte seine sonst so starke Gesundheit und war gewiß eine Mitursache seines so frühzeitigen Todes. Auf Einladung der Einwohner von Dijon hielt er in dieser Stadt die Fastenpredigten und erbaute Katholiken und

Calvinisten auf gleich wunderbare Weise. Das kostbare Silbergeschirr, das ihm der Stadtrath als ein Zeichen seiner Dankbarkeit überreichte, nahm er nicht an und wurde nachher verkauft und der Erlös unter die Armen vertheilt. Er fürchtete eben so sehr Reichthümer, als sie Andere suchen und glaubte, je weniger er besäße, desto weniger Rechenschaft habe er abzulegen. Der König von Frankreich wollte für ihn von dem Papste einen Cardinalshut verlangen, allein Franz von Sales liebte eben so wenig Ehrenstellen, als Reichthümer. Darüber erstaunt, sprach Heinrich IV.: „Bisher habe ich geglaubt, ich wäre über Alle erhaben, denen ich Gutes erweisen kann; aber der Bischof von Genf hat mich überzeugt, daß der Tugendhafte, welcher die Güter der Erde nicht achtet, so weit über mich erhaben ist, als die königliche Würde mich über meine Unterthanen erhebt."

Der fromme Bischof bereiste jetzt die Städte und Dörfer seiner großen Diöcese zu Fuß unter großen Mühseligkeiten. Ein großer Theil derselben lag in schauerlich-hohen Gebirgsgegenden, die von ewigem Schnee und Eis bedeckt waren. Er theilte die heilige Firmung aus, predigte, hörte Beichte, besuchte die Kranken und nahm nicht selten in der elendesten Hütte auf einem Strohlager seine Herberge. Zu seiner Umgebung sprach er dann die denkwürdigen Worte: „Ich habe noch keine so schlechte Herberge gefunden, als der Stall zu Bethlehem, noch kein so hartes Bett, als das Kreuz war; dennoch wollte unser Herr und Heiland in jenem geboren werden, auf diesem sterben." — „Warum sollen wir nicht, pflegte er zu sagen, das Joch der Armuth, das diese Menschen ihr ganzes Leben hindurch tragen müssen, zu ihrem Troste auf einige Tage freiwillig übernehmen?" — Nach seiner Visitationsreise arbeitete er, von verschiedenen Seiten, besonders von dem König von Frankreich dazu aufgefordert, sein bewunderungswürdiges Buch aus: Anleitung zum andächtigen Leben. Kaum war es in französischer Sprache erschienen, so wurde es fast in alle andere europäische Sprachen übersetzt. König Heinrich IV. gestand öffentlich, seine Erwartung wäre durch dieses Werk übertroffen, und las es mit Entzücken. Der protestantische König Jakob I. von England,

dem die Gemahlin Heinrichs ein prachtvolles, mit Edelsteinen besetztes Exemplar dieses Buches zum Geschenke machte, trug es immer bei sich und sagte, er fände darin mehr Salbung als in allen Schriften seiner Glaubensgenossen. Selbst die Reformirten lobten dieses Werk als einzig in seiner Art. Bald nachher verfaßte er seine gelehrte und schöne Abhandlung von der Liebe Gottes. Franz von Sales, dessen Herz von der reinsten Liebe zu Gott erfüllt war, schrieb hier seine eignen Erfahrungen nieder und zeigte in diesem Spiegel seiner Seele die Entzückungen, die Unruhen und Leiden einer Gott liebenden Seele. Im Jahre 1609 weihete er den gelehrten Priester Johann Peter Camus zum Bischofe von Belley und von dieser Zeit an umschlang beide Männer ein Band der innigsten Freundschaft. Sie besuchten einander jährlich, um über geistliche Gegenstände sich zu besprechen. Aus diesen Unterredungen heben wir denkwürdige Worte unseres Heiligen über die brüderliche Zurechtweisung aus. „Die Wahrheit soll allzeit liebevoll sein. Ein bitterer Eifer bringt nur Böses hervor. Verweise sind immer eine schwer verdauliche Kost. Die brüderliche Liebe muß sie so zu mildern wissen, daß sie ihre Herbe verlieren; sonst gleichen sie einer unreifen Frucht, welche Grimmen verursacht. Die Liebe sucht nicht ihre Vortheile, sondern nur die Ehre Gottes. Bitterkeit und Härte kommen nur von der Leidenschaft, der Eitelkeit und dem Stolze. Ein gutes Mittel, wenn man es zu einer unschicklichen Zeit anwendet, wird ein verderbliches Gift. Ein vernünftiges Stillschweigen ist allzeit besser, als eine lieblose Wahrheit." — Camus hat uns ein werthvolles Buch „von dem Geiste des heil. Franz von Sales" hinterlassen, in welchem wirklich der Geist des Heiligen, der Geist der Sanftmuth, der Demuth, des Gebets und der Liebe weht.

7. Der heil. Franz stiftet den Orden von Mariä Heimsuchung.

Durch kräftige Unterstützung der gottseligen Johanna Franziska Fremiot von Chantal (1572—1641), einer adeligen Wittwe, stiftete Franz von Sales den Orden von Mariä Heimsuchung oder der Salesianerinnen. Im

Jahr 1610 erhielten sie das erste Haus zu Annecy und der Heilige gab ihnen Vorschriften für ihr klösterliches Leben. Da auch schwächliche und kränkliche Personen aufgenommen werden durften, so wählte man die Regel des heil. Augustinus, welche weniger körperlich strenge Bußwerke vorschreibt, zur Grundlage dieser Vorschriften. Sie sollten ein innerliches, allem Irdischen gänzlich abgestorbenes Leben führen; sie legten die einfachen Gelübde ab, beobachteten die Clausur nicht, widmeten sich den Werken der Liebe und der Krankenpflege. Ganz im Geiste des heil. Franz von Sales wurde bei der Aufnahme nicht auf Geburt und Geistesfähigkeiten, sondern nur auf die Demuth Rücksicht genommen. Der Heilige schrieb ihnen nur die kleinen Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau vor und überließ die übrigen Gebete ihrem religiösen Eifer. Alle seine Vorschriften zielen auf die Erweckung und Pflege kindlicher Liebe und Einfalt, auf wahre Frömmigkeit und Sanftmuth. Der Orden stand unter dem Diöcesanbischof und zählte bei dem Tode des heil. Stifters dreizehn und bei dem Hinscheiden der Mutter von Chantal siebenundachtzig Klöster.

8. Letzte Lebensjahre und einige Characterzüge des heil. Franz.

Aus Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit begehrte der heil. Bischof einen Coadjutor. Auf Bitten der Herzogin von Savoyen wurde ihm vom Papste sein Bruder, der Domherr Johann Franz von Sales, als Amtsgehülfe ernannt. Derselbe wurde zu Turin 1618 als Bischof von Chalcedon geweihet und nun arbeiteten beide Brüder mit allen Kräften und in erbaulicher Eintracht an dem Wohle der Diöcese.

Im Jahr 1619 erhielt er von dem Herzog von Savoyen den Auftrag, seinen Sohn, den Kardinal, nach Paris zu begleiten, der um die Hand der Prinzessin Christina von Frankreich, Schwester Ludwig XIII., für den Fürsten von Piemont werben sollte. Bei dieser Gelegenheit predigte der Bischof von Genf in der Kirche des heil. Andreas zu Paris vor einer so zahlreichen Versammlung, daß Prinzen, Kardinäle und Bischöfe kaum Platz finden konnten. Die auffallendsten Bekehrungen waren die Früchte seiner herzergreifenden Reden.

Als sich der Bischof gegen einen Freund äußerte: „Es befremdet mich, daß die Pariser mit so vieler Zudringlichkeit meinen Predigten zulaufen, und dieß um so mehr, da ich weder eine hohe Schreibart, noch erhabene Gedanken in meinen Reden habe," erwiederte derselbe: „Glauben Sie denn, daß Sie die Beredsamkeit in Ihren Predigten suchen? Es genügt ihnen schon, Sie auf der Kanzel zu sehen. Ihr Herz spricht aus Ihrem Angesicht und Ihren Augen, würden Sie auch nur das Vater unser hersagen. Die ganz gewöhnlichen Worte entglühen in Ihrem Munde und fachen die Flammen göttlicher Liebe in den Herzen an; und deßhalb hat jedes Ihrer Worte so viel Gewicht und dringt bis in das Herz. Sie haben schon Alles gesagt, wenn Sie auch sogar glauben, noch nichts gesagt zu haben; Sie haben eine Art eigner Redekunst, deren Wirkungen wundervoll sind." Der Bischof lächelte und ging auf einen anderen Gegenstand über.

Nach der Verlobung der Prinzessin Christina mit dem Fürsten von Piemont wählte ihn dieselbe zu ihrem Großalmosengeber; allein der Bischof von Genf nahm dieses Amt nur unter der Bedingung an, daß er in seiner Diöcese wohnen und keine Besoldung dafür annehmen dürfe. Christina schenkte ihm nun einen Demant von großem Werthe und sagte dabei: „Dies Geschenk werden Sie wohl aus Liebe zu mir bewahren." „Wenigstens so lange, erwiederte der Bischof, als ich desselben nicht zur Unterstützung der Nothleidenden bedarf." „In diesem Falle, sagte die Prinzessin, mögen Sie den Stein verpfänden und ich werde dann sorgen, daß er wieder eingelöset werde." „Dieser Fall, antwortete der Heilige, dürfte zu oft kommen, und ich fürchte, daß ich alsdann Ihre Gnade zu sehr mißbrauchen würde." Er war auch in der That so mitleidig gegen die Armen, daß er ihnen zuweilen, wenn er kein Geld hatte, Stücke von dem Silberwerke seiner Kapelle und seine Kleidungen als Almosen gab. — Der Erzbischof von Paris trug ihm die Stelle eines Coadjutors an mit einer jährlichen Pension von 20,000 Livre; aber der Bischof von Genf antwortete: „Gott hat mich zum Bischofe von Genf bestimmt, und nichts wird mich bewegen, dieses Bisthum mit einem anderen zu vertauschen. Ich werde auch schon alt, und das Ende meiner Laufbahn

nähert sich. Ich habe daher die Absicht, mich in die Einsamkeit zu begeben, um mich desto besser zu der Rechenschaft vorbereiten zu können, die ich werde vor Gottes Richterstuhl abzulegen haben. — Ich habe lange genug für die Menschen gelebt; es ist Zeit, daß ich anfange, für Gott allein zu leben."

Als er nach Annecy zurückgekehrt war, brachte man ihm die Einkünfte, die er als Bischof von Genf zu beziehen hatte, und die während seines anderthalbjährigen Aufenthaltes zu Paris ziemlich aufgelaufen waren. Er ließ aber diese Summe zur Anschaffung von sechs Leuchtern und einer Lampe von Silber für die arme Domkirche verwenden und sprach: „Dieses Geld kommt mir nicht zu, weil ich es nicht verdient habe." Seine Wohlthätigkeit gegen Kranke, Arme und Unglückliche verdoppelte nun der eifrige Seelenhirte, weil es ihm ahnte, er werde nicht lange mehr leben. Auch die Reformirten waren von seiner Wohlthätigkeit nicht ausgeschlossen und diese edle Gesinnung machte auf die Genfer einen so wohlthuenden Eindruck, daß sie gestanden, sie würden zum katholischen Glauben zurückkehren, wenn alle Bischöfe so wären, wie Franz von Sales. Kranke, Arme, Gefangene, Bedrängte aller Art besuchen, um ihr Seelenheil zu befördern, war seine Lieblingsbeschäftigung, und das Wort Gottes öffentlich verkündigen, hielt er für eine seiner unnachläßlichsten Pflichten bis ans Ende seines Lebens. Als er aus körperlicher Schwachheit nicht mehr predigen konnte, gab er den Kindern Unterricht im Katechismus nnd da er dieses in der Kirche nicht mehr ertragen konnte, so ließ er ganze Schaaren Kinder zu sich in's Haus kommen, um sie zu unterrichten. — Wie sein Wohlthätigkeitssinn und sein Eifer in Erfüllung seiner Amtspflichten, so nahm auch seine Sanftmuth und seine Feindesliebe in erhöhtem Grade zu. Er schwieg wie Christus zu den schändlichsten Verläumdungen seiner Feinde und erwartete von Gott die Entdeckung seiner Unschuld. Beleidigungen jeder Art, Nachstellungen nach seinem Leben verzieh er von Herzen und rührte durch seine Freundlichkeit und Sanftmuth die boshaftesten Menschen so sehr, daß sie seine begeistersten Anhänger und Lobpreiser wurden. Unter den verwirrendsten Geschäften bewahrte er seinen sanften Sinn. Der

Heilige spricht sich darüber also aus: „Gott prüft dadurch unsere Herzen, um zu sehen, ob sie ausharren und vollkommen bewaffnet sind. Ich habe mich zuweilen in diesem Falle befunden; allein ich habe ein Bündniß mit meinem Herzen und mit meiner Zunge gemacht, um sie in der Pflicht zu erhalten. Alle jene Personen, die sich zu uns drängen, sind Kinder, die in den Schoos ihres Vaters eilen. Nie wird eine Henne ungeduldig, wenn ihre Küchlein mit einander unter ihre Flügel schlüpfen; sie breitet vielmehr dieselben aus, so viel sie kann, um sie alle zu bedecken. Es scheint mir, mein Herz erweitert sich, nach dem Maße, wie die Anzahl dieser guten Leute anwächst. Das äußerste Mittel, welches ich gegen die plötzlichen Aufwallungen der Ungeduld kenne, ist ein sanftes und ruhiges Stillschweigen. So wenige Worte man auch redet, schleicht sich doch die Eigenliebe dabei ein, und es entwischen uns Dinge, die vierundzwanzig Stunden hindurch unser Herz mit Bitterkeit anfüllen. Wenn man aber kein Wort redet und mit gutem Herzen lacht, so geht der Sturm vorüber; und man entwaffnet den Zorn und die Unbescheidenheit, und kostet eine reine und dauerhafte Freude. Wer die christliche Sanftmuth besitzt, hat gegen Jedermann ein zärtliches Herz; und er wird sich geneigt fühlen, Anderen zu verzeihen und ihre Gebrechlichkeiten zu entschuldigen." — Besonderr zeichnete ihn ein unerschütterliches Gottvertrauen aus. Alle Ereignisse betrachtete er als von Gott kommend und darum unterwarf er sich denselben mit kindlicher Ergebung und achtete keine Drangsal und Gefahr.

Dieses Gottvertrauen, welches sein ganzes Leben auszeichnete, wurde gleich bei Beginn seiner öffentlichen Laufbahn durch zwei merkwürdige Ereignisse tief begründet.

Als sich Franz von Sales nach vollendeten Studien zu Rom aufhielt und eines Abends ermüdet in seinen Gasthof zurückkehrte, hörte er einen heftigen Wortwechsel zwischen seinen Bedienten und dem Wirthe, der darauf bestand, daß sie sich entfernen sollten, um Personen von hohem Stande, die er erwartete, Platz zu machen. Der sanftmüthige Graf machte diesem Streite dadurch ein Ende, daß er mit den Seinen einen anderen Gasthof aufsuchte. Der Gasthof, den er verlassen hatte, lag am Ufer der Tiber, welche in derselben Nacht durch einen schrecklichen Regen so anschwoll, daß die Fluthen Alles wegriffen, was nahe am Ufer stand. Auch der Gasthof wurde

von den Fluthen verschlungen. Franz von Sales wollte sich von Ancona zu Wasser nach Venedig begeben und miethete ein Schiff, das eine vornehme Dame mit ihrem zahlreichen Gefolge schon gemiethet hatte. Als die Dame ankam und bemerkte, daß Franz nebst drei anderen Personen mitfahren wollte, wurde sie sehr aufgebracht und drohte in ihrer Wuth, seine Sachen ins Meer werfen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Seine Umgebung wurde über diese grobe Behandlung sehr aufgebracht, er aber sprach mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit: „Wir wollen uns erinnern, was mit dem Gasthofe in Rom geschah, welchen wir zu verlassen genöthigt wurden, und zugleich bedenken, daß das Meer, welches wir hier vor uns haben, der oftmaligen Stürme wegen verschrieen ist. Vielleicht ist einer näher, als wir vermuthen.“ Das Schiff fuhr bei günstigem Winde ab, aber bald änderte sich der Wind; ein furchtbarer Sturm folgte und Franz und seine Gefährten sahen das Schiff zu Grunde gehen und keiner von denen, die darin waren, wurde gerettet. Dieser traurige Anblick ging dem jungen Grafen tief zu Herzen und diente ihm zum neuen Beweggrunde, sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen und seiner Leitung sich blindlings zu überlassen. „Wie wunderbar, sprach er, lenket Gott die Schicksale der Menschen, und nöthigt sie, auch in dem, was nur ein Werk des Zufalls zu sein scheint, seine unsichtbare Hand zu erkennen.“

9. Tod des heil. Franz von Sales.

Allmählig fing der sonst so starke Körper des frommen Bischofs durch viele Abtödtungen, Arbeiten und Leiden aller Art unter der Lebenslast zu erliegen. Oft schloß er sich jetzt mit seinem Bruder ein, um sich über den Zustand der Diöcese zu besprechen. Er strengte sich ungemein an, das wieder gut zu machen, was er vergessen zu haben glaubte und sagte: „Ich muß um so mehr eilen zu thun, was ich noch zu thun habe, weil der Tag sich neigt und die Nacht sich nahet, in welcher ich nicht mehr wirken kann.“ In Auftrag seines Herzogs reiste er 1622 nach Avignon, wo König Ludwig XIII. sich aufhielt. Er machte vorher sein Testament, nahm im Vorgefühle seines Todes überall Abschied, und redete in rührenden Worten zum Volke von der Kanzel. Seine Rede schloß er mit den Worten: „Ich werde euch nun nicht wieder sehen und beschwöre euch: bittet Gott, daß er meiner Seele barmherzig sey.“ Da er genöthigt war, dem Hofe nach Lyon zu folgen, schlug er alle Einladungen, bei den vornehmsten Personen

seine Wohnung zu nehmen, ab und wählte die Wohnung des Gärtners in dem Kloster von der Heimsuchung Mariä. Am Weihnachtsfeste predigte er ungeachtet großer körperlicher Schwäche in der Kirche der Franziskaner und am Mittage bei Aufnahme zweier Personen in den Orden von der Heimsuchung Mariä. Am folgenden Tage, nachdem er Messe gelesen hatte, machte und empfing er noch einige Besuche, wurde aber darauf ohnmächtig zu Bette gebracht, wo sich bald alle Merkmale eines Schlagflusses zeigten. Die Nachricht, daß dies theure Leben in Gefahr schwebe, verbreitete Bestürzung über ganz Lyon. Um das Einschlummern, das die Aerzte für gefährlich hielten, zu verhindern, legten ihm die anwesenden Geistliche verschiedene Fragen vor. Aus demselben Grunde wandten die Aerzte schmerzhafte Mittel an. Sie legten ihm starke Zugpflaster auf und berührten seinen Nacken mit glühendem Eisen. Aus seinem Munde kam kein Klagelaut, aber Thränen stahlen sich aus seinen Augen und verriethen die Schmerzen, die er litt. Er betete dabei die Worte des Psalmisten: „Wasche mich immer mehr von meiner Ungerechtigkeit; reinige mich von meiner Missethat. Mein Gott, was soll ich noch länger hier machen, entfernt von dir? Nimm mich doch weg aus diesem Thränenthale, daß ich Ruhe finde bei dir!" Da zerflossen alle Anwesenden in Thränen. Er aber sprach: „Weinet doch nicht; was geschieht, ist Gottes Wille, der uns immer heilig sein muß." Der Jesuit Ferrier redete ihm zu, wie der heil. Martinus zu beten: „Herr, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, so will ich gerne noch länger für dasselbe arbeiten." Er aber wollte nicht mit diesem großen Heiligen verglichen sein und sprach: „Ich bin ein unnützer Knecht, dessen der Herr so wenig, als sein Volk bedarf." Er sprach dann noch einmal den Namen Jesus aus, verlor darauf den Sprachgebrauch und starb am 28. Dezember 1622, um acht Uhr Abends, im sechsundfünfzigsten Jahre seines Lebens und im zwanzigsten seiner bischöflichen Würde.

Bei seiner Oeffnung fand man die Gallenblase von aller Feuchtigkeit leer, die Galle verhärtet und in mehrere Steinchen zertheilt. Die Aerzte erklärten diese Erscheinung als Wirkung der anhaltenden, gewaltsamen Selbstüberwindung seines na-

türlichen Hanges zum Zorn. Sein Herz wurde in einen silbernen Reliquienkasten gelegt und unter dem Geleite vieler Fackeln in die Kirche des Klosters von Mariä Heimsuchung gebracht. Sein Leichnam aber wurde nach seinem im Testamente ausgesprochenen Willen nach Annecy gebracht. Unter vielen Thränen wurde die Leiche von der Geistlichkeit und dem Volke von Annecy in Empfang genommen und an der rechten Seite des Hochaltars der Klosterkirche von Mariä Heimsuchung beigesetzt. Da auf die Fürbitte des Heiligen wunderbare Heilungen geschahen, so wurde der heilige Vater von dem Orden der Heimsuchung gebeten, ihren Ordensstifter einer von der Kirche gutgeheißenen Verehrung zu würdigen. Papst Alexander VII. sprach im Jahr 1661 am 28. Dezember diesen Diener Gottes selig und 1665 heilig und ordnete den 29. Januar als seinen Festtag an, weil an diesem Tag sein Leib nach Annecy gebracht worden ist. In der Heiligsprechungsbulle ertheilte der Papst dem Heiligen die größten Lobsprüche, und bemerkt darin besonders, daß die katholische Kirche die Rückkehr von 72,000 Irrgläubigen in ihren Schoos seinen apostolischen Bemühungen zu verdanken habe.

10. Characterzeichnung des heil. Franz durch Franziska von Chantal.

Ein meisterhaftes Portrait des heil. Franz von Sales hat seine Freundin Franziska von Chantal in einem Briefe entworfen, den wir deßhalb hier folgen lassen.

Schreiben

der ehrwürdigen Mutter von Chantal an den hochwürdigen Vater Johannes von St. Franziskus, aus dem Orden der Cullienser.

Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich in meinem seligen Vater die Gabe eines vollkommenen Glaubens wahrgenommen habe, einen Glauben, der mit großer Klarheit und Gewißheit der Erkenntniß, mit unbeschreiblicher Geistesfreude und mit innigem Geschmack an der Wahrheit begleitet war.

Er hat sich selbst in einer unvergeßlichen Unterredung mit mir darüber erklärt, und einmal bekannte er es geradezu: „Gott habe ihm, aus Gnaden, viel Licht und Kraft zur Erkenntniß dessen, was unser heiliger Glaube Erhabenes hat, geschenket; er zweifle gar nicht daran, daß er den Sinn und Geist der christlichen Kirche in allem, was sie ihre Kinder lehret, erfasset habe, und davon in Besitz sei."

Noch mehr, als sein Bekenntniß, zeuget hiervon sein Leben und seine Schriften. Gott hat in dem Mittelpunkte dieser heiligen Seele, oder, wie er's nannte, in der obersten Geistesspitze ein so helles Licht ausgegossen, daß er die Wahrheiten des Glaubens und ihre Vortrefflichkeit, wie in einem Blicke überschauen konnte; daraus entstand eine lebendige Flamme in seinem Willen, die ihn durch und durch begeisterte und entzückte. Allen Wahrheiten, die ihm in diesem Lichte gezeigt wurden, unterwarf er sich mit einem edeln Hingeben des Willens, voll Ruhe, Einfalt und Wahrheitsgefühl. Die Stätte, in der sich dieses helle Licht ausgoß, nannte er das Heiligthum Gottes, in das kein anderes Wesen Zutritt hätte, als allein die Seele mit ihrem Gott! Hierin feierte er seinen Sabbath; hierin hatte er seinen gewöhnlichsten Aufenthalt; hierin, in diese innere Einsamkeit, verschloß sich sein Geist, so oft und lang er konnte, und selbst seine anhaltenden äußeren Geschäfte konnten ihn an diesem steten Rückzuge in sein Innerstes nicht hindern. Das Verlangen nach den Wahrheiten des Glaubens und nach den Grundsätzen des Evangeliums zu leben, war sein geistiges Athemholen, und ließ so wenig nach als das leibliche. Die öffentlichen Schriften und meine Wahrnehmung stimmen hierin überein.

Er sagte sehr oft: Die wahre Weise Gott zu dienen, sei die: Ihm nachzufolgen und ihm wie auf der feinsten Seelenspitze, Tritt vor Tritt, nachzugehen, ohne eine andere Stütze von Trost, Empfindung und Licht zu verlangen, als die uns der nackte, einfache Glaube gewähret. Deßhalb war ihm selbst auch das, was man Trockenheit, Trostlosigkeit, Verlassenheit des Geistes zu nennen pfleget, als ein Mittel zum Zwecke nicht unwillkommen.

Er bekannte mir ein anderes Mal: er sehe immer darauf, ob er Trost oder Trostlosigkeit empfinde. Wenn ihm der Herr besondere Gefühle des Trostes schenke, so nehme er sie in Einfalt an, wo nicht, so denke er nicht daran. Uebrigens war lebhaftes, inneres Wonnegefühl sein ordentlicher Seelenzustand. Und dieser Seelenzustand ward nicht selten auch Andern sichtbar.

Aus allen Dingen zog er Stoff zu guten Gedanken, und Alles verwandelte sich durch den Gebrauch, den er davon zu machen wußte, in einen Gewinnst für sein geistliches Leben.

Besonders lichthell war es in seiner Seele, wenn er sich zum Predigen vorbereitete und dieß that er am liebsten bei einem Spaziergange. Er selbst gestand es mir, daß sein Studieren sich immer in Gebet verliere, und wenn er vom Studieren komme, sich sein Innerstes erleuchtet und wohlgestimmt zu guten Thaten finde.

Mehrere Jahre nach einander, wie er mir sagte, fehlte ihm der sinnliche Geschmack am Gebete ganz; und alle Gaben, die er von Gott empfing, waren Einwirkungen des höheren Lichtes in die

Region des Verstandes, an denen die sinnliche keinen Theil nehmen konnte.

Gewöhnlich waren es Aussichten auf das große Eine, die ihm eröffnet, göttliche Ausflüsse, die ihm gegeben worden, die er mit Einfalt, in Ehrfurcht und Demuth annahm, in die er sich aber nicht sonderlich vertiefte.

Denn seine Weise war die: sich vor Gott so einfältig und demüthig, tiefgebeugt und ehrerbietig und dabei so zutrauensvoll und vertraulich, wie ein Kind der Liebe, zu halten.

Oft schrieb er mir: wenn ich ihn sehe, so sollte ich ihn daran erinnern, daß er mir erzählte, was ihm Gott in heiligen Gebeten gegeben hätte. Wenn ich ihn denn an dieß sein Versprechen erinnerte, so bekam ich zur Antwort: Dinge dieser Art seien so einfach, so fein, daß sie sich nicht mehr in Worte bringen lassen, wenn sie einmal geschehen sind; nur die Wirkungen, die sie im Herzen zurücklassen, haben ein bleibendes Gepräge.

Mehrere Jahre nahm er sich fast gar keine besondere Zeit mehr zum Gebete; denn seine Geschäfte ließen ihm auch keine. Und als ich ihn einst fragte, ob er sein Gebet schon verrichtet hätte? so sagte er: Nein; aber ich habe etwas gethan, das für Gebet gilt. Er hielt sich nämlich in steter Einigung mit Gott und gab die denkwürdige Erklärung: In diesem Leben müsse man das Gebet der Thätigkeit, das Thatengebet fleißig verrichten. Und so war sein ganzes Leben ein ununterbrochenes Gebet. Nach diesen Aeußerungen des Seligen kann man wohl glauben, daß er sich nicht blos die wonnevolle Einigung mit Gott im Gebete eigen zu machen suchte, sondern den Willen Gott in Allem mit Gleichmuth umfaßte, Gott in Allem gleich lieb hatte. In seinen letzteren Jahren hatte er, nach meiner Ueberzeugung, jene Stufe von Reinheit erreichet, auf der er nichts wollen, lieben, sehen mochte, als Gott in allen Dingen. So sah man ihn auch, wie versunken in Gott und ich hörte das Wort aus seinem Munde: Nichts kann mein Bedürfniß stillen, als Gott allein. Und, wie er redete, so lebte er auch, doch nicht mehr er, sondern Christus in ihm.

Diese seine unbedingte Anhänglichkeit an den Willen Gottes war um so viel reiner und energischer, je weniger sein Wille der Täuschung und dem Wechsel unterworfen war, indem Gott ein so helles Licht in ihm ausgegossen hatte, daß es ihn alle Bewegungen der Eigenliebe in ihrer Geburt sehen ließ, die er denn auf der Stelle unterdrückte, um sich mit Gott noch inniger vereinigen zu können.

In den größten Leiden, sagte er mir öfters, empfindet mein Innerstes eine Süßigkeit, die hundert Mal größer ist, als die, welche ich außer den Stunden der Leiden genieße. Und diese Fülle von Süßigkeit kam ihm von der Einigung mit Gott, die das Bitterste süß, das Dürrste saftvoll machen konnte.

Wollen Sie aber noch deutlicher in dem inneren Leben dieser heiligen Seele, in ihrer Einigung mit Gott, lesen, so sehen Sie, wenn Sie wollen, in den drei oder vier letzten Kapiteln des neunten Buches von der Liebe Gottes, nach: Das Wohlgefallen Gottes war die einzige Triebfeder seiner Handlungen, die Liebe Gottes, die Seele seiner Seele. Wahrhaftig, er verlangte, nach dem Texte dieses heiligen Buches, im Himmel und auf Erde nichts anders, als den heiligen Willen Gottes erfüllet zu sehen. Wie oft sprach er in einer Art von Entzückung jene Worte Davids aus: Herr! was ist im Himmel und auf Erden für mich als du allein? Du bist mein Loos, mein Erbtheil ewig, und so war ihm alles, was Gott nicht war, nichts: und das war der Grundsatz seines Lebens. Aus dieser Vereinigung mit Gott flossen alle jene ausgezeichneten Tugenden, die jeder an ihm wahrnehmen konnte, besonders jene vollständige Gleichmüthigkeit in allen Dingen, seine Indifferenz des Geistes in allen Begebenheiten des Lebens. Was er in jenen Kapiteln von der Liebe Gottes gelehret, das hat er, nach meiner Empfindung, die sich in mir bei jedesmaligem Lesen derselben reget, bei jedem Anlasse selbst ausgeübt. Dieses sein Lehrstück, das so kennenswerth und zugleich so wenig gekannt ist: verlange nichts, begehre nichts, weise nichts von der Hand, ein Lehrstück, das er so treu bis an sein Ende befolgt hat, konnte nur von einer Seele kommen, die sich selbst gestorben und zu jener vollständigen Indifferenz durchgedrungen war. Sein Geist konnte sich in Allem gleich sein und blieb es auch. Wer sah ihn je, bei irgend einem Auftritte, aus der Fassung kommen, ob er gleich gewaltige Stöße empfing, woran ich selbst Zeuge war, und die in öffentlichen Schriften genannt sind? und dieses Sichgleichbleiben kam bei ihm nicht aus Mangel an Lebhaftigkeit; denn er konnte sehr stark gerührt werden, besonders wenn Gottes Name entehret und sein Nächster (und das war ihm jeder Mensch) unterdrückt wurde. Aber er wußte bei diesen Ereignissen zu schweigen, und sich mit seinem Gott in sich zurückzuziehen und so hielt er sich stille: ob er gleich mitunter sehr thätig arbeitete und schnelle Hülfe leistete, wo er helfen konnte. Denn er war die Zuflucht, die Stütze und die Hülfe für unzählige Menschen.

Der Friede seines Herzens war ein göttlicher Friede, den keine Wolke so leicht überziehen konnte. Denn er war gegründet auf die vollkommene Bekämpfung seiner Leidenschaften und auf eine gänzliche Ergebung seines Willens in den göttlichen.

Was könnte im Stande sein, sagte er einst zu mir in Lyon, unseren Frieden zu erschüttern? Gewiß, wenn Alles drunter und drüber ginge, es machte mich nicht unruhig — denn was hätte die ganze Welt, auf eine Wagschale gelegt, für einen Werth für mich — ohne Frieden des Herzens?

Diese Festigkeit seiner Gesinnung kam, wie es mir scheint, von

seinem stets regen, lebendigen Glaubenssinn. Denn er sah alle Begebenheiten, große und kleine, nicht anders, als daß sie aus der Anordnung der göttlichen Vorsehung kamen; in den Schooß dieser Vorsehung legte er sich mit mehr Ruhe nieder, als irgend ein Kind in den Schooß seiner Mutter. Diese Lection, sagte er mir, hat mich Jesus Christus, von meiner frühesten Jugend an, gelehret, und wenn ich noch einmal meine Lebensbahn antreten müßte, so würde ich alle Entwürfe der menschlichen Klugheit noch mehr verschmähen und mich der Regierung der göttlichen Vorsehung noch vollkommener überlassen, als ich gethan habe. Ueber diesen Gegenstand ward ihm großes Licht gegeben, und die Seelen, die sich seinem Rathe und seiner Führung überließen, leitete er auch auf diese Bahn.

Die Geschäfte, die er auszuführen übernahm, und die ihm Gott anvertraut hatte, führte er alle mit sanftlenkender Hand, unter dem Schutze dieser allerhöchsten Regierung. Nie war er seiner Sache so gewiß, nie mitten unter unvorhergesehenen Begebenheiten so ruhig, als wenn ihn alle menschliche Stütze verlassen hatte. Wenn er nach menschlicher Ansicht in Ausführung eines Geschäftes, das ihm der Herr anvertraut hatte, nichts als eitele Unmöglichkeit vor sich sah, fühlte er sich so fest in seiner Zuversicht, daß ihn nichts erschüttern konnte, und er darüber ganz sorgenlos forthandelte. Ich habe dies besonders in der Errichtung unserer Congregation bemerkt. Sein Wort war: „Ich sehe noch kein Licht in der Sache, aber ich bin sicher, daß sie Gott zu Stande bringen werde.“ Und dies geschah früher als er dachte.

Hier fällt mir auch bei, was er vor mehreren Jahren, da er von einer starken Leidenschaft ergriffen und in die Enge getrieben ward, an mich schrieb: „Ich bin sehr in der Klemme und es scheint mir als wäre ich ohne alle Kraft zum Widerstande, und daß ich sicher unterliegen würde, wenn nur der Anlaß der Befriedigung des Reizes da wäre; allein je schwächer ich mich fühle, desto stärker ist meine Zuversicht auf Gott und dies Vertrauen ist mir Bürge, daß ich bei kommendem Anlasse mit Stärke und Gotteskraft angethan, und alle meine Feinde so leicht, wie ein schwaches Lämmlein besiegen werde.“

Er war gar nicht frei von den ersten Bewegungen der Leidenschaften und er wollte nicht einmal, daß man diese Freiheit verlangen sollte. Er machte sich mit denselben weiter nichts zu schaffen, als daß er sie tapfer ausschalt, woran er, wie er selbst sagte, so eine Freude hätte. Sie thun uns, nach seinem Ausdrucke, zur Ausübung der schönsten Tugenden treffliche Dienste und graben die Wurzeln des Guten tiefer und fester in die Seele. Auf der anderen Seite ist es aber auch wahr, daß er eine so unbedingte Herrschaft über seine Leidenschaften ausübte, daß sie ihm wie Sclaven gehorsamten und in den letzteren Jahren seines Lebens kaum mehr eine Spur ihres Daseins sehen ließen.

Ja, mein Lieber! Alles, was die Kühnheit Kühnes und die Großmuth Großes hat, fand sich in seiner Seele. Sie war mächtig, alle Arbeiten auszuhalten, alle Aufträge zu vollbringen, und alle Unternehmungen, wozu sie der Wille des Herrn trieb, durchzusetzen. Nie zog er seine Hand von irgend einem solchen Geschäfte zurück, denn, sagte er, wenn uns der Herr einen Auftrag gibt, so muß man den Vorsatz, ihn auszuführen, nie aufgeben, sondern den Muth und die Zuversicht, alle Hindernisse zu durchbrechen, in sich ungeschwächt erhalten. In der That, dazu, daß man im Guten beharre, wie unser Heiliger, gehört viel Geistesstärke. Geistesstärke bedurfte er, um sich stets im Innern vor Selbsttäuschung, seine Geduld fest und unerschüttert und sein Herz gegen Jedermann uneingenommen zu bewahren und im Aeußern das schönste Bild der Sittsamkeit darzustellen.

Sein Herz war unschuldig, kannte die Bosheit und Bitterkeit nicht. So demüthig, milde, sanft, liebreich, anmüthig und gesprächig, wie er, ging nicht leicht eine Menschengestalt durch dieses Leben dahin. Nebenbei hatte das Auge seiner Klugheit und Weisheit, geschärft durch Natur, Uebung und Gnade einen hellen, richtigen, vielumfassenden Blick. Damit aber dem Werke, das sich die Hand der allmächtigen Erbarmung selbst geschaffen hatte, die Krone nicht fehlte, so legte sie in diese edle Seele das Edelste, die heilige Liebe. Und mit der Liebe nahm das ganze Gefolge der Tugenden (ein Ausdruck des S a l e s i u s) in ihm Herberge.

Gewiß, alle Tugenden hatten in ihm Platz genommen, jede nach Rang und Würde, im Geiste der Ordnung; jede behauptete da ihre Stelle und ihr Ansehen und keine unternahm etwas ohne die andere. Er kannte genau ihre Rechte und die Stufen ihrer Vollkommenheit; jede wirkte bei gegebenem Anlasse, was sie wirken sollte, jede nach dem Gebot der Liebe, die sie in alle Bewegung setzte, indem sie, ohne Geräusch und freundlich, herrschte. Nie trug er sich mit Geheimnißmacherei, nie that er etwas, das überall zur Schau getragen, die Verwunderung des Pöbels, der nur die Schale sieht, hätte reizen müssen.

Er war eher Alles als ein Sonderling und gab nie ein Schauspiel von Handlungen und glänzenden Tugenden, die die Augen der Zuschauer blenden und mit dem Händeklatschen der Bewunderung erwidert werden.

Er hielt sich immer auf dem gemeinen Wege, aber auf eine Weise, die ungemein himmlisch und göttlich, und das Meisterstück seines Lebens war. Wenn er betete, dem heiligen Amte beiwohnte, oder selbst Messe las, so kannte man an ihm keine gezwungene Gebärde, oder ein Augenschließen oder Augenöffnen wahrnehmen; er hielt sie niedergeschlagen und machte keine Bewegung, als die der Nothwendigkeit. Indeß glaubte man doch einen Engel zu sehen;

ein himmlischer Glanz, Ruhe, Freude, Ernst, waren auf seinem Gesichte unverkennbar und zeigte von einer großer Gemüthsstille. Und jedes Auge, das ihn in diesen Handlungen sehen und beobachten konnte, ward unfehlbar gerührt, besonders bei der Consecration, die den Glanz seines Antlitzes sehr erhöhte, wie man tausend Mal bemerkt hatte. Zu dem anbetungswürdigen Sacramente fühlte er eine besondere Andacht, und es war sein Leben und seine Stärke. Gott, wie brennend und lieblich ward sein Eifer, wenn er es in den öffentlichen Bittgängen umhertrug, einen lichten Cherub glaubte man zu sehen und unaussprechliche Flammen entzündeten sein Herz in der Nähe dieses göttlichen Sacramentes. Doch davon, wie von seiner ausgezeichneten Andacht zur seligsten Jungfrau, ward schon anderswo gesprochen, deßhalb schreibe ich hier kein Wort mehr.

Jesus, du weißt es, wie wundervoll die Harmonie war, die Gott in dieser heiligen Seele unterhielt. Es war jedes an seiner Stelle, Alles so ruhig und das Licht von oben so helle scheinend, daß er bis auf die kleinsten Atomen seiner geheimsten Bewegungen hineinsah, und sein Blick drang in Alles, was sich auf die Vollkommenheit des Geistes bezieht, so scharf und tief ein, daß ihm in den kleinsten und fernsten Dingen nicht leicht ein noch bemerkbarer Unterschied unbemerkt blieb und seine Liebe zur Reinheit voll Eifer wollte durchaus nichts Unreines, Mindervollkommenes dulden: w o l l t e, sage ich; denn aus Uebereilung und Schwachheit konnte er sich der Unvollkommenheit nicht wohl erwehren. Aber daß er sein Herz sich an eine hätte anhängen lassen, so klein sie auch sein mochte, davon habe ich nie eine Spur sehen können.

Vielmehr fand ich diese schöne Seele reiner als die Sonne, und weißer als der Schnee in ihren Handlungen, Entschließungen, Absichten, Neigungen. Sie war in meinen Augen nichts als Reinheit, Demuth, Einfalt, Geisteseinheit mit ihrem Gott. Daher kam es auch, daß es auch eine Art von Entzücken gewährte, ihn von Gott und Gottes-Vollkommenheiten reden zu hören. Seine Ausdrücke waren so bestimmt, so verständlich, daß sie die feinsten und erhabensten Gegenstände des geistlichen Lebens leicht begreiflich machten.

Und dieses durchdringende Licht schien ihm nicht blos zu seinem Segen. Er hatte, wie Jedermann wahrnehmen mußte, eine besondere Gabe zu Führung der Seelen von Gott empfangen uud leitete sie mit himmlischer Geschicklichkeit.

Er sah den Herzen auf den Grund, sah ihre geheimste Fassung und die Triebfedern ihrer Handlungen. Er liebte die Seelen, und diese überfließende Liebe machte ihm alle Arbeit für sie zur Herzenslust. Unermüdlich sorgte er für ihre Gewissensruhe, und ließ nicht nach, bis sie das Heil gefunden hatten.

Was that er nicht alles an den Sündern, die große Lust zur Besserung mit großen Schwachheiten verbanden? Er ward ganz

Sünder mit den Sündern und machte ihre Angelegenheiten so zu seiner, daß sie ihm nicht das Geringste verhehlen konnten.

Eigentlich, und wie mir die Sache einleuchtet, war dieser Seeleneifer seine herrschende Tugend. Denn, wie sie es oft gesagt haben, selbst den Gottesdienst verließ er, um sich dem Nächstendienste zu weihen. Gott, wer kann seine Zärtlichkeit, Geduld, Sanftmuth, Arbeitsamkeit messen?

In diesem Dienste der Liebe verzehrten sich auch endlich seine Lebenskräfte. Eines verdient noch eine besondere Erwähnung: so viele Seelen seiner Aufsicht anvertraut waren, und es waren unzählige, so vielerlei Stufen hatte seine Liebe gegen sie. Er liebte Alle, lauter und vollkommen, aber keine wie die andere. Er sah in jeder auf das, was sie Vorzügliches hatte, um das Verhältniß seiner Liebe gegen sie nach dem Maaße ihrer Gaben und nach seiner Pflicht bestimmen zu können. Das war die Ordnung seiner Liebe, eine besondere Gabe des Herrn.

So war auch seine Achtung für den Nächsten ungleich, denn er ehrte Gott in den Menschen und sah nicht auf die Menschen als im Blicke zu Gott.

Auch sein Amt ehrte er und seine Demuth hinderte ihn nicht, die Würde seiner Stelle als Bischof mit allem Nachdrucke, Ernst und Ansehen zu behaupten.

Darf ich's sagen, mein Gott! was ich denke? Ich will es sagen, wenn ich es kann: es scheint mir, daß mein Vater ein lebendiges Bild war, in welchem die Züge unsers Herrn abgemalet waren. Denn die Harmonie und der Lebensgeist dieser heiligen Seele war höher als die Natur, war göttlich, und nicht nur ich, unzählige Andere, die ihn sahen, glaubten, unseren Herrn auf Erden zu sehen.

XX. Der heil. Vinzenz von Paul.

(1576 – 1660.)

1. Lage der Zeit.

Wie der heil. Karl Borromäus Oberitalien in der katholischen Religion erneuerte und befestigte, so hat dieselbe Aufgabe der heil. Vinzenz von Paul für das durch innere und äußere Kämpfe viel bewegte, von leiblichem und geistigem Elende auf die entsetzlichste Weise heimgesuchte Frankreich übernommen.

Der kalte, hochmüthige und unduldsame Calvinismus war kaum in Frankreich durch den Beitritt verschiedener Per-

sonen des königlichen Hofes einigermaßen erstarkt, als er auch schon seine gefährliche Wirksamkeit gegen den König und die katholische Religion begann. Die Hofparteien traten einander gewaltthätig gegenüber und nun begann eine Reihe von Bluttthaten und Verschwörungen gegen die königliche Regierung, welche erst mit der Auswanderung der Hugenotten oder Calvinisten unter Ludwig XIV. endete. Ueber hundertundfünfzig Jahre dauerte der blutige Kampf, bei dessen unparteiischer Betrachtung es sich deutlich herausstellt, daß es sich dabei weniger um den Altar, als um den Thron handelte.

Schon unter Franz I. wurden in einer Nacht die Bilder Christi und der Heiligen verstümmelt und Schmähschriften an den Kirchen von Paris und sogar an der Thüre des Königs angeschlagen. Die Strenge, die nun der König gegen solche Frechheit eintreten ließ, veranlaßte die meisten Calvinisten zur Auswanderung nach Deutschland und der Schweiz; denn nach dem Martyrthum waren sie nicht lüstern. Von Genf aus, wohin auch Calvin sich geflüchtet hatte, wurde nun das Feuer des Aufruhrs in Frankreich auf das eifrigste geschürt.

Nach Franz I. Tode erhoben sich wieder die Calvinisten in Frankreich und konnten sogar eine Synode zu Paris halten, auf welcher unter Anderem die Hinrichtung der Ketzer d. i. der Katholiken als Pflicht ausgesprochen wurde. Während der Minderjährigkeit Franz II. führte die Regentschaft der Herzog von Guise und der Kardinal von Lothringen, weßhalb, also aus politischen Gründen, die königlichen Prinzen Anton von Bourbon und Ludwig von Condé in Verbindung mit dem Admiral Coligny auf die Seite der Calvinisten traten und zu Amboise gegen die rechtmäßige Regierung sich verschworen. Diese Verschwörung beabsichtigte nichts Geringeres, als Gefangennehmung des Königs und der Königin und Ermordung aller Guisen, also eine Art Bluthochzeit, welche von den calvinischen Theologen, unter denen wir Beza namentlich anführen, gutgeheißen und gelobt wurde. Man entdeckte aber die Verschwörung und die Verräther wurden hingerichtet.

Als Franz II. gestorben war, erhielt sein zehnjähriger Bruder Karl IX. die französische Königskrone. Während

seiner Minderjährigkeit regierte des Königs Mutter Katharina von Medici, ein ränkevolles Weib. Ohne Character, begünstigte sie bald die Katholiken, bald die Hugenotten, um ihre herrschsüchtigen Absichten zu erreichen. Diese Begünstigung der Hugenotten, die offene Anschließung der Regentin an Condé und Coligny, namentlich die Gestattung freier Religionsübung außerhalb der Städte trug aber bald die schlimmsten Früchte. Schon im Jahr 1561 wurden zu Montauban die Kirchen und Klöster geplündert und zerstört, die Geistlichen verjagt und der katholische Gottesdienst verboten.

Katholiken und Hugenotten suchten sich im Kampfe auf Leben und Tod zu ersticken. Die kalten, blutdürstigen Hugenotten übertrafen in Heiligthumsschändungen und Zerstörungen die Hunnen, im Blutvergießen die Vandalen. Ein Beispiel genügt, um den Blutdurst dieser Menschen zu bezeichnen. Briquemaut, ihr Anführer, trug ein Halsband von Ohren gemordeter Priester. Die Katholiken hatten das gute langjährige Recht, ihren heiligen Glauben frei und ungekränkt ausüben zu dürfen, gegen freche Gewaltthat und Empörung, gegen einen christenfeindlichen Geist zu vertheidigen. Es handelte sich um freie Ausübung der Religion der Väter, um Freiheit, Gut und Leben des Königs und seiner katholischen Unterthanen. Um diesen Plan, Erhebung der eignen Partei und Unterdrückung der Katholiken, ausführen zu können, haben die Calvinisten in Frankreich es gemacht, wie ihre Gesinnungsgenossen in den übrigen Ländern. Sie haben die Vaterlandsliebe ihrem religiösen Fanatismus zum Opfer gebracht, sie wurden Verräther am Vaterland, sie knüpften geheime Verbindungen mit Fremden, hier mit den Engländern, den Erbfeinden der Franzosen, an und riefen sie zur Hülfe.

Der schreckliche Zwiespalt hatte bereits seine Bahn mit Blut bezeichnet. Zu Orleans schossen die Hugenotten während der Frohnleichnamsprocession auf die Katholiken, und zu Paris mordeten sie am Weihnachtsfeste die in der Medarduskirche versammelten Katholiken, zerstörten den Schmuck der Kirche und zertraten die heiligen Hostien mit Füßen. Die calvinistischen Prediger thaten das Ihrige, um den tollen Haufen zu fanatisiren. Das calvinische Consistorium zu Castres

befahl, alle Katholiken mit Gewalt von der Straße und aus den Häusern in ihre Predigten zu führen; die Synode zu Viret befahl, alle Kirchen der Diöcese niederzureißen und die Katholiken mit Gewalt zu Calvinisten zu machen.

Es entstand nun ein schrecklicher Religionskrieg. Das eigentliche Signal dazu gab am 1. März 1562 ein Hugenotte; er warf bei Vassy mit einem Steine nach dem Herzog von Guise und verwundete ihn. Auf beiden Seiten wurden nun die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt. Kirchen und Klöster wurden zerstört, Priester, nicht selten unter Spott und Hohn, gemordet. Dieser erste Bürgerkrieg wurde durch den Vergleich zu Amboise im März 1563 beendigt. — Den zweiten Bürgerkrieg eröffneten die Hugenotten mit dem mißlungenen Versuch, den König in seinem Lustschlosse Monceaux gefangen zu nehmen und mit der Michelade zu Nismes. Achtzig der angesehensten Katholiken der Stadt Nismes wurden am 27. September 1567 aus ihren Häusern gerissen, auf der Straße ermordet und die Leichname in einen Brunnen geworfen. — Der dritte Bürgerkrieg begann bald nach dem Frieden von Longejümeau, sobald nämlich die Hugenotten Hülfe von England und aus den Niederlanden erhalten hatten. Die schrecklichsten Grausamkeiten wurden in demselben von den Hugenotten begangen. In dieser Zeit wurden in der Landschaft Bearn dreitausend Katholiken ermordet und bei St. Sever zwei- bis dreihundert Priester theils in einen Brunn gestürzt, theils lebendig begraben. Obschon die Hugenotten in mehreren Schlachten geschlagen worden waren, schlossen sie doch einen sehr vortheilhaften Frieden zu St. Germain am 8. August 1570.

Eine Heirath sollte den Frieden von St. Germain befestigen. Heinrich von Navarra, der nach dem Tode des Prinzen Condé das Hugenottenheer befehligte und später unter dem Namen Heinrich IV. Frankreich beherrschte, wurde mit Margaretha, des Königs Schwester, vermählt. Zur Verherrlichung des Festes wurden Coligny und viele Hugenottenhäupter nach Paris geladen. Coligny benützte diese Gelegenheit, den König Karl durch glänzende Versprechungen und Drohungen zur Unterstützung der Niederländer in ihrem

Kampfe gegen die spanische Herrschaft zu gewinnen. Um diesen Zweck zu erreichen, erfüllte er das Herz des Königs mit Haß gegen seinen Bruder und seine Mutter. Die Gefahr eines neuen Bürgerkriegs, die immer noch drohende Stellung der Hugenotten, die Rachsucht der durch Coligny verdächtigten Mutter und des königlichen Bruders riefen den schrecklichen Entschluß hervor, einen Mann aus dem Wege zu räumen, welcher zum Untergange der königlichen Familie stets Plane schmiedete. Am 22. August 1572 wurden zwei Kugeln auf Coligny abgeschossen, von welchen er aber nicht tödtlich getroffen wurde. Als auf die Nachricht von Coligny's Verwundung die Hugenotten zu Paris sich waffneten und von diesen zu allen Gräuelthaten stets bereiten Menschen Alles zu fürchten war, da erst entschloß man sich, dem sicheren Angriff der Hugenotten zuvorzukommen. In der Nacht des 24. August wurde Coligny von dem Herzog von Guise, dem Rächer seines auf Coligny's Anstiften gemeuchelmordeten Vaters, ermordet, worauf die Ermordung der meisten Hugenottenchefs und vieler Hugenotten erfolgte. Der wüthende Pöbel ging noch weiter, als die Hofpolitik beabsichtigte, und so geschah es, daß selbst Weiber und Kinder, ja viele Katholiken ermordet wurden. Kal IX., der nur in der peinlichsten Sorge um die eigene Sicherheit den Antrag des Staatsraths zur Vertilgung der Hugenotten genehmigte, bewies durch die Gegenbefehle, die beim Beginne der Metzelei von ihm gegeben, aber nicht mehr gehört wurden, durch seinen Befehl am Morgen des 25. August, sich bei Todesstrafe jeder weiteren Gewaltthat zu enthalten, sowie durch seine Befehle an die Gouverneure in den Provinzen, daß ihn nicht Haß, sondern nur höheres politisches Interesse leitete. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß in jener blutigen Nacht viele Hugenotten durch die Katholiken und namentlich durch katholische Priester gerettet wurden. Der König begab sich am 26. August in das Parlament und erklärte: „Coligny habe gegen ihn, gegen seine Mutter und seine Brüder, und selbst gegen den König von Navarra eine Verschwörung angesponnen, dann auch diesen zu ermorden und sich selbst auf den Thron zu setzen; diesem habe er zuvorkommen und sich wieder seinen Willen entschließen müssen, durch Anwendung der äußer-

sten Mittel die äußerste Gefahr abzuwenden.“ Diese Erklärung wurde an alle Höfe gesandt. Als die Nachricht nach Rom gelangte, ließ Papst Gregor XIII. ein feierliches Tedeum singen und bezeugte dadurch seine Freude über die Erhaltung des Königs. Was die Zahl der Getödteten und Vermißten betrifft, so gibt sie das im Jahr 1582 amtlich aufgestellte Verzeichniß der calvinischen Pastoren auf 786 an. Die Anzahl der von den Hugenotten getödteten Katholiken ist ungleich größer.

Die Politik, die Nothwehr, die schrecklichste Gefahr für das Königthum, nicht aber die Religion war die Veranlassung dieser Blutthat. Die Greuelthaten der Hugenotten, mit kaltem Blute verübt, (während die Schrecken der Bartholomäusnacht das Ergebniß des Augenblickes, eines raschen Entschlusses waren) verübt von Rebellen gegen die bestehende Ordnung fallen dagegen schwer in die Wagschale.

Durch diesen schrecklichen Religionskrieg war Frankreich ein ödes Feld mit Blut gebadet, mit Trümmern angefüllt. Ueberall sah man zerstörte Kirchen, umgestürzte Altäre, ihrer Leichen beraubte Gräber. Die Priester, gleich wilden Thieren gejagt, flüchteten sich in Höhlen oder in das Dickicht der Wälder. So war in einer langen Reihe von Jahren durch Ketzerei und den aus ihr entstandenen Bürgerkrieg Frankreich an den Rand des Untergangs gebracht worden. Als aber König Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes (1598) den Hugenotten freie Ausübung ihrer Religion gestattete und dadurch ein Waffenstillstand eintrat, so verfolgten die Calvinisten das Werk der Zerstörung des katholischen Glaubens und der Herabwürdigung der Geistlichen durch Schmähschriften und Verläumdungen. Dieses teufelische Werk gelang. Mit der Verachtung der Geistlichen, als Folge der Verläumdungen und Schmähungen, sank auch die Religion in ihrer Werthschätzung. Bald kam es so weit, daß die Geistlichen keine Zuhörer mehr hatten als Bilder und Statuen. Der größte Theil der Landleute war in so großer Unwissenheit versunken, daß sie kaum von einem Gott wußten. Die Städte waren nicht viel christlicher und erleuchteter. Mit dem christlichen Glauben war folgerecht auch die Liebe und Barmherzigkeit erloschen. Die

ungewisse Zukunft, der man entgegen ging, die Grausamkeit und Rohheit dieser blutigen Zeiten, der kalte Spott und Hohn des ungläubigen Calvinismus hatte die Menschenherzen gegen Arme und Unglückliche verhärtet. Die Geistlichen, deren Beruf es ist, die Armen zu unterstützen, waren zum Theil durch Raub und Feuersbrunst verarmt, zum Theil aber auch mit den Fehlern ihrer Zeit befleckt. Sie suchten sich bei dem Zusammenbrechen der Säulen des Staats ein Scherflein für den Abend ihres Lebens zu retten, sorgten so nur für ihre irdische Existenz und überließen die Religion dem Laufe des Stromes, wie ein herrenloses Schiff. So kam es, daß der geistliche Stand in der allgemeinen Meinung tief sank. Umsonst boten die Bischöfe Alles auf, um die Ehre des Priesterthums und den Glanz des Gottesdienstes wiederherzustellen; die Unordnung hatte in dem furchtbaren Religionskrieg zu tiefe Wurzeln geschlagen und die Ketzerei, von der beinahe jede Gemeinde angesteckt war, lähmte alle kräftigen Maßregeln.

Was Fürsten und Bischöfe nicht vermochten, das leistete die neue geistige Macht, die sich jetzt im Schooße der katholischen Kirche erhob, das thaten jene glaubenseifrigen und tugendhaften Priester, die aus der Schule des heil. Vinzenz von Paul hervorgegangen waren. Vinzenz von Paul, ein armer Priester ohne alle irdische Hülfsmittel, wurde allein durch seinen Glauben, durch sein Gottvertrauen, durch seine bewunderungswürdige Nächstenliebe der Retter und Wohlthäter tausender leidender Mitmenschen, der Engel Frankreichs, ein Muster zur Nachahmung für die ganze christliche Welt. In einer Zeit, die mit dem Schwerte um den Glauben kämpfte, entfaltete er die Herrlichkeit des katholischen Glaubens in den Früchten des Glaubens, in Liebe und Barmherzigkeit, und zeigte so handgreiflich, auf welcher Seite die wahren Jünger Dessen sich befinden, der gesprochen hat, an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Eine Welt, die in Unglauben, Irrthum und Sünde versunken lag, wurde durch das Wort und Beispiel dieses wahrhaft apostolischen Priesters aus ihrem Todesschlummer erweckt und geistig gehoben. Er fand die Kirche im Todeskampfe begriffen, heilte ihre Wunden und trug als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung zu ihrer Rettung bei.

2. Des heil. Vinzenz Jugend, Studien, Gefangenschaft.

Vinzenz wurde am 24. April 1576 im Dorfe Pouy am Fuße der Pyrenäen von armen aber frommen Eltern geboren. Sie bebauten mit ihren sechs Kindern, wovon Vinzenz das dritte war, das bescheidene Erbe ihrer Voreltern. Vinzenz hatte die Heerde seines Vaters zu hüten. Er war ein ernster Knabe, der gerne betete, mit großem Vertrauen die Mutter Gottes verehrte und den Armen nach Kräften Almosen gab. Seine kleine Ersparnisse schenkte er gewöhnlich den Armen und gab oft Brod und andere Nahrungsmittel, die er für sich erhalten hatte, den Hungrigen. Wenn er Mehl von der Mühle holte, so fehlte zu Hause manche Hand voll, die er unter Wegs den Dürftigen gegeben hatte. Der fromme Vater, dem er dies erzählte, billigte es und freute sich über den barmherzigen Sinn seines Sohnes. Da Vinzenz viele Geistesfähigkeiten kund gab, so glaubte der Vater, er sei zu etwas Höherem bestimmt und beschloß, ihm eine geistliche Erziehung geben zu lassen. Als Vinzenz zwölf Jahre alt war, führte er ihn zu den Franziskanern nach Acqs.

Nach einem vierjährigen Unterricht hatte sich Vinzenz durch rastlosen Fleiß solche Kenntnisse erworben, daß er Anderen Unterricht geben konnte. Auf Empfehlung des Quardians wurde er Hauslehrer bei Herrn von Commet, einem angesehenen Advokaten zu Acqs und verschaffte sich so die Mittel, seine Studien fortzusetzen, ohne seinen Eltern zur Last zu fallen. Zwanzig Jahre alt, begab sich Vinzenz nach Toulouse, um auf der dortigen Universität seine völlige Ausbildung zu empfangen. Der gute Vater verkaufte die Ochsen vom Pfluge, um seinen Sohn auf der Universität unterstützen zu können. Im Jahre 1600 erhielt er die Priesterweihe. Als er die erste heilige Messe in einer abgelegenen Kapelle feierte, zitterte er aus Scheue vor diesem heiligen Geheimniß an allen Gliedern und diese religiöse Scheue vor den erhabenen Verrichtungen des Priesterthums verließ ihn in seinem ganzen Leben nicht. In späteren Jahren pflegte er zu sagen, wenn er nicht schon in seiner Jugend Priester geworden wäre, so könnte er sich jetzt, wo er die Heiligkeit dieses Standes deutlicher einsehe,

nicht mehr dazu entschließen. Indessen war sein guter Vater gestorben und hatte in seinem Testament verfügt, daß man von seiner Hinterlassenschaft so viel nehme, als zum Unterhalt seines Sohnes Vinzenz nöthig sei. Der edle Sohn verzichtete aber auf diese Unterstützung zu Gunsten seiner Mutter und seiner Geschwister. Er unterrichtete die Kinder einiger Edelleute und erwarb sich auf diese Art einen nothdürftigen Unterhalt. Ein Wohlthäter hatte den frommen, jungen Mann zum Erben von 700 Gulden eingesetzt und Vinzenz mußte deßhalb im Jahr 1605 eine Reise nach Marseille machen, um daselbst diese Summe einzuziehen. Er schlug einen kürzeren Rückweg zu Meer nach Narbonne ein. Gott fügte es, daß er auf dieser Seereise in die Gefangenschaft türkischer Seeräuber fiel; denn er sollte jetzt, wo er die Schule der Wissenschaft verlassen hatte, die heilsamste und wichtigste Schule, die ein Christ durchlaufen kann, betreten, die Schule des Kreuzes, der Leiden. Darin sollte er die Geduld, Demuth, Sanftmuth und Liebe sich verschaffen, wodurch sein späteres Leben zum Heile seiner Mitmenschen verherrlicht war. Einen interessanten Bericht über diese Gefangenschaft besitzen wir in einem Briefe, den Vinzenz aus Avignon vom 24. Juli 1607 an seinen Zögling, den Sohn des Herrn von Commet, geschrieben hat.

„Ich schiffte mich nach Narbonne ein, um früher dort anzukommen und zu ersparen, oder, besser gesagt, um nie dort anzukommen und Alles zu verlieren. Der Wind war uns günstig genug, um an jenem Tage Narbonne zu erreichen, nämlich fünfzig Meilen zurückzulegen, wenn nicht drei türkische Brigantinen, welche längst des Meerbusens von Lyon hinsegelten, um die von der Messe von Beaucaire zurückkehrenden Barken aufzufangen, uns gejagt und so heftig angegriffen hätten, daß wir genöthigt waren, uns diesen Abtrünnigen zu ergeben, nachdem zwei oder drei der Unsrigen getödtet und die übrigen verwundet waren, und ich selbst einen Pfeilschuß erhallen hatte, der mir meine ganze übrige Lebenszeit als Zeitmesser dienen wird.

Im ersten Ausbruche ihrer Wuth hieben sie unsern Steuermann in tausend Stücke, weil sie einen der Ersten von den ihrigen verloren hatten, nebst vier oder fünf Galeerensträflingen, welche die unsrigen tödteten. Als dies geschehen war, ketteten sie uns an, und nachdem sie uns einen groben Verband angelegt, verfolgten sie ihr früheres Vorhaben, indem sie tausend Räubereien verübten, jedoch den Beraubten die Freiheit schenkten, wenn sie sich ohne Widerstand

ergaben. Nachdem sie sich endlich mit Waaren beladen hatten, schlugen sie nach Ablauf von sieben bis acht Tagen den Weg nach der Barbarei ein, einer Höhle von Räubern ohne Bewilligung des Sultans.

In Tunis angekommen, setzten sie uns zum Verkauf aus, mit einem Protocoll über unsere Gefangennehmung, welche, wie sie sagten, auf einem spanischen Schiffe stattgefunden habe, denn ohne diese Lüge wären wir von dem Consul befreit worden, welchen der König an jenem Orte aufgestellt hat, um den Franzosen den Handel zu sichern.

Ihr Verfahren bei unserm Verkauf bestand darin, daß, nachdem sie uns geplündert, sie jedem ein paar Unterbeinkleider, einen leinenen Rock mit einer Mütze gaben, und uns in der Stadt Tunis herum führten, wohin sie ausdrücklich, um uns zu verkaufen, gekommen waren. Nach fünf oder sechs Gängen mit der Kette um den Hals durch die Stadt, führten sie uns in das Schiff zurück, damit die Kaufleute sehen sollten, welcher gut essen könne und welcher nicht, und um ihnen zu zeigen, daß unsere Wunden nicht tödtlich seien. Hiernach führten sie uns wiederum auf den Platz, wo die Kaufleute uns in gleicher Weise untersuchten, wie dies bei dem Kauf eines Pferdes oder eines Ochsen geschieht, indem sie uns den Mund öffneten, um unsere Zähne zu sehen, unsere Hüften befühlten, unsere Wunden untersuchten, uns im Schritt gehen, traben und laufen, Lasten aufheben, ringen ließen, um die Stärke des Einzelnen zu bemessen, und uns auf tausend andere Weise mißhandelten.

Ich wurde an einen Fischer verkauft, welcher sich aber bald meiner wieder entledigen mußte, weil mir nichts so widerwärtig ist, als das Meer. Dieser Fischer verkaufte mich an einen Greis, einen Scheidekünstler, einen sehr menschenfreundlichen und umgänglichen Mann, welcher fünfzig Jahre an der Auffindung des Steines der Weisen gearbeitet hatte. Er liebte mich sehr und gefiel sich darin, mich von der Alchemie und seinem Glauben zu unterhalten, zu welchem er sich alle ersinnliche Mühe gab, mich hinzuziehen, indem er mir große Reichthümer und alle seine Kenntnisse versprach. Gott bewirkte in mir einen bestimmten Glauben an meine Befreiung in Folge der beständigen Gebete, welche ich an ihn und an die heilige Jungfrau richtete, durch deren alleinige Vermittelung ich fest glaube, befreit worden zu sein. Die Hoffnung, Sie, mein Herr, wieder zu sehen, machte mich aufmerksamer, mich über die Art der Heilung des Greises zu unterrichten, wenn ich ihn jeden Tag Wunder thun sah; er lehrte mich dasselbe und ließ mich sogar die Bestandtheile zubereiten und anwenden.

Bei diesem Greis blieb ich nun vom Monat September 1605 bis zum Monat August 1606, wo man ihn ergriff und zum Sultan führte, damit er für ihn arbeite; aber vergeblich, denn er starb un-

terwegs vor Kummer. Er hinterließ mich einem Neffen, welcher mich bald nach dem Tode seines Oheims wieder verkaufte, weil er hatte sagen hören, daß Herr von Brèves, Gesandter des Königs in der Türkei, mit kräftigen und ausdrücklichen Befehlen des Sultans komme, um sämmtliche Christensklaven wieder zu kaufen. Ein Renegat von Nizza, ein natürlicher Feind, kaufte mich und führte mich in seinen Temat (so heißt das Grundstück, welches man als Pächter des Großherrn inne hat; denn hier besitzt das Volk nichts, sondern Alles gehört dem Sultan). Das Temat dieses Menschen war im Gebirge, wo das Land außerordentlich heiß und öde ist. Eine seiner drei Frauen war eine griechische Christin, aber schismatisch; eine andere war Türkin, welche der unermeßlichen Barmherzigkeit Gottes zum Werkzeug diente, um ihren Mann seinem Glaubensabfall zu entreißen und in den Schooß der Kirche zurückzuführen, und um mich aus meiner Sklaverei zu befreien.

Neugierig, unsere Lebensweise kennen zu lernen, besuchte sie mich alle Tage auf dem Felde, wo ich grub, und eines Tages befahl sie mir, die Loblieder meines Gottes zu singen. Das Andenken an das: „Wie sollten wir singen des Herrn Lied in fremdem Lande?" der Kinder Israels in der babylonischen Gefangenschaft ließ mich mit Thränen im Auge den Psalm „An den Flüssen von Babylon saßen wir und weinten, da wir an Sion gedachten; wir hatten die Harfen an Weiden gehängt" (Psalm 136) anstimmen, und dann Salve regina und noch manche andere Dinge, an welchen sie zum Verwundern viel Vergnügen fand.

Sie verfehlte nicht, Abends ihrem Manne zu sagen, daß er Unrecht gethan habe, seine Religion zu verlassen, welche sie für sehr gut halte nach der Erzählung, die ich ihr von der Größe unseres Gottes gemacht, und nach einigen Lobliedern, welche ich in ihrer Gegenwart gesungen hatte, wobei sie ein solches Vergnügen zu haben vorgab, daß sie nicht glauben könne, daß das Paradies ihrer Väter und das, auf welches sie hoffe, eben so viele Freuden mit sich führe, als sie genossen, während ich meinen Gott lobte: woraus sie schloß, daß irgend ein Wunder mit unterlaufe.

Diese Frau, wie eine zweite Kaipha oder wie Bileams Eselin, vermochte so viel durch ihr Zureden, daß ihr Mann des anderen Morgens sagte, es fehle nur an einer Gelegenheit, um uns nach Frankreich zu flüchten, er werde aber nach wenigen Tagen ein solches Mittel schaffen, daß wir Gott dafür preisen werden. Diese wenigen Tage dauerten zehn Monate, während welcher Zeit er mich in jener Hoffnung erhielt, und nach deren Ablauf retteten wir uns in einem kleinen Boote und landeten am 28. Juni in Aigues-Mortes; von da aus begaben wir uns bald darauf nach Avignon, wo der Renegat sich mit Thränen im Auge und schluchzendem Herzen dem Herrn Vice-Legaten vorstellte, welcher ihn öffentlich in der Kirche

des heil. Petrus zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Anwesenden empfing. Der genannte Herr hat uns beide zurückgehalten, um uns nach Rom zu führen, wohin er sogleich nach der Ankunft seines Nachfolgers sich begeben wird. Er hat dem Büßenden versprochen, ihn in das strenge Kloster Fate-Ben-Fratelli (Gehabt euch wohl, ihr Brüder) aufnehmen zu lassen, welchem er sich geweiht hatte u. s. w."

Vinzenz reiste mit dem Legaten und dem Büßenden nach Rom, wo er bis zu Ende des Jahres 1608 blieb. Er fühlte einen großen Trost, da einige Zeit zu leben, wo das Oberhaupt der streitenden Kirche ist, wo die Leiber des heil. Petrus und Paulus und so vieler Märtyrer und anderer Heiligen ruhen. Als er die heilige Erde betrat, wo so viele Heiligen gewandelt haben, stieg seine Rührung oft bis zu Thränen. Er vervollkommnete seine Kenntnisse durch Benützung der reichen Bibliotheken und durch Umgang mit den römischen Gelehrten und lenkte bald die Aufmerksamkeit der Kirchenfürsten in hohem Maße auf sich. Bei seinem Weggange von Rom vertraute man ihm einen geheimen und wichtigen Auftrag an König Heinrich IV. an.

3. Vinzenz hält sich zu Paris auf, wird Pfarrer und darauf Erzieher bei dem Grafen Gondi.

Vinzenz kam zu Paris an und bezog eine Wohnung in der Vorstadt Saint Germain. In der Nähe wohnte Margaretha von Valois, die erste Frau Heinrichs IV., deren Ehe 1599 für ungültig erklärt wurde. Sie war, wie Mezerai sagt, ein ächter Abkömmling der Valois, sie machte nie Jemand ein Geschenk, ohne sich wegen der Geringfügigkeit der Gabe zu entschuldigen; sie war die Zuflucht der Gelehrten, sie hatte immer deren einige an ihrem Tische und lernte so viel in ihrer Unterhaltung, daß sie besser sprach und schrieb, als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihre Hofleute lernten den Vinzenz von Paul kennen und schätzen und führten ihn bei der vormaligen Königin von Navarra ein, welche ihn zu ihrem ordentlichen Almosenier ernannte. Diese Fürstin hatte sich ganz Gott gewidmet und fand ihren Trost in Unterstützung der Armen und Stiftung wohlthätiger Anstalten. Vielleicht durch ihren Einfluß wurde Vinzenz um diese Zeit zum Abt des Klosters Sanct Leonard vom Könige ernannt.

Als Vinzenz in Paris mit einem Landsmann, dem Richter von Sore, in einem und demselben Zimmer wohnte, wurde ihm eine schwere Prüfung bereitet. Diesem Richter wurden eines Tags vierhundert Thaler gestohlen und er beschuldigte ohne weitere Gründe den Vinzenz eines so niederträchtigen Verbrechens. Vinzenz betheuerte seine Unschuld und sprach: „Gott weiß die Wahrheit.“ Der leidenschaftliche Richter glaubte aber nicht seinen Worten, verjagte ihn schmählich aus der gemeinschaftlichen Wohnung und verschrie ihn überall als Dieb und ehrlosen Menschen. Sechs Jahre darauf gestand ein junger Mensch, der den Diebstahl begangen hatte, von Gewissensbissen gefoltert über die Schmähungen, die der unschuldige Vinzenz leiden mußte, sein Vergehen dem Richter von Sore. Dieser schrieb nun von Scham ergriffen an Vinzenz: „Um Gottes willen, geben Sie mir einige Worte der Verzeihung und geben Sie mir dieselben schriftlich; wenn Sie mir diese Gnade verweigern, so mache ich mich auf den Weg nach Paris, um mich Ihnen zu Füßen zu werfen und mit dem Stricke um den Hals Sie um Vergebung anzuflehen.“ Vinzenz verzieh ihm von ganzem Herzen.

Auf den Rath und die Empfehlung des Herrn von Berülle, seines Beichtvaters, übernahm Vinzenz die Landpfarrei Clichy unfern Paris. Mit allen Kräften oblag er nun der Erfüllung seiner Amtspflichten. Die Kirche war arm und dem Einsturze nahe. Durch fromme Gaben reichee Leute aus Paris konnte er in kurzer Zeit seine Kirche wieder aufbauen lassen. Er besuchte die Kranken, versöhnte die Feindseligen, brach sein Brod mit den Hungrigen und Armen und bewahrte seine Heerde vor den Wölfen der Ketzerei. Durch seinen großen Eifer erhielt diese Pfarrei in kurzer Zeit eine ganz andere Gestalt. Auf den Rath des Herrn von Berülle gab er nach einiger Zeit diese Pfarrei wieder auf. Mit Thränen im Auge verließ er 1613 das dürftige Pfarrhaus und die Glieder dieser Gemeinde, die er so sehr geliebt hatte, und begab sich mit seinem kleinen Hausrath nach Paris. Er wurde Erzieher der Kinder des Emmanuel von Gondi, Grafen von Joigny, damals General der Galeeren. Der Graf und seine Gemahlin, Franziska Margaretha von Silly,

waren von Herzen fromm. Als die Gräfin dem neuen Erzieher ihre Kinder vorstellte, sprach sie die schönen Worte: „Aus denen, die Gott mir gegeben hat, wünsche ich vielmehr Heilige im Himmel, als große Herren auf der Erde zu machen.“ Vinzenz erwarb sich bald die Liebe und das Zutrauen der Eltern und Kinder; besonders schätzte ihn die Gräfin sehr hoch und wählte ihn zum Beichtvater. Er lebte sehr zurückgezogen, seine Stunden der Erziehung der jungen Grafen und den Andachtsübungen widmend. Wenn er aber wußte, seinen Nebenmenschen nützen zu können, dann verließ er die Einsamkeit. Dies geschah in der Absicht, um Mißverständnisse beizulegen, Streitigkeiten zu vermitteln, Kranke zu trösten. Dazu gab ihm die zahlreiche Dienerschaft des Grafen oft Veranlassung. Er suchte dieselbe zum Empfange der heiligen Sacramente an den Festen des Jahres aufzumuntern und bot Alles auf, um sie zu einem erbaulichen Lebenswandel zu überreden.

4. Entstehung der Missionen.

Wenn die gräfliche Familie in der schönen Jahreszeit ihre Landgüter besuchte, so benützte der eifrige Vinzenz diese Zeit zur Unterweisung des armen Landvolkes. Er predigte, hielt Christenlehre, theilte die heiligen Sacramente aus, besuchte die Kranken und bemühte sich, Seelen für Gott zu gewinnen. Die fromme Gräfin unterstützte seinen Eifer durch reichliche Almosen; besonders lagen ihr arme Waisen und Wittwen am Herzen.

Eines Tags wurde Vinzenz gebeten, einen kranken Landmann in einem zwei Stunden entfernten Orte Beicht zu hören. Der Kranke stand in allgemeiner Achtung; dessen ungeachtet veranlaßte ihn Vinzenz zur Ablegung einer Generalbeichte. Es zeigte sich, daß sich dieser Mann in dem traurigsten Gewissenszustande befand, weil er in den früheren Beichten seine größten Sünden aus falscher Scham verschwiegen hatte. Nach der Lossprechung fühlte er einen noch nie gekannten Seelenfrieden. Im Uebermaße der Reue gestand er seine Vergehungen öffentlich, auch in Gegenwart der Frau Gräfin, die ihn kurz vor seinem Tode besuchte. „O gnädige

Frau," sprach er, „wenn ich keine Generalbeichte abgelegt hätte, wäre ich ewig verloren gegangen, meiner vielen und schweren Sünden wegen, die ich aus Schamhaftigkeit zu beichten mir niemals getraut habe." Erschrocken sprach die Gräfin zu Vinzenz: „Ach, was hören wir! Wenn dieser, der in einem so guten Rufe stand, sich in einem so armseligen Zustande befunden hat, was wird es mit anderen sein, welche freier und ausgelassener leben? Ach, mein Herr, wie viele Seelen gehen zu Grunde? was ist anzufangen, um dem Uebel abzuhelfen?"

Der heil. Vinzenz äußerte sich später über diesen Vorfall, der sich im Jahr 1617 zutrug: „Die Gräfin hat mich gebeten, daß ich am Tage der Bekehrung des heil. Paulus in der Kirche predigen möchte, um die Leute zur Generalbeicht zu ermahnen. Dieses that ich auch, indem ich zeigte, wie nützlich die Generalbeicht sei, und auf welche Art und Weise sie geschehen müßte. Gott segnete meine Rede dergestalt, daß die Leute allgemein davon bewegt und gerührt wurden. Sie kamen schaarenweise herbei, Generalbeichten abzulegen. Ich fuhr fort, sie durch vertraulichen Unterricht für den Empfang der Sacramente geneigt zu machen, und fing an, sie Beicht zu hören; aber der Zudrang war so groß, daß ich allein dem Geschäft nicht mehr genügen konnte und die gnädige Frau die ehrwürdigen Väter der Jesuiten von Amiens bitten ließ, uns zu unterstützen. Diese kamen und haben uns im Beichthören, Predigen und Katechisiren geholfen. Wir gingen hierauf in andere Orte, welche der gnädigen Frau in diesen Gegenden gehörten und machten es daselbst wie in dem ersten. Der Zusammenlauf des Volkes war groß und Gott gab überall unsern kleinen Bemühungen seinen Segen. Dies ist die erste Predigt der Mission und der Erfolg, welchen ihr Gott an dem Tag der Bekehrung des heil. Paulus verlieh, was er gewiß nicht ohne Absicht an einem solchen Tage that." Das Fest der Bekehrung des heil. Paulus betrachteten Vinzenz und die Seinigen als den Stiftungs- und Geburtstag ihrer Versammlung und feierten ihn fortan mit ganz besonderer Andacht. Erfreut über die schönen Früchte dieser ersten Mission machte die edle Gräfin eine Stiftung von 16,000 Franken, damit alle fünf Jahre eine Mission auf ihren Familiengütern abgehalten werde.

5. Vinzenz als Pfarrer zu Chatillon.

Die große Verehrung, die dem frommen Priester Vinzenz von allen Personen des Gondi'schen Hauses zu Theil ward, beunruhigte ihn sehr. Er empfand Gewissensbisse, es möchte die Liebe zum eitlen Ruhm seine sonst demüthige Seele erfassen und er dachte ernstlich daran, aus dem Hause zu treten. Sein Gewissensrath Berülle konnte nicht umhin, seine Bedenken zu theilen und da eben die Pfarrei des sehr entarteten Städtchens Chatillon zu besetzen war und Berülle beauftragt war, einen würdigen Pfarrer für dasselbe auszumitteln, so machte er ihm den Antrag, diese Pfarrei zu übernehmen. Vinzenz willigte ein und verließ heimlich das gräfliche Haus, weil er auf eine andere Weise dasselbe nicht wohl hätte verlassen können. Nachdem er als Pfarrer zu Chatillon eingesetzt war, schrieb er an den Grafen und eröffnete ihm die Gründe, die ihn bewogen hätten, sein Haus zu verlassen. Unter Anderem sagte er, daß seine Zöglinge nunmehr eines tüchtigeren Lehrers bedürften, der sie in jenen Wissenschaften unterrichtete, die sie geeignet machten, die ersten Stellen des Königreichs einzunehmen. Der Graf und die Gräfin wurden durch diesen Brief in die größte Bestürzung und Betrübniß versetzt. Sie schrieben einen Brief nach dem andern nach Chatillon und stellten dem Vinzenz ihr eignes Seelenheil und das ihrer Kinder, das Unterbleiben so vieles Guten, woran seine Abwesenheit Schuld sei, in den lebhaftesten Farben vor; allein Vinzenz gab eine abschlägige Antwort, weil er glaubte, es sei der Wille Gottes, daß er in der in Laster und Unwissenheit versunkenen Pfarrei Chatillon arbeite.

Die Pfarrei Chatillon war seit vierzig Jahren wegen ihres geringen Gehalts unbesetzt geblieben, war daher ganz verwahrlost und verwildert. Zum Unglücke befanden sich sehr viele Calvinisten daselbst. Im Vertrauen auf Gott ließ Vinzenz bei dem Anblicke dieses verwüsteten Weinbergs den Muth nicht sinken. Mit Hülfe eines tugendhaften Priesters, Namens Girard, arbeitete er an der Bekehrung seiner Pfarrkinder. Begierig hörte man seine ungekünstelten, salbungsvollen Predigten, mit Ehrfurcht betrachtete man seinen apostolischen Lebenswandel. Alle wünschten durch Ablegung

einer Generalbeicht den Grund zu einem neuen, besseren Leben zu legen. Der Zudrang der Büßenden war so groß, daß Vinzenz oft kaum Zeit fand, die nothwendige Nahrung zu sich zu nehmen. Alles gewann eine neue Gestalt. Selbst viele Calvinisten kehrten in den Schooß der Kirche zurück. Vinzenz wohnte in dem Hause eines jungen, sehr reichen Calvinisten, der ein sehr ausschweifendes Leben führte. Durch sanfte Ermahnungen erweckte Vinzenz Liebe zur Tugend in seinem Herzen und überzeugte ihn sodann von der Wahrheit des katholischen Glaubens. Beynier, so hieß der junge Mann, bekehrte sich vollkommen und widmete sich, als nach einigen Jahren die Pest zu Chatillon ausbrach, mit Heldenmuth der Krankenpflege. Noch größeres Aufsehen erregte die Bekehrung des Grafen Rougemont, eines Mannes, der den verderblichen Grundsätzen der Welt mit Leib und Seele huldigte. Aus Neugierde besuchte er Vinzenz und wurde von seiner kindlichen Frömmigkeit so gerührt, daß er den festen Entschluß faßte, seinen Ausschweifungen zu entsagen und Buße zu thun. Er verwendete einen großen Theil seines Vermögens zu frommen Stiftungen und Almosen und würde keinen Fuß breit Eigenes auf Erden behalten haben, wenn ihn nicht Vinzenz davon abgehalten hätte. „Ich bin versichert," pflegte er zu sagen, „wenn mein Herz keinem Geschöpfe mehr anhängt, so werde ich ganz und gar mit meinem Gott vereinigt sein. Daher erforsche ich mich öfter, woran mein Herz noch hängt. Sobald ich merke, daß mich noch etwas von meinem Gott zurückhält, so bitte ich gleich um Hülfe, ich schneide, reiße, haue, um mich aus der Schlinge zu ziehen." Nachdem er so alles Irdische muthig abgestreift, mußte er noch durch eine harte Prüfung, durch eine lange und schmerzhafte Krankheit seine Tage beschließen. Er ertrug dieselbe mit großer Geduld und starb selig im Herrn. — Durch die kraftvollen Predigten des Heiligen wurden auch zwei junge, dem eitlen Weltsinne hingegebenen Frauen gerührt und bekehrt. Diese waren die ersten Mitglieder jenes wohlthätigen Frauen-Vereins, den Vinzenz zur Linderung menschlicher Leiden stiftete.

Als einst Vinzenz an einem Festtage die Kanzel besteigen wollte, bat ihn eine dieser Frauen, er möge eine kranke,

sehr arme, nahe bei der Stadt wohnende Familie der Barmherzigkeit der Gläubigen empfehlen. Vinzenz that dieses und sprach so rührend über den Beistand, welchen man den Armen und Kranken schuldig ist, daß sich die härtesten Herzen davon ergriffen fühlten. Nach dem Mittagsgottesdienste begab sich Vinzenz auf den Weg zu dieser armen Familie und sah mit Rührung viele Leute desselben Wegs wandeln, welche Lebensmittel trugen. Er sprach zu den beiden b kehrten Frauen, die ihn begleiteten: „Man hat hier viele Menschenliebe bewiesen, aber sie ist nicht ganz geordnet. Diese armen Kranken haben zu viel Vorrath auf einmal, ein Theil davon wird verderben und verloren gehen und dann werden sie in ihr altes Elend zurücksinken.“ Nach seiner Gewohnheit überlegte er vor Gott, was hier zu thun sei und entwarf darauf den Plan eines wohlthätigen Frauenvereins, der von dem Erzbischof von Lyon genehmigt wurde. Hier sehen wir die Entstehung des Ordens der barmherzigen Schwestern. Bald breitete sich der Verein über ganz Frankreich aus. Die vornehmsten Frauen traten ihm bei und es läßt sich nicht beschreiben, was er zur Zeit allgemeiner Drangsal geleistet hat.

Nachdem Vinzenz einen reichen Segen über Chatillon in kurzer Zeit ausgestreut hatte, gab er den dringenden Bitten seiner Freunde nach und ging nach Paris zurück. Seine baldige Abreise erfuhr seine Gemeinde erst aus seiner Abschiedsrede. Er vertheilte seine kleine Habe unter die Armen und trat seine Reise an. Die Thränen und Segenswünsche der durch ihn umgewandelten Gemeinde zu Chatillon begleiteten ihn. Den bitteren Abschied erleichterte ihm der Umstand, daß sein trefflicher Gehilfe Girard sein Nachfolger wurde.

6. Vinzenz unter den Galeerensklaven und Bettlern. Er wird Vorsteher der Salesianerinnen zu Paris.

Vinzenz kam den 23. Dezember 1617 wieder nach Paris zurück und trat auf den Rath Berülle, seines Beichtvaters, dessen Stimme ihm als Gottesstimme galt, in das Gondische Haus. Da der Graf für seine Söhne eigne Lehrer angestellt hatte, welche Vinzenz blos überwachen durfte, so widmete er sich vorzugsweise der Seelsorge. Er predigte den Armen

das Evangelium und errichtete an den meisten Orten der gräflichen Herrschaft den Verein der wohlthätigen Frauen. Die glücklichen Erfolge der Missionen brachte den Grafen Gondi, der General der Galeeren war, auf den Gedanken, eine solche Mission auch unter den Sträflingen auf den Galeeren durch Vinzenz abhalten zu lassen. Durch seine Vermittelung ernannte Ludwig XIII. den Vinzenz zum königlichen Almosenier der Galeeren. Dieser begab sich im Jahre 1622 nach Marseille, um sich mit eigenen Augen vom Zustande der dortigen Gefangenen zu überzeugen. Hier sah er die ihm anvertrauten Schafe, mit Ketten beladene Verbrecher, die noch schwerer von Sünden gedrückt waren. Verzweifelte Menschen, mit Haß und verbissenem Ingrimm erfüllt, welche Gott und alles Heilige lästerten. Diese schwimmende Gefängnisse schienen der Meeresaufenthalt der Teufel zu sein. Vinzenz vergaß Thränen bei diesem Anblicke. Durch Sanftmuth, Freundlichkeit und Wohlthaten suchte er ihr Zutrauen zu gewinnen. Er ertrug die Beleidigungen geduldig, die er anfangs von ihnen erfuhr, und legte Fürbitte für sie ein, daß sie menschlicher behandelt wurden. Diese Beweise von Liebe und Zutrauen machten endlich einen großen Eindruck auf die harten Herzen der Verbrecher. Sie, die der Auswurf der Menschen und die Schande ihrer Familien waren, sehen sich von einem allgemein geachteten Manne liebevoll behandelt; all' ihre Frechheit stürzte vor diesem Wunder der Demuth zusammen. Bald fühlte dieser und jener Verbrecher Reue, die mehr Verhärteten enthielten sich der fürchterlichen Flüche und abscheulichen Reden, um ihren Wohlthäter nicht zu beleidigen. Vinzenz legte ihnen dann nahe, wie ihr hartes Loos verdienstlich für sie werde, wenn sie es zur Tilgung ihrer Fehler geduldig trügen und Gott aufopferten. Durch die rührendsten Vorstellungen bewegte er das Innerste ihrer Seele, so daß sie ihre Vergehen beweinten und Buße thaten. Seiner Sanftmuth schrieb er selbst diese Erfolge zu. „Die Sträflinge, mit denen ich zusammenwohne, lassen sich nur durch Sanftmuth gewinnen. Wenn ich sie in ihren Leiden beklagt, ihre schweren Ketten berührt und ihnen die ganze Betrübniß, welche mir der Anblick ihrer unglücklichen

Lage verursachte, bezeugt habe, alsdann hörten sie mich an." Vinzenz kehrte nach Paris zurück und stieg, von heiliger Liebe getrieben, in die feuchten und verpesteten Gefängnisse hinab, wo die zur Galeere bestimmten Verbrecher, bis sie zahlreich genug waren, um nach Marseille abgeführt zu werden, schmachteten. Er fand diese Unglücklichen in dem schrecklichsten Leibes- und Seelenzustande, der Verzweiflung preisgegeben. Er stellte diese furchtbare Lage der Gefangenen dem Grafen Gondi vor, der ihm die Vollmacht gab, das Schicksal derselben zu erleichtern. Nun miethete er ein Haus, richtete es ein und brachte die Gefangenen dahin. Barmherzige Menschen verschafften ihm die Mittel zu diesem Unternehmen. Täglich besuchte er die Gefangenen, ertheilte ihnen Religionsunterricht, verschaffte ihnen Almosen, reichte ihnen die Sacramente, pflegte die Kranken. Als eine ansteckende Krankheit unter ihnen ausbrach, schloß er sich sogar zu ihnen ein. Diese Liebe war der Weg zu dem Herzen der Gefangenen; sie hörten ihn an und erkannten ihre Sünden. Sobald Vinzenz die Nachricht erhielt, daß die Galeeren von Marseille nach Bordeaux abgefahren seien, um die Truppen des Königs zu unterstützen, begab er sich auf Ansuchen des Grafen Gondi dahin und arbeitete voll Segen unter den Sträflingen.

Bei dieser Gelegenheit reiste er durch die Stadt Macon und sah, daß die ganze Stadt von Bettlern wimmelte. Diese Leute waren eben so arm, als unwissend in der Religion und lasterhaft. Vinzenz betete zu Gott und entwarf dann einen Plan zur Abstellung des Bettelns. Er errichtete eine Bruderschaft der göttlichen Nächstenliebe, ließ dann ein Verzeichniß der Armen aufstellen, jedem ein Almosen bestimmen, jedoch mit der Bestimmung, sich des Bettelns zu enthalten, zu arbeiten, dem Religionsunterrichte beizuwohnen und monatlich die heiligen Sacramente zu empfangen. Fremde Bettler erhielten ein bestimmtes Almosen und freie Nachtherberge, mußten aber des anderen Tages wieder weiter ziehen. Besonders wurde auf verschämte Hausarme Rücksicht genommen. Anfangs war Vinzenz der Gegenstand des Gelächters, so daß man mit Fingern auf ihn

deutete; als aber innerhalb drei Wochen die Straßen von Bettlern frei waren, weinte Alles vor Freude.

Frau von Chantal, diese fromme Schülerin des heil. Franz von Sales, war nach Paris gekommen und hatte daselbst ein Kloster des Ordens von der Heimsuchung Mariä gestiftet. Franz von Sales wollte dem Kloster einen Vorsteher von klugem und festem Gemüthe und väterlichem Herzen geben und wählte dazu den heil. Vinzenz, den er für den heiligsten Priester hielt, den er jemals gesehen habe. Dieser aber glaubte sich nur berufen für das arme Landvolk und für die Geleerensklaven und hielt sich unfähig, eine solche Seelenleitung zu übernehmen. Nur erst der Befehl des Bischofs von Paris konnte ihn zur Annahme dieses Amtes bewegen. Vinzenz blieb dreißig Jahre Vorsteher der Klöster dieses Ordens in Frankreich und leitete dieselben mit großer Klugheit, Festigkeit und ächt apostolischem Geiste.

7. Entstehung des Ordens der Missionspriester oder Lazaristen.

Nach dem Tode der edlen Gräfin von Gondi bezog Vinzenz 1625 das Kollegium der guten Kinder, das ihm der Erzbischof von Paris zur Stiftung einer Missionsanstalt einräumte. Die fromme Gräfin hatte zur Förderung dieses schönen Werkes, das eine wahre Reformation der Armen, des Landvolkes, überhaupt jenes Theils der Menschheit bezweckte, dem die Mittel der Belehrung und geistigen Erfrischung weniger zu Gebote stehen, ausgeworfen. Anfangs war Portail der einzige Priester, der sich an Vinzenz anschloß; bald gewann Vinzenz einen dritten Priester für sein schönes, aber mühevolles Werk. Sie gingen nun alle drei von Ort zu Ort, predigten in evangelischer Einfalt und mehr durch ihr frommes Beispiel, als durch ihr Wort. Besonders vermieden sie in Religionsgesprächen jede Bitterkeit gegen die Irrgläubigen. Vinzenz war überzeugt, daß auf diese Weise kein Irrgläubiger bekehrt werde. „Mit der Ketzerei zu kämpfen," sagt er, „heißt den Satan Leib an Leib umfassen, und der gelehrteste Mann von der Welt wird gegen den Teufel nie

etwas durch Hochmuth gewinnen, weil der Teufel dessen mehr hat, als irgend Jemand; mit der Demuth muß man ihn bekämpfen, denn Demuth ist eine Waffe, deren er sich nicht zu bedienen versteht."

Gott segnete die Arbeiten dieser edlen Priester und da diesen Segen andere gute Geistliche wahrnahmen, verlangten sie Mitglieder der Gesellschaft zu werden. So wuchs das kleine Senfkörnlein bald zu einem schattigen Baume heran. Im Jahr 1627 bestätigte Ludwig XIII. die Missionsgesellschaft, erlaubte ihr, in ganz Frankreich sich niederzulassen und Vermächtnisse und Gaben anzunehmen. Urban VIII. erhob sie unter dem Namen: „Priester der Mission" zu einer Ordensgesellschaft und erklärte Vinzenz zum Generaloberen derselben. Da diese Gesellschaft die Bestimmung hatte, den Armen das Evangelium zu predigen, so sollten sie nach dem Beispiele Jesu erfüllt sein mit Herzenseinfalt, Demuth, Sanftmuth, Abtödtung und reinem Seeleneifer. Also wollte es Vinzenz: „Die Einfalt," sagt er, „ist auf Gott gerichtet, dem sie allein zu gefallen sucht. Die Demuth übet sich an uns selbst und macht, daß wir unsere Nichtigkeit erkennen und die eigne Verachtung lieben. Die Sanftmuth kommt dem Nächsten zu Gut, damit wir mit seinen Fehlern Geduld tragen und er auf eine gelinde Art zur Erkenntniß und Liebe Gottes gebracht werde. Die Abtödtung ist ein nothwendiges Mittel zur Sanftmuth und hilft die im Dienste des Herrn vorfallenden Beschwernisse großmüthig zu überwinden. Der fromme Eifer endlich versüßet die Bitterkeit der Abtödtung durch die Salbung der Gnade und Liebe Gottes, und bringt Trost und Beschwerden im Leiden."

Die Gesellschaft des heil. Vinzenz von Paul war eine Sendung, Mission, zunächst für das Landvolk. Darum wurden im Sommer wegen der vielen Beschäftigungen des Landmannes keine Missionen gehalten. Sobald die Zeit der Aernte nahete, begaben sich die Missionäre vom Land in die Stadt Paris, um sich in stiller Einsamkeit auf die künftigen Missionen vorzubereiten. „Wir führen," sagt Vinzenz, „in Paris ein beinahe eben so einsames Leben, wie das der Karthäuser; weil, da wir in der Stadt nicht predigen, nicht katechisiren,

nicht Beichte hören, beinahe Niemand mit uns zu thun hat und auch wir mit Niemanden, und diese Einsamkeit erregt in uns die Sehnsucht nach der Arbeit auf dem Lande, und die Arbeit die Sehnsucht nach der Einsamkeit.“ Vinzenz warnte die Seinigen nachdrücklich, oberflächlich und unvorbereitet ihre wichtigen Geschäfte zu verrichten. Die Mission sollte in einer Gemeinde so lange fortgesetzt werden, bis sie versichert wären, die Gemeinde sei nun in den heiligen Religionsgeheimnissen genugsam unterrichtet, von ihrer Kraft wahrhaft durchdrungen und gründlich gebessert. Darum setzte er fest, daß Missionen in größeren Orten fünf bis sechs Wochen, in mittelmäßigen vier, in kleineren wenigstes zwei Wochen dauern müßten. Vom Jahre 1625 bis 1632, wo die Versammlung nach Sanct Lazarus zog, hielt Vinzenz hundertundvierzig Missionen, und von da bis zum Todesjahre des Vinzenz (1660) stieg ihre Zahl über siebenhundert. Wie viel Böses — religiöse Unwissenheit, Gewohnheitssünden, lasterhafte Verbindungen, Feindschaften, ungerechtes Gut — wurde durch diese Missionen entfernt, wie viel Gutes durch dieselben gestiftet!

Die Zahl und Arbeit der Missionspriester wurde indessen so stark, daß das ärmliche Haus der guten Kinder und der jährliche Ertrag des Gondischen Stiftungskapitals zur Unterhaltung der Gesellschaft nicht mehr ausreichte. Da sorgte Gott auf eine Weise, an die kein Mensch gedacht hätte. In einer Vorstadt von Paris befanden sich acht Chorherrn unter einem Prior, welche ein schönes, sehr geräumiges Gebäude mit bedeutenden Einkünften bewohnten. Es war ursprünglich eine Abtei, dann aber ein Krankenhaus für Aussätzige und hieß: Zum heiligen Lazarus. Mit Zustimmung der Chorherrn trat der Prior diese bedeutende Besitzung an die Missionspriester ab, und am 8. Januar 1632 zog Vinzenz mit den Seinigen nach Sanct Lazarus. Mit dem Hause übernahm er die Pflege einiger wahnsinnigen Knaben, zu welchen bald noch andere seelenkranke Jünglinge hinzukamen, so daß Sanct Lazarus ein Sittenhospital wurde, wo man die gefährlichsten Seelenkrankheiten zu heilen unternahm.

8. Der Orden der barmherzigen Schwestern.

Wie aber dem geistigen Elend, so wollte Vinzenz auch dem leiblichen Elende seiner Mitmenschen abhelfen. Er hatte darum den wohlthätigen Frauenverein zur Pflege der Kranken gestiftet, der um diese Zeit durch den Beitritt der edelmüthigen Frau Louise von Marillac, Wittwe des verstorbenen königlichen Sekretärs le Gras, neues Leben erhielt. Sie war eine wahre Tabitha voll guter Werke und reichlichen Almosens und beschloß unter Leitung des ehrwürdigen Vinzenz sich ganz dem Dienste der Armen zu widmen. Sie suchte die Kranken auf, pflegte sie ungeachtet ihres eckelhaften Anblicks oder der Gefahr eigner Ansteckung und begleitete ihre Liebesdienste mit heilsamen Zusprüchen. Nachdem sie sich vier Jahre dem Dienste der Kranken in der Hauptstadt gewidmet, reiste sie in die Provinzen, um durch Belehrung und thätige Hülfeleistung die frommen Schwester zu unterstützen. Durch diese Einrichtung wurden, ohne Spitäler anzulegen, jährlich Tausende von armen Kranken geistlich und leiblich erquicket und mit der zartesten Sorgfalt gepflegt. Damen von hohem Stande besuchten aus Liebe zu Jesus Christus die ärmlichsten, oft sebr ekelhaften Wohnungen, um Labung und Trost dahin zu bringen. Solche Opfer zn bringen kann nur die Religion des Kreuzes bewirken.

Da aber einige verheirathete Damen von ihren Männern vermocht wurden, den Krankendienst wegen der Gefahr der Ansteckung oder aus Besorgniß, die häuslichen Geschäfte darüber zu versäumen, aufzugeben, sammelte die eifrige Dame le Gras fromme Jungfrauen um sich, unterwies sie in der Krankenpflege und sandte sie in die Spitäler, wo sie mit dem besten Erfolge wirkten. Der Erzbischof von Paris erhob diese neue Genossenschaft wohlthätiger Jungfrauen zu einer eignen Versammlung unter dem Namen: Töchter der christlichen Liebe oder barmherzige Schwestern. Von ihrer grauen Kleidung nannte man sie auch graue Schwestern. Vinzenz entwarf für die Schwestern eine sehr weise Regel, welche in der Folge, 1668, von Clemens IX. bestätiget wurde und hielt öftere herzliche Ansprachen an dieselben, um sie für ihren schweren Dienst zu begeistern.

Außer dem Krankendienst unterrichteten sie arme Mädchen, erzogen Findlinge und leisteten bereitwillig jede Art von Hülfe. Sie gingen in die Lazarethe und auf die Galeeren und opferten Leben und Gesundheit auf aus Liebe zu Christus, der ihnen einst die Krone des Lebens geben werde, und aus Liebe zu dem leidenden Nebenmenschen.

9. Der heil. Vinzenz sucht den geistlichen Stand zu bessern.

Zur Besserung des geistlichen Standes, der damals viele unwissende und unsittliche Glieder zählte, führte Vinzenz die geistlichen Uebungen ein. Mit Zustimmung des Erzbischofs hielt er und andere Missionspriester zu Beauvais vor den versammelten Geistlichen Vorträge über ihren hohen Beruf und veranlaßte sie zu einer tiefen Einkehr in sich selbst, zur sittlichen Wiedergeburt. Die großen Veränderungen, welche die ersten Uebungen unter den Geistlichen hervorbrachten, ermunterten die übrigen Bischöfe und Erzbischöfe Frankreichs, dieselben in ihren Diöcesen einzuführen. Diese Uebungen trugen vorzügliche Früchte. Der größte Theil der neugeweihten Priester, welche sich derselben unterzogen, führte ein recht geistliches Leben. Sie hielten ihre Tagesordnung, betrachteten, lasen die heilige Messe, hielten tägliche Gewissenserforschung, besuchten Spitäler und Kerker, wo sie in der christlichen Lehre Unterricht ertheilten u. s. w. Die Folge davon war, daß der geistliche Stand wieder die ihm gebührende Achtung erhielt.

Diese geistlichen Uebungen wurden zunächst mit Solchen vorgenommen, welche die heiligen Weihen empfingen. Damit aber auch die schon im Amte stehenden Geistlichen Gelegenheit erhielten, die in den heiligen Weihen empfangenen Gnaden zu erneuern, führte Vinzenz die Priesterconferenzen oder vertrauliche Unterredungen der Geistlichen über ihre Standespflichten ein. Wöchentlich hielt Vinzenz solche Unterredungen und schrieb den Theilnehmern gewisse einfache Regeln vor. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen und so zahl-

reich besucht, daß nach einiger Zeit gegen dreihundert Weltpriester Antheil nahmen. Sie hielten Vorträge aus der Fülle ihres Herzens, besuchten Spitäler, Gefängnisse und hielten Missionen in den Städten, während die Missionspriester des heil. Vinzenz sich auf ihre ursprüngliche Bestimmung beschränkten, den Armen auf dem Lande das Evangelium zu predigen. Sie unterrichteten die Arbeiter, die Bettler nnd die tief in Laster gesunkenen Bewohner der verrufensten Stadtheile mit großem Segen. Selbst am königlichen Hofe machte die große Sittenverbesserung der gemeinen Leute Aufsehen und der König beschloß auf den Rath des Kardinals Richelieu, die Mitglieder der Conferenz zu den wichtigsten Kirchendiensten zu berufen. So wurde die Conferenz eine höhere Bildungsanstalt für Frankreich, eine der edelsten Pflanzschulen der katholischen Kirche. — Nach dem Kirchenrath von Trient bestanden in den meisten Diöcesen Frankreichs Seminarien zur Bildung der Priester; allein die meisten dieser Anstalten und ihre Vorsteher waren von dem ächten, christlichen Geiste verlassen. Vinzenz errichtete daher, von Kardinal Richelieu mit 2000 Livres dazu versehen, ein neues Seminar im Kollegium der guten Kinder im Jahr 1642, bestimmte den Aufenthalt der Zöglinge auf zwei Jahre, entwarf einen Unterrichts- und Erziehungsplan, worin neben der Ausbildung in den seelsorglichen Kenntnissen und Fertigkeiten besonders die Bildung des Herzens zu einem frommen Sinn und Wandel die Hauptsache war. Liebe zur Tugend, besonders zum Gebet seinen Zöglingen einzuflößen, schien dem frommen Vinzenz das Wichtigste. „Das Gebet," sagte er, „ist dem Priester eben so nothwendig, als dem Soldaten die Waffen." Man nannte dieses Seminar für Weltpriester im Gegensatze zum Seminar für die Missionspriester das auswärtige Seminar. Keiner durfte das Seminar verlassen, wenn er nicht zuvor die Missionspriester auf eine Mission begleitet hatte, um daselbst das in Anwendung zu bringen, was im Seminar über das Beichthören, über das Predigen und Katechisiren vorgetragen wurde. Die Bischöfe ahmten diese Einrichtung des heil. Vinzens nach und erbaten sich von ihm Missionspriester als Vorsteher der neu errichteten Seminarien.

10. Geistliche Uebungen für Weltleute; das große Spital zu Paris.

Der eifervolle Vinzenz wollte auch den Weltleuten jedes Standes Gelegenheit bieten, sich auf einige Zeit in die Einsamkeit zu begeben, um sich mit ihrem Seelenheil zu beschäftigen. Er öffnete daher die Missionshäuser jedem Menschen, der Verlangen trug, die geistlichen Uebungen vorzunehmen. Alle Bedrängte und Elende fanden eine Zuflucht, eine Stätte des Trostes. Nicht selten sah man in Sanct Lazarus Weltgeistliche und Ordensleute, Hofherren, Räthe, Soldaten, Studenten, Einsiedler und Bauern zu demselben Zweck vereinigt. Vinzenz pflegte scherzend zu sagen, Sanct Lazarus sei eine Arche Noahs, in welche alle Arten von Thieren aufgenommen werden. Allen wurde ganz unentgeldlich Speise und Trank gereicht, damit ihre heilige Einsamkeit durch nichts gestört würde. Dagegen ergoß sich aber Gottes Segen nicht in Tropfen, sondern stromweise über die Anwesenden. Freilich kam das Haus dadurch in Schulden; auch fehlte es nicht an Menschen, die nicht aus innerem Antrieb der Frömmigkeit, sondern um auf einige Tage freies Essen zu erhalten, die Uebungen mitmachten. Einige Freunde machten Vinzenz darauf anfmerksam und baten ihn, seinen Eifer zu mäßigen. Sehr schön antwortete darauf der fromme Mann: „Die Unkosten sind treflich wohl angewendet und wenn unser Haus deßwegen stark in Schulden ist, so kann Gott die Schulden zahlen, und wir können mit Grund hoffen, daß er es auch thun werde. Sodann, wenn schon nicht Alle einen Nutzen aus den geistlichen Uebungen schöpfen, genug, daß ein großer Theil sie benützet. Endlich, wenn Einige nur den Hunger zu stillen kommen, weil sie anderswo nichts zu essen haben, so ist's ja auch ein gutes Werk, die Hungrigen speisen; und wenn man solche Leute wollte ausschließen, würde billig zu fürchten sein, daß so etwas auch Jenen begegnen könnte, welche aus redlichen Absichten erscheinen, und diese würden dann aus unsrer Schuld vieler Gnaden entbehren müssen, die sie mittels der geistlichen Uebungen von Gott würden erhalten haben."

Zu Paris befand sich ein großes Spital, das Haus Gottes genannt. Es hatte gegen 1200 Betten und verpflegte jährlich gegen 20 bis 25,000 Kranke. Allein dieses für Paris so wichtige Krankenhaus hatte bedeutende Gebrechen. Die edle und fromme Wittwe des Präsidenten Goussault, welche das Spital zu Zeiten besuchte, entdeckte bald diese Mängel und schilderte dieselben dem heil. Vinzenz und dem Kardinal-Erzbischof. Auf Wunsch des Letzteren errichtete Vinzenz eine Gesellschaft adelicher Frauen, zu welcher später sogar Herzoginnen und Fürstinnen traten, welche sich entschlossen, die armen Kranken zu bedienen. Mit der leiblichen Krankenpflege verbanden sie auch Unterricht, Ermunterung, Trost, Mahnung zur Buße, zum Empfang der Sacramente. Durch die überaus liebevolle Behandlung der Kranken kam es, daß man schon im ersten Jahre an siebenhundert Personen, theils Protestanten, theils Türken zählte, die das katholische Glaubensbekenntniß annahmen. Ueberall, wo Hülfe und Unterstützung nöthig waren, waren diese edlen, großmüthigen Seelen zum Helfen bereit. Vinzenz bot darum auch Alles auf, um diesen herrlichen Liebesverein in stets frischer Begeisterung zu erhalten. Er hielt Versammlungen dieser Frauen und trug ihnen alle erdenklichen Beweggründe vor, in ihrem bisherigen Eifer fortzufahren.

11. Anstalt für Findelkinder.

„Da die Stadt Paris," sagt der Bischof von Rhodez, „in ihrem Umfange eine beinahe unzählige Masse Einwohner in sich schließt, ist es nicht möglich, alle Ausschweifungen zu verhindern, welche in dem Leben einzelner besonderer Personen vorkommen. Unter diesen Unordnungen ist eine der verderblichsten, neugeborne Kinder auszusetzen, wobei man nicht nur deren Leben, sondern auch deren Seelenheil in Gefahr bringt; denn die unnatürlichen Mütter, welche diese Unmenschlichkeit an ihren Kindern ausüben, bekümmern sich gewöhnlich sehr wenig darum, sie taufen zu lassen und ihre Seelen sicher zu stellen, während sie ihren Körper verlassen. Die Zahl derselben ist in der Stadt und in den Vorstädten so groß, daß wenigstens an drei- bis vierhundert auf das Jahr kommen,

und nach der polizeilichen Ordnung sollen die Beamten diese ausgesetzten Kinder aufheben, und über Ort und Zustand, wo und wie sie dieselben gefunden haben, Protokolle aufnehmen.

Ehemals ließen sie dieselben in die Straße St. Landry in ein Haus bringen, wo sie von einer gewissen Wittwe, welche für ihre Nahrung sorgte, aufgenommen wurden. Da sie aber mit einem oder zwei Dienstmädchen ihrer Erziehung nicht genügen konnte, und das Einkommen von nur 1200 bis 1500 Livres nicht hinreichend war, um Ammen für sie zu halten und die nöthigen Ausgaben für diejenigen zu bestreiten, welch schon entwöhnt waren, so schmachtete die Mehrzahl dieser armen Kinder im Elend und starben früher oder später in diesem Hause. Die Dienstmädchen selbst, um sich von der Unbequemlichkeit ihres Schreiens zu befreien, schläferten sie vermittelst gewisser Arzneien ein, welche mehreren den Tod verursachten. Diejenigen, welche am Leben blieben, wurden dem ersten besten, der sie verlangte, gegeben, oder zu solch geringen Preisen verkauft, daß man für etliche unter ihnen oft nur zwanzig Sous bezahlte. So kaufte man sie theils, um sie an kranken Frauen trinken zu lassen, deren verdorbene Milch sie tödtete, theils um den schlimmen Planen gewisser Personen zu dienen, welche Kinder in Familien unterschoben, und man hat erfahren, daß man welche gekauft hat, gräßliche Handlung! um sie zu Zauberkünsten zu gebrauchen. So waren diese armen, unschuldigen Geschöpfe gleichsam Opfer zum Tode oder zu etwas noch schlimmerem bestimmt. Keines von ihnen entging diesem Unglück, weil Niemand für ihre Erhaltung Sorge trug, und was noch betrübter ist, mehrere starben ohne Taufe, da jene Wittwe zugestand, daß sie niemals weder eins getauft, noch habe taufen lassen."

Das Herz des heil. Vinzenz wurde von Mitleid ergriffen, als er das schreckliche Loos dieser unglücklichen Geschöpfe erfuhr. Da er aber nicht wußte, wie diesem Uebel im Augenblick abzuhelfen sei, so ließ er das Findelhaus von einigen adeligen Damen, welche sich den Werken der Barmherzigkeit gewidmet hatten, von Zeit zu Zeit besuchen. Die guten Damen erschracken bei dem Anblicke dieser armen unschuldigen Kinder, welche mehr zu beklagen waren, als diejenigen, welche

Herodes umbringen ließ. Da sie nicht alle dieser irdischen Hölle entreißen konnten, so wählten sie zwölf Kinder durch das Loos aus, mietheten ein Haus und die fromme le Gras übernahm mit Hülfe der barmherzigen Schwestern bereitwillig die Pflege derselben. Von Zeit zu Zeit, wie es die Mittel gestatteten, nahmen sie durch das Loos noch mehrere in ihre kleine Anstalt auf und faßten endlich in einer Versammlung im Jahr 1640 den Entschluß, Alle zu retten. Da aber die jährlichen Ausgaben an 40,000 Livres betrugen und kaum die Hälfte dieser Summe zu Gebot stand, so sank den Damen der Muth und sie fürchteten, das heilsame Werk aufgeben zu müssen. Vinzenz berief die Damen zu Berathung zusammen. Er stellte ihnen vor, ob man fortfahren solle, die Findelkinder aufzunehmen oder das gute Werk einzustellen. Er führte die Gründe für und wider an und schloß dann mit den rührenden Worten: „Nun wohlan, edle Frauen, aus Mitleid und christlicher Liebe haben Sie diese kleinen Geschöpfe an Kindes Statt angenommen. Sie waren ihre Mütter nach der Gnade, seitdem ihre Mütter nach der Natur sie verlassen haben. Sehen Sie nun zu, ob Sie dieselben ebenfalls verlassen wollen. Sie sind in diesem Augenblick nicht Mütter, sondern Richter über sie! Ihr Leben und Tod hängt von Ihnen ab! Es ist Zeit, Ihr Urtheil auszusprechen, um zu wissen, ob Sie kein Mitleid mehr für sie haben wollen. Sie werden leben, wenn Sie fortfahren, liebreiche Sorge für sie zu tragen, hingegen werden sie sterben und unfehlbar zu Grunde gehen, wenn Sie sie verlassen; die Erfahruug erlaubt Ihnen nicht, daran zu zweifeln." Unter vielen Thränen, die diese rührenden Worte hervorgelockt hatten, beschlossen Alle, das Unternehmen fortzusetzen, koste es was es wolle. Die Königin ließ das Schloß Bicetre für die Findelkinder einräumen. Da aber die Luft in der dortigen Gegend sehr ungesund war, so miethete die Gesellschaft in der Vorstadt Sanct Lazarus ein Haus, wo zwölf barmherzige Schwestern für die unglücklichen Kinder sorgten. In Anbetracht der zärtlichsten Sorgfalt, die hier dem unglücklichsten und verlassensten Theil der Menschheit gewidmet worden, ruft der Franzose Arnaud aus: „Ach!

was war jenes Muster der gefühlvollen Seelen, der wahren Helden der Tugend, der wahren Christen? — Ein Geistlicher ohne Ahnen, ohne Vermögen, ohne irgend eine Stelle; und diesem Geistlichen verdanken wir die Erhaltung von beinahe 10,000 Menschen jährlich, welche unsre Ausschweifungen und unsre Grausamkeit zum Tode zu verurtheilen schien, sobald sie das Licht der Welt erblickten; diesem Geistlichen verdanken die Armen und die Kranken, ohne Unterschied des Standes, des Landes und selbst des Glaubens, die Hülfe, welche sie in's Leben zurückruft ... O theurer und heiliger Name für die gefühlvollen Seelen! Vinzenz von Paul, du warst der beste der Menschen und ohne Schmeichelei könnte ich dich den einzigen Menschen nennen!"

12. Spitäler für Galeerensklaven.

Bereits im Jahr 1622 wurde zu Paris von dem General von Gondi ein Spital für die Galeerensklaven gegründet. Da aber das Haus nur gemiethet war, so bat Vinzenz, der die Sorge für diese unglücklichen Verbrecher sich zur heiligsten Pflicht gemacht hatte, ihm zur Unterbringung der Gefangenen einen alten Thurm bei dem St. Bernardsthore zu überlassen, was ihm auch bewilligt wurde. Er sammelte Almosen für dieselben und ließ ihnen durch die Missionspriester Unterricht ertheilen und Gottesdienst halten. Den jährlichen Ertrag eines Legats einer frommen Person benützte man zur Besoldung eines Geistlichen, der die Seelsorge dieser Leute auf sich nehmen und sie nach dem Tode begraben mußte, so wie auch zur Entschädigung für Arzneimittel und andere Auslagen, welche die barmherzigen Schwestern übernommen hatten. So war die Lage der kranken Galeerensklaven zu Paris eine erträgliche geworden; dagegen sah es mit den armen Sträflingen zu Marseille sehr schlimm aus. Bei der Mission, die Vinzenz 1622 dort abhielt, hatte er die schreckliche Lage dieser armen Gefangenen kennen gelernt. Auch die Kranken blieben an die Kette angeschmiedet, wurden von Würmern und Ungeziefer verzehrt und starben oft ohne

allen menschlichen Trost unter den schrecklichsten Verwünschungen in gräßlicher Verzweiflung. Sein Herz war von so vielem Elende tief ergriffen. Gondi, der General der Galeeren, welcher zu Marseille ein Spital für die kranken Sträflinge gründen wollte, war gestorben. Richelieu, der Kardinal, hatte seine Stelle übernommen. Vinzenz begab sich darum zu diesem berühmten Staatsmann und stellte ihm und seiner Nichte, die er bei ihm traf, der Herzogin von Aiguillon, die traurige Lage der Galeerensklaven vor, und zugleich die dringende Nothwendigkeit, das von Herrn von Gondi angefangene Hospital zu vollenden. Gerührt von diesem gräßlichen Elend riefen Beide aus: „Ach, mein Gott! aber dies sollte schon gethan sein!" — Es wurde sogleich ein öffentliches Gebäude zu Marseille zum Spital bestimmt und dieser Anstalt ein jährliches Einkommen von 12,000 Livres zugewiesen. Die Leitung und Aufsicht über das Spital wurde den Missionspriestern übertragen. „Ich kann Ihnen nicht sagen," schreibt ein edler Cavalier von Marseille an Vinzenz, „wie groß der Trost dieser armen Sklaven ist, wenn man sie in das Spital trägt, welches sie sogar ihr Paradies nennen. Hinein kommen, und halb gesund sein, ist fast eins. Denn sie werden gleich von allen Unreinigkeiten gesäubert, die Füße werden ihnen gewaschen und sie in ein Bett gebracht, welches doch ein wenig sanfter ist, als die Galeerenbänke, worauf sie sonst schlafen mußten. Die Leute sind ganz entzückt darüber, sich in einem Bette und überhaupt menschlich behandelt zu sehen. Wir haben daher schon Viele, die wieder genesen, zurück geschickt, die ohne diese Hülfe unfehlbar würden gestorben sein. Glauben Sie mir, mein Herr, wir können mit Wahrheit sagen, daß Gott dieses Werk gesegnet habe." — Durch dieses Werk hat sich Vinzenz um die leidende Menschheit sehr verdient gemacht. Er kam nicht nur mit Werken leiblicher Barmherzigkeit den Galeerensklaven, diesen von der allgemeinen Verachtung und dem größten leiblichen und geistigen Elend niedergedrückten Menschen zu Hülfe, sondern hat sie auch durch Trost und die Kraft der Religion mit ihrem Schicksal ausgesöhnt und dem ewigen Untergang entrissen.

13. Unterstützung der armen Lothringer.

Lothringen, dieses schöne und fruchtbare Land, wurde im dreißigjährigen Krieg der Schauplatz der schauerlichsten Auftritte. Schweden und Deutsche, Franzosen und Spanier wetteiferten in Verheerung dieses Landes. Die meisten Städte und Dörfer waren in Aschenhaufen verwandelt; Pest und Hunger ergriffen Jene, welche das Schwert verschont hatte. Die Menschen verzehrten aus Hunger die ekelhaftesten und schauerlichsten Dinge; Mütter fraßen ihre Kinder, Kinder ihre Mütter. Heere von Armen irrten um die festen Plätze wie Gespenster, fielen aus Entkräftung nieder und starben, ohne daß man darauf Acht gab. Viele adelige Jungfrauen kamen aus Mangel an Nahrung in Versuchung, die Schande dem Tode vorzuziehen. Viele gottgeweihte Jungfrauen verließen die Klöster, um ihr Brod auf Gefahr ihrer Ehre und zum Aergerniß der Kirche zu erbetteln. Schaaren heißhungriger Wölfe drangen in dunkler Nacht in die Städte und fielen über Leichen und Schlafende her.

Dieses entsetzliche Elend erfüllte das Herz des heil. Vinzenz mit tiefer Wehmuth. Sie sind keine Franzosen, sagte er, und ihr Herzog kämpft gegen uns, aber was liegt daran, sie sind Menschen, sie sind Katholiken und sie leiden: mehr Titel, als es braucht, um einen Anspruch auf das Mitgefühl jedes guten Christen zu haben. Woher aber die unermeßlichen Summen nehmen, deren es bedarf, um sie zu unterstützen?... Die Hand des Herrn wird uns beistehen, so wie dies immer geschieht, wenn er uns zu Unternehmungen auffordert, welche unsre Kräfte übersteigen. Es ist wahr, wir haben wenig Gold und Silber, und es bedarf vielleicht Millionen... Wohlan! Gott wird das Fehlende hinzuthun. Die Schätze der göttlichen Vorsehung sind unerschöpflich und unser Mißtrauen würde ihr Unehre bringen. — Mit dem muthgebenden Vertrauen, daß die göttliche Vorsehung in den Dingen, welche man auf ihren Befehl unternimmt, den Menschen nie verläßt, begab er sich an den königlichen Hof und empfing reichliche Almosen; er führte im eignen Hause alle erdenkliche Ersparungen ein, setzte sich mit seiner Gemeinschaft auf schwarzes Brod, sammelte alles vorräthige Geld und sandte diese Almosen durch

Missionspriester an die armen Lothringer. Ein einziger Bruder der Mission machte für diesen Zweck dreiundfünfzig Reisen nach Lothringen, und nahm jedesmal, sowohl in baarem Gelde als in Wechseln, 20,000, 25,000 und 30,000 Livres mit sich. Allein das Elend war so groß und dauerte so lange, — vom Jahr 1635 bis zum Abschlusse des westphälischen Friedens 1648 — daß die großartige Hülfe des heil. Vinzenz wenig zugereicht hätte, wenn Gott nicht augenfällig sein Werk gesegnet hätte. Gewiß, wenn Lothringen Altäre und Bildsäulen einem heiligen Bewohner des Himmels schuldig ist, so ist es Vinzenz von Paul. Aus allen Städten und Dörfern Lothringens brachte man dem großen Menschenfreunde öffentliche Dankesbezeugungen dar, und der Herzog Karl selbst schrieb an den Papst, als der heilige Stuhl sich mit der Seligsprechung des Heiligen beschäftigte, daß zu der Zeit, wo seine Staaten durch den Krieg, durch die Pest und den Hunger verwüstet worden seien, dieser große Diener Gottes der Retter und der Vater derselben gewesen sei.

Viele Lothringer waren bei dem lange dauernden Elend ihres Vaterlandes, in Lumpen und von Hunger verzehrt, durch die feindlichen Armeen über die Gränze geeilt und suchten Hülfe bei dem Heiligen. Vinzenz erschrack nicht über die Menge der Hülfesuchenden, er verschaffte ihnen Wohnung, Brod, Arbeit und Kleider, und hielt ihnen Missionen zum Heile ihrer Seelen. Unter den Flüchtlingen befanden sich viele Adelige, die sich schämten, fremde Wohlthätigkeit anzusprechen. Vinzenz ermunterte einige französische Edelleute, einen Verein zur Unterstützung ihrer unglücklichen Standesgenossen zu bilden. Acht Jahre lang schossen sie monatlich ihre Beiträge zusammen und unterstützten mit möglichster Zartheit und Schonung den verarmten Adel. Auch nach der Abreise des lothringischen Adels blieben diese französischen Edelleute vereinigt und hielten monatlich in Sanct Lazarus ihre Sitzungen. Denn sie bekamen bald darauf Veranlassung, ihre christliche Nächstenliebe auf's neue zu erproben. Aus England und Irland flohen viele Adelige der katholischen Religion wegen, die sie abschwören sollten, nach Frankreich und zwanzig Jahre hindurch genossen diese Edelleute die großmüthige Gastfreundschaft Frankreichs

und die Unterstützung des von Vinzenz gestifteten adeligen Vereins.

Erschüttert von den gräßlichen Uebeln des Kriegs begab sich Vinzenz eines Tags in den Palast des Kardinals Richelieu, schilderte ihm die Leiden des Volkes und all' die Unordnungen, die der Krieg im Gefolge habe, warf sich ihm zu Füßen und sprach mit eindringendem Tone: „Gnädiger Herr, haben Sie Erbarmen mit uns und geben Sie Frankreich den Frieden!" Richelieu erwiederte gerührt: „Diesen Frieden soll Frankreich haben, ich arbeite daran; aber er hängt nicht von mir allein ab, es gibt Parteigänger im Innern und Feinde nach Außen, welche ihn nicht wollen." Und mit einem feinen Lächeln zu Vinzenz gewandt, fuhr Richelieu fort „diese Ruhe, welche Sie so dringend für Andere verlangen, wann werden Sie dieselbe sich selbst bewilligen, Herr Vinzenz?" — „Gnädiger Herr, antwortete Vinzenz, die Zeit zu ruhen kommt für uns Missionäre niemals, weil die Zeit der Aernte immer währt." — Einige Zeit darauf, den 4. Dezember 1642, war Armand du Plessis, Kardinal und Herzog von Richelieu, zum ewigen Frieden eingegangen. Achtzig Jahre nachher stand der Czar Peter von Rußland an seinem Grabe und rief: „Ach Richelieu, warum bist du nicht mehr unter der Zahl der Lebenden! Ich würde dir die Hälfte meines Reiches dafür geben, daß du mich lehrtest, die andere zu regieren!" — Seit dem Tode seines ersten Ministers welkte Ludwig XIII. dahin und folgte ihm langsam in den Sarg nach. Mit großer Seelenruhe sah er dem Tode entgegen und ließ den frommen Vinzenz an sein Sterbelager kommen, damit er ihn für jenen letzten Augenblick wohl vorbereite, von welchem die Ewigkeit abhängt. Gottergeben starb dieser edle Fürst, der alle Tugenden der Könige hatte, ohne einen ihrer Fehler, am 14. Mai 1643.

14. Vinzenz von Paul als Staatsrath.

Die verwittwete Königin Anna von Oesterreich übernahm nun die Zügel der Regierung und die Vormundschaft des jungen, erst fünf Jahre zählenden Königs Ludwig XIV. Da den verstorbenen König die Ernennung der Bischöfe auf sei-

nem Krankenlager besonders beunruhigt hatte, so setzte sie einen Rath für die geistlichen Angelegenheiten des Reichs ein und ernannte als Mitglieder desselben ihren ersten Minister, Kardinal Mazarin, den Reichskanzler Seguier, Charton, Bußprediger von Notre-Dame, und Vinzenz von Paul. Mit Schrecken hörte Vinzenz seine Ernennung zum Staatsrath, denn er fühlte die große Verantwortlichkeit dieses Amtes. Seine Bitten, man möge ihn dieses Amtes entbinden, blieben unerhört, denn die Königin setzte ihr ganzes Vertrauen auf den tugendhaften und geraden Mann. Mazarin, der Kardinal, war das gerade Gegentheil von Vinzenz. Er liebte die Schlangenwege der Politik, Schlauheit, Lüge, Bestechung, besaß Gewandtheit in Geschäften ohne Größe des Geistes. Vinzenz widerstand männlich allen ungerechten Handlungen des Ministers, insofern sie auf Beförderung zu kirchliche Aemtern sich bezogen, wozu auch er seine Stimme zu geben hatte. Es war natürlich, daß er sich durch seine Festigkeit mächtige Feindschaften machte und Verfolgungen um der Gerechtigkeit willen leiden mußte. Da seit Franz I. die Einkünfte der geistlichen Stellen oft von weltlichen Edelleuten, Soldaten und sogar von Frauen am Hofe bezogen wurden, so trug Vinzenz darauf an, diese Mißbräuche gänzlich abzustellen und die Eigenschaften genau zu bestimmen, gemäß welcher die Ernennung zu geistlichen Aemtern geschehen solle. Wollte man von dieser Regel abweichen, so beklagte er sich mit ehrerbietiger Freiheit. Wenn man seinen Rathschlägen stets gefolgt wäre, so würde man auf den Bischofstühlen nicht Leute gesehen haben, die zur Erbauung wenig beitrugen. So hat der heil. Vinzenz auch diese hohe, schlüpfrige Stellung als Staatsrath zehn Jahre lang ehrenvoll eingenommen. Er hat für die Religion und für die Kirche in diesem Amte mehr gute Werke in Frankreich gethan, als irgend Jemand. Was ihn aber ganz besonders auszeichnet, ist der Umstand, daß er seinen mächtigen Einfluß nie zu Gunsten seiner geistlichen Genossenschaften oder gar zur Bereicherung seiner nächsten Verwandten gebrauchte. „Für alle Güter der Erde werde ich niemals etwas gegen Gott und gegen mein Gewissen thun.“ So dachte und handelte der große Mann.

15. Vinzenz lindert die Leiden des Bürgerkriegs.

Unter dem Ministerium Mazarin brach in Frankreich ein verheerender Bürgerkrieg aus, der mehrere Provinzen dieses Landes in die gräßlichste Noth versetzte. Die Armeen hatten die Kornfelder abgemäht, die Häuser geplündert und verbrannt, die Einwohner bis auf's Hemd beraubt. Die Armuth war so groß, daß man das als Nahrung zusammenraffte, was die Hunde nicht fressen wollten. Der heil. Vinzenz bereit, jeder Noth menschenfreundlich abzuhelfen, sandte Missionspriester mit Almosen an die bedrohtesten Punkte. Einer dieser Missionäre schrieb an ihn: „Die Hungersnoth ist so groß, daß wir Menschen sehen Erde essen, Gras abweiden, die Rinde von den Bäumen abreißen, die Lumpen, mit denen sie bedeckt sind, zerreißen, um sie zu verschlucken; aber was Schauder erregt und was wir nicht zu sagen wagten, wenn wir es nicht mit unsern eigenen Augen gesehen hätten, sie essen ihre Arme und ihre Hände, und sterben aus Verzweiflung."

Der Bürgerkrieg wüthete noch längere Zeit fort und vermehrte das Elend des armen Volkes. Da an vielen Orten die Einwohner als wahre Scelette umherirrten und zu schwach waren, die Leichen zu beerdigen, so sorgten die Missionäre von Sanct Lazarus, daß die Straßen gereinigt und die Todten begraben wurden. Aber vergiftet durch die verdorbene Luft und erschöpft durch Strapatzen starben mehrere Lazaristen und barmherzige Schwestern im Dienste der Liebe. Sie waren glücklich, mit den Waffen in der Hand gestorben zu sein und auf dem Schlachtfelde die Palme gepflückt zu haben, welche Denen bereitet ist, welche bis zum letzten Seufzer kämpfen. Uebrigens war das Elend in Paris nicht weniger groß, als in den Provinzen. Darum traf der heil. Vinzenz die Anordnung, daß am Thore von Sanct Lazarus jeden Morgen Suppe an 15,000 Arme abgegeben wurde, welche ohne diese Hülfe gestorben wären.

16. Stiftung des Hospitals für Greise und des allgemeinen Krankenhauses.

Ein gottesfürchtiger Bürger von Paris gab im Jahr 1653 eine bedeutende Summe Geldes in die Hände des heil.

Vinzenz, um sie zu frommen Zwecken nach eigner Auswahl zu verwenden, aber mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sein Name verschwiegen werde. Vinzenz stiftete damit das Hospital vom Namen Jesus, in welches alte Leute, die ihr Brod nicht mehr erwerben konnten, aufgenommen wurden. Die barmherzigen Schwestern hatten sie zu bedienen und jeden Tag las ein Priester der Mission die heilige Messe und gab ihnen einen christlichen Unterricht. Klagen, Müßiggang, Verläumdung und die anderen Laster waren von dieser ruhigen Wohnstätte entfernt. Die alten Leute, Männer und Frauen, waren mit leichten Arbeiten beschäftigt, waren der Schande und den Sorgen enthoben und vollendeten ihr Leben unter Lobpreisungen Gottes.

Der Anblick dieses schönen Hospitals erweckte in vielen menschenfreundlichen Herzen den Wunsch, in eben so christlicher Weise die zahlreichen Bettler, welche die Plätze, die Straßen und Kirchen der Hauptstadt überschwemmten, unterzubringen. Mehrere edle Damen steuerten reichlich zusammen und baten den heil. Vinzenz, er und die Seinigen möchten dieses schöne Werk übernehmen. Die Königin stellte der Gesellschaft ein Gebäude von bedeutendem Umfange zur Verfügung. Dieses Hospital oder allgemeine Krankenhaus wurde am 7. März 1657 eröffnet. Durch öffentliches Aufrufen wurde sofort allen Bettlern verboten, in Paris zu betteln. 4000 bis 5000 begaben sich in das Hospital, die übrigen warfen sich auf die Provinzen. Die geistige Leitung dieses Spitals wurde ebenfalls den Lazaristen übertragen. So kam abermals durch den Beistand dieses heiligen Mannes ein Werk zu Stande, das nicht weniger schwierig war in Ansehung der bedeutenden Geldmittel, die es nöthig hatte, als auch in Ansehung der Behandlung von Menschen, die in Gemeinheit und Laster aufgewachsen, ein herumschweifendes, träges Leben einer ruhigen, geordneten Lebensweise vorzogen.

17. Ausbreitung der Missionen.

Vinzenz und seine Missionspriester hatten als ihre heiligste Verpflichtung erwählt, an dem Seelenheil der armen Landleute zu arbeiten. Die Mission unter dem Landvolk war das

Hauptamt seiner Gesellschaft; das Uebrige war nur zufällig. — Diese Missionen im Geiste christlicher Liebe und Demuth vollbracht, waren von Gott gesegnet. Die Aergernisse hörten auf, die in Trümmern gegangenen Kirchen erstanden wieder durch freiwillige Beiträge; man überwältigte seine schlimmen Neigungen, die Wiedererstattungen gingen im Verborgenen vor sich, die Ketzer schwuren ab, allgemeine Beichten zählte man zu tausenden; mit einem Worte, Gott segnete sichtlich diese Arbeiten, welche an die der Apostel erinnerten. Da der Segen Gottes so offenbar mit dem Werke der Mission war, so wurde auch in andere Länder dieser geheimnißvolle Weinstock verpflanzt. Zur Stiftung eines Missions-Hauses wurde aber sehr viel gefordert, da die Missionäre unentgeldlich und auf eigne Kosten ihr heilsames Werk ausführten.

Das erste Missionshaus außerhalb Frankreich wurde zu Rom im Jahr 1642 gegründet, und die Missionspriester daselbst arbeiteten mit Eifer an dem Seelenheil der halbwilden Hirten in der römischen Campagna. Sie begaben sich in die Hütten derselben, gewannen sie mit Freundlichkeit, unterrichteten sie in der Religion und bereiteten sie zu einer allgemeinen Lebensbeichte vor, die sie auch unter vielen Thränen ablegten. „O! wie wünsche ich, schrieb Vinzenz an die Missionäre, daß ich bei den armen Hirten eine Mission halten könnte! Dies sind die Lieblinge unseres Herrn, weil es ihm gefallen hat, ihnen die erste Nachricht von seiner Geburt zu geben, mit Ausschluß der Einwohner von Jerusalem und sogar von Bethlehem, wo er geboren ward."

Das Beispiel von Rom ahmten bald Genua und Turin nach. Auch nach Polen, Irland, nach Tunis und Algier, wo sie ungemein wohlthätig für die armen Christensklaven wirkten, kamen Missionspriester. In ganz Frankreich sammelte der ehemalige Sklave Vinzenz Beiträge, um die in den Raubstaaten schmachtenden Sklaven loskaufen zu können. Bis zu seinem Tode waren bereits 1200 Sklaven losgekauft, deren Lösegeld eine Summe von 1,200,000 Livres betrug. Auch wurde zu Algier ein Spital für kranke Sklaven errichtet und so für diese bedauernswerthen Menschen nach Kräften gesorgt.

18. Ordensregel für die Missionspriester.

Am Abende seines Lebens — Vinzenz war dreiundachtzig Jahre alt — gab er seiner Gesellschaft, die schon vierzig Jahre bestand, eine geschriebene Ordensregel. Sie bestand aus drei Theilen, nämlich aus einer Anleitung zur Heiligung seiner selbst, aus einer Anweisung, wie die Missionen abzuhalten seien und aus einem Unterricht, wie junge Priester gebildet werden sollen.

Diese Regel enthielt nur das, was sich durch einevierzigjährige Erfahrung als bewährt erprobt hatte. Dabei erklärte ihnen der ehrwürdige Greis in einer schönen Anrede, diese Regel werde demjenigen, der sie fleißig halten werde, zur höchsten Stufe der Vollkommenheit verhelfen. Wenn die Versammlung der Kirche Gottes durch Missionen oder geistliche Uebungen angehender Priester genützt hat, so sei dieser Nutzen allein der pünktlichen Beobachtung der Ordensregel zuzuschreiben. Darin liege also ein großer Sporn, dieselbe genau zu beobachten. Zudem seien die Regeln alle aus dem Evangelium gezogen und zielen dahin, den Armen zu dienen, wie auch Christus in die Welt gekommen, den Armen das Evangelium zu predigen. Er übergab dann jedem Priester ein Exemplar dieser gedruckten Regeln, segnete sie und ermahnte sie nochmals zur genauen Beobachtung derselben.

19. Krankheit, Tod und Heiligsprechung des heil. Vinzenz.

Vinzenz hatte in seinem Leben mit vielen Krankheiten und Uebeln zu kämpfen; besonders litt er an Fiebern und einem bösartigen Geschwulst der Beine. Im Jahr 1658 brach dieser Geschwulst auf, so daß er sich nur mühsam noch im Hause herumschleppte. Im folgenden Jahre konnte er das heilige Meßopfer nicht mehr darbringen. Dessen ungeachtet ließ er sich jeden Tag in's Chor bringen, um die heilige Messe anzuhören. Seine körperlichen Kräfte schwanden allmählig dahin; dagegen blieb sein Geist frisch und redete mit Ordnung und Wärme zu seinen Brüdern. Mit englischer Geduld ertrug er die Schmerzen, welche ihm die angeschwollenen Füße verursachten, und nur, wenn sie sehr heftig wurden, rief er aus:

„O mein Jesus! Mein gütigster Jesus!" Alle, die den geduldigen Greis sahen, wurden vom innigsten Mitleide ergriffen.

Einige Tage vor seinem Tode war er aus Schwäche einigemal tief eingeschlafen. Bei seinem Erwachen sagte er lächelnd, dem Schlaf werde bald sein Bruder folgen. Am Morgen des 26. September ließ er sich nochmals auf den Chor tragen, um die heilige Messe zu hören. Mit rührender Andacht empfing er das heilige Sacrament. Sobald er in sein Zimmer gebracht wurde, fiel er wieder in Schlafsucht und konnte nur wenige Worte zu den Seinigen sprechen. Seine geistlichen Söhne baten um seinen Segen. Mit großer Anstrengung richtete er sich auf, sprach aber die Segensworte nur zur Hälfte; das Uebrige betete er wegen gänzlicher Erschöpfung in der Stille. Am Abend empfing er die heilige Oelung und brachte die Nacht zwischen Schlummer und Gebet zu. Wenn man etwas von Gott sagte, so erwachte er gleich; betete ihm einer der Anwesenden die Worte vor: Gott, merke auf meine Hülfe! so antwortete er sogleich: „Herr, eile mir zu helfen." Nach vier Uhr früh trat ein frommer Priester seiner Gesellschaft zu ihm und bat ihn um seinen Segen und nm seine Fürbitte bei Gott, daß ihre Gesellschaft nie von der Tugend, welche er ihr eingeflößt, abweiche. Der fromme Greis antwortete: „Der unter euch das gute Werk angefangen hat, der wird es auch vollenden." Darauf verschied er ohne Zuckungen in großer Ruhe, als ob er sanft eingeschlafen wäre. Dies geschah am 27. September 1660, im fünfundachtzigsten Jahre seines Lebens.

Den 28. September wurde die Leiche in der Kirche öffentlich ausgesetzt. Die vornehmsten Personen und Schaaren Volkes drängten sich hinzu, um den geliebten Wohlthäter der Menschheit nochmals zu sehen. Wenige Menschen wurden bei ihrem Tode von so vielen Mitmenschen und so herzlich beweint. Sein Herz wurde in einem silbernen Gefäß aufbewahrt, welches die Herzogin von Aiguillon hatte verfertigen lassen; sein Leichnam aber wurde in einen bleiernen Sarg und dieser wieder in einen hölzernen gelegt und mitten im Chore der Kirche begraben.

Nach seinem Tode wurde Vinzenz vom Volk und der Geistlichkeit allgemein als Heiliger angesehen. Man betete an sei-

nem Grabe und Gott erhörte das fromme Gebet. Ganz Frankreich trug bei dem heiligen Stuhl zu Rom seine Bitte vor, Vinzenz unter die Zahl der Heiligen zu versetzen. Clemens XII. vollzog die Heiligsprechung des Seligen am 16. Juni 1737.

20. Verdienste und Character des heil. Vinzenz von Paul.

Wenn wir auf die großen Werke der Menschenliebe zurückblicken, welche dieser einzige Mann gründete und ausführte, auf die weitverbreitete Anstalt der Missionen unter dem armen Landvolke, auf die Seminarien zur Bildung einer frommen Weltgeistlichkeit, auf die Priesterconferenzen, aus welchen so viele treffliche Männer hervorgegangen waren, auf die heiligen Uebungen, welche allen Personen ohne Unterschied des Standes offen standen, auf die Errichtung so vieler wohlthätigen Vereine von Männern und Frauen, wodurch so unaussprechlich viel Gutes geschah, auf die Stiftung der barmherzigen Schwestern, auf die Anlegung so vieler und großer Spitäler, auf die Pflege und Versorgung tausender Findlinge, auf die Unterstützung der Sklaven und der durch Krieg, Hunger und Pest verheerten Provinzen: — wer muß da nicht staunen, daß es einem einzigen Manne möglich war, solche in's Große gehende Anstalten zu gründen?

Wohl setzte ihn die Wohlthätigkeit des königlichen Hofes und des Adels in den Stand, so Großes zu leisten; Vinzenz aber wußte diesen barmherzigen Sinn anzuregen und im Leben zu erhalten, das Empfangene auf die beste Weise zu verwenden und durch kluge Ordnung und Sparsamkeit im eignen Haushalte stets neue Quellen zur Linderung der Noth zu öffnen. Wie oft unterließ er im kalten Winter zu heizen, um das Holz zu Gunsten der Armen zu sparen. Selbst der größte Geizhals würde an seinem Tische nichts Ueberflüssiges gefunden haben. „Das Vermögen des Hauses," pflegte er zu sagen, „ist das Vermögen der Armen, wir sind die Verwalter und nicht die Herren davon, und Alles, was nicht nothwendig ist, wird der Gegenstand einer großen Rechenschaft sein."

Oft befand sich das Haus in der größten Armuth, aber Vinzenz wußte zu trösten. „O wie glücklich sind wir," sagte

er ihnen eines Tages, „daß es unserm Herrn gefällt, uns Gelegenheit zu geben, seine heilige Armuth durch unsere Dürftigkeit zu ehren! dieser Zustand versetzt uns in die glückliche Nothwendigkeit, beständig von der göttlichen Vorsehung abzuhängen. Er nöthigt uns, zu seiner Güte oft Zuflucht zu nehmen, er erregt unser Mitleiden gegen die Armen, und veranlaßt uns zu mannichfachen Handlungen der Geduld, der Demuth, der Abtödtung und der Unterwürfigkeit unter den Willen Gottes. Ueber all' dem haben wir diesen Stand gewählt, und es ist nicht vernünftig, daß wir die Vortheile davon in diesem und dem andern Leben genießen, wenn wir nicht auch die Unbequemlichkeiten und die Mühen fühlen wollen." Wo aber die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten. Das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, das der Heilige in seinem Herzen trug und wozu er die Seinigen so schön zu ermuntern wußte, wurde oft auf wunderbare Weise von Gott gerechtfertigt.

Vinzenz hatte ein edles, großmüthiges Herz, das jedes Leiden des Mitmenschen tief mitfühlte und nicht Ruhe finden konnte, bis es Hülfe gebracht hatte. Der Grundzug seines Characters war Entschlossenheit und jene Sanftmuth, welche sich bei Beleidigungen und widrigen Zufällen nie verläugnete. Seine Sanftmuth hat einen um so höheren Werth, da sie eine erworbene Tugend ist; denn Vinzenz hatte ein gallsüchtiges Temperament und war zum Zorn geneigt, so daß, wenn er sich nicht Gewalt angethan hätte, er niemals diese vortreffliche Sanftmuth hätte erwerben können, welche ihn seinen Mitmenschen so liebenswürdig gemacht hat. Er war die Demuth selbst; Ehrenbezeugungen, die ihm die Missionspriester erwiesen, machten ihn unruhig und betrübt. Eines Tages besuchte er einen Mann von Stande, der ihn bis zur Thüre begleiten wollte. Vinzenz suchte ihn davon abzuhalten und sprach: „Wissen sie wohl, mein Herr, daß ich nur der Sohn eines armen Bauern bin und selbst die Heerden gehütet habe?" — Wie David, antwortete geistreich der Mann von Stand. Vinzenz war überaus uneigennützig. Er hatte nichts für sich, Alles für Andere. Ein Geistlicher, der gehört hatte, daß Sanct Lazarus in großem Mangel sich befinde, brachte groß-

müthig fünf Hundert Thaler zu Vinzenz; allein dieser lehnte das Geschenk ab mit den Worten: „Danke, mein Herr, danke, aber erlauben Sie, daß ich Ihr reiches Almosen ablehne; in den Sälen des allgemeinen Krankenhauses sind 2000 Arme, welche krank und dessen noch mehr bedürftig sind als wir."

Vinzenz ertrug die heftigsten Prüfungen mit Ruhe und Geduld. Seine Ansicht war: Ein einziger Tag der Versuchung erzeugt mehr Verdienst, als mehrere Jahre Ruhe. Eine Seele, welche immer in der Ruhe ist, gleicht jenen stehenden Wassern, welche sumpfig und faulig werden, im Gegentheil gleicht die Seele, welche durch Trübsal geübt wird, den Flüssen, welche zwischen Felsen und Kiesel dahinfließen, und deren Wasser darum nur um so süßer und reiner sind. Das Kreuz lehrt uns nicht nur die Geduld, sondern auch das Mitleiden gegen den Nächsten. Jesus Christus hat theilweise deßwegen so viel erduldet, damit wir in seiner Person einen Hohenpriester haben, welcher unsere Gebrechen mitfühlen könnte.

Sein Geist war umfassend, umsichtig und schwer zu überlisten. Er prüfte genau nach allen Seiten und ihren Folgen eine Sache und entschloß sich nur nach öfterem Nachdenken und herzlichem Gebet zur Ausführung derselben. Er wollte zuerst den Willen Gottes erkennen. Aller Uebereilung war er entgegen und so kam es, daß er niemals eine falsche Maßregel ergriff. Er pflegte zu sagen, nichts sei gewöhnlicher, als der schlimme Ausgang übereilter Geschäfte. Auch fürchtete er in die Leitung der Vorsehung einzugreifen und den Augenblicken des Herrn voranzueilen. — Zwietracht und Processe waren ihm zuwider. Er suchte daher die Gemüther durch seine Demuth wieder zu versöhnen. Er sagte, ein Proceß sei ein schwer zu verdauender Bissen, und der beste Proceß sei weniger werth, als ein guter Vergleich. — Obschon von Natur trocken und ernst, war er durch den Beistand der Gnade gegen Jedermann freundlich. Er bediente sich immer sehr verbindlicher Worte, und gebrauchte nie ein Wort des Befehls oder dergleichen, welches seine Macht bemerken oder fühlen ließ. Indem er der freundlichsten Ausdrücke und der höflichsten Formen sich bediente, waren seine Worte voll evangeli-

scher Salbung, so sanft und dennoch so wirksam, daß er, ohne irgend einen Zwang, Alles zuwege brachte, was er wollte. Dieses weise Benehmen empfahl er auch den unter seine Befehle gestellten Vorstehern. Sie möchten Jeden mit Sanftmuth und Achtung behandeln und immer Bitten und freundliche Worte, nie rauhe oder herrische Ausdrücke gebrauchen, weil nichts so fähig sei, die Herzen zu gewinnen, als diese demüthige und liebliche Handlungsweise, und folglich nichts so geeignet, ihren Zweck zu erreichen, welcher darin bestehe, daß Gott gedient und die Seelen geheiliget werden. Seine Leutseligkeit verirrte sich aber nie in Schmeichelei: „Laßt uns leutselig sein," sagte er, „aber nie Schmeichler, denn nichts ist eines christlichen Herzens so unwürdig, wie die Schmeichelei, und ein wahrhaft tugendhafter Mensch hat Abscheu vor diesem Laster."

Vinzenz liebte nicht, sein Ansehen geltend zu machen. „Ich bin nicht der Meinung, daß man zeigen müsse, man sei Vorsteher. Das Wort und Beispiel unsers Herrn lehren uns gerade das Gegentheil. Lebt herzlich und einfältig unter einander, so daß man, wenn man euch beisammen sieht, nicht beurtheilen kann, welcher Vorsteher sei."

Für die Missionäre sorgte er mit einer bis ins Kleinste gehenden Aufmerksamkeit. Er umarmte sie vor ihrer Abreise und empfing sie bei ihrer Rückkehr mit außerordentlichen Freudenbezeugungen. „Wenn man den Heerführern, welche die Feinde ihres Fürsten vernichtet haben, einen Triumphzug schuldig ist, was ist man nicht denen schuldig, welche Satan und seine bösen Engel bekämpft, denen, welche die Feinde Gottes zu Schanden gemacht haben?" — Seine Liebe zu den Kranken war sehr zärtlich. Er besuchte sie oft, sorgte für Pflege und Arznei und sparte nichts, um ihre Schmerzen zu lindern. „Es wäre besser," sagte er, „die heiligen Gefäße zu verkaufen, als ihnen das Nöthige fehlen zu lassen."

Ein vorzüglicher Meister war Vinzenz in dem schwersten und unangenehmsten Theil seiner Pflichten als Oberer, in der brüderlichen Zurechtweisung. Mit sanfter Hand zog er das Unkraut, welches er in dem Herzen der Seinigen bemerkte, heraus, so daß die Wurzel dem Stängel folgte und auch nicht

das geringste Fäßerchen zurückblieb, welches das Uebel wieder erzeugen könnte. Er äußerte sich darüber sehr schön und weise: „Das gute Beispiel muß ihr vorhergehen, denn mit welcher Stirne wollte ein Schuldiger es wagen, einen anderen zu tadeln? Es wäre dies der Fall, um das Sprüchwort anzuwenden: Arzt, heile dich selbst! Die Geduld muß sie hinausschieben, weil dieses Mittel, als das stärkste, gewöhnlich am allerletzten angewendet werden muß, wenn die anderen nichts mehr helfen. Die Liebe muß dieselbe anwenden, aus Furcht, man möchte, während man eine Wunde heilen will, neue schlagen. Die Demuth muß sie begleiten, damit man, sich zuerst selbst anklagend, einen Theil der Schande denjenigen abnehme, dessen Schwäche man aufdeckt. Aber es ist besonders nöthig, daß sie mit Sanftmuth erfüllt sei, um die Bitterkeit dieses Heilmittels, gegen welches die Natur so vielen Abscheu hat, zu mildern, und seine Kraft bis in die geheimsten Theile der Seele, wo die Wurzel des Uebels ist, zu bringen." Wenn er Jemand tadeln und zurechtweisen mußte, so betete er vorher, damit nichts Menschliches mit unterlaufe. Er überlegte Alles vorher sorgfältig, was er sagte, denn es zerriß ihm das Herz, wenn er Jemand das Geringste sagen mußte, was ihn bekümmern konnte.

Vinzenz beobachtete eine genaue Tagesordnung. Täglich stand er um vier Uhr auf, ging dann nach verrichtetem Morgengebete in die Kirche, wo er drei Stunden lang die priesterlichen Tagzeiten betete und dann die heilige Messe las. Den übrigen Theil des Tages verwendete er auf die Geschäfte seines Berufes. Gewöhnlich ging er zweimal des Tages in Geschäften oder im Dienste der Nächstenliebe aus. Beim Weggehen und bei seiner Zurückkunft betete er in der Kirche das heilige Sacrament an. Abends betete er knieend den übrigen Theil der Tageszeiten, unterredete sich mit den Seinigen und brachte oft einen großen Theil der Nacht im Briefschreiben oder anderen auf seine Anstalten bezüglichen Geschäften zu. Jährlich zog er sich acht Tage in die Einsamkeit zurück, wo er sein vielbewegtes Gemüth ausruhen ließ und zu Gott um Gnade und Beistand flehete.

So stehen wir denn mit Bewunderung vor dem reichen

Leben dieses großen Menschenfreundes, dieses ächten Nachfolgers Jesu Christi. Geboren von armen, einfältigen Landleuten, aufgewachsen in einsamer Gegend als Hirte, gebildet in der Schule der Leiden als Sklave, erscheint dieser wunderbare Mann auf einmal an dem Himmel Frankreichs als eine glänzende Sonne, deren Strahlen in die Finsternisse eines verdorbenen Zeitalters hinableuchten und viele Tausende aus ihrem bisherigen Todesschlummer erwecken! — Das Leben und Wirken dieses Mannes ist ein Wunder der göttlichen Weisheit und Erbarmung.

XXI. Fenelon, Erzbischof von Cambrai.

(1651–1715.)

1. Fenelon's Geburt, Erziehung und erste kirchliche Aemter.

Bald nach dem Tode des heil. Vinzenz von Paul verherrlichte der große Erzbischof Fenelon durch großartigen und liebenswürdigen Character, durch glänzende Tugenden und treffliche Schriften Frankreich und die ganze christliche Welt. Eine Zierde des katholischen Priesterthums hat er mit seinem großen Zeitgenossen, dem Bischof Bossuet von Meaux, tief auf sein Jahrhundert eingewirkt, die Lehren des Christenthums weithin verbreitet und an dem Wiederaufbau der durch die Hugenotten zerrütteten Kirche Frankreichs als ein weiser und geschickter Baumeister den thätigsten Antheil genommen.

Franz von Salignac von Lamothe-Fenelon ward am 6. August 1651 auf dem Schlosse Fenelon in Perigord geboren. Seine Familie war durch Alter und Glanz ausgezeichnet, ihr größter Ruhm war aber der Erzbischof Fenelon von Cambrai. Der Knabe Franz hatte einen schwächlichen Körperbau und wurde daher von dem Vater mit der größten Sorgfalt gepflegt. Seine Erziehung wurde einem in der schönen Literatur sehr bewanderten Lehrer anvertraut, der ihm in wenigen Jahren eine tiefere Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache beibrachte. In einem Alter von zwölf Jahren wurde Fenelon auf die Universität Cahors geschickt, wo er sich dem

Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie widmete. Nachdem er hier drei Jahre mit rühmlicher Auszeichnung studirt hatte, ging er auf den Rath seines Oheims Anton von Fenelon nach Paris, wo er in dem Kollegium zu Plessis seine Studien vollendete. Hier machte er vertraute Bekanntschaft mit dem jungen Abbé Noailles, nachherigem Kardinal und Erzbischof zu Paris. Fenelons Geistesfähigkeiten hatten sich so kräftig entwickelt, daß man es wagte, ihn in einem Alter von fünfzehn Jahren predigen zu lassen, was ihm mit außerordentlichem Glücke gelang. Die Lobeserhebungen, die man dem Neffen von allen Seiten machte, beunruhigten den Oheim. Er traf daher Anstalten, seinen Neffen in ein Seminar aufnehmen zu lassen, damit er hier durch Uebung unter einem erfahrenen Anführer zu einem würdigen Diener der Religion Jesu Christi herangebildet werde. Man wählte dazu das Seminar von St. Sulpice, das damals in der größten Achtung und unter der würdigen Leitung des Abbé Tronson stand. Beseelt von der reinsten Liebe zu den Mitmenschen faßte Fenelon den Entschluß, sich dem Dienste der Missionen von Canada zu weihen. Dort hatte das Seminar St. Sulpice eine Niederlassung mit der Bestimmung, den Wilden das Evangelium zu predigen. Fenelon reiste zum Bischofe von Sarlat, seinem Onkel, und entdeckte ihm seine Absicht. Dieser fürchtete von dem rauhen Klima Canada's Gefahren für die ohnehin schwächliche Gesundheit seines Neffen, machte ihm deßhalb eindringliche Vorstellungen und brachte es dahin, daß Fenelon seinen Plan aufgab und wieder in das Seminar zurückkehrte. Nachdem er die heiligen Weihen empfangen hatte, arbeitete er mit den Priestern des Seminars an dem Seelenheile der Pfarrei St. Sulpice. Er besuchte die Kranken, pflegte die Armen, tröstete, ermahnte und lernte in einem dreijährigen, schönen Wirken die Leiden kennen, welche den größten Theil der Sterblichen drücken. Mächtiger ergriff ihn sein sehnliches Verlangen, als Missionär unter die Heiden zu gehen. Er hatte diesmal Griechenland gewählt und jene Gegenden, die geheiligt durch des Erlösers Spuren und von dessen Blut benetzt sind. Allein die Furcht, seinen Onkel bis zum Tode zu betrüben, bestimmte ihn, die Ausführung

seines Vorhabens zu verschieben. Bald darauf öffnete sich seinem Missionsgeiste ein passendes Feld zur Wirksamkeit, ohne daß er Frankreich verlassen mußte.

Es bestand zu Paris ein vom Erzbischofe Condi im Jahr 1634 gestifteter Verein, der sich den Zweck gesetzt hatte, die neubekehrten Katholiken weiblichen Geschlechts im katholischen Glauben zu befestigen. Der Erzbischof Harlay von Paris wählte den siebenundzwanzigjährigen Fenelon zum Vorsteher dieses Vereins. Dieser verließ nun das Seminar von St. Sulpice und zog zu seinem Onkel, dem Marquis Anton von Fenelon. Im Hause des Onkels lernte er die einflußreichsten Männer jener Zeit kennen, den Herzog von Beauvilliers, den berühmten Bischof Bossuet und den Erzbischof Harlay von Paris, und bildete sich im Umgange mit denselben. Um ihm ein besseres Auskommen in Paris zu verschaffen, trat ihm sein Oheim, der Bischof von Sarlat, das Priorat von Carenac ab, das ihm 3000 bis 4000 Livres Einkünfte abwarf.

Während Fenelon den Verein der Neukatholikinnen leitete, schrieb er sein erstes Werk „Abhandlung über Mädchenerziehung," ein Werk, das den Grund zu seinem Ruhme legte. Er schrieb es auf Bitten der Herzogin von Beauvilliers, welche eine zahlreiche Familie zu erziehen hatte. Unterdessen war sein Oheim Anton von Fenelon am 8. October 1685 gestorben. Dieser, ein Mann von strengen, religiösen Grundsätzen, hatte ihn nicht nur bei seinem ersten Eintritt in die große Welt geleitet, sondern diente ihm auch als Führer auf dem Wege des religiösen Lebens. Es blieben ihm noch drei kostbare Freunde, die er stets durch alle Beweise von Aufmerksamkeit und Zuneigung zu gewinnen suchte, nämlich: Bossuet, Beauvilliers und Tronson. In des großen Bossuets Schule erwarb er sich die glückliche Leichtigkeit, über die Gedanken und Ausdrücke der heiligen Schriftsteller frei zu verfügen und sie in seine Schreibart zu verweben. Dadurch nahm er in seine Sprache die ganze Pracht der Prophetensprache und die ganze Majestät des erhabenen Styl's auf, die das Merkmal der göttlichen Abstammung an sich trägt. Auf dem Landhaus zu Germigny erfreuten sich Fenelon und die Abbé Langeron und

Fleury des belehrenden, geistreichen Umgangs mit Bossuet und Fenelon hatte es sich zur Pflicht gemacht, alle seine Arbeiten dem Urtheile des großen Meisters Bossuet zu unterwerfen.

In derselben Zeit schrieb Fenelon eine Abhandlung „über das Amt der geistlichen Vorsteher." Durch dieses Buch wollte er den Streit zwischen den Katholiken und Protestanten vor dem Volke schlichten, indem er nachweist, daß nicht die protestantischen Geistlichen, sondern nur die katholischen einen gesetzmäßigen Character, einen rechtlichen Beruf haben. Er sagt, der größte Theil der Menschen sei nicht im Stande, sich mit Untersuchung einzelner Religionslehren abzugeben. Die göttliche Vorsehung habe sie daher nicht besser gegen alle und jede Irrthümer verwahren können, als durch Aufstellung eines äußeren Priester- und Lehramtes, welches, von den Aposteln und von Jesus Christus selbst abstammend, sich in einer ununterbrochenen Folgenreihe von Hirten immerhin verpflanzet und erhält.

Bossuet hatte in seinen Werken zu den Philosophen, zu den Häuptern der Reformation gesprochen, Fenelon redete zu dem großen Haufen der Reformirten. So arbeiteten beide Männer zu dem nämlichen Zwecke hin; der eine befestigte das Reich der Kirche dadurch, daß er die Oberhäupter der Feinde, welche ihr das rechtmäßige Ansehen streitig zu machen sich erdreisteten, zu Boden schmetterte, der Andere aber ebnete der großen Menge, die sich zu fremden Fahnen verirrt hatte, den Rückweg. Diese Thätigkeit der beiden berühmten Männer hatte außerdem noch ein höheres Staatsinteresse. Ludwig XIV. stand auf dem Punkte, seinen Plan auszuführen, vermöge dessen in Frankreich keinem andern als dem katholischen Bekenntniß das Recht der öffentlichen Ausübung sollte gestattet werden. Das Edict von Nantes sollte widerrufen werden und darum sollten dieser großen politischen Maßregel alle Arten von Unterricht als Vorbereitung vorausgehen.

2. Fenelon als Missionär.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo Fenelon aus der Dunkelheit, in welcher er sich zu verbergen gesucht hatte, hervor-

gehen sollte. Ludwig XIV. hatte im October 1685 das Edict von Nantes widerrufen und war im Begriffe, in die Provinzen seines Reichs, wo man die meisten Protestanten zählte, Missionäre zu senden, um die Neubekehrten im Glauben zu stärken und die Anderen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Bossuet rieth dem König, den Abbé Fenelon bei diesen Missionen zu gebrauchen. Der Name Fenelon war dem Monarchen schon vortheilhaft bekannt und er nahm Bossuet's Vorschlag mit Freuden an. Fenelon sah in dieser Mission die Wünsche seines jugendlichen Alters erfüllt und behielt sich nur die freie Wahl der Mitarbeiter vor. Nachdem ihm diese Bedingung gestattet worden, wählte er den Abbé Langeron, seinen geliebtesten und treuesten Freund, den berühmten Abbé Fleury, den Abbé Bertier, nachmals Bischof zu Blois, den Abbé Milon, Almosengeber des Königs, und nachmaligen Bischof von Condom.

Vor seiner Abreise bat er den König um die einzige Gnade, daß die Truppen, die ihn in die Mission begleiten sollten, von jenen Gegenden entfernt werden möchten, wo er das Amt des Friedens ausüben solle. „Ich will lieber durch die Hand irrender Brüder umkommen, sagte er dem Könige, als einen einzigen von ihnen dem Trotz und der Gewaltthat, die von Kriegsleuten fast unzertrennlich sind, ausgesetzt sehen." Der König, der selbst wollte, daß seine Unterthanen mit Schonung und Sanftmuth behandelt werden, gewährte seine Bitte und ließ ihn ohne militärische Begleitung ziehen.

Der Ruhm der neuen Missionäre war schon in die Gegenden von Poitou und Saintonge vorgedrungen, wohin sie bestimmt waren. Der Bischof von la Rochelle nahm sie als ihm zur Unterstützung seines Eifers vom Himmel zugesandte Engel auf und das Volk sah in den Männern, die den militärischen Beistand sich verbeten hatten, Diener des Friedens. Bei seinen Belehrungen bediente sich Fenelon der Grundsätze, welche er in seiner Abhandlung über das Amt der geistlichen Vorsteher niedergelegt hatte. Er zeigte dem Volke, daß seine Prediger sich ein Ansehen angemaßt hatten, das ihnen nicht zukomme. Sie müßten in Religionssachen nur jene Männer hören, welche mit den gesetzlichen, durch die

kirchliche Weihe ihnen eingedrückten Merkmalen bezeichnet seien und alle Rechte besitzen, die an sie durch eine ununterbrochene Reihe von Nachfolgern von Christus und den Aposteln an sie übertragen worden seien. Auch suchte er die lächerlichen, von ihren Predigern gegen die Gebräuche und Ceremonien der römischen Kirche ihnen mitgetheilten Vorurtheile zu entkräften. Die glücklichen Erfolge, welche diese Missionen hatten, muß man der einfachen und tief durchdachten Lehrart des Religionsunterrichts zuschreiben, aus welchem alle Streitfragen, die die Geisteskräfte des Volkes überstiegen, entfernt waren. Indeß war Fenelon weit davon entfernt, alle Bekehrungen für wahrhaft zu halten. Obschon er Zwang und Gewalt entfernt hatte, so überzeugte er sich, daß doch manche Abschwörung des Protestantismus in Furcht und unreinen Absichten ihren Grund hatte. Er erwartete daher weniger von der gegenwärtigen Generation, als von den Nachkommen Früchte des Heils. In der That wurde diese Hoffnung Fenelons gerechtfertigt. Zur Zeit der französischen Revolution zeigte gerade die Vendée, jene Provinz, welche Fenelon zur katholischen Kirche zurückgeführt hatte, den größten Eifer für die katholische Religion. Der Neid und die Bosheit beschuldigte Fenelon, er habe eine zu große Nachsicht gegen die Protestanten geübt, weil er ihnen nicht alle Andachtsübungen, die die Kirche nur empfiehlt aber nicht befiehlt, vorgeschrieben habe. Er aber war fortgesetzt der Ueberzeugung, wenn das so gut angefangene Werk von Predigern fortgesetzt werde, die einen sanften Character haben, und die mit dem Talente eines lichtvollen Vortrags noch die Kunst verbinden, das Vertrauen dieser Leute zu gewinnen, dann werden sie bald ächte Katholiken sein. In einem Schreiben an den Minister bemerkt Fenelon, daß die Wohlthaten, namentlich Getreidelieferung um geringen Preis, einen sehr guten Eindruck auf die Leute in jenen Gegenden gemacht haben. „Diese Art von Controverspredigt ist die eindringendste für sie.“ — „Man hat nur Prediger nöthig, die alle Sonntage das Evangelium einfach und mit einer sanften, eindringenden Gewalt auslegen. Irrendes Volk läßt sich nur durch's Wort gewinnen. Ein Pfarrer, der das Evangelium mit Herzlichkeit auszulegen und das Zutrauen der Familien

zu gewinnen weiß, wird Alles, was er will, durchsetzen."

Nachdem Fenelon seine Mission in Poitou beendigt zu haben glaubte, bat er Bossuet, bei dem Minister dahin wirken zu wollen, daß er zurückberufen werde. Darauf erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zurückzukommen. Er stattete persönlich Ludwig XIV. Bericht über den Zustand ab, in welchem er die Religion in jenen Provinzen verlassen habe. Er sprach von dem Eifer seiner Mitarbeiter, von dem Guten, das gethan sei, von dem, was noch zu thun übrig sei, von den Mitteln, die der Regierung zu Gebot stünden, um diesem großen Werke Festigkeit zu verschaffen: beobachtete aber in Hinsicht seiner selbst das tiefste Stillschweigen. Darauf begab er sich in die Einsamkeit und nahm wieder die geräuschlosen Verrichtungen eines Vorstehers der neubekehrten Katholikinnen vor sich, und ließ mehr als zwei Jahre vorübergehen, ohne am Hofe sich sehen zu lassen.

Der Ruhm, welchen Fenelon in seinen Missionen in Poitou sich erworben hatte, hatte schon die Augen Aller auf ihn gekehrt. Der Druck seiner beiden Abhandlungen über die Erziehung der Töchter und über das Amt der geistlichen Vorsteher vermehrte noch den Glanz dieses Ruhmes.

Ein unvermuthetes Ereigniß versetzte ihn auf einmal in die Mitte des Hofs und hob ihn zu einem Amte empor, an welches die Schicksale Frankreichs gebunden zu sein schienen. Hier zeigte Fenelon die ganze Größe seines Characters, der ihm die Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen erwarb, und sein Andenken auch der Nachwelt stets schätzbar erhalten wird.

3. Fenelon Erzieher des Herzogs von Burgund.

Ludwig XIV. hatte dem Dauphin, seinem Sohne, Montausier und Bossuet zu Erziehern gegeben. Er sorgte nun dafür, daß die Erziehung seines Enkels, des Herzogs von Burgund, dem tugendhaftesten Manne anvertraut werde. Als solchen wählte er den Herzog von Beauvilliers. Um ihm ein besonderes Zeichen des Vertrauens zu geben, überließ der König ihm die ganz freie Wahl aller jener Personen,

die beim Erziehungsgeschäfte noch mitwirken sollten. Die Ernennung des Herzogs fand am 16. August 1689 statt und schon am folgenden Tage hatte derselbe dem König den Abbé Fenelon als Lehrer vorgeschlagen. Ganz Frankreich wiederhallte bei diese Nachricht von Beifallsbezeugung.

Der Herzog von Beauvilliers überließ Fenelon die Wahl der Lehrer, welche unter seiner Aufsicht mit ihm arbeiten sollten. So wurde der Abbé Langeron, Fenelons ältester Freund, Vorleser, die Abbé Fleury und Beaumont wurden Unterlehrer.

Fenelon fühlte lebhaft die hohe Verantwortlichkeit seines Amtes, einen König zu erziehen, von dessen Tugenden oder Lastern das Glück von Millionen Menschen abhing. Die Erziehung des Prinzen war aber um so schwieriger, weil derselbe einen unbändigen Character hatte. Sein unbiegsamer Starrsinn, sein empörender Stolz, seine Neigung zum Zorne und allen heftigen Leidenschaften ließen das Schlimmste befürchten. Aber siehe, durch Hülfe des Gebets und der Gnade ward der Prinz in kurzer Zeit ein anderer Mensch, und so viele und so fürchterliche Fehler wurden in die ihnen geradezu entgegengesetzten Tugenden umgeschaffen. Aus diesem Abgrunde ging ein leutseliger, sanfter, menschenfreundlicher, geduldiger, bescheidener und demüthiger Prinz hervor, der strenge gegen sich selbst war, der seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Pflichten richtete, die er sich als unermeßlich dachte, der einzig und allein darauf bedacht war, die Pflichten eines Sohnes und Unterthans mit Denjenigen zu vereinigen, zu welchen er sich bestimmt sah. Allein welche Sorgfalt, welche Geduld, welche Kunst, welche Beobachtungsgabe wurden nicht erfordert, um eine solche Veränderung in einem solchen Character hervorzubringen. Fenelon dichtete Fabeln, in welchen er eine eben vorgefallene Thatsache, seine Schwächen, seine Verirrungen schilderte, so dem Prinzen Schamröthe über seine Aufbrausungen abnöthigte und ihn die schwere Kunst lehrte, sich selbst zu besiegen. Wenn sich der Prinz seinem reizbaren Temperament, dem Zorne oder der Ungeduld heftig überließ, dann beobachteten seine Lehrer und Erzieher verabredetermaßen das tiefste Stillschweigen, und überließen ihn seinem eignen

Nachdenken, seiner Reue, seinen inneren Vorwürfen. Im Bewußtsein seines Unrechts warf sich der Prinz seinem Lehrer zu Füßen, gestand seine Fehler und öffnete ihm seinen festen Entschluß, in Zukunft sich besser beherrschen zu wollen.

Eines Tags ließ sich der Prinz von seinem Zorne so weit hinreißen, daß er zu Fenelon sprach: Nein, nein, mein Herr! ich weiß, wer ich bin und wer Sie sind. Fenelon sagte kein Wort darauf. Durch eine ernsthafte und traurige Miene ließ er es merken, wie tief er beleidigt sei. Am folgenden Morgen ging er frühe zum Prinzen und sprach in kaltem, ernsthaftem Tone: „Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, was Sie gestern zu mir gesagt haben: Sie wüßten wohl, wer Sie wären und wer ich wäre. Es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie weder das Eine noch das Andere wissen. Sie bilden sich ein mehr zu sein als ich, und ich sage Ihnen, daß ich mehr bin als Sie, nicht vermöge der Geburt, die auch nicht von Ihnen abhing, und worüber Sie eben nicht eitel sein dürfen, sondern mehr — durch Einsicht und Wissenschaft, denn Sie wissen ja nicht mehr, als was ich Sie gelehrt habe. Ich bin nebstdem mehr als Sie vermöge der Vollmacht, die mir der König und Ihr Herr Vater über Sie ertheilte, als ich mich aus Gehorsam gegen ihn, mit dem beschwerlichen Amte, Ihr Lehrer zu sein, belastete. Glauben Sie etwa, daß ich mich glücklich fühle, dieses Amt auszuüben, so sind Sie im Irrthum und damit Ihnen hierüber kein Zweifel bleibe, so will ich Sie gleich zu Seiner Majestät führen, um zu bitten, für Sie einen anderen Lehrer zu ernennen, dem ich von Herzen wünsche, daß seine Sorgfalt bessere Früchte trage als die meinige."

Durch diese Erklärung wurde der Prinz zu Boden geschlagen. Unter stetem Schluchzen stammelte er die Worte heraus: „Ach, mein Herr, ich bin in Verzweiflung über den gestrigen Vorfall. Reden Sie mit dem König davon, so bringen Sie mich um seine Freundschaft. Verlassen Sie mich, was wird man von mir denken? Ich verspreche Ihnen, . . ja ich verspreche Ihnen, daß Sie von nun an mit mir werden zufrieden sein. Aber versprechen Sie mir . ." Fenelon versprach nichts und ließ ihn den ganzen Tag in Ungewißheit. Durch alle diese glücklich ersonnenen Mittel gelang es endlich Fenelon,

den gewaltsamen Character seines Zöglings nach und nach zu zügeln. Der Prinz ward ein ganz anderer Mensch und der Hof konnte sich über die Veränderung nicht genug wundern. Von nun an ging Alles von selbst; der Prinz merkte, was er dem Fenelon zu danken habe, ward sein Herzensfreund und ist es auch bis an seinen Tod geblieben.

Der Unterricht war der weniger schwierige Theil der Erziehung; denn der Prinz, voll Geist und Einbildungskraft, lernte mit großer Begierde und Leichtigkeit. In seinem zehnten Jahre wußte er schon zierlich Latein zu schreiben und die schwierigsten Schriftsteller zu übersetzen. Fenelon wählte aber zu Uebersetzungen nicht nur die heidnischen Schriftsteller, sondern er las mit seinem Zögling auch die Schriften des heil. Hieronymus, Augustinus, Cyprian und Ambrosius, die nicht weniger als Muster des Geschmacks dienen, als sie den Geist mit christlichen Gesinnungen schmücken.

Mit dem größten Eifer bestrebte sich Fenelon, seinen Zögling in den Geist des Christenthums einzuführen. Bei dem Religionsunterricht ging Fenelon von der Meinung aus, man müsse die Religion mehr durch Erzählung von Thatsachen, als durch trockene Beweisführung lehren. Er nahm sich hierin die Kirchenväter, namentlich den heil. Augustinus, der den ganzen Unterricht in der Religion auf Geschichte bauete, zum Muster. Er wollte einen Fürsten bilden, der tief von seiner Abhängigkeit von einem mächtigeren Wesen, als alle Könige der Erde sind, durchdrungen sei. Als der Prinz zum Empfange der heil. Sacramente genug vorbereitet war, ließ ihn Fenelon zum Tische des Herrn treten und sprach in Gegenwart und zur Erbauung des Hofes also zu ihm: „Endlich ist der Tag gekommen, den Sie so innig ersehnt und erwartet haben, dieser Tag, der offenbar über alle andere ihres Lebens, ja bis zu dem ihres Todes entscheiden soll. Ihr Heiland kommt zu Ihnen unter den Gestalten der gewöhnlichsten Nahrung, um Ihre Seele zu nähren, wie Brod alle Tage Ihren Leib nährt. Er wird Ihnen zwar nur als ein Theilchen gewöhnlichen Brodes erscheinen; doch die Kraft Gottes ist darin verborgen und Ihr Glaube wird sie wohl darin zu finden wissen. Sprechen Sie wie Jesaias zu ihm: Du bist

der wahrhaft verborgene Gott. Ja es ist ein aus Liebe verborgener Gott; er verhüllt uns seine Herrlichkeit, aus Furcht, daß unser Auge geblendet würde und damit wir uns ihm freundschaftlicher nahen könnten; da werden Sie das Manna finden, das mit verschiedenem Geschmack himmlische Tugenden verbirgt. Sie essen das Brod, das über alle Speise erhaben ist, es wird sich nicht in Sie, einen geringen und sterblichen Menschen, verwandeln, aber Sie werden sich in dasselbe umwandeln, um ein lebendes Glied des Erlösers zu werden. Möge der Glaube und die Liebe Sie diese Gabe Gottes genießen lassen; ja genießen und erkennen Sie, wie süß der Herr ist." — Seit der ersten Kommunion des Prinzen sah man nach und nach jene Fehler verschwinden, die so große Besorgniß für die Zukunft erregten. Fenelon äußerte über diese Umwandlung: „Ich habe in der That noch Niemanden gesehen, dem ich weniger zu mißfallen gefürchtet hätte, wenn ich ihm auch die härtesten Wahrheiten in's Angesicht gesagt; ich habe hierüber erstaunliche Erfahrungen gemacht." Wie in der Kenntniß und dem inneren Leben der Religion, so machte der Zögling Feuelon's auch in allen Kenntnissen, die zur Regierung eines großen Reichs nöthig sind, so bedeutende Fortschritte, daß der Abbé Fleury äußerte, es sei im ganzen Reiche Niemand seines Alters zu finden, der sich unterrichteter als er erwiesen hätte.

Fenelon war fünf Jahre lang Erzieher des Herzogs von Burgund, ohne daß er sich in dieser langen Zeit einer besonderen Gnadenbezeugung des Königs zu erfreuen gehabt hatte. Seine Freunde ahneten seine häuslichen Verlegenheiten nicht, in welche ihn seine großmüthigen, barmherzigen Gesinnungen gegen die Armen und seine Verwandten zuweilen versetzten. Der König nahm sich endlich Fenelons an, da er selbst kein Wort über seine Lage am Hofe fallen ließ. Er ernannte ihn im J. 1694 zum Abte von St. Valery und entschuldigte sich bei ihm, daß er ihm einen so späten Beweis seiner Erkenntlichkeit gäbe.

4. Fenelon wird Erzbischof von Cambrai. Quietistischer Kampf.

Im folgenden Jahre (1695) wurde Fenelon von dem Kö-

nig zum Erzbischof von Cambrai ernannt. Der König selbst kündete ihm seine Ernennung an und erklärte ihm zugleich, daß er Lehrer seiner Enkel bleiben möge. Da ihm Fenelon entgegnete, daß die Kirchengesetze seinen Wünschen entgegen seien, sprach Ludwig: „Nein, nein, die Vorschriften verbinden Sie nur auf neun Monate Residenz; Sie sollen meinen Enkeln nur drei Monate schenken, und von Cambrai aus während der übrigen Zeit des Jahres ihre Erziehung überwachen, als ob Sie in Versailles wären." Am nämlichen Tage entsagte er der Abtei St. Valery, was die Würdenträger in der Kirche nicht alle zu thun pflegten. Es war in jener Zeit Gewohnheit, daß ein Prälat oft mehrere Pfründen besaß. Man kann sich darum denken, daß Fenelon's Genügsamkeit und Uneigennützigkeit sehr viel Aufsehen erregte.

Fenelon, der seither in der Gunst des Hofes und in der Freundschaft des großen Bossuet so sicher stand, sah nun die ersten Gewitterwolken über sein glückliches und ruhiges Leben heranziehen. Sein Kampf für den Quietismus war Ursache, daß er vom Hofe verwiesen wurde, die Freundschaft Bossuets verlor und sein Buch „Grundsätze der Heiligen" verdammt wurde.

Im Gegensatze zu der einseitigen Verstandesrichtung, welche die Religion als ein todtes Gerippe von Begriffen darstellte, bildete sich eine einseitige Gefühls- und Phantasierichtung. Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, war der Lehrer und Förderer dieser Gefühlsverirrung. Seit 1669 lebte er in großem Rufe der Heiligkeit zu Rom und gab daselbst in spanischer Sprache ein Andachtsbuch unter dem Titel: „Geistlicher Wegweiser" heraus, das ungemein geschätzt wurde. Bald aber entdeckte man gefährliche Grundsätze in diesem Buche, so daß dasselbe von der Kirche verdammt wurde. Er entsagte 1687 seinem Irrthum und beschloß sein Leben in einem Dominikanerkloster zu Rom, 1696. Der Hauptinhalt seiner Lehre ist dieser: Die Religion besteht in dem Innenleben mit Gott, im Gefühle, in einem gewissen Ruhen der Seele in Gott, so daß die Seele, von der Außenwelt abgewandt und in sich gekehrt, da das Göttliche schaue uud in ihm lebe und sich ganz der uneigennützigen Liebe Gottes hingebe ohne

Hoffnung oder Furcht der Belohnung oder Strafe. Wegen dieses Ruhens eines gänzlich in Gott versunkenen Gemüths nannte man die Anhänger Molinos gewöhnlich Quietisten (von dem lateinischen Worte Quies, Ruhe). — Molinos fand in Spanien, Italien, Frankreich und den Niederlanden zahlreiche Anhänger. Besonders müssen unter denselben Madame Guyon und Fenelon genannt werden.

Madame Johanna von la Motte Guyon, eine geistreiche, religiöse, reiche und am Hofe Ludwigs XIV. beliebte Wittwe, hielt sich in ihrer lebhaften Einbildungskraft berufen, für die Kirche zu wirken. Der Barnabite la Combe bestärkte sie in ihrem frommen Wahne. Zu diesem Zwecke machte sie Reisen, hielt Zusammenkünfte und Predigten und verfaßte mehrere Schriften, in welchen sie ihre religiös-schwärmerische Grundsätze niederlegte. Diese Schriften wurden von dem Erzbischof von Paris verdammt und die Verfasserin mußte auf des Königs Befehl in das Kloster der heil. Jungfrau wandern. Auf Bitten der Frau von Maintenon erhielt sie wieder ihre Freiheit und sie hatte nun nichts eiligeres zu thun, als der Frau von Maintenon ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Von hier ging sie zu der Herzogin von Beauvilliers, wo sie Fenelon zum erstenmale sah und ihn für ihre Ansichten einnahm. Madame Guyon kam von da an öfter an den Hof und hielt religiöse Vorträge. Frau von Maintenon, anfangs hingerissen von der religiösen Begeisterung Guyon's und ihrer Freundinnen, fühlte bald ein gewisses Mißtrauen gegen die Neuheit ihrer Grundsätze und befragte ihren Gewissensrath, den Bischof Godet des Marais von Chartres und Bossuet. Diese Prälaten erklärten ihre Werke als voll von verdächtigen Neuheiten und gefährlichen Irrthümern. Da aber Guyon die Winke Bossuets nicht beachtete und ihre Lehren verbreitete, drang Bossuet auf ihre Verhaftung. Madame Guyon wurde in einem Hause der Vorstadt St. Anton entdeckt und in den Schloßthurm von Vincennes abgeführt. Nach acht Monaten erhielt sie ihre Freiheit wieder, indem sie eine Unterwerfungsurkunde unterzeichnete. Fenelon hatte seither jeden Schritt vermieden, um nicht als Anhänger einer so gehäßig gewordenen Lehre zu erscheinen.

Um diese Zeit verfaßte Bossuet eine Widerlegung der Grundsätze der Madame Guyon unter dem Titel: „Belehrung über die verschiedenen Arten des Gebets," und verlangte, daß Fenelon demselben seine kirchliche Gutheißung ertheile. Fenelon, wohl fühlend, daß man unter einem glänzenden Vorwande einen wahrhaften Widerruf von ihm verlange, verweigerte seine Unterschrift und von nun an behandelte ihn Bossuet als Anhänger der Guyon und ihrer Grundsätze. Fenelon gab darauf sein Buch: „Erklärung der Grundsätze der Heiligen" heraus, worin er Guyon vertheidigt, und behauptet, daß Bossuet sie unrichtig vieler Irrthümer beschuldigte. Zugleich legte er seine Ansichten von der vollkommenen Liebe Gottes in diesem Buche nieder. Die öffentliche Meinung sprach sich gegen dieses Werk mit einer Heftigkeit aus, die Fenelon außerordentlich in Erstaunen setzen mußte. Der König erfuhr jetzt zum erstenmale den Zwiespalt der Meinungen, der zwischen den zwei größten Theologen und Rednern seines Zeitalters herrschte. Da er mehr Achtung als Neigung für Fenelon hatte und man sogar behauptete, Fenelon's glänzender Geist und politische Grundsätze hätten den König mehr von diesem Manne entfernt als ihn zu ihm hingezogen, so kann man sich denken, daß Ludwig XIV. sich nicht auf seine Seite stellte. Bossuet setzte selbst den König in Kenntniß und bat ihn um Verzeihung, daß er ihm nicht schon früher die Schwärmerei seines Mitbruders geoffenbart habe. — Mag auch in diesem Kampfe Bossuet das Verdienst haben, durch seinen Eifer Irrthümer, die allerdings hätten gefährlich werden können, unterdrückt zu haben, so kann man doch nicht behaupten, sich gegen Fenelon mit der nöthigen christlichen Mäßigung benommen zu haben.

Fenelon legte nun sein Buch dem Urtheile des Papstes vor. Ehe aber das Urtheil von Rom ankam, befahl der König, bei dem der Erzbischof von Cambrai in gänzlichen Mißkredit gekommen war, Paris, wo er sich in dieser Angelegenheit aufhielt, zu verlassen und in seine Diöcese sich zu verfügen. Sobald der Herzog von Burgund von der Entfernung seines Lehrers in Kenntniß gesetzt ward, begab er sich zum König, seinem Großvater, warf sich ihm zu Füßen und bat für seinen

Lehrer. Der König, gerührt von dieser edelmüthigen Ergebenheit, antwortete ihm: „Mein Sohn, das steht nicht in meiner Macht, in dieser Angelegenheit eine Gunst zu erweisen; es handelt sich um die Reinheit des Glaubens, und der Bischof von Meaux weiß hierüber besser Auskunft zu geben, als du und ich." Alle Freunde Fenelon's blieben ihm auch in der Ungnade zugethan, und man sah damals zu Versailles ein Schauspiel, wovon die Höfe selten Zeugen sind: Die verbannte und unglückliche Tugend von treuer und muthiger Freundschaft bis zum Fuße des Thrones vertheidigt.

Während in Rom Fenelon's Sache mit großer Gründlichkeit von zehn Kardinälen, die der Papst dazu ernannte, untersucht wurde, veranlaßte eine feindselige Schrift Bossuets einen Federkrieg zwischen diesen beiden berühmten Prälaten, der die Freunde der Religion innig betrüben mußte. Fenelon's Betrübniß über diesen Streit äußert sich in einem Briefe an Bossuet. „Wir sind, sagt er, der Gegenstand des Spottes der Gottlosen, und die Ursache der Betrübniß der Frommen: mögen sich andere Menschen als Menschen erweisen, das darf uns nicht überraschen; daß aber die Diener des Herrn, jene Boten der Kirche, der gottlosen und ungläubigen Welt solch ein Schauspiel gewähren, das erpreßt blutige Thränen. Um wie viel seliger wäre es gewesen, hätten wir statt des Federkriegs um so eifriger unsere Diöcesen unterrichtet und die armen Landleute Furcht und Liebe Gottes gelehrt!"

Um Rom zu zeigen, daß der Erzbischof von Cambrai nichts mehr in den Augen des Königs gelte, entließ man die Verwandten und Freunde Fenelon's vom Hofe. Aber dieser Gewaltstreich in einem Augenblicke, wo die Angelegenheit noch dem Urtheile des höheren Richters vorlag, erregte große Mißbilligung zu Rom und Papst Innocenz XII. rief aus: „Den Enkel haben sie vertrieben, vertrieben die Blutsverwandte, vertrieben die Freunde!" Der Papst hätte gerne dem Erzbischof Fenelon die Kränkung wegen der Verwerfung seines Buches erspart, denn er schätzte die Tugenden und Talente desselben sehr hoch. Seine Ansicht in dieser Sache war: Der Erzbischof von Cambrai irrte im Uebermaße seiner Liebe zu Gott; der Bischof von Meaux verfehlte sich aus Mangel

der Liebe gegen den Nächsten. Nach langwierigen Erörterungen, die siebenunddreißig Sitzungen ausfüllten, vollendeten endlich die Kardinäle ihre Prüfung. Von achtunddreißig Sätzen wurden dreiundzwanzig für unannehmbar gehalten und das Verwerfungsurtheil nach langem Schwanken am 12. März 1699 vom Papste unterzeichnet. Der Graf Fenelon, Bruder des Erzbischofs, war nach Cambrai geeilt, um diese betrübende Nachricht zu überbringen. Es war am 25. März, am Feste der Verkündigung Mariens, als der Erzbischof diese Nachricht erhielt in dem Augenblicke, wo er zur Predigt die Kanzel besteigen wollte. Die päpstliche Verwerfung ergriff ihn sehr; allein schnell faßte er sich wieder, bestieg die Kanzel und verkündete der Gemeinde öffentlich sein Verdammungsurtheil und unterwarf sich mit vollkommener Ergebung. Diese bewunderswerthe Geistesgegenwart, diese erhabene Stimmung, diese religiöse Ruhe und Sanftmuth entlockte Aller Augen Thränen des Schmerzes, der Ehrfurcht und der Bewunderung. In einem Hirtenbriefe verkündete er seinen Diöcesanen seine Unterwürfigkeit gegen das Urtheil des heiligen Stuhls und sagt darin: „Wir pflichten diesem Breve bei, liebe Brüder, sowohl was den Inhalt des Buches als die dreiundzwanzig Sätze betrifft, aufrichtig, unbedingt und ohne Schatten von Rückhalt. Also verdammen wir sowohl das Buch als die dreiundzwanzig Sätze gerade in der Form und in jenen Bezeichnungen, aufrichtig, unbedingt und ohne irgend einen Rückhalt. Aus dem Innersten des Herzens ermahnen wir daher euch zu einer aufrichtigen Unterwerfung und rückhaltlosen Gelehrigkeit. Da sei Gott vor, daß man einst, sich unser erinnernd, von uns anders spreche als von einem Hirten, der gelehriger sein zu müssen glaubte, als das geringste Schäflein der Heerde und der seiner Unterwürfigkeit keine Grenzen steckte."

Diese demüthige Unterwerfung machte allenthalben tiefen Eindruck, und Fenelon hatte noch nie so viele Freunde in Frankreich und Rom gehabt, als seitdem seine Schrift verdammt worden war. Der Papst gab ihm schriftlich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ein ehrenvolles Zeugniß seines Wohlwollens. Fenelon's Gegner suchten seine Unterwürfig-

keit als eine scheinbare und erzwungene darzustellen; allein die Beifallsbezeugung der ganzen Christenheit brachte sie zum Schweigen.

Der Kanzler Aguesseau äußert sich über das Ende dieses Streites also: „Die Unterwürfigkeit des Erzbischofs von Cambrai bietet vielleicht das einzige Beispiel eines Lehrstreites in der Kirche, der auf immer durch einen einzigen Urtheilsspruch beendet worden war, Niemand suchte denselben rückgängig zu machen oder durch feine Unterscheidungen zu schwächen. Der Ruhm hiervon gebührt der Weisheit und der geistigen Ueberlegenheit des Erzbischofs von Cambrai, der bald einsah, daß eine zu große Begierde sich zu rechtfertigen oft mehr schade als nütze, und daß das sicherste und wirksamste Mittel, ungerechte Beschuldigungen zu vertilgen, dieses sei, daß man sie in Vergessenheit gerathen und sie so zu sagen in der Stille verlieren lasse." — Madame Guyon, die Veranlassung zu diesem Streite, brachte den Rest ihres Lebens in der Zurückgezogenheit und in Ausübung aller Werke der Frömmigkeit und Nächstenliebe zu und starb zu Blois 1717 im neunundsechszigsten Jahre ihres Alters.

Nachdem dieser Sturm über das Haupt des ehrwürdigen Erzbischofs dahingezogen war, bereitete ihm die Untreue seines Dieners neue Verlegenheiten. Dieser war beauftragt, eine Abschrift von einem Manuscript zu nehmen und da er die Schönheiten dieses Werkes zu schätzen wußte, so verkaufte er das Manuscript an einen Buchhändler, der es dann abdruckte. Es war dieses das berühmte Buch Fenelon's, der T e l e m a ch, ein Werk, das die Bestimmung hatte, dem Herzog von Burgund die Grundsätze christlicher Weisheit einzuprägen, die bei einem Fürsten für das Heil seines Volkes so nothwendig sind. Mit außerordentlichem Beifalle wurde dasselbe in ganz Europa aufgenommen. Der König hörte bald, daß der Telemach ein Werk des Erzbischofs von Cambrai sei und die Gegner Fenelon's flüsterten ihm ins Ohr, dieses Werk sei ein beißender Spott auf seine Regierungsgrundsätze und die Begebenheiten seines Reichs. Viele glaubten in den Personen des Telemachs jene Muster gezeichnet zu sehen, welche Fenelon zur Zeit seines Aufenthalts am Hofe zu sehen Gelegenheit gefunden hatte. Der

König war um so mehr gegen den Verfasser dieses Werkes erbittert, als die Grundsätze desselben von Mäßigung und Volksliebe, vom Hasse gegen Eroberungen, von der Einfachheit der Könige und der Großen, von Aufrichtigkeit, Treue und Glauben in den Unterhandlungen mit Fremden ganz mit den Grundsätzen seiner Regierung im Widerspruche standen. Der Herzog von Burgund wagte es von dieser Zeit an nicht mehr, unmittelbar an ihn zu schreiben; nur durch den treuen Freund Fenelon's, den Herzog von Beauvilliers, konnte er sich mit ihm brieflich unterhalten.

5. Fenelon's Wirken in seinem Erzbisthum.

Fenelon war ein treuer Erzbischof und verwaltete seine Diöcese mit großer Weisheit und Liebe. Vor allen Dingen richtete er sein Augenmerk auf das Seminar, die Pflanzschule junger Priester, eine Einrichtung, die wir dem Concil von Trient verdanken. Er verlegte dasselbe von Valenciennes, acht Stunden von seiner Residenz, nach Cambrai, um es besser überwachen zu können. Er belehrte selbst die Zöglinge, prüfte sie oft, so daß es in seiner ganzen Diöcese nicht einen Geistlichen gab, der vor der Weihe zum Priesterthum nicht wenigstens fünf Mal von Fenelon selbst geprüft worden wäre. So lernte er seine Geistlichen nach Character und Fähigkeiten genau kennen und wußte sie auf jene Stellen zu senden, wo sie mit gesegnetem Erfolge arbeiten konnten. — Sein häusliches Leben floß in Gleichförmigkeit und Ruhe dahin. Sehr frühe stand er vom Schlafe auf und las die heilige Messe, und pflegte nach derselben die Beichte von Jedermann ohne Unterschied der Person anzunehmen. Er lebte in der größten Nüchternheit, so daß man seine außerordentliche Magerkeit dieser vielleicht zu weit getriebenen Enthaltung von Speise und Trank zuschrieb. Alle Geistlichen, die in seinem unmittelbaren Dienste standen, nahmen an der Tafel Theil. Alles um ihn zeugte von Ordnung, Adel und Ueberfluß. Mit edler Höflichkeit betrachtete er jeden Fremden, den er empfing, höher als sich, wäre es auch ein einfacher Geistlicher gewesen. Vor zehn Uhr Abends versammelten sich die Hausleute in seinem großen Zimmer, wo ein Priester das gemeinschaftliche Gebet verrich-

tete, worauf der Prälat seinen Segen ertheilte. Fenelon kannte kein anderes Vergnügen als den Spaziergang. Nicht selten setzte er sich zu den Landleuten auf den Rasen hin, befragte und tröstete sie. Auch trat er oft in ihre Hütten und setzte sich auf Einladung mit der Familie zu Tische. Solch einfache Sitten gewannen ihm das Herz seiner Diöcesanen.

Sein Diöcese war in jener Zeit der Schauplatz des Kriegs. Allein mitten durch die feindliche Lager konnte er ziehen, um die heiligen Geschäfte seines Berufs zu erfüllen; ja Engländer, Deutsche, Holländer wetteiferten, dem großen Manne ihre Dienste anzubieten. Militärische Bedeckungen sollten ihn begleiten; er aber zog es vor, im Vertrauen auf Gottes Schutz und die Liebe der Menschen allein zu reisen.

Er predigte oft und jedesmal, ohne seine Reden schriftlich aufgesetzt und auswendig gelernt zu haben. Nur ein einziges Mal glaubte er seine Rede aufschreiben zu müssen. Es war dieses die Predigt, die er am 1. Mai 1697 an den Kurfürsten Joseph Clemens von Köln, den Bruder des Kurfürsten von Bayern, hielt.

Wir führen Einiges aus dieser Rede an zum Beweise, daß Fenelon die Wahrheit unter allen Umständen, aber mit edler Bescheidenheit zu sagen wußte.

Ich weiß, sagte er, daß Sie die Wahrheit lieben, rein und unumwunden, und ich fürchte Ihr Mißfallen nicht, wenn ich sie sage: geruhen Sie denn zu hören, was ich mich nicht scheue zu sagen. Auf der einen Seite: die Kirche bedarf des Beistandes der Fürsten dieser Erde nicht, weil ihr die Verheißungen ihres allmächtigen Bräutigams genug sind; auf der andern Seite: die Fürsten, die Hirten werden, können der Kirche sehr nützlich sein, wenn sie sich erniedrigen, wenn sie sich der Arbeit widmen, und alle Hirtentugenden an sich haben. Das sind die zwei Punkte, davon ich in dieser Rede handeln will — die Kirche besitzt für sich, sagt der heil. Ambrosius, nichts als den Glauben; und dieser Glaube war es, der die Welt überwunden hat — Gott würdigte endlich die Beherrscher der Welt der Gnade, sie zu den Füßen seiner Braut zuzulassen — war dies etwa ein Schutz, der zu gelegener Zeit kam, um die erschütterte Kirche zu erhalten? Nein, der sie während dreihundert Jahren wider Willen der Menschen erhalten hatte, der hatte die Schwachheit der Menschen, die schon durch sie überwunden waren, nicht nöthig, um sie ferner zu erhalten, sondern es war ein Triumph, den der Bräutigam der Braut nach so vielen Siegen geben wollte;

es war ein Hülfsmittel für die Kirche, aber eine Gnade und eine Barmherzigket für die Kaiser. — Die Fürsten können nicht allein nichts wider die Kirche, sondern sie können auch nichts für sie, als indem sie ihr gehorchen. — Der Bischof, sagt der heil. Cyprian, der das Evangelienbuch in der Hand hält, kann getödtet, aber er kann nicht überwunden werden. — Kommen Sie denn, Clemens, nicht zu herrschen, sondern zu dienen. Glauben Sie, die Kirche bedarf Ihres Schutzes nicht; aber, wenn Sie sich ihr ganz und von Herzen ergeben, werden Sie ihre Zierde und ihr Trost sein. — Wie können wir das Kreuz Jesu Christi lieben machen, wenn wir es selbst verwerfen, um nach Stolz und Wollust zu greifen? Wer wird die Verheißungen, die wir predigen, glauben, wenn wir sie selbst nicht zu glauben scheinen? Wer wird sich verläugnen, um Gott zu lieben, wenn wir leer von Gott sind, und Abgötter unser selbst? Was können unsere Worte, wenn alle unsere Handlungen sie Lügen strafen? — Wollen Sie der Vater der Kleinen sein, so werden Sie selbst klein, — erniedrigen Sie sich bis zu dem letzten Schäflein Ihrer Heerde: nichts kann niedrig sein, in einem Amt und Dienst, der über den Menschen ist. — O Ihr Hirten, thut weg von Euch alle kleinliche Engherzigkeit! Erweitert, erweitert Eure Eingeweide! Ihr wisset nichts, wenn Ihr nichts wisset als befehlen, als tadeln, als züchtigen, als den Buchstaben des Gesetzes zeigen. Seid Väter! — die Liebe geht nicht durch Zwang in die Herzen; ein jeder liebt nur so viel, als er selbst lieben will. Es ist viel leichter zu tadeln, als zu überreden; es ist viel kürzer zu drohen, als zu unterweisen; es ist der Hochmüthigkeit und Ungeduld viel bequemer, gegen die, welche sich widersetzen, Gewalt zu brauchen, als sie zu erbauen, als sich zu erniedrigen, als zu bitten, als sich selbst abzusterben. — Wollen Sie, theurer Fürst, einen kurzen Begriff aller Ihrer Pflichten, so graben Sie, nicht in Tafeln von Stein, sondern in die lebendigen Tafeln Ihres Herzens jene großen Worte des heil. Augustinus: Der Hirte muß das Muster aller guten Werke sein; er muß die unruhigen Menschen zurechtweisen, er muß die schwachen tragen, er muß geduldig gegen Alle sein, er muß willig und bereit sein, die Kirchenzucht zu beobachten, und furchtsam und blöde, sie einem andern aufzulegen, und obgleich das eine und das andere nothwendig ist, so muß er doch gleichwohl suchen, lieber geliebt als gefürchtet zu werden.

Aber, wo soll der Mensch, der mit sterblichem Fleisch angethan, und mit Schwachheiten umgeben ist, so viele himmlische Tugenden hernehmen, um ein Engel Gottes auf Erden zu sein? Wissen Sie, daß Gott reich für alle die ist, die ihn anrufen. Er befiehlt uns zu bitten, damit uns die Güter, die er uns bereitet, aus Mangel des Gebets nicht entgehen. Er verspricht, er ladet ein; er bittet uns, so zu sagen, ihn zu bitten. — Das ist die Ordnung Gottes,

nach der er seine Gaben gibt, und hüten Sie sich, dawider zu handeln. Die Gnade allein kann Liebe geben und die Gnade wird nur durch's Gebet erhalten. Beten Sie denn ohne Unterlaß. Wenn ein jeder Gläubiger ohne Unterlaß beten muß, was soll ein Hirte thun? Sie sind der Mittler zwischen dem Himmel und der Erde: Beten Sie, um denen, die beten, durch Ihr Gebet zu Hülfe zu kommen. Beten Sie für die, welche nicht beten, und reden Sie mit Gott zum Besten Derer, zu denen Sie von Gott nicht reden mögen, weil sie verhärtet und gegen die Tugend erbittert sind — beten Sie immer und ohne Aufhören, daß Sie und andere Gott lieben mögen. Das ist das Leben des Apostels. Leben Sie in und von diesem Leben, das verborgen ist mit Jesu Christo in Gott, Seelenhirt gewordener Fürst, und Sie werden schmecken, wie freundlich der Herr ist. Alsdann werden Sie eine Säule des Hauses Gottes sein; alsdann werden Sie die Liebe und die Freude der Kirche sein. Die großen Fürsten, welche die Kirche, so zu sagen, nehmen, ohne sich ihr zu ergeben, sind eine große Last für sie — sie schämen sich Hirten und Väter zu werden, und wollen nur Fürsten und Herren sein.

So nicht Sie, denn Sie thun mit Freuden die Verrichtungen eines Hirten und setzen Ihren Ruhm darin. Was haben doch die von einem Bischof, der ein großer Prinz ist, gegebene Beispiele für Gewalt über die Menschen! — Wie ist ihre Niedrigkeit viel kräftiger, die Stolzen zu demüthigen! Wie ist ihre Mäßigkeit viel rührender, um Uebermuth und Pracht zurückzuhalten! Wie ist ihre Lindigkeit liebenswürdiger! Wie ihre Geduld stärker: Die ungelehrigen und verirrten Menschen zurückzubringen! — Betet Völker, betet: alle Segnungen, die Ihr auf das Haupt Clemens herabbittet, werden über das Eurige zurückfallen. Jemehr er Gnaden empfängt, desto mehr wird er über seine Heerde ausbreiten.

O Gott, du hast ihn von Ewigkeit geliebt, du willst, daß er dich liebe, und daß er dich hienieden lieben möge. Trage ihn auf deinem Arm durch alle Gefahren und Versuchungen; gib nicht zu, daß der Zauber der weltlichen Vergnügungen das Gute ersticke, das du in sein Herz gelegt hast; gestatte nicht, daß er vertraue auf seine hohe Geburt, noch auf seinen natürlichen Muth, noch auf irgend eine weltliche Klugheit. Der Glaube müsse allein in ihm das Werk des Glaubens ausrichten, und in dem Augenblick, wo er vor dir erscheinen soll, müssen die versorgten Armen, die menschlich gewordenen Reichen, die unterwiesenen Unwissende, die abgeschafften Mißbräuche, die hergestellte Kirchenzucht, die durch seine Tugenden unterstützte und getröstete Kirche ihn vor den Thron der Gnade bringen und dir darstellen, um aus deiner Hand die Krone zu empfangen, die unverwelklich ist."

Es war Fenelon nicht darum zu thun als Redner zu glänzen, sondern die ihm anvertrauten Gläubigen gründlich zu be-

lehren. Beides konnte er sein; er bezauberte durch seinen Geist, durch seine Anmuth und sanft eindringende Beredsamkeit den ganzen Hof Ludwigs XIV. und verstand es, dem Landvolke in einer der Einfachheit seiner Sitten und seinem schwachen Verstande anpassenden Sprache das Wort Gottes zu verkündigen.

Die Diöcese Cambrai war erst vor Kurzem durch die Waffen Ludwigs XIV. an Frankreich gekommen, ein Theil derselben bildete das spanische Flandern. Die Bewohner dieses Landes waren der französischen Regierung nicht günstig und hielten eisenfest über ihre Sitten und Gewohnheiten. Diese Gewohnheiten waren zum Theil abergläubischer Natur. Fenelon gab den Pfarrern den Rath, mit sanfter Schonung gegen abergläubische Gebräuche aufzutreten. Bei Wegschaffung derselben sollten sie nicht rauh, hart und herrschsüchtig verfahren, sie müßten mehr belehren als befehlen, mehr mahnen als drohen.

Bei all' seiner Sanftmuth war Fenelon nicht schwach, und er wußte eben so viele Festigkeit als Liebe zu zeigen, wenn ihn ernste Pflicht aufforderte, das Volk gegen die Ansteckung des Lasters und des Aergernisses zu verwahren. Diese Festigkeit zeigte er besonders, wenn es galt, seine Geistlichen gegen ungerechte und willkührliche Eingriffe zu vertheidigen. Dagegen verlangte er aber auch von seinen Geistlichen, wenn es das Wohl des Staats und die Erleichterung des Volkes galt, das Beispiel der größten Aufopferung. In dem traurigen Kriege des Jahres 1708 schrieb die Regierung außerordentliche Beiträge aus, welche die Geistlichkeit und die übrigen Stände des Staates zu zahlen hatten. Fenelon forderte dazu seine Geistlichen auf, auch die letzten Anstrengungen zu machen, um nur dem Volke neue Auflagen zu ersparen. Für die ärmste Klasse der Geistlichkeit zahlte er selbst die Beiträge.

Was Fenelon durch die Ungunst des Hofs verloren, das ersetzten ihm die innige Freundschaft gleichgesinnter Männer, die Verehrung, welche Einheimische und Fremde für seine Talente und Tugenden an den Tag legten. Der berühmte Kardinal Quirini besuchte im Interesse der Religion und der Wissenschaften die bedeutendsten europäischen Länder. Unter

allen Merkwürdigkeiten Europa's dünkte ihm, Fenelon sei die bedeutendste. „Ich betrachte, sagte er selbst, Cambrai als das Hauptziel meiner Reise nach Frankreich, ja ich scheue nicht zu bekennen, daß sie auf diesen einzigen Punkt hinzielte, oder vielmehr auf den berühmten Fenelon, daß ich jetzt so lebhaft in ein Reich gezogen werde, das ich bereits früher durchreist hatte. Mit welcher Lebhaftigkeit, mit welcher Zärtlichkeit erinnere ich mich noch an die liebliche und innige Vertraulichkeit, mit der sich dieser große Mann mir zu nähern würdigte, ja selbst meine Gesellschaft suchte. Mein Ohr horchte mit Begierde auf jedes Wort, das aus Fenelon's Munde floß; noch sind seine Briefe vor meinen Augen und bezeugen die Reinheit seiner Gesinnungen und die Weisheit seiner Grundsätze; ich bewahre sie unter meinen Schriften als den kostbarsten Schatz in der Welt." Unter den vielen Fremden, die den berühmten Erzbischof besuchten, bleibt besonders R a m s a y, ein schottischer Edelmann, und dessen Religionsgespräch mit Fenelon denkwürdig. Ramsay, ein Protestant, hatte bald die Irrthümer eingesehen, die er mit der Muttermilch eingesaugt hatte. Nachdem er sich aber von seinen ersten Lehrern, den Reformatoren, losgerissen, verwarf er alles menschliche Ansehen und ward ein Religionszweifler. Doch blieb ihm der Glaube an Gott und die Achtung vor der Tugend. In den Unruhen, die ihm die Zweifel seines Geistes bereiteten, fragte er die berühmtesten Weltweisen um Rath, keiner derselben aber konnte seine geistigen Bedürfnisse befriedigen. Er suchte nun den berühmten Fenelon auf, der ihn herzlich aufnahm und in einem Zeitraume von sechs Monaten eine sehr ausgedehnte Untersuchung über die Religion anstellte und den kalten Zweifler in einen eifrigen und demüthigen Katholiken umwandelte. Ramsay hat selbst das Ergebniß der langen Unterredungen mit Fenelon, die ihn von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugten, in einem Buche niedergelegt und später Fenelon's Leben aus Dankbarkeit geschrieben. — Die Fremden suchten um so lieber seinen geistreichen Umgang, weil er, obschon er sein Vaterland leidenschaftlich liebte, es doch nie mit Herabsetzung der Verdienste fremder Nationen erhob. „Ich liebe, sagte er, meine Familie mehr, als mich selbst; ich liebe mein Vater-

land mehr als meine Familie, doch noch weit mehr als mein Vaterland liebe ich das menschliche Geschlecht."

6. Fenelon und der jansenistische Streit.

Der Streit über Gnade und freien Willen, der zur Zeit des heil. Augustinus durch Pelagius seinen Anfang genommen, im Mittelalter sich fortsetzte, brach in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts auf's neue aus und nahm erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Ende. Dieser Kampf brach an der hohen Schule zu Löwen aus und setzte insbesondere Frankreich und die Niederlande in große Gährung. Michael Bajus, Professor zu Löwen, († 1551) der über Erbsünde, freien Willen, Gnade u. s. w. irrthümliche Sätze aufstellte, mußte seine Lehrsätze widerrufen. Die Gemüther wurden dadurch mächtig aufgeregt und es entstand bald darauf ein heftiger Schriftenwechsel zwischen Dominikanern und Jesuiten. Cornelius Jansenius, Professor der Theologie zu Löwen und Bischof von Ypern, untersuchte nochmals die Lehre des heil. Augustinus von der Gnade. Diese Untersuchungen, die zwanzig Jahre dauerten, legte er in einem Buche, Augustinus betitelt, nieder. Er starb 1638 und nach seinem Tode wurde dieses Buch dem Drucke übergeben. Kaum war dieses Buch im Jahr 1641 erschienen, so beschuldigten die Jesuiten den Verfasser des Calvinismus und im folgenden Jahre erklärte Urban VIII., es enthalte Irrthümer, die bereits von seinen Vorfahren verdammt worden wären. Die Professoren von Löwen aber nahmen sich ihres verstorbenen Amtsbruders mit Eifer an und behaupteten, die verdammten Lehrsätze habe Augustinus ausdrücklich vorgetragen.

Von den Niederlanden aus verbreitete sich dieser Streit gar bald nach Frankreich und wurde in diesem Lande mit aller Heftigkeit zwischen den Jansenisten, wie die Vertheidiger der Meinungen des Jansenius genannt wurden, und den Jesuiten durchgefochten. Zwei Parteien standen einander schroff gegenüber; auf der einen Seite die Jesuiten und der weit größere Theil der Bischöfe als Gegner des Jansenius, auf der anderen Seite aber außer einigen

Bischöfen die sogenannten Gelehrten von Port-Royal, einem Nonnenkloster unweit Paris. In der Nähe dieses Klosters wohnten die vorzüglichsten Vertheidiger des Jansenius Anton Arnauld, Nicole, Pascal, Quesnel und mehrere andere Gelehrten. Arnauld's Schwester Angelica war Aebtissin von Port-Royal.

Papst Innocenz X. verdammte fünf Sätze, die aus dem Buche Augustinus gezogen waren. Diese Sätze sind: 1) Es ist Einiges in den göttlichen Gesetzen, welches selbst gerechte und fromme Menschen, wenn sie auch wollten, aus Mangel der dazu nöthigen Gnade nicht halten können. 2) Im Zustande der gefallenen Natur kann der Mensch der Gnade nicht widerstehen. 3) Um sich bei Gott ein Verdienst zu erwerben, bedarf der Mensch keiner Freiheit von der Nothwendigkeit, indem die Freiheit vom Zwange dazu schon hinlänglich ist. 4) Es war ein Irrthum der Halbpelagianer, daß sie geglaubt haben, es stehe in des Menschen Wahl, der innerlich zuvorkommenden Gnade zu widerstehen oder beizustimmen. 5) Ebenso ist es ein Irrthum der Halbpelagianer zu behaupten, daß Christus ohne Unterschied für alle Menschen gestorben sei. — Die Verdammung der Sätze des Jansenius mußten alle Geistlichen Frankreichs unterschreiben. Den Widerstrebenden gestattete endlich Clemens IX., die Abschwörungsformel in einem beliebigen Sinne zu unterschreiben und legte ihnen ein sog. frommes Stillschweigen auf. Dreißig Jahre wurde dieses beobachtet. Im Jahre 1702 wurde leider dieser unselige Streit erneuert.

Fenelon glaubte nun seine Stimme erheben zu müssen, um seine Gläubigen über diesen Streit zu belehren. Dieser Pastoralunterricht wurde am 10. Februar 1704 bekannt gemacht. Die Berühmtheit des Verfassers, die einfache, klare und neue Art, die er in seinem Werke anwendete, die Mäßigung, die sein herrschender Character war, erregten alsogleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Dieser Hirtenbrief veranlaßte eine Menge Gegenschriften und war die Ursache, daß die Jansenisten in Fenelon einen furchtbaren Gegner sahen und ihm deßhalb, wo sie konnten, feindlich in den Weg traten.

Quesnel, Pater des Oratoriums, war durch seinen Feuereifer für den Jansenismus berüchtigt. Er war ein großer Gelehrter und hatte sich besonders durch seine moralischen Betrachtungen über das neue Testament, die mit tiefem, ernstem religiösem Sinne und mit großer Gedankenkraft geschrieben sind, großen Ruhm erworben. Durch seine Streitschriften weht ein bitterer, wilder Geist. Quesnel richtete einen Aufsatz an Fenelon und befliß sich darin möglichster Mäßigung. Darüber erfreut kam ihm der sanfte Fenelon in seiner Antwort rücksichtsvoll entgegen. Er lud ihn nach Cambrai ein. „Diesen Beweis von Zutrauen würde ich mit der gewissenhaftesten Treue und der aufrichtigsten Achtung erwidern. Ich würde sogar von den Fragen, über welche wir entgegengesetzter Meinung sind, nichts reden, außer wenn Sie es wünschen, und dann hoffte ich durch die deutlichsten Stellen des heil. Augustin den Beweis zu liefern, daß Diejenigen, welche seine Jünger zu sein glauben, von seiner wahren Lehre weit abweichen. Sollten wir uns nicht über die streitigen Punkte mit einander vereinigen können, so würden wir wenigstens das Beispiel von einer sanften und friedlichen Besprechung zu geben suchen, bei welcher der Liebe nicht im geringsten zu nahe getreten würde.“ Wenn auch Fenelon in der gerechten Besorgniß über die Gefahren, welche der Kirche drohen, den Irrthum angreift, so schont er immer die Personen; selbst dann, wenn man seinen Beweisen spöttische und beissende Anspielungen entgegenstellte, so ging er in seinen Antworten über Alles, was ihn persönlich betraf, hinweg und setzte den Beleidigungen nur Gründe entgegen. Diese edle Selbstüberwindung seinen Feinden gegenüber ist einer der schönsten Züge in Fenelon's Character. Als ihm ein Geistlicher, Namens Lami, berichtete, welche Auslegungen und Absichten der Neid und die Bosheit auch seinen unschuldigsten Schritten unterzuschieben suchten, antwortete der edle Mann: „Herzlich verzeihe ich denen, die meine Absichten ergründen wollen, und hätte es auch mit dem, was sie sich einbilden, seine Richtigkeit, wäre darum das, was ich gesagt habe, weniger Wahrheit? Ich bemühete mich, ihnen die nöthigen Wahrheiten in den gelindesten

Ausdrücken zu sagen; verunglimpfen sie mich aber in ihren Schriften: so will ich diesen Unbilden nur mit Gründen antworten. Lassen Sie sie also ihrem Verdrusse nur Luft machen, und kränken Sie sich nicht aus Freundschaft gegen mich über das, was mich selbst im geringsten nicht berührt. Ein Strom, dem man keine Schranken setzt, wälzt sich viel schneller dahin. Beten wir für die von Vorurtheilen eingenommenen Leute, und weit entfernt, ihnen zu zürnen, beklagen wir sie und suchen wir Mittel, sie von ihren Vorurtheilen zu heilen. Man müßte kein Mensch sein, um nicht zu wissen, wie leicht man in Irrthum gerathen könne, und wie schwer es sei, sich demselben wieder zu entwinden."

Der gemäßigte Character Fenelon's war gegen alle gewaltsamen Mittel, um die Menschen von ihren Irrthümern zurückzuführen. Als im Jahr 1709 die Nonnen aus dem Kloster Port-Royal vertrieben wurden, das Kloster von Grund aus zerstört wurde und zwar unter gehässigen Umständen, die Jedermann empörten, seufzte Fenelon über ein so gewaltsames Verfahren und schrieb an den Herzog von Chevreuse: „Ein solcher Gewaltstreich, wie man ihn so eben gegen Port-Royal ausgeführt hat, kann nur für diese Jungfrauen allgemeines Mitleiden, für ihre Verfolger aber lauten Unwillen erregen." Er blieb seiner Ansicht inmitten der heftigsten Angriffe seiner Feinde, namentlich der Jansenisten, stets treu, daß Religion ihre Rechte viel sicherer durch Belehrung als durch Gewalt erhalte und wieder erlange. Aus diesem Grunde faßte er alle seit siebenzig Jahren in Frankreich erregten Streitigkeiten über die Gnade in eine gewisse Anzahl von Gesprächen in einer einfachen und leicht verständlichen Sprache zusammen. Diese Gespräche erfreuten sich des besten Erfolgs; sie wurden von Hohen und Niederen gelesen und verbreiteten unter den erhitzten Gemüthern richtige und gemäßigte Urtheile.

Die Jansenisten fanden besonderen Schutz bei den protestantischen Holländern. Als im Jahr 1704 der apostolische Vikar Peter Coddé zu Utrecht, weil er des Jansenismus wegen sich nicht hinlänglich gerechtfertigt hatte, seines Amtes entsetzt wurde, setzte er unter dem Schutze der holländischen

Regierung seine Amtsverrichtungen bis an seinen 1710 erfolgten Tod fort. Der neue Erzbischof, den man nun wählte, sowie seine Nachfolger suchten jedesmal um päpstliche Bestätigung ihrer Wahl nach, werden aber als Schismatiker in den Bann gesprochen. So besteht das Utrechter Schisma noch bis auf den heutigen Tag.

7. Fenelon's Thätigkeit für sein Vaterland.

Fenelon war aber nicht nur ein tüchtiger Erzieher, ein frommer, gemäßigter, edel denkender Erzbischof, er hatte auch einen tiefen Blick in das Staatswesen und ertheilte in den bedenklichsten Lagen oft den besten Rath. Dieses konnte aber während seiner Verbannung vom Hofe nur heimlich an den Herzog von Burgund und seine vertraute Umgebung geschehen. Hätte er das Vertrauen des Königs besessen und wäre sein Rath befolgt worden, so wäre Fenelon in einem gewissen Sinne im achtzehnten Jahrhundert das gewesen, was der heil. Bernhard im zwölften Jahrhundert war. Als im Jahr 1701 Frankreich durch den spanischen Erbfolgekrieg an den Rand des Verderbens gebracht wurde, sandte Fenelon dem Herzog von Beauvilliers einen Plan, um Frankreich zu retten. Allein seine guten Rathschläge wurden nicht befolgt und nur die unerwartet glückliche Wendung, die am Ende die Dinge nahmen, rissen Frankreich aus einer verzweifelten Lage. Als im Jahr 1702 der Herzog von Burgund den Oberbefehl über die Truppen in Flandern erhielt, erlaubte ihm der König, Fenelon zu besuchen. Dieses erste Wiedersehen nach fünf Jahren war kurz und durch die Civil- und Militärpersonen, in deren Gegenwart der König nur eine Zusammenkunft gestattete, nicht so herzlich, wie es der Herzog wünschte. Gegen das Ende der Unterhaltung sprach er aber die bedeutungsvollen Worte zu Fenelon: „Ich weiß, was ich Ihnen zu verdanken habe, Sie aber wissen, daß ich Ihnen folgsam bin.“ Fenelon war mit Rath und Weisung stets um den Prinzen, so lange er bei der Armee war und dieser erwarb sich durch treue Befolgung dieser Rathschläge die Liebe der Armee und die Zuneigung seines Großvaters. Fenelon hatte einen sehr richtigen Blick. Er empfahl unter den drei Marschällen, die Anspruch zum Com-

mando unter dem Prinzen hatten, Villars, Vendome und Catinat, angelegentlich den Catinat und der berühmte Feldherr Prinz Eugen hat von diesen Generalen gesagt: „Den Villars schlage ich; mit dem Vendome schlage ich mich und der Catinat schlägt mich.“

Flandern war der Schauplatz des Kriegs geworden und seufzte unter den Streichen dieser Geisel. Dadurch bekam Fenelon Gelegenheit, seine edle, menschenfreundliche Gesinnung, seine Vaterlandsliebe im schönsten Lichte zu zeigen. St. Simon erzählt davon: „Sein Haus, wie sein Tisch stets offen schien eines Gouverneurs von Flandern zu sein und doch war der wahrhaft bischöfliche Palast nicht zu verkennen; stets wohnte eine Menge ausgezeichneter Krieger und viele Offiziere, gesunde, kranke und verwundete ohne Zahlung und wohlbedient bei ihm. Er selbst war von den Berathungen der Aerzte nie abwesend und übte bei den Kranken und Verwundeten das Amt des liebreichsten Seelenhirten aus, ja nicht selten begab er sich in die Häuser und Spitäler, wohin man die kranken Soldaten verlegt hatte; und dies Alles geschah ohne Hintansetzung, ohne Zaghaftigkeit und stets mit offenen Händen zuvorkommend. Eine wohlverstandene Freigebigkeit, ein Kostenaufwand, der keinen Anstoß gab und eine ungemeine Gastfreundschaft einschloß, und sich auf Tisch, Möbel und Geräthe erstreckte, übte er in den gerechten Grenzen seiner Stelle; auf gleiche Weise dienstfertig und bescheiden, stillschweigend bei Hülfeleistungen, die sich verbergen ließen und die zahllos waren; schnell und so zart bei Erweisung von Gefälligkeiten, daß man glauben sollte, ihm sei dadurch ein Dienst erwiesen worden; nie sich aufdringend, nie bloße Schmeichelei, stets mit Höflichkeit begegnend, gerade wie es Jedem angemessen war und seinen Verhältnissen entsprach, — so sich in Allem auszeichnend ward er auch von Allen geliebt.“ Seine bedeutende Fruchtvorräthe lieferte er nach dem unglücklichen Winter 1709 unentgeldlich an die Truppen ab und erbot sich, sein Silbergeschirr und sein anderes Geräthe nebst dem geringen Rest von Getreide, das er für sich behalten hatte, an die Armee abzuliefern, wenn sie dessen benöthigt wäre.

Im Jahr 1711 starb der Thronfolger, Sohn Ludwigs XIV.

und Vater des Herzogs von Burgund, an den Blattern. Der Herzog von Burgund war also der unmittelbare Nachfolger eines dreiundsiebenzigjährigen Königs und wurde nun von dem König zu den Regierungsgeschäften beigezogen. Während schmeichelnde Höflinge und zitternde Minister mit dem neuen Thronerben nur von der Macht einer so hohen Stelle sprachen, legte ihm Fenelon in erhabenen und ernsten Unterweisungen die großen Gefahren und Verpflichtungen seines Amtes vor Augen. „Sie müssen, schreibt er, der Rath seiner Majestät, der Vater der Völker, der Trost der Betrübten, die Zuflucht der Armen, die Stütze der Nation, der Vertheidiger der Kirche werden. Sie müssen Schmeichlern mißtrauen und sie bei Seite schaffen. Sie müssen das Verdienst auszeichnen, es aufsuchen, auf dasselbe aufmerksam sein und es in Thätigkeit zu setzen suchen, Alles anhören, aber ohne vorliegenden Beweis nichts glauben, sich allen Anderen gegenüber höher stellen, wenn man sich wirklich über Alle höher findet. Derjenige, der David vom Hirtenstabe zum königlichen Scepter gelangen ließ, wird Wort und Weisheit geben, der Niemand widerstehen kann, vorausgesetzt, daß man in Einfalt sich selbst mißtraut und nur allein auf den Höchsten baut. Man muß Vater und nicht Herr sein wollen. Alle sollen nicht für Einen, sondern dieser Eine für Alle, für die Wohlfahrt Aller sein."

Fenelon arbeitete voll Eifer einen ausführlichen Regierungsplan für seinen ehemaligen Zögling aus, da ergriff eine schreckliche, unvorhergesehene und unerklärbare Krankheit den Thronerben, seine Gemahlin und seinen ältesten Sohn den Herzog von Bretagne und raffte sie in dem kurzen Zeitraume von wenigen Tage dahin. Der Herzog von Burgund, die Hoffnung Frankreichs in trüben Tagen, starb am 18. Februar 1714. Die Nachricht seines Todes versetzte Fenelon in die tiefste Trauer. „Alle meine Bande sind zerrissen, nichts fesselt mich mehr an diese Erde! „rief er in seinem großen Schmerz aus. An den Herzog von Chevreuse schrieb er einen herzzerreißenden Brief. „Ach, guter Herzog! Gott hat uns unsere Hoffnung für Kirche und Staat entrissen! Er hat diesen jungen Prinzen gebildet, er hat ihn geschmückt, er hat ihn der Welt gezeigt aber auch sogleich dahin schwinden lassen. Ich

bin von Schreck ergriffen und krank von diesem Ergriffensein ohne Krankheit. Indem ich den todten Prinzen beweine, der mir das Herz zerreißt, bin ich für die Lebenden mit Besorgniß erfüllt."

Ganz Frankreich beschuldigte den Herzog von Orleans des Mordes an dem Prinzen und seiner Familie. Diese furchtbare Anklage konnte aber nie erwiesen werden. Uebrigens mußte sich der Herzog selber die Schuld zuschreiben, wenn ihn die Volksstimme als den größten Verbrecher bezeichnete, weil er Religion, Tugend und Rechtschaffenheit für Hirngespinste hielt und diese seine irreligiöse Denkungsart allgemein bekannt war. Der beste Grund dafür, daß das Volk in seinem Unwillen dem Herzog von Orleans Unrecht gethan habe, bleibt dieser, daß derselbe nach dem Tode Ludwigs XIV., wo nur ein schwaches Kind, der nachmalige König Ludwig XV., ihm im Wege stand, sich keine Mühe gab, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

8. Fenelon's Aeußerungen über einige Hauptfragen der Religion.

Der Herzog von Orleans, dieser Prahler mit Lastern, wie ihn Ludwig XIV. nannte, unterhielt einen Briefwechsel mit Fenelon, um Gegenstände mit ihm zu besprechen, die der Betrachtung jedes denkenden Geistes die würdigsten sind. Leute dieses Schlages suchen hier nicht Licht, sondern Finsterniß, um den Vorwürfen ihres Gewissens zu entfliehen, und sich über ihre Verirrungen und Leidenschaften völlig zu betäuben. Der Schmerz und der Unwille, der sich bei dem Tode des Herzogs von Burgund gegen diesen Prinzen erhoben hatten, hatten endlich einer vernünftigen Meinung Platz gemacht und die Freunde des Herzogs von Burgund trugen am meisten zur Beseitigung dieser Vorurtheile bei. Aus diesem Grunde faßte er eine große Zuneigung zu Fenelon und sah sich genöthiget, der Tugend zu huldigen, indem er in der Person Fenelon's Alles wieder fand, was für die Tugend Liebe und Achtung gebietet. So kam es, daß er sich nicht scheute, seine Fragen und Zweifel über die Verehrung der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Seele und über die Freiheit des Willens vertrau-

lich vorzulegen. Es kann Niemand gleichgültig sein, zu wissen, was Fenelon auf diese Fragen geantwortet hat. Wir geben seine Antworten in einiger Ausführlichkeit und sind überzeugt, daß sie bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und bei der seltenen Klarheit, die Fenelon bei Besprechungen über die schwierigsten Stoffe zu Gebot stand, die Aufmerksamkeit der Leser nicht ermüden werden. Wir bemerken noch, daß diese Fragen, die der Herzog von Orleans dem Fenelon vorlegte, nur aus dem Standpunkte der Vernunft, nicht aus der Erblehre der Kirche beantwortet werden sollten. Gottes Dasein war die einzige Wahrheit, die er anzuerkennen sich erklärte; alle Vernunftschlüsse sollten von dieser einzigen Wahrheit ausgehen.

Ueber Gottesverehrung machte Fenelon folgende Betrachtungen. Er betrachtete sie in Hinsicht auf Gott und auf den Menschen und sagt:

„Gott sprach: „Ich theile meine Herrlichkeit mit Niemand. Alles kommt von ihm, Alles muß zu ihm zurückkehren. Er kann vernünftige Geschöpfe nur geschaffen haben, daß sie ihre Vernunft — Ihn zu erkennen und zu bewundern — ihren Willen aber gebrauchen, Ihn zu lieben, Ihm gehorsam zu sein. Wir gehören nicht uns, sondern Dem an, der uns geschaffen hat. Als Gott den Menschen schuf, so hatte Er wohl bei diesem Werke keinen andern Zweck, als daß Er als unendliche Wahrheit erkannt, — als Allgüte geliebt werde. Nimmt man einmal an, daß Gott als Urheber unseres Seins, folglich als unser erster Wohlthäter unsere ganze Liebe besitzen soll, so bleibt wohl keine Frage mehr wegen Gottesverehrung, es gibt keine andere Verehrung als durch Liebe, wie auch der heil. Augustin sagt: Es ist eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, aus diesem einzigen Grunde hat uns Gott geschaffen, Er hat uns nur Liebe gegeben, auf daß wir Ihn wieder lieben. Wären die Menschen von der Liebe durchdrungen, die sie Gott ihrem Schöpfer und Erhalter schuldig sind, wie wären alle Zweifel zerstreut, alle Empörungen des menschlichen Herzens unterdrückt, alle Vorwände zu Irreligion und Gottlosigkeit verschwunden! Ich vernünftle nicht; ich verlange nichts vom Menschen; ich überlasse ihn seiner Liebe; er liebe Den von seinem ganzen Herzen, Dem er Alles schuldig ist und er thue, was Ihm wohlgefällig ist; was Ihm aber wohlgefällig ist, das ist die reinste Religion, also diese die vollkommene Gottesverehrung; er wird nur lieben und gehorchen.

Diese Liebe — wird man aber sagen — ist eine innere Verehrung, wo findet man aber die äußere — und wird Gott diese

auch verlangen? — Wer sieht nicht ein, daß die äußere Gottesverehrung nur eine nothwendige Folge der innern sei! Man denke sich eine Gesellschaft von Menschen, die sich alle mitsammen nur als eine Familie auf Erden betrachten, deren Vater im Himmel ist; wird wohl nicht der Mund dieser Menschen übergehen, wovon das Herz voll ist? Sie werden unabläßig den Urheber ihres Seins bewundern; sie werden seine Güte lieben, die über sie wie über Seine Kinder wacht; sie werden Ihm Loblieder singen; sie werden Ihn für alle Seine Wohlthaten preisen; es wird sich ein edler Wettstreit zur Verherrlichung Seines Ruhms erheben und ein zartes Mitleid gegen Jene zeigen, welche die Pflichten verkennen, die ihnen die Dankbarkeit auferlegt! — Was nennen Sie aber äußere Gottesverehrung, wenn es dieses nicht ist?

Man müsse aber auch beweisen — sagt man ferner — ob der Mensch außer der Liebe und der Tugend, die von einander unzertrennlich sind, Gott auch noch geregelte und öffentliche Ceremonien schuldig sei? — Diese Ceremonien sind nicht das Wesen der Religion, die in der Liebe und in den Tugenden besteht; diese Ceremonien sind eingeführt, nicht als ob sie der wesentliche Ausdruck der Religion seien, sondern nur die Zeichen zu sein, diese zu zeigen, diese in sich zu nähren und Andern mitzutheilen. Diese Ceremonien sind in Beziehung auf Gott, was die Ehrfurchtsbezeugung gegen einen Vater, was äußere Ehrenerweisung und Huldigung für einen König sind. Wer sieht nicht ein, daß der an die Sinne gebannte und noch dazu mit geschwächter Vernunft begabte Mensch nicht noch mehr äußerer Anschauung bedarf, um sich stets in schuldiger Ehrfurcht vor der unsichtbaren Majestät zu erhalten, die allen unseren Leidenschaften entgegentritt? Dieses Gefühl ist dem Menschen so natürlich, daß alle Völker, die noch irgend eine Gottheit verehrt haben, ihren Kult an äußere Handlungen knüpften, die man Ceremonien nennt. Ist das Innere vorhanden, so muß es sich auch nach Außen hin zeigen und sich der ganzen Gesellschaft mittheilen. Das Menschengeschlecht brachte bis auf Moses Gaben und Opfer; Moses hat deren in der jüdischen Kirche eingeführt, die christliche Kirche hat ein Opfer durch Jesus Christus empfangen. So lange Gott durch geschriebene Gesetze diese Ceremonien nicht festgesetzt hatte, folgten die Menschen von Anbeginn des Menschengeschlechts der Ueberlieferung, hatte sie aber Gott einmal festgesetzt, so mußte, sie die Menschen unverletzbar befolgen; selbst die getrennten Glaubensbrüder, die Protestanten, die keine Freunde unserer Ceremonien sind, konnten doch nicht umhin, deren viele beizubehalten: so wahr ist es, daß die Menschen deren bedürfen.

Jetzt wollen wir zwei verschiedene Plane zur Vergleichung vorlegen. Nach dem einen erkennt Jeder den wahren Gott, verehrt Ihn innerlich nach seiner Art und Weise, aber ohne den übrigen

Menschen irgend ein Zeichen davon zu geben. — Nach dem anderen besteht ein gemeinschaftlicher Cult, durch welchen Jeder sich sammelt, seine Liebe nährt, seine Mitbrüder erbaut, der Gott den Menschen verkündet, die Ihn nicht kennen oder Ihn vergessen, durch welchen Cult Jeder in der Lust zu allen Tugenden so wie in einer Nächstenliebe erhalten wird, die thätiger ist als gewöhnlicher Wohlthätigkeitssinn, — endlich welcher zur Wohlfahrt und Ordnung der Gesellschaft und zur Erleichterung jedes menschlichen Elends antreibt. Wer wollte nicht erkennen, daß der zweite Plan des Wohlgefallens des Urhebers der Natur tausendmal würdiger und dem Bedürfnisse der Menschen angemessener sei als der erste?

Man entgegnet, Gott sei über den Menschen unendlich erhaben, ja es sei zwischen Gott und den Menschen gar kein Verhältniß; Gott bedürfe nicht unseres Cultes; dieser Cult endlich eines beschränkten Willens sei des an Vollkommenheit unendlichen Wesens sogar unwürdig. — Wahr ist es, daß Gott unsers Cultes nicht bedarf; aber er kann diesen Cult wollen, der, wenn auch unvollkommen, doch Seiner nicht unwürdig ist, ja Er kann um dieses Cultus willen uns geschaffen haben.

Wenn es sich darum handelt zu wissen, was dem unendlichen Wesen angemessen, was unangemessen sei, so sollen wir dies doch nicht durch unsere schwache und kurzsichtige Vernunft ergründen wollen. Wir fühlen es ja doch selbst, daß Gott bei unserer Schöpfung keinen edleren, höheren Zweck haben konnte, als Sich von uns erkennen und lieben zu lassen. Diese Erkenntniß und Liebe Gottes ist wohl die vollkommenste Handlung, die Gott Seinem Geschöpfe entlocken, also auch als Zweck Seines Werkes sich vorsetzen kann. Könnte Gott nur unter der Bedingung ein Geschöpf aus dem Nichts herausziehen, daß es die Fähigkeit habe, eben so vollkommen als die Gottheit selbst zu handeln, so könnte Er wohl nie einem Geschöpfe das Sein verleihen; da es überhaupt Keines gibt, welches irgend eine eben so vollkommene Handlung wie Gott zu bewirken vermag. Die vollkommenste und edelste Handlung, welche die beschränkte und unvollkommene Natur des Menschen hervorzubringen vermag, ist die Erkenntniß und Liebe Gottes. Was also Gott dem Menschen entlocken kann, kann auch nur so unvollkommen sein als der Mensch selbst ist, übrigens lockt Gott aus dem Menschen, was dieser nur immer Vollkommenes hervorzubringen vermag, und es genügt zur Erfüllung der eingesetzten Ordnung, daß Gott Seinem Geschöpfe entlockt, was es nur immer Gutes in der ihm gesetzten Grenze hervorzubringen vermag; so ist Er auch zufrieden mit Seinem Werke; Seine Macht hat gethan, was Seine Weisheit fordert.

Wir dürfen es wohl nicht bezweifeln, daß die Menschen Gott erkennen, ja mehrere unter ihnen Ihn auch lieben, oder wenigstens Ihn zu lieben wünschen; dies deutet genugsam auf die Wahrheit,

daß Gott sich erkennen und lieben zu lassen auch gewollt hat, denn hätte Gott seine Erkenntniß und Liebe nicht mittheilen wollen, so würden wir es gewiß nie vermocht haben, Ihn zu erkennen und zu lieben. Aber das gestehe ich, daß wir die unendliche Vollkommenheit nicht unendlich erkennen und lieben können. Unsere höchste Erkenntniß wird in Bezug auf das unendlich vollkommene Wesen stets unendlich unvollkommen bleiben. Mit einem Worte, obschon wir Gott erkennen, so vermögen wir ihn nicht zu begreifen; aber wir erkennen Ihn wenigstens auf solche Weise, daß wir sagen können, was er nicht sei, und wir ihm Eigenschaften beilegen, die Ihm — ohne Furcht uns zu täuschen — angemessen sind. Es gibt kein Wesen in der Natur, das wir mit Gott verwechselten. Nichts ist so staunenswerth als die Idee Gottes, die ich im Innersten meines Selbst trage, es ist ein unendlicher Inhalt im Endlichen. Ich begreife nicht, wie ich ihn in meinem Geiste haben kann, und doch habe ich Ihn nichtsdestoweniger. Es ist wohl unnütz zu untersuchen, wie ich Ihn haben kann, da ich ihn habe; diese Thatsache ist klar und entschieden. Der Mensch, der Gott erkennt und liebt nach seinem ganzen Maße von Erkennen und Lieben, ist ungleich würdiger dieses vollkommenen Wesens als der Mensch, der ohne Gott in dieser Welt wäre, auch nicht daran dächte, Ihn zu erkennen und zu lieben.

Dies sind die zwei verschiedenen Plane in Beziehung auf das Werk Gottes. Der eine ist Seiner Weisheit und Güte eben so angemessen, als man ihn auch begreifen kann; der andere enthält keine Würde und keinen vernünftigen Zweck; — wie wird nun noch ein Zweifel sein, welchem Plane Gott gefolgt ist.

Es gibt Menschen, welche aus übelverstandener oder heuchlerischer Demuth ihre Niedrigkeit, ihr Nichts und die unendliche Ungleichheit, die zwischen Gott und dem Menschen herrscht, übertreiben, um das Joch der Gottheit abzuschütteln und allen ihren ungeregelten Leidenschaften zu fröhnen. Sie denken sich Gott von der Erde so entfernt, so hoch, und in Seiner Höhe so gleichgültig, daß Er sich wohl einer Ueberwachung der Menschen nicht würdige, und daß Jeder, ohne sich durch Seine Blicke irre machen lassen zu dürfen, ohne Gesetz nur nach seinem Stolze und seinen Leidenschaften leben könne. Indem man sich also anstellt Gott zu erhöhen, zieht man Ihn herab; denn man macht aus Ihm einen Gott, der gleichgültig ist gegen Gutes und Böses, gegen Laster und Tugend seiner Geschöpfe, gegen Ordnung und Unordnung der Welt, die er gebildet hat.

Doch vergleichen Sie diese beiden Plane: in dem einen stellt man uns Gott dar als weise, gut, wachend, der anordnet, der bessert, der belohnt, der erkannt, geliebt sein und Gehorsam haben will; in dem andern bietet man uns einen gegen unser Betragen gefühllosen Gott, den weder Tugend noch Laster rührt; der den Menschen seinem unsinnigen Stolze und seinen schmachvollen Leidenschaften überläßt;

der sich um ihn nach der Schöpfung nicht mehr bekümmert und dem auch gar nichts daran liegt, ob Er erkannt oder geliebt werde, obwohl Er ihm Vernunft Ihn zu erkennen und eine Seele Ihn zu lieben gegeben hat. — Vergleichen Sie diese beiden Plane mit Ruhe der Vernunft, beim Schweigen der Leidenschaften, bei tugendhafter und aufrichtiger Gesinnung, und ich fordere Sie auf, nicht den ersten, sondern den zweiten Plan zu wählen!"

Ueber die Unsterblichkeit der Seele äußert sich Fenelon also: „Es ist sehr wahr, daß die Seele eine nothwendige Existenz nicht in sich schließe. Gott bedürfe wohl keiner Handlung, um die Seele des Menschen zu vernichten; Er dürfe ja nur einen Moment jene Handlung zurückhalten, vermöge welcher Er Seine Schöpfung jeden Augenblick fortsetzt, um sie in den Abgrund des Nichts zu senken, aus dem Er sie hervorgezogen.

Aber es handelt sich darum, zu wissen, ob die Seele an sich natürliche Ursachen einer Zerstörung enthalte, welche ihr Dasein nach einem gewissen Zeitraume zu Ende führten, und ob man philosophisch beweisen könne, daß die Seele keine Ursachen der Art in sich enthalte.

Hat man den gewiß wirklichen Unterschied zwischen Leib und Seele einmal angenommen, so wundert man sich über ihre Verbindung, und man kann nur vermittelst der Allmacht Gottes allein begreifen, wie Er diese beiden an sich so ungleichartigen Wesen verbinden und in Uebereinstimmung wirken lassen konnte. Der Leib denkt nicht, die Seele ist weder theilbar noch ausgedehnt, noch mit einer Gestalt oder körperlichen Eigenthümlichkeiten versehen. Ist der wirkliche Unterschied und die gänzliche Ungleichartigkeit dieser beiden Wesen auf diese Weise festgesetzt, so darf man sich gewiß nicht wundern, daß ihre Verbidung, die nur in einer Art Wechselwirkung oder gegenseitigem Verhältniß zwischen den Gedanken des Einen und den Bewegungen des Andern besteht, aufhören könne, ohne daß Eines dieser beiden Wesen seine Existenz verliere. Im Gegentheile, man muß sich darüber wundern, daß zwei von Natur aus so ungleichartige Wesen einige Zeit in solch einer Wechselwirkung verbleiben können. Worauf würde also das Urtheil fußen, daß Eines dieser beiden Wesen, würde ihre Verbindung, die ohnedies so unnatürlich ist, aufhören, auch seine Existenz verlieren? Ja noch mehr; stellen wir uns zwei von Natur ganz gleichartige Wesen vor, theilen wir sie, und wir werden weder das eine noch das andere zerstören. Selbst die Existenz des Einen kann nie die Existenz des Andern, und die Vernichtung des Zweiten kann nie die Vernichtung des Ersten beweisen; obwohl man sie in Allem gleichartig annimmt, so genügt doch ihr wirklicher Unterschied zum Beweise, daß keines von Beiden für das Andere eine Ursache zur Existenz oder Vernichtung sei.

Wenn man schon so urtheilen muß von zwei Wesen, die man

trennt und die ganz derselben Natur sind, mit welch' triftigerem Grunde muß man nicht eben so urtheilen von einem Geiste und einem Körper, deren Verbindung gar nicht natürlich ist, zumal ihre Naturen ganz und gar von einander verschieden sind.

Da die Verbindung der Seele und des Leibes nur in einer Wechselwirkung oder gegenseitigem Verhältnisse zwischen den Gedanken des Einen und den Bewegungen des Andern besteht: so ist unschwer einzusehen, was das Aufhören dieser Wechselwirkung zur Folge haben muß. Diese Wechselwirkung ist diesen beiden so ungleichartigen und von einander so unabhängigen Wesen unnatürlich. Es ist auch nur Gott, der vermöge Seines Willens und seiner Allmacht zwei an Natur und Wirkungsweise so verschiedene Wesen zu einer derartigen Wechselwirkung zu bringen vermochte. Man lasse den Willen und die Allmacht Gottes aufhören, so hört diese — so zu sagen erzwungene — Wechselwirrung alsogleich auf, gleich wie ein Stein durch sein eigenes Gewicht zu Boden fällt, wenn eine Hand aufhört, ihn zu halten. Jeder dieser beiden Theile tritt in seine natürliche Unabhängigkeit zu wirken in Absicht auf den Andern. Daher muß es geschehen, daß die Seele, weit entfernt durch diese Trennung, daß sie nur in ihren natürlichen Stand versetzt, vernichtet werde, vielmehr frei ist, unabhängig von den Bewegungen des Körpers zu denken. Die Folge dieser Trennung ist nur eine Loslösung und eine Freiheit, so wie die Verbindung nur ein Gebundensein und Zwang ist. Dann also muß die Seele unabhängig von dem Körper denken, so wie man in der christlichen Religion glaubt, daß die Engel, die nie mit Leibern verbunden waren, im Reiche der Himmel denken.

Aber auch der Körper wird seiner Seits nicht vernichtet; ja nicht das kleinste Stäubchen geht zu Grunde. Das, was man Tod nennt, ist nichts anders als eine Zerrüttung der Organe. Die feinsten Körperchen verflüchtigen sich, die Maschine löst sich auf und geräth in Unordnung; aber alle Philosophen kommen in der Annahme überein, daß im Weltall nicht die Vernichtung selbst des geringsten und unwahrnehmbarsten Körperchens vor sich gehe.

Mit welchem Rechte könnte man die Vernichtung dieses andern edlen und denkenden Wesens, das wir „Seele" nennen, befürchten? Wie könnte man annehmen, daß der Leib, der in Nichts zerfällt, die Seele vernichte, die edler als er, die ihm fremd und vollkommen unabhängig von ihm ist?

Wahr ist es, daß Gott der Allmächtige in jedem Augenblicke die Seele zu vernichten vermag, doch was bietet einen Grund zu glauben, daß er dies eher zur Zeit der Trennung als zur Zeit ihrer Verbindung thun wolle? Nimmt man einmal den Unterschied zwischen Leib und Seele an, so muß man ohne Bedenken schließen, daß Letztere weder eine Zusammensetzung, noch eine Theilbarkeit, noch eine Gestalt, noch eine Lage von Theilen und folglich auch keine Anord-

nung von Organen in sich enthalte. Was den Leib betrifft, der mit Organen versehen ist, kann er allerdings diese Anordnung der Theile verlieren; er kann seine Gestalt ändern und in Unordnung gebracht werden; allein die Seele kann ja eine solche Anordnung von Theilen nicht verlieren, da sie keine solche hat und auch ihrem Wesen gar nicht entspricht.

Man könnte wohl auch sagen, die Seele sei nur zur Verbindung mit dem Leib geschaffen, sie sei nur auf diese Vereinigung beschränkt, so zwar, daß ihre Existenz durch Lösung dieser Vereinigung verloren gehe. — Allein diese Annahme, daß die Seele nur eine — auf eine Zeit der Verbindung mit dem Leibe — beschränkte Existenz habe, wäre eine auf gar keinen Beweis gestützte Annahme. Mit welchem Rechte nimmt man dies an ohne es zu beweisen? Man weiß es, und alle Weltweisen kommen überein, daß die Existenz des Leibes nicht blos auf die Dauer seiner Verbindung mit der Seele beschränkt sei, sondern daß er nach seiner Trennung von der Seele selbst in seinen kleinsten Theilchen fortdauere. Man erkennt nur zwei Dinge: das Eine, daß der Leib sich auflöse und in Zerrüttung geräth, was aber mit der Seele nicht geschehen kann, da sie einfach, untheilbar und ohne Zusammensetzung ist; das Andere, daß der Leib ohne Abhängigkeit von den Gedanken der Seele sich nicht mehr bewege. Muß man hieraus nicht schließen, daß die Seele fortfährt ihrer Seits zu sein, ja fortfährt unabhängig von den Wirkungen des Leibes zu denken? Die Wirkung ist dem Wesen angemessen, wie alle Weltweisen übereinstimmen; die Natur der Seele und die des Leibes sind unabhängig von einander sowohl ihrem Wesen als ihren Wirkungen nach. Das Ende ihrer zeitlichen Vereinigung läßt sie frei wirken, jedes nach seiner Natur, die mit der andern in keinem Verhältnisse steht.

Endlich handelt es sich nur darum, zu wissen, ob Gott, der Sein und Nichtsein in Seiner Hand trägt, ihre Vernichtung oder Forterhaltung haben wolle. Wo ist aber nur ein Schein zu glauben, daß Er die Seelen vernichten wolle, Er, der nicht das geringste Stäubchen des Weltalls vernichtet?

Indeß müssen wir bekennen, daß wir diese so außerordentliche und so schwer begreifliche Vernichtung glauben müßten, wenn sie uns Gott selbst durch Sein Wort gelehrt hätte. Was nur von Seinem Willen abhängt, kann uns auch nur durch Ihn bekannt gemacht werden. Die also gegen alle Wahrscheinlichkeit die Sterblichkeit der Seele glauben wollen, müssen uns beweisen, daß wir dessen durch Gottes Wort versichert seien. An uns ist es nicht, ihnen zu beweisen, daß Gott diese Vernichtung nicht wolle; uns genügt die Annahme, daß die menschliche Seele als das vollkommenste Wesen, das wir nach Gott kennen, ohne Zweifel viel weniger ihre Existenz verlieren solle als alle uns umgebenden Wesen, die weit unter der Seele sind. Dies ist eine vernünftige, allgemein giltige, entschiedene Meinung;

die Gegner mögen uns also durch klare und entscheidende Beweise dieselbe benehmen. Dieß könnten sie aber nur durch einen bestimmten Ausspruch von Seite Gottes selbst. Man schweige also oder man führe uns einen solchen Ausspruch auf, durch welchen Gott uns mit einer Ausnahme vom allgemeinen Gegensatze bekannt macht, das Er selbst für sinnliche Wesen festgesetzt hat.

Doch wir legen ein Buch vor Augen, das alle Kennzeichen der Göttlichkeit an sich trägt, denn es lehrt uns den wahren Gott erkennen und über Alles zu lieben. In diesem Buche spricht Gott, wie nur Gott sprechen kann: „Ich bin Der, Der ich bin." Kein anderes Buch hat Gott so auf eine Seiner würdige Weise dargestellt. Nachdem uns das Buch, das wir in Händen haben, Gott gezeigt hat wie er ist, lehrt es uns die einzige Seiner würdige Verehrung. Es handelt sich nicht darum, Ihn durch das Blut der Opfer zu besänftigen: man soll ihn mehr lieben als sich selbst; man soll sich Seinetwegen selbst verleugnen und Seinen Willen dem unsrigen vorziehn; Seine Liebe in uns soll alle Tugenden wirken und kein Gebrechen dulden. Es ist jene gänzliche Umwandlung des menschlichen Herzens, an die der Mensch nie würde haben denken können. Er hätte auch nie an eine Religion gedacht, die ihm nichts läßt, nicht einmal seinen Gedanken und seinen Willen; ja wenn man ihm diese Religion selbst mit dem Stempel des höchsten Ansehens vor Augen legt: sein Geist kann sie nicht ergründen, sein Wille sträubt sich dagegen und sein innerstes Wesen ist in Aufregung. Man darf sich auch hierüber nicht wundern, da es sich darum handelt, den ganzen Menschen umzuwandeln, das liebe Ich herabzustimmen, dieses Götzenbild zu brechen, einen neuen Menschen zu bilden und an die Stelle dieses Ich Gott zu setzen. — So oft der Mensch eine Religion findet, o da fällt sie ganz anders aus: die Eigenliebe dictirt sie ja; er wird sie ganz für sich machen, da jene hingegen ihm gar Nichts läßt, und doch ist sie nichts destoweniger so wahr, daß das, was uns am meisten gegen sie erhebt, uns gerade noch mehr von ihrer Wahrheit überzeugen muß. Gott ist Alles, Ihm schulden wir Alles, und das Geschäft ist Nichts, ihm soll Nichts bleiben als in Gott und für Gott. Jede Religion, die nicht dahin gelangt ist, ist Gottes unwürdig, zeigt dem Menschen nicht den rechten Weg und trägt ganz offenbar den Charakter der Falschheit an sich. — Es gibt nur ein einziges Buch auf Erden, das die Religion darein setzt, Gott mehr als sich zu lieben und sich um Seinetwillen zu verläugnen. Die andern, die diese große Wahrheit wiederholen, haben sie nur aus diesem gezogen. Das Buch, das auf diese Weise der Welt die Größe Gottes, das Elend der Menschen und eine auf Liebe gegründete Gottesverehrung kennen gelehrt, kann nur göttlichen Ursprungs sein. Entweder gibt es keine Religion, oder jene ist die einzig wahre. Und in diesem Buche erklärt uns Gott eine an und für sich schon

angenehmere Wahrheit, er, der Allgütige und Allmächtige, der allein uns das ewige Leben entziehen könnte, verheißt es uns; und die Erwartung dieses ewigen Lebens hat so viele Blutzeugen dieses kurze, gebrechliche und elende Leben verachten gelehrt. Ist es nicht natürlich, daß Gott, der jeden Menschen in diesem kurzen Leben zu Laster und Tugend prüft und nicht selten die Gottlosen mitten im Glücke ihrer Laufbahn vollenden, und die Gerechten in Verachtung und Trübsal leben und sterben läßt', ist es nicht natürlich, daß Gott die Züchtigung der Einen und die Belohnung der Andern für ein künftiges Leben aufbewahrt? Und dies ist es auch, was uns jenes Buch lehrt. Wunderbare und trostreiche Uebereinstimmung zwischen den Aussprüchen der Schrift und der Wahrheit, die wir tief unserm Innern eingeprägt, auch stets mit uns tragen!"

Eben so deutlich erklärt sich Fenelon über die Freiheit des Willens. Er sagt: „Es handelt sich nicht darum zu untersuchen, ob Gott den Menschen ohne Freiheit habe schaffen können, und nur mit der Nöthigung stets das Gute zu ergreifen. Wer kann wohl zweifeln, daß Gott unumschränkter Herr gewesen, den Menschen vom Anfange an in diesem Zustande zu schaffen und ihn darin zu erhalten?

Aber was entscheidet, ist die innigste Ueberzeugung, in der wir selbst ohne Unterlaß von unserer Freiheit sind. Unsere Vernunft besteht nur in unsern klaren Gedanken; wir dürfen diese nur aufmerksam zu Rathe ziehen, um zu urtheilen, daß ein aufgestellter Satz wahr oder falsch sei. Es hängt nicht von uns ab, da Ja zu einem Nein zu stempeln oder zu glauben, daß ein Kreis ein Dreieck sei. Wo liegt der Grund, daß uns die Verwechslung dieser Dinge durchaus unmöglich ist? Darin, weil die Thätigkeit der Vernunft sich darauf beschränkt, unsere Gedanken zu Rathe zu ziehen, und weil die Vorstellung eines Kreises durchaus verschieden ist von der eines Dreiecks. Vernünfteln Sie, wie Sie wollen, ich fordere Sie auf, je einen ernsten Zweifel gegen irgend eine klare Vorstellung zu erheben. Sie urtheilen nie über eine derselben, sondern durch diese urtheilen Sie, diese sind die unwandelbare Richtschnur aller Ihrer Urtheile; Sie gerathen nur in Irrthum, wenn Sie diese nicht mit gehöriger Genauigkeit zu Rathe ziehen. Bejaheten Sie nur, was diese bieten, und verneinten Sie, was diese mit Klarheit ausschließen, nie würden Sie in den geringsten Irrthum fallen; Sie würden nur Ihr Urtheil in der Schwebe halten, wenn Ihnen der Gedanke, den Sie berathen wollen, nicht klar genug erscheint, und sich erst einer unläugbaren Klarheit ergeben. Jene, welche in ihrer Betrachtung diese Richtschnur verlassen, verstehen sich selbst nicht und folgen stets, freilich ohne Folgerichtigkeit, aber durch die Nothwendigkeit gedrängt, im thätigen Leben Dem, das sie in der Betrachtung verwerfen.

Ist der Hauptgrundsatz jeder Vernunft einmal gelegt, so behaupte

ich, daß unser freier Wille eine jener Wahrheiten ist, von welcher jeder vernünftige Mensch eine so klare Vorstellung hat, daß ihre Gewißheit unbestreitbar erscheint. Jeder Mensch, der sich zu Rathe zieht und sich selbst hört, trägt in seinem Innern eine unbestreitbare Bestimmtheit zu Gunsten seiner Freiheit. Diese Vorstellung gibt uns zu erkennen, daß ein Mensch nur dann als schuldig erscheint, wenn er thut, was er zu thun hindern kann, d. h. was er durch Wahl seines Willens thut, ohne hierzu durch irgend eine von seinem Willen verschiedene Ursache unvermeidlich und unbesiegbar bestimmt zu sein.

Der Zweifel an die Freiheit könnte nicht mehr wahrhaft und ernst sein, als der Zweifel an das Dasein der Körper, die Sie umgeben. Vernünfteln Sie soviel Sie wollen über Ihre klaren Gedanken, Sie müssen ihnen ohne Furcht sich zu täuschen entweder folgen oder ein Pyrrhonist werden, der Alles in Zweifel zieht. Aber die Pyrrhonisten waren, wie man mit Recht sagen kann, eine Sekte von Lügnern, nicht aber von Philosophen; sie setzten etwas darein, Alles zu bezweifeln, obwohl dies nicht mehr in ihrer Macht stand, als in der eines jeden Andern, klare Wahrheiten zu bezweifeln. Uebrigens ist der allgemeine Zweifel unhaltbar; würden uns selbst unsere klaren Gedanken täuschen, dann wäre wohl jede Ueberlegung unnütz, ob wir ihnen folgen oder nicht folgen sollen; aber ihre Gewißheit ist unbestreitbar, diese bestimmt unwiderstehlich unser Urtheil; sollten uns aber diese Gedanken doch täuschen, nun dann wären wir in eine unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt, getäuscht zu werden; in diesem Falle würden wir uns selbst nicht täuschen; denn es ist ja eine der unsrigen überlegene Macht, die täuscht und uns dem Irrthume Preis gibt. Wir können wohl unser Urtheil in der Schwebe halten, wenn die Gedanken dunkel sind; sind sie aber so klar wie die Wahrheit: daß zwei mal zwei vier sind, dann wäre der Zweifel nicht Folge des Vernunftgebrauches, sondern des Wahnsinnes.

Uebrigens wäre es unnütz mit Leuten, welche den freien Willen in Abrede stellen, zu streiten; man darf sie nur in die gewöhnlichsten Verhältnisse des Lebens versetzen, in welchen ihr persönliches Interesse betheiligt ist, um sie durch sich selbst zu beschämen.

Es ist wahr, es gibt gewisse Handlungen, bei denen es nicht in unserer Freiheit steht, sie auszuführen, sondern die wir durch Nothwendigkeit vermeiden. Allein dann fehlt es an jedem Beweggrunde, der unsere Beurtheilungskraft berührte und zum Ueberlegen antriebe. So steht es z. B. nicht in der Freiheit eines Menschen, der gesund an Körper und Geist, tugendhaft und religiös ist, zum Fenster hinauszuspringen, nackend durch die Straßen zu laufen und seine Kinder zu tödten. Solchen Handlungen könnte höchstens Wahnsinn zu Grunde liegen. Aber wie wir in uns ein wahres Unvermögen fühlen, dergleichen unsinnige Handlungen beim Gebrauche unserer Vernunft zu

begehen, so fühlen wir uns im Gegentheile frei in Absicht auf alle Richtungen, in denen uns mit Ernst ein Ueberlegen zukommt.

Ferner muß man gestehen, daß der Mensch weder frei sei in Rücksicht des Guten, wenn man es im Allgemeinen nimmt, noch in Rücksicht des höchsten Gutes, wenn man es klar erkennt. Die Freiheit besteht in einer Art Gleichgewicht des Willens zwischen zwei Richtungen; der Mensch kann nur zwischen zwei Gegenständen wählen, die irgend einer Wahl und irgend einer Neigung an und für sich würdig sind und eine Art Gegengewicht zwischen sich hervorbringen. Es werden von der einen wie von der andern Seite wahre oder scheinbare Gründe erfordert, um zu wollen; dies nennt man eben Beweggründe: ferner gibt es nur wahre oder scheinbare Güter, die den Willen in Bewegung setzen.

Würde sich plötzlich das höchste Gut mit Gewißheit, mit seinem unendlichen und allmächtigen Zauber zeigen, es würde sich sogleich der ganzen Liebe des Willens bemächtigen und alles andere Gut verschwinden machen, wie der hohe Tag die Schatten der Nacht zerstreut.

Man kann leicht erkennen, daß die meisten Güter, die sich im Laufe dieses Lebens darbieten, entweder mittelmäßig an sich, oder doch so verschleiert erscheinen, daß sie einen Zustand der Vergleichung in uns bewirken; und eben vergleichend überlegen wir die Wahl, und indem wir überlegen, fühlen wir es im innersten Bewußtsein, daß wir Herren der Wahl seien. In diesem Gegengewichte der entgegengesetzten Güter tritt die Freiheit hervor.

Man nehme diese Freiheit hinweg, und das ganze menschliche Leben ist verkehrt, keine Spur von Ordnung in der Gesellschaft mehr! Sind die Menschen nicht frei in dem, was sie Gutes oder Böses thun, so ist das Gute nicht mehr gut, das Böse nicht mehr böse. Man nehme die Freiheit hinweg, und man läßt auf Erden weder Laster, noch Tugend noch Verdienst. Belohnungen sind lächerlich und Strafen sind ungerecht oder hassenswerth. Es thut ja nur jeder, was er muß, er handelt nach Nothwendigkeit.

Wie kommt es aber doch, frägt man, daß das unendlich vollkommene Wesen, dessen Absicht schon seiner Natur gemäß auf die höchste Vollkommenheit seines Werkes zielen muß, freie Willen schaffen mochte, nämlich überlassen ihrer eigenen Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Ordnung und Unordnung? Warum sollte die Gottheit den Willen der Sterblichen seiner eigenen Schwäche überlassen haben, ja selbst mit der Voraussicht, daß sie von demselben einen Gebrauch machen würden, wodurch sie ihrem Verderben entgegengingen und das ganze göttliche Werk zerstörten?

Ich antworte erstens, daß das, was man läugnen will, unumstößlich ist. Einerseits gesteht man, es gebe ein unendliches vollkommenes Wesen, das die Menschen geschaffen hat, anderseits ver-

kündet laut unsere ganze Natur, daß wir frei sind. Vermag der beschränkte Mensch nicht zu begreifen, wie diese Freiheit, die Quelle aller Unordnung — sich mit der höchsten Ordnung im Werke Gottes vereinen lasse, so hat er nur demüthig zu glauben, was er nicht begreift. Und würde er selbst nach ihrem innern Grunde eine Wahrheit nicht begreifen, deren innerer Grund sich aber gar nicht bezweifeln läßt: so müßte man diese Wahrheit wie so viele andere in der Ordnung der Natur betrachten; die man auch weder aufklären noch ernstlich in Zweifel ziehen kann.

Zweitens kann nur Gott allein unendlich vollkommen sein, nichts kann Ihm gleichen, Alles muß vielmehr unendlich unter Ihm sein. Daher muß man schließen, daß Er ungeachtet Seiner Allmacht nichts hervorzubringen vermag, das unendlich vollkommen sei. Um zu begreifen, was Gott hervorzubringen vermag, muß man Ihn sich vorstellen, wie Er unzählige Abstufungen von Vollkommenheit unter sich sieht. Auf welcher Abstufung er inne hält, so findet Er deren unzählige, Er mag gegen Sich hinauf- oder unter Sich hinabsteigen. So kann er auch sein Werk nicht auf irgend eine Stufe stellen, die nicht in Bezug auf Ihn weit unter Ihm wäre. Wahr ist es, Gott hätte den Menschen — der Sünde nicht ausgesetzt — glückselig und im Zustande himmlischer Geister schaffen können; in diesem Zustande würde er auch, das ist nicht zu läugnen, vollkommener und der höchsten Ordnung mehr theilhaftig gewesen sein. Allein die Entgegnung bliebe noch immer in ihrer Kraft, da es noch über die himmlischen Geister, die beschränkt sind, gegen Gott hinauf unzählige Abstufungen von Vollkommenheit gibt, in welchen der Schöpfer über die Engel erhabenere Wesen hätte schaffen können. Gott hat den Menschen nicht vollkommener — nämlich ohne Fähigkeit zu sündigen — geschaffen: so hat Er ihn eben nicht anders gewollt; Seine unendliche Vollkommenheit zwingt Ihn nicht, einen Grad von Vollkommenheit zu ertheilen, daß es nicht über diesen in Bezug auf Gott nothwendig beschränkten Grad noch andere Abstufungen in's Unendliche gäbe. Jede Abstufung hat eine Ordnung und eine des Schöpfers würdige Vollkommenheit, je höher die Stufe, desto höher die Vollkommenheit. Der freie Mensch ist gut an sich, angemessen der Ordnung und Gottes würdig, obwohl der Mensch unfähig zu sündigen, noch besser wäre.

Drittens, indem Gott den freien Menschen schuf, überließ er ihn nicht sich selbst; er erhellt ihn durch die Vernunft, er läßt Seine Stimme im Innern des Menschen ertönen, um ihn für's Gute zu gewinnen, ihn vom geringsten Bösen abzuziehen, ihn durch Seine Drohungen zurückzuhalten, sein Herz durch Liebe zu erweichen. Er verzeiht uns, Er weist uns auf den rechten Weg zurück, Er harret unser, Er duldet unsere Undankbarkeit und unsere Geringschätzung, Er ermüdet nicht, uns bis zum letzten Augenblicke zu Sich zu laden,

ja unser Leben ist eine beständige Gnade. Ich gestehe, daß, wenn man sich Menschen ohne Freiheit zum Guten vorstellt, wozu doch Gott Tugend verlangt, die ihnen unmöglich ist, dies Schauder erregen muß; es ist Seiner Ordnung und Güte entgegen. Nicht entgegen aber ist es der Ordnung, daß es Gott der Wahl des Menschen, dem Er mit Seiner Gnade zu Hülfe kommt, überläßt, Sich durch Tugend glücklich oder durch die Sünde unglücklich zu machen. In diesem Zustande erleidet der Mensch kein anderes Uebel, als das er sich selbst zuzieht, da es ja vollkommen in seiner Macht steht, sich das größte Gut zu erwerben.

Viertens hat Gott dem Menschen, als er ihn schuf, einen bewundernswerthen Zug von Aehnlichkeit mit Sich Selbst verliehen, Er hat ihn zu Seinem Bilde geschaffen. Es ist gewiß wunderbar an einem abhängigen und geschaffenen Wesen, daß diese Abhängigkeit seiner Freiheit nicht im Wege steht und es einen beliebigen Weg einschlagen kann; es macht sich gut oder böse durch seine Wahl, es wendet seinen Willen dem Guten oder Bösen zu, es ist — wie Gott — Herr seiner innern Handlung. Es hat selbst wie Gott ein Gemisch von Freiheit für gewisse Güter und Nothwendigkeit für andere. Kein Gut, welches immer der Mensch hienieden kennen lernt, übt eine unbezwingbare Macht über ihn aus, keines bestimmt ihn unwiderstehlich, alle unterliegen seiner eignen Bestimmung; es gehört ihm an, er überlegt, er unterscheidet und er übt die höchste Gewalt über sein eignes Wollen. Wer könnte läugnen, daß in dieser Herrschaft über sich selbst eine Gottähnlichkeit gefunden werde, die in Staunen setzt?

Ist es fünftens nicht Gottes würdig, daß Er den Menschen durch diese Freiheit in den Stand des Verdienstes setzt? Was gibt es Größeres für ein Geschöpf als das Verdienst? das Verdienst ist ein Gut, das man sich durch eigene Wahl verschafft und das den Menschen Güter höherer Ordnung würdig macht. Durch das Verdienst erhebt sich der Mensch, er wird groß, er vervollkommnet sich, ja er veranlaßt Gott, daß Er ihm neue verhältnißmäßige Güter ertheilt, die man Belohnung nennt. Ist es nicht den Begriffen von Ordnung und Gerechtigkeit angemessen, daß Gott keinem Menschen die Seligkeit zu Theil werden läßt, er hätte sie denn auch verdient? Es ist wahr, der Mensch kann nicht des Verdienstes fähig sein ohne nicht zugleich der Verschuldung ausgesetzt zu sein; aber Gott hat nicht die Freiheit dem Menschen verliehen, daß er sich eine Schuld zuziehe, sondern er ertheilt sie zu Gunsten des Verdienstes, und nur um des Verdienstes willen, das sein einziger Zweck ist, läßt er die Schuld zu, welcher die Freiheit den Menschen aussetzt. Es ist gegen die Absicht Gottes und wider Seine Hülfe, daß der Mensch von einer so ausgezeichneten und ihn zu vervollkommnen so fähigen Gabe einen schlechten Gebrauch mache.

Indem sechstens Gott dem Menschen Freiheit verlieh, wollte Er Seine Güte, Seine Herrlichkeit und Seine Liebe an Tage legen, so daß Gott den Menschen, wenn er wider Seine Absicht diese Freiheit mißbrauchte, indem er durch Sündigen aus der Ordnung herausträte, wieder durch Züchtigung der Sünde zur selben zurückführe. Auf solche Weise sind alle Willen der Ordnung unterworfen; die einen, indem sie diese lieben und in dieser Liebe verharren; die andern, indem sie durch Bereuung ihrer Verirrungen oder durch gerechte Züchtigung ihrer beharrlichen Unbußfertigkeit zur selben zurückkehren. So beherrscht die Ordnung alle Willen. Sie ist unverletzt erhalten bei den Unschuldigen, wiederhergestellt bei bekehrten Sündern und gerächt durch eine ewige Gerechtigkeit, die selbst die höchste Ordnung ist, an unbußfertigen Sündern. Indem Gott das Böse zuläßt, thut Er es nicht. Alles, was von Ihm in Sein Werk gelegt ist, ist Seiner würdig. Wenn man die Tiefe des Rathes Gottes in Zulassung der Sünde betrachtet, so findet man darin keine Ungerechtigkeit gegen den Menschen, da dieser mit aller Hülfe ausgerüstet ist, um nicht vom rechten Wege abzuirren. Betrachtet man diese Zulassung in Bezug auf Gott selbst, so schadet sie weder Seiner Ordnung noch Seiner Güte, denn Er läßt ja nur zu, Er thut weder das Böse noch gibt Er hierzu Vorschub; Er setzt vielmehr der Sünde alle Hülfe von Seite der Vernunft und der Gnade entgegen; nur mit Seiner Allmacht widersteht Er nicht dem Bösen, weil Er den dem Menschen zu Gunsten des Verdienstes gelassenen freien Willen nicht verletzen kann."

9. Fenelon's letzte Lebensjahre und Tod.

Fenelon mußte ohne Zweifel mit kummervoller Seele auf die Zukunft und auf das Loos Frankreichs blicken, wenn er bemerkte, daß ein Prinz, wie der Herzog von Orleans, der unter Umständen den Thron Frankreichs besteigen konnte, an den ersten Grundsätzen der natürlichen Religion zu zweifeln schien. Er dankte gewiß der Vorsehung dafür, daß sie es ihm versagte, Zeuge der traurigen Ereignisse zu sein, welche die nur zu sichtbare Verachtung aller religiösen Grundsätze über eine lange Reihe von Geschlechtern heraufbeschwören mußte.

Fenelon freute sich, einen lang gehegten Wunsch seiner Erfüllung entgegengehen zu sehen. Die Leitung seines Seminars zu Cambrai übertrug er mit Genehmigung des Königs den Priestern aus der Gesellschaft von St. Sulpice, in welcher er selbst seine Erziehung erhalten hatte. Er hätte diese Priester früher schon berufen, wenn er nicht gefürchtet hätte, bei

der Spannung, in welche er mit Bossuet und dem Erzbischof von Paris gekommen war, diese frommen Priester dem Unwillen seiner mächtigen Gegner auszusetzen. Da aber diese Einrichtung seines Seminars zu seinen Lebzeiten nicht vollendet werden konnte, so bat er sterbend Ludwig XIV., daß er an ein für die Diöcese zu Cambrai so interessantes Werk die letzte Hand legen möchte.

Das Ende der kirchlichen Streitigkeiten über die Gnade erblickte Fenelon nicht mehr. Merkwürdig und rührend ist sein letztes Ausschreiben an seine Diöcesanen, es ist sein feierliches Testament, in welchem er seine unverletzliche Anhänglichkeit an den Mittelpunkt der katholischen Einigkeit beurkundete und die Seinen zur gleichen religiösen Treue ermahnte. In diesem Ausschreiben redet er im Feuer der religiösen Begeisterung den Lehrstuhl des heil. Petrus an:

O römische Kirche, o heilige Stadt! o theurer und gemeinsamer Vaterort aller wahren Christen! In Jesus Christus gibt es keine Griechen, keine Scythen, keine Barbaren, keine Juden, keine Heiden: in deinem Schooße vereinigt sich alles zu einem Volke, alle sind Mitbürger Roms, und jeder Katholik ist ein Römer; hier, hier wurzelt der große Stamm, der von der Hand Jesu Christi gepflanzet ward; jeder Ast, der davon sich los reißet, verdorret und fällt ab. O Mutter, jedes Kind Gottes ist auch dein Kind; nach so vielen Jahrhunderten fährst du noch immer fort, fruchtbar zu sein. O Braut, ohne Aufhören schenkest du deinem Bräutigam Kinder bis zu den äußersten Grenzen der Erde hin. Aber wie kommt es, daß in unseren Tagen so viele ausgeartete Kinder ihre Mutter mißkennen, gegen sie aufstehen und sie für eine Stiefmutter ansehen? Wie kömmt's, daß ihr Ansehen so viele nichtige Besorgnisse erreget? Wie? das heilige Band der Einigkeit, das alle Völker zu einer einzigen Heerde, alle Seelenhirten zu einem einzigen Hirten vereinen soll, soll es wohl der Vorwand zu einer betrübten Trennung werden? Sollten wir uns in jenem letzteren Zeitalter befinden, wo des Menschen Sohn kaum noch Glauben auf der Erde finden wird? Erzittern wir, meine innigst geliebten Brüder, erzittern wir, daß nicht das Reich Gottes, weil wir es mißbrauchen, von uns genommen werde, und auf andere Nationen übergehe, bei denen es gute Früchte hervorbringen wird; zittern wir und demüthigen wir uns aus Furcht, daß Jesus Christus die Leuchte des reinen Glaubens anders wohin versetzen und uns den gerechten Finsternissen unseres Stolzes überlassen möge. O Kirche, von welcher aus Petrus auf immer seine Brüder stärken wird; ehe soll meine rechte Hand ihrer vergessen, ehe ich deiner vergesse? Meine Zunge möge verdorren und

starr werden, wenn du nicht bis zum letzten Hauche meines Lebens der vornehmste Gegenstand meine Freude und Gesänge bist!"

Im Gefühle, daß die Kräfte seiner Gesundheit sichtbar abnehmen, wollte sich Fenelon von der Welt und den Geschäften gänzlich trennen. Er sah sich nach einem Coadjutor um, der ihn in der Erfüllung seiner schweren Pflichten unterstützen sollte, und seine Wahl fiel auf den jungen Abbé Ravannes, nachmaligen Bischof von Chalons, der aber erst nach Fenelon's Tod von dem für ihn so ehrenvollen Wunsche etwas erfuhr.

In dem kurzen Zeitraume von einigen Jahren hatte er den Tod seiner liebsten Freunde zu beweinen. Der erste Schlag, der sein Herz traf, war der Verlust des Abbé's Langeron. Sie hatten ihre Jugendjahre zusammen verlebt und an der Erziehung des Herzogs von Burgund gemeinsam gearbeitet. Langeron war seinem Freunde Fenelon in die Zurückgezogenheit gefolgt, als er in Ungnade gefallen war, und theilte mit ihm vollkommen sein Geschick. Seine Thränen über Langeron's Ableben waren noch nicht getrocknet, als fünfzehn Monate darauf er den Tod des Herzogs von Burgund zu beweinen hatte. Neun Monate darauf starb der Herzog von Chevreuse und am 31. August 1714 starb der Herzog von Beauvilliers, der zu Fenelon's Würden und Ruhm nicht wenig beigetragen hatte. Fenelon sollte dieses schmerzliche Ereigniß nur vier Monate überleben. Er sah in diesen betrübenden Vorfällen einen Fingerzeig der Vorsehung, alle seine Gedanken der Ewigkeit zuzuwenden. An die Gemahlin des Herzogs von Beauvilliers richtete er ein Trostschreiben, in welchem er die merkwürdigen, seinen nahen Tod ankündigenden Worte niederschrieb: „Bald werden wir den wieder finden, den wir ja nicht verloren haben; wir nahen uns ihm täglich mit Riesenschritten; nur noch kurze Zeit, und wir werden keine Thränen mehr zu vergießen haben." Drei Tage nach diesem Briefe, den 1. Januar 1715, ward Fenelon auf's Krankenlager geworfen.

Fenelon fühlte sein Ende herannahen und wollte mit nichts anderem mehr unterhalten sein, als mit Vorlesen der heiligen Schrift. Besonders gerne hörte er das vierte und fünfte Kapitel des zweiten Briefs an die Korinther vorlesen. „Wieder-

holt mir diese göttlichen Worte," sprach er von Zeit zu Zeit. Als er am dritten Tage seiner Krankheit die heilige Wegzehr begehrte, und man ihm erwiederte, die Gefahr scheine nicht so dringend zu sein, sagte er: „Wie ich mich gegenwärtig fühle, ist für mich nichts dringender." Er ließ sich sodann aus dem kleinen Zimmer, das er gewöhnlich bewohnte, in ein großes Zimmer bringen, damit alle Glieder seines Kapitels bei dieser heiligen Handlung gegenwärtig sein könnten.

Am Tage der drei Könige empfing er die heilige Oelung und unmittelbar darauf dictirte er seinem Almosenier folgenden rührenden Brief an den König.

Dieser Brief war an den Pater Le Tellier adressirt, damit ihn derselbe dem Könige vorlege.

„So eben habe ich die letzte Oelung empfangen. In diesem Zustande, wo ich mich zum Hintritte vor Gott bereite, ersuche ich Sie inständig, meine wahre Gesinnung bekannt zu geben.

Ich hatte nur Gelehrigkeit für die Kirche und Abscheu vor den Neuerungen, die man mir zur Last legte. Ich empfing die Verurtheilung meines Buches mit unbedingter Hingabe.

Es gab für mich keinen Augenblick des Lebens, in dem ich für die Person des Königs nicht die innigste Dankbarkeit, den aufrichtigsten Eifer, die tiefste Ehrfurcht und unverletzbarste Anhänglichkeit gehabt hätte.

Ich nehme mir die Freiheit, Se. Majestät um zwei Gnaden zu bitten, die sich aber weder auf meine Person noch auf irgend Einen meiner Angehörigen beziehen sollen.

Die erste ist, daß Se. Majestät die Güte habe, mir einen frommen und regelmäßig lebenden Nachfolger zu geben, der zugleich wohl unterrichtet ist und fest steht gegen den Jansenismus, der an dieser Grenze ungemein viele Anhänger findet.

Die andere Gnade ist, daß Se. Majestät die Güte habe, mit meinem Nachfolger zu vollenden, was nicht mehr mit mir in Betreff der Congregation von St. Sulpice vollendet werden konnte. Ich verdanke Sr. Majestät die Hülfe, die ich von ihr (der Congregation) empfange. Es gibt nichts, was apostolischer oder ehrwürdiger wäre. Wollte Se. Majestät meinem Nachfolger zu verstehen geben, daß es das Beste wäre, mit der Congregation das bereits so weit Vorgerückte zu beschließen, so wird die Angelegenheit bald zu Ende sein.

Ich wünsche Sr. Majestät ein langes Leben, Kirche und Staat bedürfen desselben außerordentlich. Komm' ich vor Gottes Angesicht, werde ich oft diese Gnade erflehen. Sie wissen, mit welcher Verehrung u. s. w.

Unterzeichnet Franz, Erzbischof von Cambrai."

Wir wissen nicht, welchen Eindruck dieser Brief auf das Herz des Königs gemacht hat.

Diesen Tag hindurch, an welchem der Brief dictirt wurde, und während der folgenden Nacht hatte er sehr viel zu leiden; er freute sich aber, unserm leidenden Heilande ähnlich zu werden. „Ich bin, sprach er, an das Kreuz mit Jesus Christus geschlagen." Er faltete die Hände, erhob seine Augen zum Himmel und ergab sich vollkommen in den Willen Gottes. Rührend war das Schauspiel dieser Nacht. Alle Glieder seiner Familie waren im bischöflichen Palast versammelt und einer nach dem anderen trat an das Bett des Kranken, erbaten und empfingen seinen Segen. Sie gaben ihm das Bildniß des Gekreuzigten zu küssen und sprachen zu ihm Worte der Erbauung. Darauf kam seine ganze Hausdienerschaft und erbat sich seinen Segen. Der Abbé Le Bayer, Vorstand des Seminars, der ihm vorzüglich in der letzten Todesnacht beistand, betete hierauf die Gebete für die Sterbenden und streute von Zeit zu Zeit kurze und rührende Stellen aus der heiligen Schrift mit ein. Der Kranke aber lag eine halbe Stunde ohne Zeichen des Bewußtseins da, nach deren Verlauf er sanft entschlief. Es war Morgens frühe ein Viertel auf sechs Uhr am 7. Januar 1715.

Der Tod Fenelon's verursachte in ganz Frankreich eine aufrichtige und allgemeine Trauer, denn selbst seine Gegner konnten ihm ihre Achtung und Ehrfurcht nicht versagen. Seine Freunde fielen in den Abgrund des bittersten Kummers. Im Auslande war die Rührung bei Fenelon's Tode vielleicht noch größer, als in Frankreich selbst, wo alle Geister getheilt waren. Ganz Europa fühlte den Verlust eines Mannes, welcher seinem Jahrhundert durch einen großen Character, durch glänzende Tugenden und durch unvergängliche Geisteswerke Ehre machte. Papst Clemens XI. vergoß Thränen bei seinem Tode und schien es zu bedauern, daß er ihn nicht zum Kardinal ernannt habe blos aus Besorgniß, dem König zu mißfallen.

Der Herzog von St. Simon entwirft folgende Schilderung von Fenelon. „Dieser Prälat war groß von Statur, mager, wohlgewachsen. Er hatte eine große Nase, Augen voll Feuer

und Geist und eine Gesichtsbildung, die man nur einmal durfte gesehen haben, um sie nicht mehr zu vergessen. — Sie vereinigte Alles in sich, selbst Widersprechendes hob sich in derselben nicht auf, denn Ernst paarte sich mit Anmuth und Heiterkeit, es sprach aus ihr auf gleiche Weise der Doctor, der Bischof und der große Herr. Was sich aber gleichsam über sein ganzes Wesen ausgoß, war Feinheit, Geist, Anstand, Würde und besonders Adel. Es kostete Mühe, die Augen wieder von ihm wegzuwenden. Sein Benehmen war leicht und ungezwungen und von jenem feinen Geschmack, der die Frucht des Umgangs mit den besten Gesellschaften und der großen Welt ist." — Fenelon ward nicht älter als vierundsechszig Jahre und fünf Monate. Sein vielleicht etwas zu frühzeitiger Tod hat ihm den Schmerz erspart, jener Zeit von Frechheit und Unordnung gegenwärtig zu sein, in der der französische Nationalcharacter ganz ausartete und für deren Ausschweifungen die französische Nation so schrecklich hat büßen müssen. Fenelon hat lange genug für seine Ehre und sein Glück gelebt; mit ihm endete sich ein Jahrhundert voll Größe und Ruhm.

XXII. Papst Pius VII.

(1740 – 1823.)

1. Zustand der christlichen Religion und Kirche vor Pius VII.

Das nämliche Jahr, das den Tod des edlen Fenelon beweinte, sah Ludwig XIV. in die Gruft seiner Ahnen steigen. Vergebens hatte der große Erzbischof von Cambrai, dessen Herz nicht weniger für die Religion, als auch für das Land seiner Väter glühte, dem greisen König, der durch immerwährende Kriege das Mark seines Landes verzehrte, vorgestellt, wie er die Liebe seines Volkes verliere und dasselbe zum verzweiflungsvollen Aufstande reize. Man kann sich eine Vorstellung von der Noth des Landes machen, wenn man vernimmt, daß allein der spanische Erbfolgekrieg dem Staatsschatze eine Schuldenlast von 900,000,000 Thaler aufbürdete.

Es war darum ein furchtbares Zeichen der Zeit, ein Ausbruch lange verhaltenen Ingrimms, als der Pöbel Ludwigs Leiche, die nach St.Denys gebracht werden sollte, dergestalt verhöhnte, daß man Nebenwege einschlagen mußte.

Der Sturm, dessen Nahen der tiefblickende Fenelon wahrnahm, begann mit Ludwigs XIV. Tode sich zu erheben, sammelte im Laufe von sechs Jahrzehnten eine Masse verderbenbringender Stoffe und wuchs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu einem furchtbaren Orkan, der die seitherige Ordnung in Kirche und Staat auf immer zu vernichten drohte. Sein letztes Ziel, den christlichen Staat und die denselben stützende und schützende christliche Kirche zu zerstören, sah er auf eine Zeit lang in Fraukreich verwirklicht.

Wir reden zunächst von Frankreich; die merkwürdigen Ereignisse aber, die sich auf französischem Boden zutrugen, waren für die ganze christliche Welt tief eingreifend. Als Ludwig XIV. am 1. September 1715 gestorben war, zählte sein Urenkel, nachmals Ludwig XV. genannt, erst fünf Jahre. Während seiner Minderjährigkeit übernahm der Herzog von Orleans die Zügel der Regentschaft. Aus Fenelon's Leben kennen wir den Herzog. Er war ein Mann ohne Religion und ohne Sitten. Das Beispiel des Regenten wirkte verderblich auf den Hof, auf Adel und Volk. Die Hofdamen warfen die Gebetbücher weg und lachten über die Religion, die nur für den Pöbel sei. Im Jahr 1723 übernahm Ludwig XV. die Regierung. Es war ein schwacher, von Maitressen beherrschter König, der den Rest von Scham und Geld leichtsinnig verschleuderte. Mit gleichem Eifer der Andächtelei und der Wollust ergeben, verbreitete er diese Pest des Hofs zum Nachtheil der Religion und guten Sitten unter das Volk. Bei dieser inneren Fäulniß des religiösen Lebens und dem äußeren heuchlerischem Ceremoniendienst erhob der Unglaube sein freches Haupt und nahm auf eine Schauder erregende Weise überhand. Man schämte sich Christ zu sein und nannte sich Philosoph. Unter dem schönen Namen der Philosophie maskirte man nicht anders als den Unglauben und die Feindschaft gegen das Christenthum. Von dem protestantischen England wurde dieser Haß gegen Christus nach Frank-

reich gebracht, wo er einen fruchtbaren Boden fand. Unter den „Freidenkern oder Philosophen“ Frankreichs ist einer der berüchtigsten Voltaire, der geschworen hatte, sein Leben zum Sturze des Christenthums zu verwenden, das er für einen Betrug der Priester hielt. Er stand an der Spitze einer Gesellschaft von Gottesläugnern, die ihre gefährlichen Meinungen in ihrem Hauptwerke, Encyclopädie genannt, niederlegten. Darum nennt man diesen Geheimbund von Gottesläugnern und Christenfeinden auch die Encyclopädisten. Ihr Wahlspruch war: „Rottet die Infame (das Christenthum) aus!“

Bei diesen Gefahren, die der Religion drohten, versammelten sich die Geistlichen Frankreichs zu Paris. Sie entwarfen eine Denkschrift an den König, schilderten darin die boshaften Absichten der Philosophen, nannten die verderblichsten Schriften der Freigeister und schlugen Mittel vor, wie der gemeinsamen Gefahr des Thrones und des Altars vorzubeugen sei. Wohl wurden auf des Königs Befehl einige Schriften der Philosophen öffentlich verbrannt; allein von dem schwachen Ludwig XV. war eine nachhaltige Hülfe nicht zu erwarten. Die Philosophen hatten an den ungläubigen Ministern Choiseul und Malesherbes und an den Maitressen des Königs mächtigere Beschützer, als die katholische Kirche an Ludwig XV.

Die ungläubigen Meinungen der Brüder in Belzebub, wie sich der gottlose Bund der französischen Freidenker nannte, fanden eine schnelle Verbreitung in ganz Europa. Ueberall hatten sie, ihre Verehrer Schüler und Agenten. In Deutschland trat sogar ein berühmter Fürst, der König Friedrich der Große von Preußen, zur Partei dieser Feinde der Religion und des Staats. Voltaire wohnte eine Zeit lang im königlichen Palast zu Potsdam, bezog einen Jahresgehalt von 3000 Thalern und erhielt den Kammerherrnschlüssel und den Verdienstorden. Zu dem großen Schaden, den die Reden und Schriften dieser Christusfeinde unter dem Schutze ungläubiger Minister und Fürsten unter den höheren Ständen und im Volke anrichteten, traten in Deutschland noch andere verderbliche Einflüsse, welche den Verfall der Religion und die Schmach der Kirche vorbereiteten und herbeiführten.

Der Rest christlichen Glaubens, den die Reformatoren aus der katholischen Kirche mitnahmen, bildete in Verbindung mit offenbaren Menschensatzungen und Schulmeinungen jene Glaubensbekenntnisse oder Symbole, zu deren Annahme sich jeder Protestant verstehen mußte. Der ältere Protestantismus gestand die freie Schriftforschung nur im Grundsatze zu, war aber im höchsten Grade unduldsam, wenn sich irgend Jemand erkühnte, davon beliebigen Gebrauch zu machen. Durch das hartnäckige Beharren auf diesem Widerspruch, durch den Symbolzwang erhielt sich der altlutherische Glaube über zweihundert Jahre. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat an die Stelle des älteren Protestantismus der neuere Protestantismus, der, weil er alle höheren, übersinnlichen Wahrheiten auf die Kraft und das Ansehen der Vernunft (ratio) gründet, auch Rationalismus genannt wird. Dieser Rationalismus kämpft gegen den Glauben an die Offenbarung und dies hat seinen Grund zunächst in seinem Ursprung und seiner Verwandtschaft mit dem Naturalismus, der jede Einwirkung Gottes auf die Welt und damit die Möglichkeit aller Offenbarung läugnet. Ohne Kraft, dem neuen Geiste dieser ungläubigen Philosophie zu widerstehen und gemäß dem Grundsatze freier Forschung verlachte der ungläubige Geist den Zwang des lutherischen Glaubens und pflanzte die Fahne des Unglaubens mit christlichen Namen geziert mitten ins Lager des altgläubigen Lutherthums. Die Protestanten unterwarfen sich dem mächtigen Gebieter, leisteten dem antichristlichen Herrn wesentliche Dienste und führten allmählig einen Zustand der Dinge herbei, der sich nothwendig mit dem Aufgeben aller christlichen Offenbarung endigen muß. Die protestantischen Schulen und Universitäten waren es vorzüglich, von denen die verpesteten Lehrsätze des Unglaubens ausgingen.

Dem nachtheiligen Einfluß dieser Lehren waren die katholischen Länder Deutschlands mehr oder weniger ausgesetzt. Die fast gänzliche Abhängigkeit der geistlichen Macht von der Gewalt protestantischer Fürsten ermunterte auch katholische Machthaber, die Kirche in ihren Ländern zu knechten. Joseph II., der Bruder Sakristan, wie ihn Friedrich der

Große nannte, unternahm es, die Kirche nach den oberflächlichen, unchristlichen Zeitansichten durch eine Menge Gesetze zu reformiren. Vergebens unternahm der ehrwürdige Pius VI. eine Reise nach Wien, um den Kaiser von seinen leichtsinnigen und falschen Reformansichten zurückzubringen. Das katholische Volk murrte, Belgien erhob sich gegen solchen Zwang des Gewissens. Joseph mußte kurz vor seinem Tode alle seine Gesetze widerrufen; allein der böse Samen, der schlechte, unkirchliche Geist, den er unter Beamten, Geistlichen und dem Volke verbreitet hatte, wirkte nachtheilig fort und ermunterte Sektirer und die Uebelgesinnten unter den Katholiken zu feindseligen Angriffen gegen die Kirche. Dieser Geist machte sich von Zeit zu Zeit breit in aufreizenden Schriften gegen Päpste und die geistlichen Orden, denen die deutsche Nation in geistlicher und weltlicher Hinsicht so viel zu verdanken hat.

Die kirchenfeindliche Elemente in Deutschland vereinigte Professor Weishaupt zu Ingolstadt in einen Geheimbund, der Illuminatenorden genannt (1776). Gleich den französischen Gotteslängnern führte er Krieg gegen die Religion und die Throne. Die Freimaurer verbanden sich mit den Illuminaten und verschafften dem Bunde zahlreiche Mitglieder. Der Buchhändler Nicolai zu Berlin und die Mitarbeiter an der bei ihm erschienenen allgemeinen deutschen Bibliothek waren die eifrigsten Verbreiter des neuen Lichts.

Unter diesen schrecklichen und gefahrdrohenden Umständen erforderte es die Pflicht und Klugheit, daß die deutschen Bischöfe mit dem apostolischen Stuhle in die innigste Verbindung traten. Statt dessen nahmen die drei Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier und der Erzbischof von Salzburg eine feindselige Stellung zum heiligen Stuhle ein, setzten zu Ems (1786) dreiundzwanzig Artikel auf, um ihre durch die Nuntien vermeintlich gekränkten Rechte zu wahren und bahnten dadurch den Weg zu jener traurigen Veränderung, die im Jahr 1803 die deutsche Kirche ihrer großen Ehren und Privilegien, ihrer alten Macht und ihres Reichthums beraubte. — Den letzten Damm gegen den Un-

glauben, der sich innerhalb und außerhalb der Kirche immer drohender erhob, hatte man mit der Aufhebung jenes herrlichen Männerbundes eingerissen, der sich als eine muthige christliche Heerschaar durch die rührendste Aufopferung, an den gefährlichsten Stellen und zu den bedenklichsten Zeiten erprobt hatte. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) wurde die Welt mit gottlosen Lehren und Schriften überschwemmt und der Teufel richtete ungehindert sein Reich auf.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehen wir das satanische Reich errichtet voll Gottlosigkelt und Schamlosigkeit, voll Mord und Tyrannei. Man schaffte durch Dekrete Gott und seinen Dienst ab, verfolgte die Diener der Religion und ersäufte jene, die sich diesem Reiche nicht fügten oder nur den Schein des Widerwillens gegen das diabolische Treiben verriethen, in Strömen von Blut. Ein blutiges, düsteres, grausenhaftes Gemälde entrollt sich vor unseren Blicken, empört jedes edle Gefühl und ergreift mit Entsetzen unser Inneres.

Der Unglauben und die Unsittlichkeit, die Erschöpfung der Staatskassen durch Kriege und Maitressen und in Folge davon unerschwingliche Steuern, die amerikanischen Freiheitsgedanken, die durch heimkehrende Offiziere verbreitet wurden, waren die Ursache jener schreckenvollen, blutigen Umwälzung, die wir unter dem Namen der französischen Revolution kennen. Es ist hier nicht der Ort, die Schreckensscenen und den Verlauf dieses blutigen Schauspiels zu schildern; wir beschränken uns darauf, den Umsturz zu erwähnen, den die katholische Kirche Frankreichs erfahren hat.

Ludwig XVI., ein tugendhafter, aber für solche Zeiten zu schwacher Regent, der nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse die Sünden seiner Vorfahren büßen mußte, hatte die Stände des Reichs, Adel, Geistlichkeit und Bürger am 5. Mai 1789 zu Versailles um sich versammelt, damit berathen werde, wie das Reich aus seiner verzweiflungsvollen Lage gerettet werden könne. Schon am 17. Juni erklärten sich die Bürger für die einzige gesetzmäßige Versammlung, worauf sich hundertundsiebenundfünfzig Geistliche — Talleyrand, Bischof von Autun, war ihr Führer — dem Bürgerstande anschlossen. Am 10. Oktober stellte derselbe Bischof den Antrag, alles Kirchengut für Nationalgut zu erklären, einzuziehen und damit die Staatsschuld zu tilgen. Dagegen sollte der Staat die Unterhaltung des Gottesdienstes und die Besoldung der Geistlichen übernehmen. Dieser Antrag wurde angenommen und am 19. Dezember bot man die geistlichen Güter, zweihundert Millionen an Werth,

feil. Am 13. Februar 1790 wurden die geistlichen Orden aufgehoben und den Mönchen eine geringe Pension verheißen. Man ging nun einen bedeutenden Schritt weiter, um die katholische Religion aus Frankreich zu verdrängen. Man entwarf eine bürgerliche Verfassung, (Constitution) der Geistlichen, die die katholische Verfassung umstürzte. Unter Anderem sollten nach dieser Verfassung die Bischöfe und Pfarrer von den gewöhnlichen Wahlversammlungen der Departements, in denen sich auch Calvinisten und Juden befanden, ernannt werden. Die Bestätigung durch den Papst wurde aufgehoben. Jeder Geistliche mußte die Verfassung beschwören. An 50,000 Geistliche hatten den Muth, den Eid zu verweigern. Die den Eid leisteten, erhielten Bisthümer und Pfarreien. Pius VI. erklärte die nach dieser Verfassung ernannten Bischöfe und Pfarrer für ungültig. Darauf verbot die Nationalversammlung das Tragen der geistlichen Kleidung und verurtheilte die eidweigernden Priester zu Kerker und Landesverweisung und, da auch dieses nicht half, wurden viele Geistliche, zu Paris allein dreihundert, ermordet. Viele wanderten aus und fanden in Italien, Spanien und Deutschland gastliche Aufnahme.

Die Nationalversammlung ging nun immer weiter auf der Bahn des Verderbens, des satanischen Wirkens. Nach der sittlichen Vernichtung des Priesterthums durch die bügerliche Constitution wendete man sich an das Heiligthum der Familie, an die Ehe. Man erlaubte die Ehescheidungen und in zwei Jahren wurden blos in Paris 5900 Ehen getrennt. — Am 21. September 1792 schaffte der Nationalconvent das Königthum ab und am 21. Januar 1793 bestieg Ludwig XVI. die Guillotine. Er starb mit den Worten: „Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr jetzt vergießen wollt, nie auf Frankreich falle."

Mit dem Blute ihres guten Königs und vieler edlen Menschen befleckt, war diesen Unmenschen das Dasein eines heiligen und gerechten Gottes ein Gräuel. In Verblendung und wahnsinniger Wuth läugnete man öffentlich das Dasein Gottes und führte den Götzendienst der Vernunft ein. Die Dienerinnen der Vernunft waren öffentliche Dirnen. Nur die Vendée widerstand der Raserei dieser Unmenschen, kämpfte für ihre Religion und ihren König und errang sich die Freiheit ihrer Religionsübung. Auf die Gottesläugnung, die in sich selber eine Thorheit ist, folgte eine andere Thorheit. Robespierre, dieser Blutmensch, fühlte endlich, wie nothwendig der Glaube an Gott und Unsterblichkeit für das Volk sei, und dekretirte das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Nach Robespierres Sturz (28. Juli 1794) kam man etwas zur Besinnung. Man erlaubte die Ausübung der katholischen Religion (1795) und der bessere Theil des Volkes sah es nach solchen blutigen Schreckensscenen für eine große Wohlthat an, zum Gotte der Liebe und des Friedens beten zu dürfen.

Nachdem die Blutmenschen der Revolution großentheils auf der Guillotine oder sonst auf eine erbärmliche Weise ihre schwarze Seele ausgehaucht hatten, legte der Convent sein Amt nieder und die Regierung wurde fünf Directoren anvertraut. Da Frankreich geldarm war, so sandte man den tapferen Feldherrn Napoleon Bonaparte nach Italien, um dieses schöne Land zu erobern und zu plündern. Er eroberte Oberitalien, brandschatzte den Papst und ließ die Gährung in Rom durch einen Jacobinerclub unterhalten. Als nun bei einem Volksauflaufe, den die Franzosen veranlaßten, der französische General Duphot getödtet ward, rückten französische Truppen unter Berthier nach Rom. Der Kirchenstaat wurde am 18. Februar 1798 für eine Republik erklärt. Papst Pius VI., ein ehrwürdiger, achtzigjähriger Greis, wurde am 20. Februar Morgens frühe in seinem Schlafgemache durch französische Soldaten gefangen genommen und zuerst nach Siena, dann nach Florenz gebracht. Da der heilige Vater hier rührende Beweise von Theilnahme fand, so wurde er nach Valence ins südliche Frankreich abgeführt. Der erschöpfte Greis fühlte den Tod herannahen. „Meine körperlichen Schmerzen, sagte er, sind ohne Zweifel groß; allein die Schmerzen des Geistes sind noch größer. — Die Kardinäle und Bischöfe zerstreut! — Rom — mein Volk! — die Kirche! die Kirche! dies sind die Gedanken, welche mich Tag und Nacht quälen. In welchem Zustande werde ich sie verlassen?“ — Seine Feinde segnend starb Pius am 29. August 1799.

Da Rom noch in der Gewalt der Franzosen war, versammelten sich die Kardinäle zu Venedig und wählten am 14. März 1800 den Kardinal und Bischof von Imola, Gregor Barnabas, Graf von Chiaramonti, zum Papste, der sich Pius VII. nannte. Am Anfange eines neuen Jahrhunderts, einer neuen Zeit stehend, hat er die Kirche durch seine Weisheit und seine rührende Standhaftigkeit in Verfolgung und Verbannung aus den Stürmen der Revolution glorreich hervorgeführt.

2. Abschluß des Concordats mit Frankreich.

Pius VII. war zu Cesena im Kirchenstaate am 14. August 1740 geboren und machte seine ersten Studien zu Parma. Er trat in den Orden des heil. Benedictus, in welchem er als Lehrer der Theologie sich Ruhm erwarb. Pius VI., mit dem er verwandt war, erhob ihn wegen seiner Tugenden zur bischöflichen Würde. Er war zuerst Bischof von Tivoli und dann von Imola. Im Jahr 1785 wurde er zum Kardinal ernannt. Durch seine Wahl zum Oberhaupt der Kirche wurde die Weissagung der Pariser Clubs zu

Schanden, daß nach Pius VI. kein Papst mehr regieren werde. Mit Hülfe der verbündeten Mächte, besonders Oesterreichs, zog der Papst am 3. Juli unter dem Freudengeschrei der Römer in die Hauptstadt der christlichen Welt ein. In einem Rundschreiben verkündete er der Christenheit seinen Entschluß, den Schaden zu heilen, den die katholische Kirche durch die Drangsale der letzten Jahre erlitten hatte. Um die fünfzig Millionen Schulden bezahlen zu können, die die Revolution dem Kirchenstaate auferlegte, setzte er die Einkünfte des päpstlichen Palastes von 150,000 Scudi auf 36,000 herab.

Die Schlacht bei Marengo (13. Juni 1800) hatte beinahe ganz Italien den Waffen oder dem Einflusse Bonapartes, des ersten Consuls von Frankreich, unterworfen. Einige Tage nach der Schlacht äußerte er gegen den Bischof von Vercelli, es sei seine Absicht, mit dem Papste zu unterhandeln, um die katholische Religion in Frankreich wieder herzustellen. Der Papst freute sich über die guten Gesinnungen des ersten Consuls und sandte den Erzbischof Spina von Korinth als Gesandten und später den Staatssecretär Consalvi nach Paris.

Die meisten Schwierigkeiten bei Aufstellung des Concordats bereiteten die Bischöfe, welche die bürgerliche Constitution beschworen hatten, und die Bischöfe, die einen rechtmäßigen Anspruch auf ihre Diöcesen hatten und ihrer Treue wegen in Verbannung lebten. Der Papst griff hier zu einem außerordentlichen Mittel, um diese verwickelte Frage zu lösen. Alle Bischöfe, die constitutionellen und die rechtmäßigen, sollten auf ihre Ansprüche verzichten. Die Mehrzahl fügte sich und so konnte die Uebereinkunft (Concordat) zwischen dem Papste und der französischen Republik abgeschlossen werden.

Die Hauptpunkte desselben sind folgende: Die katholische Religion soll in Frankreich frei ausgeübt werden. Ihr Gottesdienst soll öffentlich sein, dabei soll man sich aber nach den polizeilichen Vorschriften fügen, welche die Regierung für die öffentliche Ruhe als nothwendig erachtet. — Durch den heiligen Stuhl soll im Einklang mit der Regierung eine neue Begrenzung der französischen Bisthümer gemacht werden. — Der Papst fordert von den Bischöfen, welche

den Titel der französischen Bisthümer führen, mit festem Vertrauen für das Wohl des Friedens und der Einheit Opfer aller Art, ja sogar die Entsagung ihrer Stühle. — Der erste Consul ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe, der Papst ertheilt die kirchliche Bestätigung. — Die Bischöfe legen vor Antritt ihres Amtes in die Hände des ersten Consuls den Eid der Treue ab, die Geistlichen zweiten Rangs leisten den nämlichen Eid in die Hände der Civilbehörden. — Die Bischöfe nehmen mit Genehmigung der Regierung eine neue Begrenzung ihrer Pfarreien vor. Sie ernennen die Pfarrer, können ein Kapitel in ihrer Kathedralkirche und ein Seminar in ihrem Bisthum haben. — Die nicht veräußerten Kirchen werden zur Verfügung der Bischöfe gestellt werden. — Die Käufer der veräußerten Kirchengüter sollen von dem Papste nicht beunruhigt werden. Die Regierung versichert den Bischöfen und Pfarrern eine anständige Besoldung und sorgt dafür, daß die Katholiken Stiftungen zu Gunsten der Kirche machen können. Der Papst erkennt in dem ersten Consul der französischen Republik die nämlichen Rechte und Vorzüge an, deren die alte Regierung bei ihm genoß.

Diese Uebereinkunft wurde am 15. Juli 1801 abgeschlossen, und bald darauf der Kardinal Caprara als Legat abgesandt, um die Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes in Frankreich einzuführen. Der erste Consul hatte noch einige Artikel gegen den Willen des Papstes dem Concordate beigefügt, worüber sich der Papst beschwerte. Von diesen dem Papste unbekannten Artikeln erwähnen wir: Ohne Erlaubniß der Regierung darf kein päpstlicher Erlaß in Frankreich veröffentlicht werden. Die Lehrer an den Seminarien müssen die vier Artikel der gallikanischen Kirche unterschreiben und die Bischöfe haben diesen Akt der Regierung vorzulegen.

Diese vier Artikel, auch Freiheiten der gallikanischen Kirche genannt, sind: 1) Die Könige sind in zeitlichen Sachen keiner geistlichen Macht unterworfen, können vom Papste nicht abgesetzt und ihre Unterthanen nicht vom Eide der Treue freigesprochen werden. 2) Ein allgemeines Concil steht über dem Papst. 3) Die Vorschriften, Gewohnheiten und Grundsätze, welche von dem Königreiche und der Kirche Frankreichs angenommen worden und durch die Einwilligung des heiligen Stuhls und der Kirche gebilliget sind, sollen unverbrüchlich beobachtet werden. 4) In Glaubenssachen hat der Papst das vorzüglichste Ansehen und seine Entscheidungen gelten für alle Kirchen und für jede insbesondere, aber sein Urtheil ist nicht unverbesserlich, wenn nicht die Einstimmung der Kirche hinzukommt. — Diese vier Artikel wurden auf Befehl Ludwigs XIV. von einer geistlichen Versammlung 1682 berathen und von Bossuet abgefaßt.

Um einen Beweis seines Vertrauens und seines Eifers für die neue Gestaltung der Kirche Frankreichs zu geben, ernannte Pius VII. fünf französische Prälaten zu Kardinälen. Darunter befand sich auch Bonaparte's Onkel, Joseph Fesch, Erzbischof von Lyon.

Durch diese Einrichtungen wurde die katholische Religion in Frankreich wieder eingeführt, und der religiöse Sinn des Volkes, der seither nur gewaltsam niedergehalten wurde, belebte sich auf's neue. Es entstanden Seminare, Anstalten für Krankenpflege und Jugendunterricht, welche von den barmherzigen Schwestern und den Brüdern der christlichen Lehre übernommen wurden. Besonderer Unterstützungen hatte sich der Verein für auswärtige Missionen zu erfreuen.

3. Napoleon wird von Pius VII. zum Kaiser der Franzosen gekrönt.

Nachdem Napoleon durch List, Gewalt und Blut den Weg zum Throne sich gebahnt hatte, erklärten ihn im Mai 1804 die Senatoren zum Kaiser der Franzosen. Acht Tage darauf ließ er den Papst einladen, nach Paris zu kommen, ihn zu salben und zu krönen. Die religiöse Weihe der Kirche sollte seine Herkunft und den Weg zum Throne verhüllen und ihn mit der Glorie eines göttlichen Ansehens umgeben. Pius versank bei dieser Nachricht in tiefe Niedergeschlagenheit. Er sollte sich der Sache eines Kriegers annehmen, der den Blendwerken des Ruhmes sich hingegeben hatte, er sollte sich der Gefahr blosstellen, ein Gegner der regierenden Häupter Europa's, besonders der Häuser von Bourbon und Oesterreich, zu werden. Allein die Erwägung, daß Napoleon der Wiederhersteller der Religion in Frankreich ist, dem sich die Kirche zu Dank verpflichtet fühlt und die Hoffnung, dadurch das geistliche Wohl der Kirche von Frankreich zu fördern, bestimmten den Papst, die Reise nach Paris zu unternehmen. Am 2. August beglückwünschte er Napoleon über seine Thronbesteigung und ermahnte ihn, seine Macht zur Vertheidigung und zum Schutze der katholischen Kirche anzuwenden. Darauf sandte Napoleon ein sehr ergebenes Einladungsschreiben an den Papst.

Am 29. Oktober versammelte der Papst ein Consistorium und hielt eine Anrede an die Kardinäle.

„Gott ist unser Zeuge, sprach er, Gott, welchem wir unser Herz in Demuth erschlossen, Gott, zu dem wir unsere Hände oftmals in seinem heiligen Tempel erhoben haben, damit er die Stimme unseres Gebetes erhörte und seines Beistandes uns würdigte; wir haben uns nichts vorgenommen, außer was wir in allen unseren Handlungen suchen müssen, nicht anders als Gottes größere Ehre, den Vortheil der katholischen Religion, das Heil der Seelen und die Erfüllung der apostolischen Pflicht, die uns, ob auch Unwürdigen, anvertraut ward. Sie sind dessen uns Zeugen, ehrwürdige Brüder, welchen, um den Beistand Ihres Rathes zu erlangen, wir Alles zu erkennen gegeben, wir Alles erklärt und die geheimsten Gesinnungen unsers Herzens vollständig mitgetheilt haben. Da nun eine so wichtige Angelegenheit durch Gottes Hülfe also abgeschlossen ward, sind wir heute mit unserm ganzen Vertrauen an Gott, unsern Heiland, hingegeben, und unternehmen mit freudigem Geiste die Reise, zu welcher so wichtige Ursachen uns angetrieben haben. Gott, der Vater der Erbarmungen, wird, wie wir hoffen, unsere Schritte segnen, und seinen Zeitabschnitt durch die Vergrößerung der Religion und seiner Ehre verherrlichen."

Nachdem der Papst den Kardinal Consalvi zum Chef der Regierung zu Rom ernannt und lange Zeit im Gebete in der St. Peterskirche zugebracht hatte, begab er sich am 2. November mit einem zahlreichen Gefolge von Prälaten und Laien auf die Reise. Eine Stunde weit besetzte das Volk die Straßen und gab dem abreisenden Oberhirten alle erdenklichen Zeichen der rührendsten Ehrfucht. „Ueberall auf seiner Reise wurde er mit der größten Verehrung empfangen, und nicht blos die Felsenwege Savoyens, sondern auch die Heerstraßen Frankreichs waren mit andächtigen Haufen besetzt. Als er in Lyon die große Menschenmasse erblickte, die sich bei seinem Hervortreten an's Fenster zur Erde warf, hob er die Hände auf, um dem Himmel zu danken, daß sich solche Frömmigkeit in einem Lande erhalten habe, wo der Unglaube so mächtig gewesen war. Auch die Einwohner von Paris entsprachen den Hoffnungen und Vorstellungen nicht, welche die antikirchliche Partei von ihrem Unglauben, Leichtsinn und ihrer Spottsucht hegte. Schaarenweise drängten sie sich überall herbei, um von dem Papste den Segen zu erhalten."

Am 28. Novbr. kam Pius zu Paris an und am 2. Dezember wurde der Kaiser und seine Gemahlin Josephine in Notre-Dame von dem Papste gesalbt. Darauf stieg Napoleon zum Altare, nahm die Krone und setzte dieselbe sich auf's Haupt. Dann nahm er die andere Krone und krönte damit die Kaiserin. Der Erzbischof von Paris redete zum Oberhaupte der Kirche: „Vergeblich hat sich die Zahl der Feinde der Kirche vermehrt; ihr Name verlor sich in der Nacht der Zeiten. Wir finden kaum die Spuren ihres Daseins in der Geschichte ihrer Niederlage, und Alles beschränkt sich auf die Erfahrung, daß es ihnen nicht gelang, die Reihenfolge der Päpste nicht zu unterbrechen. O heilige römische Kirche! du hast die Dauer der Jahrhunderte überwunden, hast beständig über die Gottlosigkeit triumphirt, indem du die Reinheit der Sitten, die Unversehrtheit der Lehre und die Gleichförmigkeit der Kirchenzucht, welche du von deinem göttlichen Stifter und den Aposteln erhalten hast, bewahrtest. Dieses kostbare Pfand sichert dir für immer den Sieg über deine Gegner, die Ehrfurcht und die Unterwürfigkeit deiner Söhne. Und du, verehrungswerther Papst, Erbe der Tugenden deiner Vorgänger, empfange die Beweise der Dankbarkeit von dem Theile deiner Heerde, den du zu besuchen kommst."

Der Papst blieb bis zu Ende Februar ruhig zu Paris, um die Interessen der Kirche Frankreichs zu wahren und zu ordnen. Nun drang er auf seine Abreise, allein man verweigerte unter allerlei Vorwänden die Erlaubniß dazu. Endlich merkte er die Absicht des Kaisers, der ihn in Frankreich zurückbehalten wollte. Pius VII. eröffnete hierauf einem Vertrauten des Kaisers: „Man hat verbreitet, sprach er, daß man in Frankreich uns zurückbehalten könnte. Je nun! man beraube uns unserer Freiheit; es ist für Alles Vorsehung gethan. Ehe wir von Rom abreisten, haben wir eine regelrechte Niederlegung unserer Würde unterzeichnet, welche gültig ist, wenn wir in's Gefängniß geworfen werden. Dieser Akt ist außerhalb des Bereiches der Macht der Franzosen; der Kardinal Pignatelli bewahrt denselben zu Palermo. Sobald man die Plane wird angezeigt haben,

die man im Schilde führt, bleibt in euren Händen nichts anderes mehr als ein armseliger Mönch, der Barnabas Chiaramonti heißt." Auf diese erhabene Erklärung legte man der Abreise des Papstes kein Hinderniß in den Weg. Am 4. April 1805 reiste Pius ab und wurde zu Lyon, Turin und anderen Städten mit der größten Ehrfurcht begrüßt und mit der innigsten Freude zu Rom empfangen. Der Kaiser war kurz vorher nach Mailand abgereist, um sich die lombardische Königskrone aufzusetzen.

4. Napoleon nimmt den Kirchenstaat weg.

Der Eroberer Napoleon, vor dem Kaiser und Könige zitterten, konnte unmöglich eine Macht neben sich dulden, die den Menschen mehr galt, als die seinige. Der Volksjubel, der den heimkehrenden Papst umtönte, verstimmte Napoleon und erregte seine Eifersucht. Es trat von nun an sein Plan immer deutlicher hervor, das Papstthum sich zu unterwerfen. Er ließ die Mark Ankona, einen Theil des Kirchenstaates, durch seine Truppen besetzen und antwortete auf die Vorstellungen des Papstes über diesen Gewaltstreich mit hochmüthigen Worten: „Eure Heiligkeit sind Souverain von Rom; ich aber bin Roms Kaiser. Alle meine Feinde müssen die Ihrigen sein. Es geziemt sich also nicht, daß irgend ein Agent des Königs von Sardinien, noch irgend ein Engländer, Russe oder Schwede zu Rom oder in Ihren Staaten residire; noch daß irgend ein Schiff, das diesen Mächten angehört, in Ihre Seehäfen einlaufe." Pius erklärte darauf dem Kaiser mit freimüthiger Sprache, daß es ihm unmöglich sei, diesem Begehren beizustimmen. Er sei Statthalter Christi, der in die Welt gekommen, die Feindschaften daraus zu verbannen und die Botschaft des Friedens zu verkündigen.

„Nicht unser Wille, der Wille Gottes, dessen Stelle wir auf Erden vertreten, schreibt uns die Pflicht des Friedens gegen Alle vor, ohne Unterschied der Katholiken und der Ketzer, der Nahen oder der Entfernten, derjenigen, von welchen wir Gutes erwarten, und derjenigen, von welchen wir Böses erwarten. Es ist uns nicht erlaubt, das Amt zu verrathen, das von dem Allerhöchsten uns übergeben ward; verrathen aber würden wir dasselbe, wenn wir aus

den, von Eurer Majestät abgeleiteten Gründen, nämlich wenn es ketzerischen Mächten gilt, die uns nur Böses thun können (denn also sprechen Eure Majestät), Forderungen beistimmten, die uns dahin führen würden, Partei wider sie im Kriege zu nehmen. — Die Unterthanen der Mächte verjagen, die mit Eurer Majestät im Kriege begriffen sind, und ihnen unsere Seehäfen verschließen: hieße eben so viel als die sichere Folge des Bruches aller Mittheilung zwischen uns und den Katholiken uns zuziehen, die in ihren Staaten leben. — Dies wäre ein unberechenbares Unheil für die Religion und für den Katholicismus, ein Unheil, worüber wir uns selbst anzuklagen hätten und für welches wir vor dem Richterstuhle Gottes die strengste Rechenschaft geben müßten. — Eure Majestät stellt als Grundsatz auf, Sie seien Kaiser von Rom. Wir antworten mit apostolischer Freimüthigkeit: der römische Papst, der dies seit einer so großen Anzahl Jahrhunderte ist, daß kein herrschender Fürst ein hohes Alter gleich dem seinigen zählt, der Papst, welcher überdies Beherrscher von Rom ward, erkennt und hat niemals in seinen Staaten eine höhere Macht denn die seinige erkannt. Kein Kaiser hat irgend ein Recht auf Rom. Sie sind unermeßlich groß; aber Sie wurden zum Kaiser der Franzosen erwählt, gesalbt gekrönt und erkannt; nicht aber zum Kaiser von Rom. Es gibt keinen Kaiser von Rom; es kann keinen geben; es sei denn, man beraube den Papst des absoluten Obereigenthums und der Herrschaft, die er allein zu Rom ausübt. Es gibt wohl einen römischen Kaiser; allein dieser Titel wird von ganz Europa, und sogar von Eurer Majestät selbst in dem Kaiser von Deutschland anerkannt. Dieser Titel kann nicht zu gleicher Zeit zwei Herrschern angehören; auch ist es nur ein Titel der Würde und Ehre, der die wirkliche und scheinbare Unabhängigkeit des heiligen Stuhls in nichts vermindert."

Unterdessen hatte sich Joseph Bonaparte Neapels bemächtigt und ließ sich zum Könige dieses Staates ausrufen. Beunruhigende Gerüchte verbreiteten sich zu Rom, als ob nun der heilige Stuhl nach Avignon übersetzt und der Kirchenstaat an Neapel und das Königreich Italien getheilt werde. Der Papst weigerte sich, Joseph Bonaparte als rechtmäßigen König anzuerkennen und als alle wichtigen Punkte des Kirchenstaats nach und nach von französischen Truppen besetzt wurden, sprach Pius zum französischen Botschafter: Wir sagen es Ihnen im Vorhinein, wenn man sich Roms bemächtigen will, werden wir den Einzug in die Engelsburg verweigern. Wir werden zwar keinen Widerstand thun, aber eure Soldaten werden die Pforten mit Kanonen einschießen müssen. Europa wird sehen, wie man

mit uns umgeht, wir aber werden wenigstens bewiesen haben, daß wir unserer Ehre und unserm Gewissen gemäß handelten. Nimmt man uns das Leben, so wird das Grab uns ehren und wir werden vor den Augen Gottes und in den Augen der Menschen gerechtfertigt sein."

Am 2. Februar 1808 rückte der französische General Miollis mit 6000 Mann in Rom ein und besetzte die Engelsburg. Der Papst erklärte, er betrachte sich als einen Gefangenen und könne sich in keine Unterhandlungen einlassen, so lange fremde Truppen zu Rom wären. Eine Gewaltthat folgte nun auf die andere. Die päpstlichen Truppen wurden dem französischen Heere einverleibt, der treue Gouverneur von Rom, Cavalchini, wurde mit militärischer Gewalt nach der Festung Fenestrella gebracht, der Kardinal-Staatssekretär Gabrielli wurde in seiner Wohnung überfallen, und nachdem seine Papiere mit Beschlag belegt waren, nach seinem Bisthum Sinigaglia abgeführt. Die meisten dem Papste treu ergebenen Prälaten wurden aus seiner Umgebung gewaltsam entfernt. Pius bewahrte bei diesen täglichen Angriffen die größte Mäßigung und Standhaftigkeit und protestirte feierlich gegen alle Gewaltthätigkeiten. Er ernannte den Kardinal Pacca zum Staatssekretär und dieser würdige Prälat übernahm dieses gefahrvolle Amt mit edler Ergebung. Bald darauf sollte Pacca verhaftet werden. Kaum war die Nachricht davon zu den Ohren des heiligen Vaters gedrungen, so eilte er in die Wohnung des Kardinals und rief laut voll Entrüstung: „Wo ist der Offizier?" Als man ihm denselben zeigte, befahl er ihm, dem General zu hinterbringen: er sei es müde, so viele Schmach und Beschimpfungen von einem Menschen zu leiden, der sich noch katholisch nenne; er sehe es wohl ein, wohin diese Gewaltthätigkeiten zielten, man wolle ihm einen nach dem anderen seiner Minister entreißen, um die Ausübung seiner apostolischen Pflicht und der Rechte seiner zeitlichen Herrschaft zu verhinde rn. Er befahl dem Kardinal Pacca, ihm in seine Zimmer zu folgen, dort der Gefährte seiner Gefangenschaft zu sein. Dann nahm er Pacca bei der Hand und sprach: „Herr Kardinal, gehen wir!" und kehrte in seine Zimmer zurück.

Am 17. Mai 1809 erließ Napoleon aus seinem Lager von Wien ein Dekret, das alle Staaten des Papstes mit dem französischen Kaiserreich vereinigte. Die Stadt Rom ward zu einer kaiserlichen und freien Stadt erklärt und dem Papste eine jährliche Rente von 2,000,000 Francs angewiesen. Dieses Dekret wurde am 10. Juni vollzogen. Unter dem Donner der Kanonen der Engelsburg wurde das päpstliche Wappen weggenommen und die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, während man unter Trompetenschall durch ganz Rom das kaiserliche Dekret verkündigte. Pacca eilte in die Zimmer des Papstes und beide brachen in die Worte des Heilandes aus: „Es ist vollbracht!" Der heilige Vater unterzeichnete darauf eine Protestation in italienischer Sprache, die Nachts angeheftet wurde und gab die nöthigen Befehle zur Anheftung der Excommunicationsbulle, die schon eine Zeit lang ausgefertigt und vom Papste unterzeichnet war. Zu Rom riefen diese kräftigen Maßregeln des Papstes eine große Begeisterung hervor und die frömmsten und gelehrtesten Männer brachten dem Papste Glückwünsche und Danksagungen dar. Die Beamten stellten ihre Amtsverrichtungen ein und selbst die Lastträger beim Zoll und die Straßenreiniger hörten von diesem Tage an auf zu arbeiten. Die Excommunicationsbulle nennt Napoleon nicht namentlich; es wird nur im allgemeinen gesprochen und der Bann über jene verhängt, welche Gewaltthätigkeiten im Kirchenstaate ausüben. Zugleich werden die päpstlichen Unterthanen und alle christlichen Völker ermahnt, unter dem Vorwande dieses Briefes den Gebannten keinen Schaden, keine Beleidigung zuzufügen. Die Bulle wurde in allen Ländern der Christenheit mit lautem Beifall begrüßt; vergebens suchte Napoleon ihre Verbreitung zu hindern.

5. Gewaltsame Wegführung des Papstes aus Rom.

Nach Bekanntmachung der Excommunicationsbulle hatte sich der Papst in seinen Palast Quirinal zurückgezogen und die Haupteingänge vermauern lassen. Man fürchtete jeden Augenblick, die Franzosen würden den Papst gefangen nehmen. Der General Miollis hatte den General der Gensdarmerie **Radet** zu sich beschieden und ihm den Befehl ertheilt, den

Kardinal Pacca und im Falle eines Widerstandes den heiligen Vater selbst zu verhaften und sie unmittelbar auf der Post nach Florenz abzuführen. Um einen Aufstand der Einwohner zu verhindern, wurden in der Nacht vom 5. zum 6. Juli, die zu dieser verabscheuungswerthen That ausersehen war, die Straßen nach dem Palaste durch starke Soldatenabtheilungen abgesperrt. Gegen drei Uhr bei Tagesanbruch bestiegen Gensdarmen und einige rebellische Unterthanen mit Leitern den Palast. Pacca hatte die Nacht hindurch gewacht und da er bei Tagesanbruch keine Gefahren mehr fürchtete, sich in sein Gemach zurückgezogen, um einige Stunden zu ruhen. Aber kaum hatte er sich niedergelegt, so eilte sein Kammerdiener herbei und meldete, die Franzosen seien im Palaste. Der Kardinal trat schnell ans Fenster und sah eine Menge bewaffneter Leute, mit angezündeten Fackeln in den Händen, durch die Gärten laufen und die Thüren suchen, um in die Zimmer einzudringen; andere stiegen längs der Mauer hinab, wo Leitern angelehnt waren. Sie schlugen die Fenster mit Beilen ein, drangen durch und eilten die Pforten zu öffnen, um einer ziemlich bedeutenden Anzahl Soldaten Eingang in den großen Hof zu verschaffen. Pacca sandte auf der Stelle seinen Neffen, Johann Tiberius Pacca, den heiligen Vater zu wecken und bald eilte er dann selbst zu ihm. Der Papst stand mit großer Heiterkeit des Geistes auf, bedeckte sich mit seinem Gewande, mit der Mozzetta (einem purpurfarbenen seidenen Kleide) und Stola und kam in den Saal, wo er Audienz zu geben pflegte. Dort versammelten sich um ihn Pacca und der Kardinal Despuig, einige Prälaten, die im Palaste wohnten, und einige Beamte und Schreiber der Staatskanzlei. Die Stürmenden schlugen indessen alle Thüren mit Beilen ein, und kamen so in den Thronsaal, wo 40 Mann Schweizer unter Befehl eines Hauptmannes aufgestellt waren. Radet forderte sie auf, das Gewehr zu strecken, was sie ohne Widerrede thaten, weil sie dazu Befehl erhalten hatten. Radet trat nun in den Audienzsaal und fand daselbst den Papst von seinem Hofe umgeben. Er hatte nur mit großem innerem Widerstreben den Befehl des Generals Miollis übernommen und es erfüllte eine heilige Ehrfurcht sein ganzes Wesen und

alle Kräfte seiner Seele, als er vor dem geheiligten Haupte der Christenheit stand.

Der Papst erhob sich nun von seinem Sitze, stellte sich vor den Tisch, beinahe mitten in's Zimmer, umgeben von den Kardinälen Pacca und Despuig, den Prälaten und Beamten. Einige Minuten hindurch herrschte tiefe Stille. Endlich sprach der General Radet mit blassem Angesichte und zitternder Stimme, indem er nur mit Mühe Worte finden konnte, zum Papste, er habe einen unangenehmen und peinlichen Auftrag; weil er aber dem Kaiser den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet habe, dürfe er von der Pflicht sich nicht freisprechen, seinen Befehl zu vollziehen. Er müsse also im Namen des Kaisers ihm ankündigen, daß er der weltlichen Herrschaft über Rom und den Kirchenstaat entsagen solle, und im Falle Seine Heiligkeit dieses zu thun sich weigere, so habe er Befehl, ihn zum General Miollis zu führen, welcher ihm den Ort seiner Bestimmung andeuten würde. Der Papst erwiederte mit fester Stimme und voll Würde: „Wenn Sie, Herr General, geglaubt haben, solche Befehle des Kaisers ausführen zu müssen wegen des ihm geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams, so bedenken Sie auch, wie Wir die Gerechtsamen des heiligen Stuhls aufrecht erhalten müssen, an welchen Wir mit so vielen Eiden gebunden sind. Wir können nicht abtreten, noch auf etwas verzichten, was Uns nicht gehört. Die weltliche Herrschaft gehört der römischen Kirche und Wir sind nur der Verwalter derselben. Der Kaiser kann Uns in Stücke hauen lassen, aber dieses wird er nie von Uns erlangen. Nach allem dem aber, was Wir für denselben gethan haben, waren Wir auf eine solche Behandlung nicht gefaßt!" — Der General Radet sagte darauf: „Ich weiß, heiliger Vater, der Kaiser hat gegen Sie viele Verbindlichkeiten." — „Mehr als Sie wissen," erwiederte der Papst in sehr lebhaftem Tone, und fuhr dann fort: „Sollen Wir allein gehen?" Der General antwortete: „Eure Heiligkeit können Ihren Minister, den Kardinal Pacca, mit sich nehmen." — Pacca begab sich darauf in das angrenzende Zimmer und legte das Chorhemd und die Mozzetta an, weil er glaubte, den heiligen Vater in den Palast Doria zu begleiten, wo der Ge-

neral Miollis wohnte. Während dessen schrieb der Papst eigenhändig die Liste der Personen, von welchen er wünschte, begleitet zu werden, und ordnete Einiges in seinem Zimmer. Radet, dieses bemerkend, sagte zu ihm: „Heiliger Vater, fürchten Sie nicht, man wird nichts von Allem anrühren.“ Der Papst aber gab ihm zur Antwort: „Wer seines eignen Lebens nicht achtet, der legt noch weniger Werth auf die Dinge dieser Welt.“ Bei seiner Rückkehr fand Pacca, daß sie den heiligen Vater bereits gezwungen hatten, abzugehen, ohne den Kammerdienern zu gestatten, einige Wäsche einzupacken. Er holte den Papst noch in seinen Gemächern ein und nun schritten beide, von Gensdarmen und rebellischen Unterthanen umgeben, über die Trümmer der eingeschlagenen Thüren und kamen an die Hauptpforte, wo der Wagen des Generals Radet stand. Der Papst und sein Staatssekretär stiegen ein. Auf der Seite, wo der Papst saß, hatte man die Jalousien vernageln lassen. Ein Gensdarme schloß mit einem Schlüssel die beiden Kutschenschläge, Radet und Cardini, ein Gensdarmeriewachtmeister, setzten sich auf den Sitz des Kutschers und gaben Befehl abzufahren. Der Wagen fuhr zur Stadt hinaus, wo Postpferde vorgespannt wurden. Bei dem Wechseln der Pferde machte der Papst dem General sanfte Vorwürfe über die ihm gesagte Lüge, daß er Befehl habe, ihn zum General Miollis zu führen und beklagte sich über die gewaltsame Weise, wie man ihn zwinge von Rom abzureisen, ohne Gefolge, von Allem entblößt und mit dem einzigen Gewande, das er anhabe. Der General antwortete, das Gefolge, das Seine Heiligkeit bezeichnet habe, würde mit allem nothwendigen Geräthe bald nachkommen.

In der folgenden Nacht wurde zu Rom im Namen des Papstes eine rührende Bekanntmachung angeschlagen, worin es unter Anderem heißt: In Unserm Schmerz finden Wir einen rührenden Trost darin, daß Wir Jenes erfahren, was unser Herr dem heil. Petrus ankündigte, als er zu ihm sprach: „Wenn du wirst alt geworden sein, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich binden und dich dahin führen, wohin du nicht willst.“ Wir überlassen Unsre priesterlichen Hände der Gewalt, die Uns bindet, um Uns anders

wohin zu führen; und Wir erklären die Urheber dieser That vor Gott für alle Folgen dieses Verbrechens verantwortlich. Unsrerseits verlangen Wir einzig, und rathen und ordnen an, daß Unsre getreuen Unterthanen, daß Unsre besonderen Schäflein von Rom, daß Unsre allgemeine Heerde der katholischen Kirche die Gläubigen des ersten Jahrhunderts eifrig in dem Umstande nachahmen, wo der heil. Petrus im Gefängniß verschlossen war, und die Kirche niemals abließ, für ihn zu beten. Ob auch ein sehr unwürdiger Nachfolger dieses glorreichen Apostels, leben Wir dennoch des Vertrauens, daß alle Unsre so geliebten Kinder ihrem gemeinsamen Vater diese fromme und letzte Pflicht erzeigen werden."

Ueberall, wohin die Reise führte, strömte eine große Menschenmenge aus den Städten und Dörfern herbei, stürzte sich auf den Wagen und begehrte den Segen. Der heil. Vater rief ihnen die Worte zu: „Muth und Gebet!" Viele weinten, streckten die Arme nach dem Wagen und schrieen: „Sie entführen uns den heiligen Vater!" Bei der schrecklichsten Sonnenhitze, im geschlossenen Wagen, in Hunger und Durst setzte man die Reise fort und übernachtete auf dem Berge Radicofani in einem schlechten Wirthshause, wo Pacca im Kardinalsgewande das Bett und den Tisch für den heiligen Vater bereitete. Am andern Tage, den 7. Juli, traf das Gefolge des Papstes ein und nun reiste man die ganze Nacht hindurch und kam am 8. mit Tagesanbruch bei den Thoren der Stadt Siena an. Nachdem man die Postpferde gewechselt hatte, setzte man mitten unter einem unermeßlichen Volke die Reise fort. Durch die Unachtsamkeit der Postknechte brach ein Rad und der Wagen warf mit großem Ungestüm um. „Heiliger Vater!" schrie das Volk und hob im Augenblicke den Wagen auf. Die Gensdarmen mit erblaßtem Angesichte und den Säbel in der Hand suchten das Volk zu entfernen, das von Zorn entflammt sie anschrie: „Hunde! Hunde!" Der Papst stieg aus und ward auf den Armen des Volkes getragen, das in großer Menge sich um ihn drängte. Die Einen fielen mit dem Angesichte auf die Erde, die Anderen küßten ihm die Füße, Andere berührten mit Ehrfurcht seine Gewande, und Alle gleichsam in Verzweiflung fragten ihn, ob er in seinem Falle

Schaden genommen habe. Der heilige Vater dankte mit freundlichem Lächeln und Pacca schrie der zur Wuth gereizten Volksmenge zu, es sei Gottlob kein Unglück geschehen. In einem elenden Wagen fuhr man nun weiter und überall, wo man vorüberkam, begehrte das Volk unter Thränen den Segen und küßte die Hände des heiligen Vaters, der genöthigt war, solche zum Wagen hinaus zu halten. Um ein Uhr Nachts kam man auf der Carthause zu Florenz an. Kaum aber hatten sie sich einige Stunden niedergelegt, so traf der Befehl ein, der Papst solle augenblicklich weiter reisen und Pacca von ihm getrennt werden. Der Kardinal, den man zuerst weckte und von diesem grausamen Befehl in Kenntniß setzte, trat tiefbetrübt in das Zimmer des heiligen Vaters und fand ihn ganz erstaunlich ermattet. Sein Angesicht war wie von grüner Farbe überzogen, mit allen Anzeichen eines Mannes, der in den tiefsten Schmerz versenkt war. Sobald er Pacca erblickte, sagte er: „Wir bemerken, daß diese durch alle diese Strapatzen uns zu tödten suchen; wir sehen voraus, daß wir ein solches Leben nicht lange aushalten können." Tief betrübt hörte er, daß Pacca, dieser Simon von Cyrene, der ihm sein Kreuz tragen half, von ihm getrennt werde. Pacca begleitete ihn bis zu seinem Wagen und kehrte heftig bewegt, daß er die geheiligte Person des Papstes in den Händen fremder Militärpersonen lassen mußte, in sein Zimmer zurück. Auf der Reise durch Piemont empfing der Papst überall die Zeichen der innigsten Verehrung und Theilnahme. In einem Dorfe segnete er die Einwohner, die auf den Knieen lagen. Da bat er die Leute, man möge ihm ein wenig frisches Wasser bringen. Die ganze Menge erhob sich auf einmal. Man bot dem heiligen Vater Erfrischungen aller Art und da er nicht Alles annehmen konnte, was man ihm darbot, so mußte er es wenigstens berühren. „Ich, ich, heiligster Vater, auch ich!" riefen die guten Leute. Mehrmals wollte man ihn aus den Händen der Gensdarmen befreien, allein der heilige Vater bat flehentlich, man möge keinen Widerstand leisten. Je näher man Frankreich kam, desto größer wurde die Begeisterung der Gläubigen.

Grenoble war das Ziel der Reise. Dort traf der hei-

lige Vater mit seinem treuen Staatssekretär Pacca zusammen. Die tapfere Garnison von Saragossa war hier kriegsgefangen. Diese spanischen Helden erhielten die Erlaubniß, dem heiligen Vater entgegenzugehen. Als sein Wagen erschien, fielen alle wie ein Mann auf die Kniee. Der Papst neigte sich beinahe mit ganzem Leibe vorwärts und segnete die Kinder jenes Landes, das mit dem heiligen Stuhle die einzigen beiden widerstrebenden Gegenwehren Napoleons waren.

Aber nur kurze Zeit dauerte der Aufenthalt des heiligen Vaters zu Grenoble. Auf Napoleons Befehl wurde der Papst nach Savona, einer Stadt am Meeresbusen von Genua, gebracht. Die Reise dahin gleich einem Triumphzuge; namentlich wurde er in der alten päpstlichen Stadt Avignon und zu Nizza auf das festlichste empfangen. Pacca wurde auf die Festung Fenestrella verbannt, welche auf den schneebedeckten Alpen an der Grenze Frankreichs und Italiens liegt. Eben so wurden dreizehn Kardinäle, die sich zu Paris aufhielten, in verschiedene Städte Frankreichs verbannt, weil sie bei der kirchlichen Einsegnung der Ehe Napoleons mit der Erzherzogin Louise nicht zugegen waren. Auch gebot ihnen Napoleon, den Purpur abzulegen und sich schwarz zu kleiden.

Der heilige Vater wurde zu Savona auf das strengste bewacht. Er verlangte von dem Kaiser nichts, wollte nichts von dem annehmen, der die Kirche beraubt hatte; die Almosen der Gläubigen genügten ihm. Was ihm den tiefsten Kummer bereitete, war die Unterbrechung aller Verbindung mit den Bischöfen, die Störung seines Amtes, die so nachtheilig auf die Kirche einwirken mußte. Doch trug er sein hartes Loos mit religiöser Ergebung, ruhig und heiter und ohne die geringste Bitterkeit in seinen Reden. In seinem einsamen, trostlosen Zustande fühlte er sich wohl unglücklich; immer aber ist er groß und der Statthalter Christi auf Erden.

6. Pius zu Savona. Napoleon fragt französische Prälaten um Rath. Der Abbé Emery.

Die Beweggründe, warum Napoleon so schwere Verfolgungen über den heiligen Vater und seine treuen Kardinäle

verhängte, gingen von seinem Lieblingsplan aus, dem Papste die weltliche Herrschaft zu nehmen und ihn nach Paris zu versetzen. Er ließ ihm deßhalb zwei Millionen Francs Jahrgehalt und den erzbischöflichen Palast zu Paris als Residenz anbieten. Die geistliche Macht des Papstes sollte sein Reich stützen. Noch auf St. Helena äußerte er: „Die Ansiedlung des römischen Hofes in Paris würde fruchtbar an großen politischen Ereignissen gewesen sein. Der päpstliche Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen würde die Bande des großen Reichs befestigt haben. Der Einfluß des Oberhauptes der Christen auf die Katholiken in England, Irland, Rußland, Preußen, Oesterreich, Ungarn und Böhmen würde der Erbtheil Frankreichs geworden sein.“ Der Papst konnte aber in diesen Plan des Kaisers nicht eingehen, ohne einen Verrath an dem Erbe des heil. Petrus zu begehen, ohne die Kirche in die Knechtschaft eines hochmüthigen Eroberers zu liefern. Er weigerte sich daher standhaft und duldete Mißhandlung und schmachvolle Gefangenschaft.

Dadurch aber, daß der Papst in seiner Gefangenschaft ohne den Rath der Kardinäle die erledigten Bischofssitze nicht besetzen konnte und noch weniger den von dem Bannfluche getroffenen Napoleon ernannten Bischöfen die päpstliche Bestätigung ertheilen konnte und wollte, waren viele Kirchen ohne Hirten. In Deutschland gab es nur noch acht Bischöfe und ein großer Theil der Diöcesen wurde von apostolischen Vikaren verwaltet. Das einzige Recht des Papstes, die Bischöfe zu bestätigen, hatte man bis jetzt unangetastet gelassen. Auch dieses letzte Recht wurde nun in Frage gestellt. Es kam die Gefahr, daß die Kirche Frankreichs ohne den Papst für sich selber sorgen werde, die Gefahr einer Trennung vom apostolischen Stuhle. Da erklärte Pius mit großer Festigkeit, daß jede Ernennung zum bischöflichen Amte ohne seine Genehmigung null und nichtig sei. Napoleon gerieth darüber in die höchste Wuth und befahl, die Gefangenschaft des heiligen Vaters so hart als möglich zu machen. Man legte Siegel an seine Schriften, nahm ihm Feder und Papier und beraubte ihn sogar seines Breviers und der Tagzeiten der seligsten Jungfrau. Es wurden ihm von nun an täglich nur

fünf Paoli zu seinem Unterhalt angewiesen; aber die frommen Einwohner von Savona sandten Vorräthe, damit der heilige Vater und die wenigen Diener, die ihm geblieben, nicht darben mußten. Der Präfekt des Departements eröffnete ihm einen großen kaiserlichen Befehl, der ihm verbot, mit irgend einer Kirche des Kaiserreichs und irgend einem Unterthan des Kaisers Gemeinschaft zu pflegen bei Strafe des Ungehorsams von seiner Seite und von Seite der Kirche und des Unterthans. Er höre auf, das Organ der Kirche zu sein, weil er Rebellion predige und seine Seele ganz voll Galle sei und weil ihn nichts klug machen könne, so werde er sehen, daß der Kaiser mächtig genug sei, zu thun, was seine Vorgänger gethan haben, einen Papst abzusetzen. — Der Papst ertrug diese Gewaltstreiche mit heldenmüthiger Festigkeit und sprach: „Ich will seine Drohungen zu den Füßen des Gekreuzigten niederlegen und überlasse es Gott, meine Sache zu rächen, denn sie ist seine eigne."

Um nun die kirchlichen Angelegenheiten, die die Ruhe des Staates gefährdeten, ohne den Papst zu ordnen, berief Napoleon mehrere Erzbischöfe, Bischöfe, den ehrwürdigen Abbé Emery und den Pater Fontana zu einer Berathung. Er legte ihnen die Fragen vor, an wen man sich wenden müsse, um Dispensen zu erhalten und was zu thun sei, wenn der Papst die Bestätigung der Bischöfe verweigere. Nachdem sich dieselben darüber besprochen hatten, erklärte die Mehrzahl, die Kirche von Frankreich müsse für ihre Erhaltung selbst sorgen. Da sich der Kaiser einer günstigen Antwort versichert hielt, berief er dieselben zu einer außerordentlichen Versammlung im März 1811 ganz unvermuthet zusammen. Er ließ zwei volle Stunden auf sich warten, weil er der Meinung war, Menschen, welche lange gewartet hätten, wären stumpfsinniger. Umgeben von seinen Großoffizieren und Staatsräthen erschien dann der Kaiser in der Versammlung und hielt eine heftige Rede gegen den Papst voll Irrthümer und Verläumdungen. Niemand wagte dem furchtbaren Manne zu widersprechen. Nur der Abbé Emery, ein eben so gebildeter, als tugendhafter Greis, der durch die Stürme der Revolution unbefleckt gegangen war, hatte den Muth, die Wahrheit zu sagen. — Napoleon wandte sich zuerst an ihn mit der Frage: „Mein Herr, was halten Sie von der Gewalt des Papstes?" — Emery antwortete: „Sire, ich kann hierüber keine andere Gesinnung haben, als jene, die in dem Kathechismus enthalten ist, der auf Ihren Befehl in allen Kirchen gelehrt wird. Auf die Frage nun: „„Was ist der Papst?"" steht darin die Antwort: „„Er ist das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter Jesu Christi, dem alle Christen Ge-

horsam schuldig sind."" Kann nun je ein Körper seines Hauptes, kann er desjenigen entbehren, dem er nach göttlichem Rechte Gehorsam schuldig ist." Nachdem nun Emery sich noch weiter über die Gewalt des Papstes freimüthig erklärt hatte, schloß er mit der Bemerkung, daß ein Concilium, das der Kaiser zu berufen beabsichtige, keine Gültigkeit haben würde, wenn es vom Papste getrennt würde. Nachdem Napoleon das Wort Katechismus gemurmelt hatte, fuhr er fort: „Nun denn, ich streite Ihnen die geistliche Gewalt des Papstes nicht ab, da er dieselbe von Jesu Christo empfangen hat; aber Jesus Christus hat ihm die zeitliche Macht nicht gegeben. Diese hat Karl der Große ihm gegeben; und ich, der Nachfolger Karl des Großen, will dieselbe ihm hinwegnehmen, weil er sie nicht zu gebrauchen weiß und sie ihn verhindert, seine geistlichen Amtsverrichtungen auszuüben. Wie denken Sie hierüber, Herr Emery?" — Emery antwortete: „Sire, Eure Majestät ehren den großen Bossuet, und finden Gefallen daran, ihn oft anzuführen. Nun kann ich selbst keine andere Gesinnungen haben, als Bossuet ausspricht, der ausdrücklich behauptet, die Unabhängigkeit und volle Freiheit des Oberhauptes der Religion seien nothwendig für die freie Ausübung der höchsten geistlichen Gewalt in der Ordnung, welche durch die große Menge der Königreiche und Kaiserreiche besteht. Ich will dem Texte gemäß die Stelle anführen, die meinem Gedächtnisse genau gegenwärtig ist. Bossuet, Sire, spricht also: „Wir wissen es wohl, daß die römischen Päpste und der priesterliche Stand durch die Verleihung der Könige Güter, Rechte und Fürstenthümer erhielten und solche rechtmäßig besitzen, wie andere Menschen mit sehr gutem Rechte derselben besitzen. Wir wissen, daß diese Besitzungen, insofern sie Gott gewidmet sind, heilig sein müssen und daß man solche, ohne gotteslästerlichen Raub, nicht überfallen, noch rauben und an Weltliche verschenken kann. Man hat dem apostolischen Stuhle die Oberherrschaft über die Stadt Rom und andere Besitzungen verliehen, damit der heilige Stuhl freier und gesicherter seine Gewalt in der ganzen Welt ausübte. Dazu wünschen wir nicht nur dem apostolischen Stuhle, sondern auch der gesammten Kirche Glück, und beten aus ganzem Verlangen unsers Herzens, daß dies geheiligte Fürstenthum auf alle Weise frei und unberührt bleibe." — Darauf sprach Napoleon mit vieler Ruhe: „Ich verwerfe das Ansehen Bossuet's nicht; dies Alles war wahr zu seiner Zeit. Als Europa mehrere Oberherrn anerkannte, war es nicht schicklich, daß der Papst einem besonderen Souverain unterworfen wäre; allein was kann es wohl wehren, daß der Papst mir unterworfen sei, jetzt, da Europa keinen andern Herrn als mich allein anerkennt?"" Auf diese Uebertreibungen des Ehrgeizes bemerkte Emery, es könnte wohl sein, daß die von Bossuet vorhergesehenen Nachtheile unter der Regierung Napoleons und seines Nachfolgers nicht statt-

fänden; „aber, Sire, fügte er bei, Sie kennen die Geschichte der Revolutionen so gut als ich; es ist möglich, daß, was jetzt besteht, nicht immer bestehe; und dagegen könnten die Nachtheile, die Bossuet vorhersah, abermal erscheinen. Man muß also eine mit so großer Weisheit gegründete Ordnung nicht ändern."

Als Napoleon die Sitzung aufhob, bemerkten ihm einige Prälaten, die für den freimüthigen Emery besorgt waren, Herr Emery, der bereits durch sein hohes Alter gebeugt wäre, habe ihm vielleicht mißfallen. Darauf erwiederte der Kaiser: „Ihr seid irrig; ich zürne dem Abbé Emery keineswegs; er hat wie ein Mann gesprochen, der seinen Gegenstand kennt und inne hat und ich sehe es gern, daß man also mit mir spreche. Herr Emery denkt nicht, wie ich; aber Jedermann darf hier seine freie Meinung haben." Als Napoleon beim Weggehen vor dem Abbé Emery vorüberkam, grüßte er ihn mit einem Ausdruck der Achtung und Ehrerbietung.

7. Nationalconcil zu Paris.

Die freimüthigen Worte des ehrwürdigen Abbé Emery hatten Napoleons Plan nicht zu erschüttern vermocht; er versuchte nun durch eine zahlreiche Versammlung französischer und italienischer Bischöfe seine Absichten zu erreichen. Auf ein im Soldatenstyl abgefaßtes Umlaufschreiben des Kaisers erschienen sie zu Paris und bildeten da das sogenannte Nationalconcil zu Paris (9. Juni 1811). Man wollte durch diese zahlreiche Versammlung von Bischöfen den Papst erschrecken und für die Forderungen des Kaisers biegsamer machen. Denn die Entscheidungen dieses Concils ohne Bestätigung derselben durch den Papst konnten dem Kaiser nicht genügen, weil dadurch eine Spaltung der Kirche entstanden wäre, die der Kaiser nicht wollte. Man sandte daher mehrere Bischöfe nach Savona an den Papst, welche durch lästige Zudringlichkeiten, unrichtige Berichte und übertriebene Schilderungen von dem traurigen Zustande der ihrer Hirten beraubten französischen Bisthümer, endlich gewisse Bewilligungen von dem niedergebeugten Gefangenen erhielten. Sobald sie diese erhalten hatten, reisten sie nach Paris ab. Pius erkannte bald die Wichtigkeit dieser abgedrungenen Zugeständnisse, bereuete schmerzlich seinen Schritt und verfiel in eine tiefe Schwermuth. Das Nationalconcil zu Paris nahm indessen einen üblen Ausgang. Der Suffraganbischof Kaspar Mari-

milian von Droste-Vischering erklärte mit edlem Freimuth, die versammelten Bischöfe sollten sich an die Stufen des Thrones begeben und um die Befreiung des heiligen Vaters bitten. Einige Bischöfe traten ihm bei, die meisten aber widersprachen aus Furcht, den Monarchen zu beleidigen. Da später drei Bischöfe erklären wollten, es fehle ihnen die Gewalt, in so wichtigen Fragen zu entscheiden, hob der Kaiser die Versammlung auf und schickte diese Bischöfe ins Gefängniß. Mehrere Kardinäle und Bischöfe begaben sich darauf nach Savona und brachten es dahin, daß Pius mehreren von dem Kaiser ernannten Bischöfen die Bestätigung ertheilte und zugab, daß der Metropolit im Namen des Papstes den neuernannten Bischöfen die kirchliche Bestätigung ertheilen dürfe, wenn vorher dem Papste alle Urkunden bezüglich der Neuernannten vorgelegt werden. Da man sich aber damit nicht begnügte und von dem Papste noch weitere Zugeständnisse, die er ohne arge Verletzung seines Amtes nicht geben konnte, verlangte, verweigerte Pius standhaft alle derartige Zumuthungen. Darauf wurden die unterdessen abermals versammelten Bischöfe plötzlich entlassen.

8. Pius zu Fontainebleau.

Während des folgenden Winters und des Frühjahrs 1812 ließ man dem heiligen Vater Ruhe; der Feldzug nach Rußland beschäftigte den großen Eroberer. Am 9. Juni 1812 traf zu Savona plötzlich der Befehl ein, der Papst möge sich zu einer Reise nach Frankreich vorbereiten. Am andern Morgen mußte er schon die beschwerliche Reise antreten. Die päpstlichen Gewande durfte er nicht anlegen, damit man ihn nicht erkenne und ihm die von Napoleon so beneideten Ehrenbezeugungen nicht erweise. Mit der Schnelligkeit eines Courirs in den heißesten Tagesstunden setzte man die Reise fort und gelangte in später Nacht auf den Mont Cenis an das Hospitium der Cistercienser. Hier erkrankte der heilige Vater schwer, so daß die Offiziere, die ihn begleiteten, bei der Regierung zu Turin anfragen ließen, ob sie die Reise fortsetzen sollten. Sie erhielten den barbarischen Befehl, ihren Auftrag auszuführen und so kam es, daß der todtkranke Papst, der

am Morgen des 14. Juni die Sterbsacramente empfangen hatte, in der folgenden Nacht weiter geschleppt wurde. Auf der ganzen Reise kam er nicht mehr aus dem Wagen, der in wenig bevölkerten Orten eine Zeit lang anhielt und daselbst in den Wagenschoppen der Posten mit dem Schlüssel eingesperrt wurde. Es gewinnt den Anschein, als ob man den Vater der Christenheit durch diese unerhörte Barbarei mürbe machen oder gar um's Leben bringen wollte. Doch die gerechte Strafe Gottes traf bald das Haupt desjenigen, der in seinem Uebermuth auf so schmachvolle Weise an dem heiligen Vater frevelte. Am 20. langte man zu Fontainebleau an. Der Papst mußte schwer erkrankt einige Wochen das Bett hüten. Die dem Kaiser ergebenen Kardinäle und Bischöfe durften den Papst besuchen. Sie stellten ihm den kläglichen Stand der Kirche dar, die Gefahr einer Spaltung, die Leiden der verbannten Prälaten und suchten ihn in dieser Weise einzuschüchtern und weich zu stimmen, damit er um so leichter auf die Forderungen des Kaisers einginge.

Fünf Monate nach der Ankunft des heiligen Vaters zu Fontainebleau kam Napoleon aus Rußland zurück. Die Erbitterung und Entrüstung der Katholiken in Frankreich, Deutschland und Polen über die schändliche Behandlung ihres Oberhauptes sprach sich jetzt, wo Napoleon geschlagen aus Rußland zurückkehrte, laut aus. Diese bedenkliche Stimmung der katholischen Völker öffnete dem Kaiser die Augen und er suchte sich scheinbar mit dem Kirchenoberhaupte auszusöhnen. Am Neujahre 1813 ließ Napoleon dem heiligen Vater Glück wünschen und sich nach seiner Gesundheit erkundigen. Als er hörte, daß der völlig entkräftete Papst, der beinahe keine Nahrung mehr zu sich nahm, geneigt schien, den wiederholten Zudringlichkeiten nachzugeben, so begab sich der Kaiser mit seiner Gemahlin am 20. Januar nach Fontainebleau in der Absicht, den längst gewünschten Vertrag mit dem Papste zum Abschluß zu bringen. Er umarmte den heiligen Vater, küßte ihn und gab ihm viele Zeichen von Herzlichkeit und Freundschaft. Schon am folgenden Tage änderte sich das Schauspiel. Bei den Unterhandlungen sprach Napoleon mit ungemeinem Stolze, in einem gebieterischen und zuweilen verachtenden Tone. Der

71jährige, kranke Papst unterzeichnete endlich, von dem Kaiser und den Kardinälen gedrängt, am 25. Januar eilf Artikel, die man ihm vorlegte und von denen man sagte, daß sie nur vorläufige Artikel seien, worüber er mit allen Kardinälen sich noch besprechen dürfe. Kaum aber waren diese Punkte vom Papste und Kaiser unterzeichnet, so wurden dieselben auch unter dem Namen Concordat von Fontainebleau veröffentlicht und in allen Kirchen die Absingung eines Te Deum angeordnet. Die verbannten Kardinäle erhielten ihre Befreiung.

Nach der Abreise des Kaisers verfiel der heilige Vater in eine tiefe Schwermuth. In jenen eilf Artikeln hatte er wesentliche Rechte des heiligen Stuhls und die weltliche Herrschaft über Rom aufgegeben. Er mußte auf gewisse Weise immer in Frankreich bleiben und da wohnen, wo es dem Kaiser beliebte, ihn hinzusenden. Von den verbannten Kardinälen traf zuerst di Pietro bei dem Papste ein, und machte ihn auf die unglücklichen Folgen jener Artikel aufmerksam. Die übrigen nachfolgenden Kardinäle redeten in derselben Weise und baten ihn, jene Artikel zu widerrufen und für null und nichtig zu erklären. Der Papst sah hierin das einzige Mittel, jenen Fehler der Schwäche wieder gut zu machen, der ihm und allen frommen Katholiken so viele betrübte Stunden bereitete. Mehrere Tage schrieb er an seinem Widerruf, der an den Kaiser gerichtet war und wovon die Kardinäle viele Abschriften machten, um sie zu verbreiten. In diesem Widerrufe erklärte er, daß ihn die Furcht vor den göttlichen Gerichten, denen er in Anbetracht seines vorgerückten Alters so nahe stehe, über jede andere Rücksicht erhebe. Seit jenem 25. Januar, wo er jene Artikel unterzeichnet habe, foltere seinen Geist die lebendigste Reue, er kenne weder Ruhe noch Frieden. Er verlange mit der Hülfe des Herrn, daß jenes Schreiben gänzlich vernichtet und als ungültig erklärt werde, damit daraus kein Schaden für die Kirche und kein Nachtheil für seine Seele entstehe. — Der Papst übergab diesen Widerruf dem Obersten Lagorsse mit dem Auftrag, denselben alsbald dem Kaiser persönlich einzuhändigen und fühlte sich jetzt von einer schmerzlichen Last erleichtert. Napoleon gab

sich listig den Anschein, als wisse er nichts von diesem Schreiben des Papstes, ließ das Concordat als Staatsgesetz bekannt machen und bedrohte die Uebertreter desselben mit Strafe. Den Kardinal di Pietro, dem vermeintlichen Urheber des Widerrufs, ließ er gefangen nach Auxonne abführen und dem Papste die Erklärung abgeben, Pietro sei ein Feind des Staates.

Nach den Niederlagen, die das französische Heer im Jahr 1813 trafen, bot man dem Papste Rom und einen Theil der Provinzen an; allein der heilige Vater antwortete, er lasse sich in keine Unterhandlungen ein; er verlange nichts, als sobald als nur möglich nach Rom zurückzukehren. „Es ist wohl möglich," fügte er hinzu, „daß unsere Sünden uns unwürdig machen, Rom wieder zu sehen; aber unsere Nachfolger werden die Staaten wiederbekommen, die ihnen angehören. Uebrigens kann man den Kaiser versichern, daß wir nicht sein Feind sind; dies würde uns die Religion nicht erlauben. Wir lieben Frankreich; und sind wir einmal zu Rom, dann wird man sehen, daß wir thun werden, was sich geziemt."

9. Papst Pius kehrt nach Rom zurück.

Die Heere der Verbündeten näherten sich den Grenzen Frankreichs; Napoleon raffte seine letzten Kräfte zusammen, um dem gewaltigen Andrang zu widerstehen. Man wollte daher den Papst von einem Orte entfernen, an welchem die fremden Truppen in wenigen Tagen eintreffen konnten. Am 22. Januar 1814 traf der Oberst Lagorsse zu Fontainebleau ein und eröffnete dem heiligen Vater, er habe den Befehl erhalten, ihn morgen nach Rom abzuführen. Am Morgen des 23. Januar empfing der Papst alle Kardinäle und sprach zu ihnen mit heiterer Miene, daß sie, ob vereint oder neuerdings zerstreut, ein Betragen beobachten sollten, das ihrer Würde und ihrem Character gezieme. Durch ihr Benehmen sollten sie den Schmerz bezeugen, den sie gerechter Weise empfinden müßten, die Kirche so schrecklichen und so thränenwerthen Drangsalen Preis gegeben zu sehen und das Oberhaupt derselben als einen Gefangenen betrachten zu müssen. Er zweifele nicht daran, daß sie dem Eide sich getreu erweisen, den sie geleistet hätten, und daß man an ihnen eifrige Vertheidiger

der Rechte des apostolischen Stuhles finde. — Nachdem er in der Schloßkapelle gebetet und das versammelte Volk gesegnet hatte, bestieg er den Reisewagen unter dem lauten Weinen vieler Menschen, die nicht wußten, welchen neuen Prüfungen man ihn aussetze. Die Kardinäle wurden einzeln in verschiedene Städte Südfrankreichs abgeführt, keiner derselben durfte den heiligen Vater begleiten. Auf seiner Reise durch die südlichen Provinzen Frankreichs empfing der heilige Vater die größten Beweise von Verehrung. Bei einem solchen Ausbruche des Beifalls und Jubels der Bewohner einer Stadt an der Rhone zitterte der Oberst Lagorsse vor Wuth und fragte mit lauter Stimme: „Was würdet ihr thun, wenn der Kaiser käme?" Das Volk zeigte auf die Rhone und antwortete: „Wir würden ihm zu trinken geben." Als der darüber aufgebrachte Oberst drohete, rief einer aus dem Volke: „Was, habt ihr auch Durst?"

Indessen wurde Paris von den verbündeten Heeren besetzt und Napoleon die Insel Elba als künftige Besitzung und Verbannungsort angewiesen. Die neue französische Regierung gab den Befehl, den heiligen Vater alsbald nach Rom abgehen zu lassen und ihm auf seiner Reise alle Ehrenbezeugungen zu erweisen. Mit unaussprechlicher Freude wurde er in allen Städten seines Landes empfangen und hielt am 24. Mai seinen feierlichen Einzug in Rom. Die Pferde wurden ausgespannt und sein Wagen vom jubelnden Volke gezogen. Viele konnten vor Thränen und Schluchzen keinen Freudenruf hervorbringen und gaben mit den Händen und Augen, so gut sie konnten, ihre Freude zu erkennen. In der Kirche zu Sanct Peter fiel der heilige Vater auf die Kniee und brachte Gott die innigsten Danksagungen für seine Befreiung und glückliche Rückkehr dar. — Am 26. September konnte der Papst alle Kardinäle um sich versammeln und ihnen seine Freude ausdrücken, nach so schrecklichen Ereignissen sie wieder um seine Person geschaart zu sehen, damit sie ihm mit Rath und That beistehen und den Schaden der Kirche verbessern helfen.

Nur eine kurze Ruhe war dem heiligen Vater nach seiner glücklichen Rückkehr nach Rom gegönnt; ein neuer Sturm

erhebt sich wider ihn, dem er nur durch die Flucht entging. Am 26. Februar 1815 verließ Napoleon mit einer kleinen Schaar Getreuer die Insel Elba, betrat den französischen Boden und die Truppen gingen zu ihm über. Ludwig XVIII. mußte seine Hauptstadt verlassen. Nach einer Regierung von hundert Tagen verlor aber Napoleon seine Krone durch die Schlacht bei Waterloo und wurde von den Engländern, denen er sich auslieferte, auf St. Helena, einer öden Felseninsel Afrika's, ungefähr achthundert Meilen von Europa, gefangen abgeführt. Hier starb er am 5. Mai 1821 in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre.

Zur selben Zeit, als Napoleon Elba verließ, begehrte Mürat, den Napoleon zum König von Neapel eingesetzt hatte, von dem Papste den Durchzug von 12,000 Mann durch die römischen Staaten. Der Papst verweigerte das Recht dazu und da dessen ungeachtet die neapolitanischen Truppen in das römische Gebiet eindrangen, verließ er Rom und begab sich nach Genua. Durch die schnelle Entscheidung dieser neuen Verwicklung, die Napoleon herbeigeführt hatte, war es dem Papste möglich geworden, nach dritthalbmonatlicher Abwesenheit in seine Residenz Rom wieder zurückzukehren. Pius, der gewohnt war zu vergessen und zu verzeihen, gewährte dem Kardinal Fesch und der Mutter Napoleons eine Zufluchtsstätte zu Rom und verwendete sich bei der englischen Regierung, um die Gefangenschaft Napoleons zu erleichtern.

10. Pius letzte Regierungsjahre; sein Tod.

Der heilige Vater benützte die Jahre, die ihm nach seiner Befreiung aus französischer Gefangenschaft Gott noch verliehen, zum Heil der Kirche, zum Nutzen und zur Wohlfahrt seiner Unterthanen. Er empfing von den Monarchen Europa's, katholischen sowohl als auch von protestantischen, die rührendsten Zeichen der Verehrung, die dem großen Dulder und frommen Oberhirten gebührten. Durch den Kardinal Consalvi ließ er auf dem Wiener Congresse gegen Bestimmungen protestiren, die der katholischen Kirche nachtheilig waren. Auf den allgemeinen Wunsch der Christenheit stellte er am 7. August 1814 den Jesuitenorden wieder her, der auch bald

in den katholischen Ländern festen Fuß faßte. Die zerrütteten Verhältnisse der katholischen Kirche in Frankreich, Neapel, Sardinien, Rußland und Deutschland wurden durch abgeschlossene Verträge neu geordnet. In freudiger Thätigkeit für die Sache Gottes, unter stets erneuerten Beweisen von Ergebenheit der Fürsten und Völker Europa's gegen den ehrwürdigen Greis flossen seine letzten Tage, von Gott beglückt und gesegnet, dahin. Am Abend des 6. Juli 1823, dem Jahrestag seiner gewaltsamen Entführung, wollte der schwache Greis von seinem Lehnstuhl aufstehen, lehnte sich in dieser Absicht auf seinen Schreibtisch und suchte nach der Seidenschnur, die deßhalb an der Wand angebracht war. Mühsam erhob er sich, konnte aber die Seidenschnur nicht erreichen und fiel auf die Marmorplatten zwischen dem Tisch und dem Armsessel. Auf seinen Hülferuf eilte man herbei und brachte ihn zu Bette. Die Wundärzte fanden, daß der obere Theil des Schenkels zerbrochen sei, verbargen aber dem hohen Kranken den Schenkelbruch. Er empfing sogleich die heilige Wegzehr. Als Ludwig XVIII. von Frankreich diese Nachricht erhielt, sandte er eines jener mechanischen Bette, die man unlängst in Frankreich erfunden hatte, nach Rom. Sobald der heilige Vater auf dieses Bett gebracht wurde, fühlte er einige Linderung. Am 19. August stellten sich die Zeichen seines nahen Todes ein. Er sprach unbestimmt die Worte Savona und Fontainebleau aus, dann bewegten sich seine Lippen im frommen Gebete. Ein Gefühl allgemeiner Trauer herrschte zu Rom; die Kirchen füllten sich mit frommen Betern. Am 20. August 1823, früh um fünf Uhr, entschlief der fromme Oberhirt zu einem besseren Leben. Also starb der hohe Priester Pius VII. in einem Alter von einundachtzig Jahren, nachdem er über dreiundzwanzig Jahre der Kirche Gottes in Weisheit, Standhaftigkeit und Liebe vorgestanden. Sein Leichnam wurde in der St. Peterskirche beigesetzt.

Vor Napoleon, dem furchtbarsten der Cäsaren, hatten sich die Fürsten Europa's gebeugt; nur einer stand ungebeugt vor ihm, Pius VII. Gefangenschaft, Mißhandlung, Verbannung konnten den sonst so demüthigen, sanften und bescheidenen Papst nicht beugen, wo es galt, jene Rechte zu

wahren, die nicht seiner Person, sondern dem heiligen Stuhl, den er inne hatte, angehörten. Er stellte der christlichen Welt ein Schauspiel der heldenmüthigsten Geduld in den zahllosen Drangsalen, Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten dar, die seine Regierung auf die schmerzlichste Weise durchkreuzten. Wenn die Christenheit mit Theilnahme und Bewunderung auf die Tugenden und Leiden des heiligen Vaters blickte, so beeiferte sie sich auch ihrerseits, ihm durch zahllose Beweise der Achtung und Ehrfurcht eine ihr mögliche Entschädigung für seine Aufopferungen darzubringen.

Dreiundzwanzig Jahre lenkte Pius VII. mit Güte, Ergebung, Sanftmuth, aber auch mit heldenmüthiger Stärke das Schifflein des heil. Petrus. Der mächtigste Eroberer, der je gelebt, machte den Versuch, die päpstliche Gewalt von sich abhängig zu machen, aber es konnte ihm nicht gelingen. Die Geschichte Pius VII. beweist auf das klarste, daß auch die größte weltliche Macht den Stuhl des heil. Petrus nicht umstürzen kann, daß sie nur scheinbare Triumphe feiert über eine Gewalt, die von Gott stammt. Der da bindet und löset auf Erden, der über kirchliche Sachen richtet und die vielen hundert Bischöfe der katholischen Welt einsetzt, er muß frei sein von den Fesseln weltlicher Machthaber. Gott selber hat diese Wahrheit den Fürsten und Völkern deutlich vor die Augen gelegt: Pius VII. sitzt geehrt und geliebt auf dem Stuhle St. Peters und leitet frei die Kirche Gottes, während Napoleon, der Dränger und Verfolger der Kirche, der mächtigste Fürst der Erde, plötzlich von der Höhe seiner Macht herabstürzt und Gelegenheit erhält, auf einem afrikanischen Eiland Betrachtungen anzustellen über die Nichtigkeit dessen, was ohne Gott und gegen seine Ordnung unternommen wird.

Die Stürme der Revolution, die ganz Europa durchbrausten, hatten die alte kirchliche Ordnung und Einrichtung in den meisten europäischen Ländern eingerissen. Der Zustand der Kirche, namentlich in Frankreich und Deutschland, war ein beklagenswerther; die Kirchen waren meistens ohne Hirten, verödet, verlassen, im Verfall. Sobald die Fesseln von seinen Händen gefallen waren, arbeitete Papst Pius VII.

als ein wackerer Baumeister an dem verfallenen Hause Gottes, schloß Verträge mit den christlichen Fürsten, setzte Hirten ein, sandte Glaubensboten aus und ordnete also die zerrüttete Kirche Gottes mit Weisheit, Mäßigung und Stärke.

XXIII. Clemens August, Erzbischof von Köln. (1773–1845.)

1. Die Lage der Zeit.

Die Revolutionskriege hatten für die katholische Kirche Deutschlands die traurigsten Folgen; die politische Macht der Kirche wurde vernichtet, das Kirchengut eingezogen. Die Erzbisthümer am Rhein und alle noch übrigen Bisthümer fielen auf dem Congreß zu Wien größtentheils protestantischen Fürsten zu. Preußen, der Vorort des Protestantismus, ordnete zwar durch ein Concordat mit dem Papste die Angelegenheiten der ihm zugetheilten Katholiken und wir können nicht umhin anzuerkennen, daß im Vergleiche gegen die französische Herrschaft und überhaupt mit anderen Staaten die Bisthümer und Domkapitel reichlich ausgestattet wurden. Bald aber gewahrte man in einem Staate, der fünf Millionen Katholiken zählt, der also nicht als ein wesentlich protestantischer betrachtet werden kann, das Streben, dem Protestantismus überall Geltung und Uebergewicht durch Verdrängung der katholischen Elemente zu verschaffen. Dieses Streben ging weniger von dem Willen des Königs aus; vielmehr fand dasselbe in der Zeitrichtung, die sich als religiöse und kirchliche Gleichgültigkeit bezeichnen läßt, ihre Stütze und Nahrung. Wohin diese religiöse Gleichgültigkeit, diese Erschlaffung und Erlahmung des kirchlichen Bewußtseins und Lebens, diese Verwischung und Erbleichung alles Unterschieds, jeden Characters zwischen Katholiken und Protestanten und im weiteren Verlaufe zwischen Christen, Juden und Heiden geführt hätte im Großen und Ganzen, das hat uns die neueste Zeit an den sogenannten Deutschkatholiken im Kleinen gezeigt. Daß es nicht zu diesem religiösen Jammer im Großen gekommen ist, daß die Katholiken Deutsch-

lands sich wieder als Glieder der heiligen, über den Erdkreis verbreiteten katholischen Kirche fühlen und achten gelernt haben, das verdanken wir dem großen Erzbischof Clemens August von Köln. Er hat die Hirten und Völker des katholischen Deutschlands aus jenem gefährlichen Schlafe geweckt, den der Feind der Kirche zum Ausstreuen des Unkrauts unter den Waizen trefflich zu benutzen verstand. Er erhob mit starkem Arme seinen Hirtenstab und wies auf die Grenzen hin, die Gott selber zwischen geistlichem und weltlichem Reiche gezogen hat. Mit Unerschrockenheit hat er den Kampf gegen die der Kirche gefährliche Zeitrichtung und die diese Richtung in Schutz nehmende Staatsgewalt begonnen und mit Selbstverläugnung beschlossen. Dieser Kampf ging zunächst von den gemischten Ehen aus; aber dies war nur der Punkt, wo sich die in allen ihren Lebensthätigkeiten gebundene katholische Kirche Luft machte. Mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, wo die Ländergebiete in Deutschland nicht mehr katholisch und protestantisch geschieden waren, wurden diese Ehen häufig. Es waren eigentlich keine gemischten Ehen, denn meistens fühlten die Ehegatten nicht, daß sie verschiedenen Glaubens seien; großentheils waren es Ehen aus Einem Gusse. Die verschiedenen bürgerlichen Gesetzgebungen über gemischte Ehen, wenn auch den katholischen Interessen nachtheilig, fanden keinen Anstoß mehr und die katholischen Geistlichen segneten diese Ehen ohne Umstände ein. Die Katholiken waren nur noch ein geduldetes, im beständigen Verschwinden begriffenes Häuflein. Die Provinz Schlesien liefert dafür den schlagendsten Beweis. Daß es in den Rheinlanden und Westphalen dahin nicht kam, ist das Werk des furchtlosen Glaubensbekenners auf dem heiligen Stuhl von Köln. Zwar legte dieser Kampf den greisen, ehrwürdigen Hirten in Fesseln, warf aber die Heerde aus denselben heraus und sicherte für immer die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche in jenen Gegenden und fand in allen katholischen Ländern den lautesten Beifall. Das längste Hirtenamt, mit angestrengtester Gewissenhaftigkeit, unter fortdauernder Begünstigung der Umstände geführt, hätte der Kirche nicht den kleinsten Theil des Nutzens gewährt,

den dieser kurzdauernde Kampf ihr eingetragen. Die deutsche Kirchengeschichte wird mit der Gefangenschaft des Erzbischofs von Köln einen neuen Abschnitt beginnen.

2. Clemens August vor dem Antritte des Erzbisthums Köln.

Clemens August stammt aus der freiherrlichen, nunmehr gräflichen Familie Droste von Vischering. Seit undenklichen Jahren zeichnete sich diese Familie durch wahre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus und hatte sich durch ganz Westphalen einer großen Achtung und Liebe zu erfreuen. Am 21. Januar 1773 wurde zu Vorhelm im westphälischen Kre se Beckum Clemens August geboren. Sein Vater, der Reichsfreiherr Clemens August Heidenreich war hochfürstlich münsterischer Geheimerath. Während die höheren Stände Deutschlands von dem aus Frankreich herüberwehenden Gifthauche des Unglaubens und der Weltliebe angesteckt waren, hatte zu Münster in Westphalen die fromme Innigkeit und streng katholische Sitte eine Zufluchtsstätte und Heimath gefunden. Hier wurde der mit schönen Naturanlagen ausgestattete Clemens August in der Furcht des Herrn erzogen. Unter der Leitung der frommen Eltern bildeten sich seine hervorstechenden Characterzüge kräftig aus: heilige Scheu vor Gott, hoher sittlicher Ernst, große Willensstärke. Als Clemens August fünfzehn Jahre alt war (1788), erhielt er den nachmals als Professor und Domdechant berühmten Katerkamp zum Lehrer und Erzieher. Dieser geistreiche, fromme und characterfeste Mann beugte seinen oft in Starrsinn ausartenden Willen und machte sein Herz für alles Gute und Edle empfänglich. Die tüchtigste Schule machte der junge Freiherr im Hause der frommen Fürstin Amalia von Galitzin, der Gemahlin des russischen Gesandten im Haag, welche sich wegen der Erziehung ihrer Kinder zu Münster aufhielt. Mit seinem Erzieher Katerkamp besuchte er alle Abend die Gesellschaft der ausgezeichnetsten Männer Münsters, die sich um die geistreiche Dame zu versammeln pflegten. Hier lernte er Fürstenberg, Overberg, Stolberg und andere berühmten Männer, wahre Muster reiner Tugend, kennen und

fühlte in sich das Bedürfniß, ihrem Beispiele nachzufolgen. Begeisterung für die heilige Kirche, die ihm der Umgang mit solchen Männern einflößte, entschied über die Wahl seines Lebensberufs. Er wählte den geistlichen Stand, wie seine Brüder Caspar Max und Franz Otto. Caspar Max, der ältere Bruder, ist jener, der als Weihbischof einst auf Napoleons Nationalconcil es gewagt, dem Kaiser zu widerstehen und die Freilassung des Papstes verlangte. 1826 wurde er Bischof von Münster, wo er in hohem Alter starb. Im nämlichen Jahre starb Franz Otto als Domkapitular zu Hildesheim. — Clemens August studirte mit großem Eifer an der durch ausgezeichnete Lehrer berühmten Universität Münster, erhielt eine Dompräbende im münster'schen Domstifte und machte im Jahr 1797 mit seinem Bruder Franz und seinem Erzieher Katerkamp eine Reise nach Italien, wo er zu Rom die Bande noch fester schlang, die ihn mit der heiligen Kirche vereinigten. Nach seiner Rückkehr empfing er von seinem Bruder, dem Weihbischof Caspar Max, die Priesterweihe, am 14. Mai 1798. Ohne eine bestimmte Seelsorge wirkte er bald da, bald dort als Prediger und Beichtvater segensreich. Im Jahre 1805 legte der Generalvikar und ehemalige Minister von Fürstenberg sein Amt nieder und schlug dem Domkapitel den zweiunddreißigjährigen Droste, weil er die Zeit begreife und Muth und Standhaftigkeit besitze, sich dem Andrang der Zerstörungswuth wie eine eherne Mauer entgegen zu stellen, zu seinem Nachfolger vor. Das Domkapitel wählte ihn darauf zum Generalvikar.

Clemens August erfüllte die von ihm gehegten Erwartungen. Seine erste Sorge verwendete er auf das Priesterseminar und stellte den würdigen Overberg, einen der größten Erzieher Deutschlands, als Regens auf. Dann richtete er seine Augen auf die armen Kranken und gründete zu Münster einen Verein barmherziger Schwestern für die Pflege derselben, der sich in den Jahren 1810 und 1811, wo zu Münster mehr als 20,000 Menschen an einer ansteckenden Krankheit starben, als eine große Wohlthat erwiesen hat. Als zur Zeit der französischen Herrschaft 1812 der damalige Domdechant von Spiegel durch Napoleon zum Bischof ernannt

wurde, mußte der Generalvikar Droste dem neuen Bischof seine Vollmachten abtreten. Der Papst löste nach seiner Befreiung das neue Kapitel als ungesetzlich auf, und nachdem sich Clemens in eigener Person zu Rom wegen Abtretung seiner Vollmachten gerechtfertigt hatte, trat er wieder als Gereralvikar ein.

Im Jahr 1813 kam Münster an die Krone Preußen. Zur Besorgung der Kirchen- und Schulangelegenheiten für die Provinz Westphalen wurde ein gemischtes Consistorium zu Münster eingesetzt. Da aber dieses Consistorium oder Schul-Collegium von dem weltlichen protestantischen Minister abhing, eine weltliche Behörde war und der Kirche zu wenig Einfluß auf die Leitung des Schulwesens gestattet wurde, so legte der Generalvikar Droste freimüthigen Protest ein und reichte zur Zeit des Aachener Congresses eine ungemein schöne Eingabe an den Staatskanzler und des Königs Majestät zur Wahrung der katholischen Interessen ein, die aber ohne Erfolg blieb. Noch bei anderen Gelegenheiten vertheidigte er die Rechte der Kirche mit Muth und Geschicklichkeit. So z. B. als die Universität Bonn errichtet wurde. Professor H e r m e s wurde von Münster nach Bonn berufen und die Mehrzahl seiner Schüler wollte mit ihm nach Bonn gehen. Der Generalvicar, der es als eine vorzügliche Pflicht ansah, über die Reinheit der Lehre und Diejenigen zu wachen, welche bestimmt sind, die Andern durch Wort und That zu belehren, gebot, daß Niemand ohne seine Erlaubniß außerhalb Münster Vorlesungen hören dürfe. Als das preußische Ministerium ihn zur Rechtfertigung seines Schritts aufforderte, legte er die Gründe dar, warum er diese Verfügung erlassen habe und fügte hinzu, daß er von derselben nicht abgehen werde. Darauf wurde die theologische Lehranstalt zu Münster eine Zeit lang von der Regierung aufgehoben. Bald darauf zog sich Clemens August von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte, auch nachdem er unter dem Bisthume seines Bruders zum Weihbischof ernannt worden war, in stiller Einsamkeit, widmete sich dem Gebete, der Betrachtung und den Werken christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Wie ein Pfarrer arbeitete er im großen Krankenhause, das von den barmherzigen Schwestern besorgt wurde.

3. Clemens August wird Erzbischof von Köln.

Als der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, 1835 gestorben war, hegte man zu Berlin den Wunsch, der Bischof von Calama, Clemens August, möge sein Nachfolger werden. Wohl war man noch seines Widerstandes gegen die Regierung eingedenk, aber man hatte damals das Bedürfniß, dem westphälischen Adel gefällig zu sein; auch hielt der ritterliche, tiefsinnige König für Recht, auf dem hohen erzbischöflichen Stuhl einen Katholiken von ächtem Schrot und Korn zu setzen. Dem Minister der geistlichen Angelegenheiten, Freiherrn von Altenstein, war es aber ein besonderes Anliegen zu erfahren, ob der Bischof von Calama die zwischen der preußischen Regierung und dem Erzbischofe Spiegel in Gemäßheit eines Breves des Papstes Pius VIII. vom 25. März 1830 geschlossene Uebereinkunft, welcher die Bischöfe von Trier, Münster und Paderborn beigetreten sind, auch seinerseits aufrecht erhalten werde. Der Minister beauftragte deßhalb den Domherrn Schmülling zu Münster, mit dem Bischof von Calama in eine vertrauliche Unterredung zu treten. Clemens August ließ den Minister versichern, „daß er sich wohl hüten werde, jene, gemäß dem Breve vom Papste Pius VIII. darüber getroffene und in benannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen."

Das Domkapitel zu Köln willfahrte dem Wunsche der Regierung und wählte am 1. Dezember 1835 einstimmig Clemens August zum Erzbischof von Köln. Am 29. Mai 1836 feierte er im hohen Dome die feierliche Besitznahme des erzbischöflichen Stuhls und verkündete an demselben Tage in einem schönen, herzlichen, einfachen Hirtenbriefe seinen Diöcesanen den Antritt seines Amtes. Seine Frömmigkeit verschaffte ihm bald das Vertrauen und die Ergebenheit der Gläubigen; aber leider konnte er seine Thätigkeit auf dem erzbischöflichen Stuhle nicht vollständig entfalten, indem er nach kaum anderthalbjähriger Wirksamkeit für immer aus seiner Diöcese entfernt wurde. Die Ursachen

seiner gewaltsamen Abführung waren die Hermesianer und die gemischten Ehen.

4. Der hermesische Streit.

Georg Hermes, anfangs Professor der Theologie zu Münster, dann in Bonn, gestorben daselbst am 26. März 1831, opferte, wie sein Todtenzettel sagt, vom frühesten Jünglingsalter alle Genüsse des Lebens dem Durste nach heiligem Wissen und dem Eifer für die christliche Religion; und wenn Menschen ihm einen Fehler vorwerfen konnten, so war es eine so rückhaltlose Hingebung aller Lebenskräfte für den Beruf des christkatholischen Lehrers, daß sein früher Tod allem Anschein nach eine Folge übergroßer Anstrengung für seine Lehrerpflichten sein mußte. Es ist übrigens nicht zu übersehen, daß dieser so große Eifer aus einem ungemeinen Vernunftstolze seine vorzügliche Nahrung empfing, so daß Hermes eine andere Meinung neben der seinigen nicht dulden konnte. Seine Schüler hingen mit ungemeiner Verehrung an ihm und der Erzbischof Spiegel von Köln war ein entschiedener Begünstiger dieser Lehrart, die sich bald über die Diöcesen Köln und Trier verbreitete. Am 26. September 1835 hatte der heilige Vater die hermesische Lehrart verdammt, „welche von dem kirchlichen Wege abweicht, den die ganze Erblehre und die heiligen Väter in der Erklärung und Anweisung der Glaubenslehre gebahnt hatten, ja sogar ihn stolz verachtet und verwirft, auf dem Zweifel, als der Grundlage aller theologischen Untersuchung eine finstere Bahn zu einem allseitigen Irrthume zu brechen sucht, und in dem Grundsatz, den er aufstellt, die Vernunft zur vorzüglichsten Richtschnur macht und sie als das einzige Mittel erklärt, durch welches der Mensch die Erkenntniß übersinniger Wahrheiten erlangen könne.“

Der neue Erzbischof von Köln fand bei seinem Einzuge in seine Erzdiöcese einen Theil der Kanzeln und fast alle Lehrstühle von dieser Sekte eingenommen und hielt es für seine Pflicht, die Macht derselben zu brechen und so dem Verdammungsurtheil der Kirche Geltung zu verschaffen. Das Verdammungsbreve war der preußischen Regierung nicht

amtlich zugesendet worden. Da es aber eine reine Glaubenssache enthielt, die unmöglich von der weltlichen Macht die Genehmigung zu erhalten hat, so glaubte der Erzbischof auch ohne vorherige Staatsgenehmigung die nöthigen Verfügungen erlassen zu dürfen. Er erließ an die Beichtväter der Stadt Bonn ein Rundschreiben, in welchem er das Lesen der Schriften des Hermes sowie den Besuch der Vorlesungen, deren Inhalt den hermesischen Schriften gemäß ist, verbot. Darauf verödeten die Hörsäle der Schüler des Hermes. Der Curator der Universität Bonn, Herr von Rehfues, begab sich darauf zum Erzbischof und bat ihn, jene in Frage stehende Punkte anzugeben und sie den Professoren vorzulegen. Der Erzbischof setzte achtzehn Thesen auf, die er den neugeweihten Priestern zur Unterschrift vorlegte. Die achtzehnte These lautete: „Ich gelobe und verspreche meinem Erzbischof in Allem, was sich auf Lehre und Disciplin bezieht, Ehrerbietung und Gehorsam, ohne allen inneren Vorbehalt, und bekenne, daß ich von der Entscheidung meines Erzbischofs nach der Ordnung der katholischen Hierarchie an Niemand, als an den Papst, als Haupt der ganzen Kirche, appelliren kann und soll.“ — Der protestantische Staat glaubte sich durch dieses Verfahren in seinen Rechten gekränkt und suchte den Erzbischof davon drohend zu überzeugen, während dieser sich auf rein geistlichem Gebiete bewegte und nur that, was er als Wächter des reinen Glaubens thun mußte. Doch würde die preußische Regierung die hermesische Sache nicht weiter in Schutz genommen haben, wenn der Erzbischof in einem ihr ungleich wichtigeren Punkte nachgiebiger gewesen wäre.

5. Der Streit wegen der gemischten Ehen.

Die katholische Kirche hat das Bewußtsein, daß sie allein im Besitze der wahren und ganzen Lehre Jesu Christi und der von ihm angeordneten Heilsmiteel ist. Ohne Anderen, die außer ihrem Schooße sich befinden, die Seligkeit abzusprechen, hält sie an der Ueberzeugung fest, daß außer ihrem Glauben Niemand der Seligkeit sicher sein könne. Wegen der Gefahr, das Seelenheil für sich selber und die Kinder zu verlieren, hat die Kirche die gemischten Ehen stets mißbilligt.

Sie erkennt wohl diese Ehen als wahre vollgültige Ehen an, versagt aber ihre Mitwirkung, ihren Segen, wenn der katholische Theil ihr nicht die Beruhigung entgegenbringt, seinen Kindern in einer katholischen Erziehung den ganzen Schatz der Wahrheit und Heiligmachung sichern zu wollen.

Die Landesgesetze traten dieser katholischen Anschauung vielfach feindlich entgegen und trieben die Tyrannei so weit, der Kirche zu befehlen, solche gemischte Ehen einzusegnen, wo die Kinder in einem ihr fremden Bekenntniß erzogen werden sollen, oder wie Görres sagt, einen Acker zu segnen, der ihr geraubt wurde. Nach der preußischen Cabinetsordre vom 17. August 1825 wird den katholischen Geistlichen verboten, von Verlobten verschiedenen Glaubens das Versprechen zu verlangen, die aus der Ehe zu erwartenden Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Ferner wird darin festgesetzt, daß die Kinder aus gemischten Ehen in dem Glaubensbekenntniß des Vaters erzogen werden und daß die seither von Verlobten dieserhalb eingegangenen Verpflichtungen als unverbindlich anzusehen sind. Die Bischöfe von Köln, Trier, Paderborn und Münster wandten sich in dieser wichtigen Angelegenheit im Einverständnisse mit dem König nach Rom, worauf Papst Pius VIII. in einem Breve vom 25. März 1830 Alles that, um der Krone Preußen zu genügen, ohne die kirchlichen Interessen zu verletzen. Was noch nie von Rom aus zugestanden worden ist, die passive Assistenz für den Fall, daß jede Bürgschaft für die katholische Kindererziehung verweigert wurde, gab der heilige Vater zu. Die passive Assistenz besteht darin, daß der katholische Geistliche bei der Eingehung solcher Ehen zugegen ist und die Handlung in das Kirchenbuch einträgt. Dieses Breve wurde aber erst am 13. Oktober 1834 den Pfarrern bekannt gemacht. Da die preußische Regierung noch günstigere Zugeständnisse verlangte, Papst Gregor XVI. aber erklärte, daß schon das Aeußerste zugestanden sei, was ohne Verrath an den Pflichten seines apostolischen Amtes zugestanden werden könne, so wandte sich die Regierung an den überall gefälligen Grafen Spiegel, Erzbischof von Köln. Zwischen diesem und dem preußischen Gesandten zu Rom, Geheimen Legationsrath Bunsen, wurde zu Berlin

eine „Uebereinkunft über die Ausführung des päpstlichen Breve" am 19. Juni 1834 abgeschlossen. Zwischen der Uebereinkunft und dem Breve selbst ist aber der Widerspruch unleugbar. Die ganze Unbestimmtheit des Breve's wird benutzt zu einer Erklärung im Sinne der Regierung. Die Uebereinkunft versichert, nach dem Breve könne die Cabinetsordre von 1825 erfüllt werden. Der Papst im Breve versichert ausführlich, daß er Gewissenshalber nicht vermöge, die Zugeständnisse zu gewähren, welche zur Vollziehung des königlichen Gesetzes nöthig seien. Nach dem Breve kann für alle Fälle, wo keine angemessenen Gewährleistungen der katholischen Erziehung der Kinder gegeben werden, nur die passive Assistenz statt finden. Dies ist der eigentliche Streitpunkt zwischen der Regierung und dem heiligen Stuhl; denn das königliche Gesetz fordert die unbedingte Zulassung, also vom Geistlichen die Trauung gemischter Ehen ohne jene Gewährleistungen. Nach der Uebereinkunft ist der Fall kaum denkbar, daß die Trauung verweigert werden könnte. Mit einem Worte, die Uebereinkunft ist eine Umgehung des Breve. Der König, der das päpstliche Breve bestätigte, genehmigte auch diese Uebereinkunft, die Bischöfe erklärten ihren Beitritt. Den Pfarrern wurde in einem Hirtenbriefe nur im Allgemeinen gesagt, daß die Schwierigkeit nunmehr gehoben und die mildeste Ausdeutung des Breve im Sinne der Bischöfe sei. Zugleich wurde ihnen die größte Vorsicht und die möglichste Geheimhaltung anempfohlen. Für den Fall, daß Pfarrer bei den bischöflichen Gerichten anfragten, war auch gesorgt. Die bischöflichen Gerichte hatten eine geheime Instruction — eben jene Uebereinkunft, wornach in beinahe allen Fällen die Trauung erlaubt wurde.

Als das Gerücht von dieser Sache zu Anfang des Jahres 1836 nach Rom kam, und man dem preußischen Gesandten davon Mittheilung machte, stellte derselbe in einer schlauen und zweizüngigen Weise Alles in Abrede. Aber noch in demselben Jahre kam die volle Wahrheit in dieser Sache nach Rom. Am 10. November 1836 starb der Bischof von Trier, Joseph von Hommer, und an diesem Tage unterzeichnete er einen Widerruf an den heiligen Vater, worin er sagt:

„Ich ließ mich bereit finden, dem Beispiele der Bischöfe von Münster und Paderborn folgend, der Uebereinkunft mit meiner Unterschrift beizutreten und nach dem Vorbilde jener Bischöfe meinem Vicariate die beiliegende Instruction zu geben, damit sie zur Entscheidung der über die gemischten Ehen entstehenden Anfragen diente. Jetzt aber, da ich von einer schmerzlichen Krankheit ergriffen in Lebensgefahr schwebe, und durch die göttliche Gnade erleuchtet, eingesehen habe, daß aus jenen Schritten für die katholische Kirche die schwersten Uebel entstehen werden, und daß die kanonischen Satzungen und Grundsätze der katholischen Kirche durch dieselben verletzt sind: widerrufe ich deßhalb, von Reue getrieben, freiwillig und aus eigener Bewegung, was ich in dieser höchstwichtigen Angelegenheit irrthümlich gethan habe."

Der neue Erzbischof Clemens August kannte die Instruction, welche die Bischöfe an die Vicariate erlassen hatten, nicht, und wurde vor seinem Amtsantritt derselben nicht erwähnt. Er gab nur das Versprechen, jene in Gemäßheit des Breve abgeschlossene Uebereinkunft aufrecht zu erhalten. Als er nach Köln kam, erfuhr er erst, daß eine geheime Instruction bestehe und da dieselbe nicht mit dem Breve übereinstimmte, so hielt er es für seine heilige Pflicht, nur insofern sie zu beobachten, als sie mit dem Breve in Einklang gebracht werden konnte. Er fand die von der Instruction angenommene Zulassung katholischer Trauung, ohne ein vorher von den Verlobten gegebenes Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder mit dem Breve im offenbaren Widerspruche und wies deßhalb die Pfarrer an, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben sei. Da der Erzbischof auf wiederholte Anfragen der Regierung erklärte, daß er nicht anders handeln könne, so erklärte ihm der Minister von Altenstein, des Königs Majestät hätten beschlossen, zur Aufrechthaltung ihres Ansehens und zum Schirm der Gesetze jene Maßregeln eintreten zu lassen, deren unmittelbare Folge die Hemmung seiner amtlichen Wirksamkeit sein werde. Der Erzbischof sandte darauf an den Minister folgende Antwort:

„Auf Ew. Excellenz gefälliges Schreiben beehre ich mich gehorsamst zu erwiedern, daß ich nicht weiß, Veranlassung gegeben zu haben zu der Meinung, als erkennte ich selbst die Unzulässigkeit mehrerer von mir in der hermesischen Angelegenheit gethanen Schritte an: die Sache ist rein kirchlich, da blos von der Lehre die Rede ist. Was die gemischten Ehen betrifft so erkläre ich hiermit, wieder-

holt und zwar im Einklange meiner, vor meiner Wahl Ew. Excellenz eingesendeten vertraulichen schriftlichen Erklärung: daß ich in den Angelegenheiten der gemischten Ehen gemäß dem päpstlichen Breve und der Seitens der Bischöfe an die Generalvikariate erlassenen Instruction, und zwar so verfahren werde, daß ich, so viel thunlich, beiden folge, wo aber die Instruction mit dem päpstlichen Breve nicht in Einklang zu bringen ist, mich nach dem päpstlichen Breve richte.

Ich muß jedoch gehorsamst bemerken, daß in meiner eben erwähnten, an Ew. Excellenz vor meiner Wahl eingesendeten Erklärung von der an die Vikariate erlassenen Instruction keine Rede war, auch nicht sein konnte, da Ew. Excellenz derselben nicht erwähnt hatten; und ferner, daß meiner vorstehenden Erklärung nicht Gewissenszweifel, sondern die feste Ueberzeugung zum Grunde liege: kein Bischof dürfe eine Erklärung geben, welche mit der angeführten im Widerspruche ist.

Ich darf übrigens nicht unterlassen, auch für mich die Gewissensfreiheit in Anspruch zu nehmen und die Rechte der katholischen Kirche und die freie Ausübung der katholischen Kirchengewalt zu verwahren, dabei auch gehorsamst zu bemerken, daß meine Verpflichtung gegen die Erzdiöcese und gegen die ganze Kirche mir verbietet, sowohl meine Amtsverrichtungen einzustellen, als mein Amt niederzulegen. In allen weltlichen Dingen bin ich Sr. Majestät gehorsam, wie es einem treuen Unterthan ziemt.

Köln, am 31. Oktober 1837.

Clemens August."

6. Der Erzbischof in der Gefangenschaft.

Der Erzbischof sah das Ungewitter heranziehen und traf die nöthigen Maßregeln. Er übergab den Ministerialerlaß nebst seiner Antwort dem versammelten Domkapitel zur Aufbewahrung und machte auch den Pfarrern eine Mittheilung dessen, was ihm bevorstehe. In seiner Schrift „über den Frieden unter der Kirche und den Staaten" hat der Erzbischof selbst seine Abführung von Köln nach Minden in schlichter, ehrlicher Sprache beschrieben.

„Am 20. November 1837 kam der Oberpräsident der Rhein-Provinz Herr von Bodelschwingh etwa gegen 6 Uhr Abends, unangemeldet, mit dem Regierungspräsidenten Herrn von Ruppenthal, dem Herrn Justitiarius der Regierung und dem Herrn Oberbürgermeister von Köln zu mir in meine Schreibstube; später kam noch der Obrist der Gensdarmerie in Koblenz, welcher mich nach Minden transportirt hat, hinzu.

Ich war im Schlafrocke, mein Kaplan Michelis war bei mir, welchen ich aber noch vor der Beendigung dieses Auftritts gebeten habe, in sein Zimmer zu gehen, und den ich nachher, weder in Köln, noch auf der Reise nach Minden, noch in Minden selbst wieder gesehen habe.

Im Hause hielten Gensdarmen und die Polizei Wache; der Gereons-Platz, wo meine Wohnung sich befindet, war ganz leer gemacht und von Militär umstellt. Der Oberpräsident las mir die Kabinetsordre des Königs vor, zufolge welcher ich mich freiwillig nach Münster zurückziehen oder gezwungen nach Minden transportirt werden sollte.

Der Oberpräsident legte mir meine Erklärung an den Minister mit der Frage vor: ob ich dabei beharre? worauf ich bejahend anwortete; dann fragte er mich: ob ich mich freiwillig nach Münster zurückziehen wollte? worauf ich erwiederte: daß der Hirt nicht freiwillig seine Heerde verlasse. Der Oberpräsident: Dann müsse er mich nach Minden transportiren lassen. — Ich: das müsse ich mir gefallen lassen. — Oberpräsident: ob ich der Gewalt weichen wolle. — Ich erwiederte: daß ich der Gewalt weiche.

Der Oberpräsident zog aus der Rocktasche meine Erklärung an den Minister und fragte: ob ich das kenne? Als ich darauf erwiederte, daß ich das allerdings kenne, und es ganz natürlich sei, daß ich mich gefreuet habe, da ich ja habe glauben müssen, die Sache sei abgemacht; darauf steckte er dies Aktenstück stillschweigend wieder ein.

Derselbe fragte mich, ob ich auch Jemand mitnehmen wollte, und als ich sagte: natürlich meinen Kaplan Michelis, gestand er das zu, aber nicht, daß er mit mir in meinem Wagen fahren könnte, welches freilich, da der oben erwähnte Obrist sich mit mir im Wagen, und auf dem Bock neben meinem Bedienten ein Gensdarm setzte, unmöglich gewesen wäre. Und als ich beim Einsteigen den Oberpräsidenten bat, mir den Herrn Michelis bald nachzuschicken, sagte er: das soll geschehen, ohne mir jedoch eben so wenig als früher zu sagen: daß Herr Michelis ganz von mir getrennt sein werde.

Daß ich meinen Kaplan mitnahm, war natürlich, um so mehr, da er mich früher gebeten hatte, ihn meine Gefangenschaft theilen zu lassen, wenn ich verhaftet werden würde, welches freilich wohl, außer mir, kaum Jemand für möglich hielt; ich hielt es nicht für wahrscheinlich, aber für möglich. Aber ein Kaplan, von dem ich völlig getrennt sein sollte, war mir selbstredend völlig unnütz.

Der Oberpräsident erklärte ganz zuletzt auch: ich könne nach Rom schreiben, auf dem gewöhnlichen oder außergewöhnlichen Wege; — wie ich das hätte machen sollen, weiß ich nicht; an dem Abend und von Minden aus konnte ich es nicht.

Der angespannte Wagen, um mich nach Münster oder Minden

zu fahren, stand vor meiner Hausthüre. Der Herr Oberpräsident wollte, ich sollte einpacken, da ich aber, wenn ich verreise, selbst das Meiste einzupacken pflege, auch nicht gewohnt bin, meine Kleidungsstücke und meine Wagekisten in meiner Schreibstube zu haben, ich auch meine Schreibstube nicht verlassen konnte, ohne daß einer der Herrn mitging, so konnte von Einpacken keine Rede sein.

Beim Abschied von einem der gegenwärtigen Herrn sagte ich unter Anderem: Ich weiche kein Haarbreit ab von dem, was ich erklärt habe. Als ich zum Einsteigen aus der Hausthüre gehen wollte, sagte ich dem Herrn Oberpräsidenten: Alle Haare unsers Hauptes sind gezählt, worauf er erwiederte: das gelte für uns Alle. Als der Herr Oberpräsident weg ging, eben da ich in den Wagen steigen wollte, sagte er mit einer sehr lauten Stimme: Die Thüren ihres Wagens werden von außen zugeschlossen. Das wäre nun freilich schwierig gewesen, ist auch nicht geschehen. Nach meiner Abführung hat man ein Paar meiner Schränke aufbrechen lassen; man hat auch von meinen Papieren weggenommen — ob blos Geschäftspapiere oder auch andere, weiß ich nicht.

Als ich nicht weit mehr von Minden war, fragte ich den mich begleitenden Obrist: ob ich in Minden auf die Festung gesetzt werden würde? worauf er erwiederte: nein, sondern ich würde mir in Minden ein Quartier miethen können. Sobald ich in Minden, wo ich in der Kommandantur abgesetzt wurde, angekommen war, bemerkte ich, daß ich ein Gefangener war, welches aber der Regierungspräsident nicht gelten lassen wollte, weil das Gouvernement es nicht wolle. Ich merkte wohl, daß ich meine Zimmer nicht verlassen konnte.

Der Regierungspräsident miethete nun für mich ein Quartier, und sagte mir, als er es gemiethet hatte, es sei verhältnißmäßig zu theuer, ohne mir zu sagen, für wie viel er accordirt hatte. Am Abend wurde ich im Wagen nach meinem Quartier gefahren, bei Herrn Kaufmann Vögeler; die Hausleute waren sehr freundliche, gefällige Leute. In dem Hause war Tag und Nacht zu meiner Bewachung abwechselnd ein Gensdarm oder ein Unteroffizier einquartiert, welchem die Hausschlüssel haben gegeben werden müssen, und welcher auch bei jedem Ausgang zur Kirche oder zur Bewegung mich begleitete. Ich habe keinen einzigen Besuch gemacht. Niemand durfte mich ohne einen Einlaßschein vom Regierungspräsidenten, in welchem die Anzahl der Tage, bisweilen auch die Stunden bestimmt waren, besuchen; ausgenommen waren: mein Freund der Domherr von Korff, welcher mir treulich bis zu Ende Gesellschaft geleistet hat, und der Oberpfarrer, Consistorialrath Zieren, und der Arzt. Keinen Brief konnte ich durch die Post absenden, es sei denn, daß der Regierungspräsident ihn zuvor gelesen hätte; da ich aber zu einem solchen Verfahren nicht die Hand bieten wollte, habe ich gar

keinen Brief geschrieben; auch sollte ich keinen Brief — alle gingen durch die Hände des Regierungspräsidenten — öffnen und lesen, oder der Regierungspräsident mußte ihn auch lesen; deßhalb öffnete ich die Briefe nicht, sondern schrieb darauf: als unbestellbar, ungeöffnet zurück. Das mißfiel in Berlin, und wurde der Post das Annehmen solcher Briefe verboten; ich habe aber mich daran nicht gestört. Einmal brachte der Stellvertreter des Herrn Regierungspräsidenten, da dieser abwesend war, einen Brief, welcher, nach der Aufschrift, vom Kardinal-Staatssekretär Lambruschini war; da er aber geöffnet war, gab ich ihn ungelesen zurück."

7. Die Folgen des Kölner Ereignisses.

Die gewaltsame Entfernung des standhaften Erzbischofs erfüllte die Herzen der Katholiken mit tiefem Schmerz. Am Morgen des 21. November verkündete ein an den Straßenecken angeheftetes, von den Ministern unterschriebenes Publicandum den Einwohnern Kölns die Entfernung ihres Erzbischofs. Als Ursachen seiner Entfernung vom Amte werden im Publicandum angegeben: der Erzbischof habe bald nach dem Antritte seiner Würde die mit derselben verbundene amtliche Wirksamkeit auf eine Weise auszuüben gesucht, welche ganz unverträglich mit den Grundgesetzen der Monarchie von keinem anderen Bischof derselben in Anspruch genommen wird, auch in keinem anderen deutschen Lande zugelassen sei. Er habe sich mit Willkühr über die Landesgesetze hinweggesetzt, das königliche Ansehen verkannt und verwirrende Störung in geordnete Verhältnisse gebracht. Wiederholte Versuche, ihn auf gütlichem Wege über die Schranken seiner Amtsbefugnisse zu verständigen, seien fruchtlos geblieben, eben so die Warnungen über die unvermeidlichen ernsten Folgen seines fortgesetzten Widerstrebens gegen die bestehenden Gesetze, er habe vielmehr erklärt, bei der Anwendung der von ihm aufgestellten Grundsätze, wie bisher, so auch ferner beharren zu wollen, zuletzt auch sich nicht gescheut, selbst Schritte zur Aufregung der Gemüther zu thun. Am Schlusse des Publicandum werden Demjenigen, der in Geschäftsverkehr mit dem gefangenen Erzbischof tritt, 50 Rthlr. Geldstrafe oder eine Gefängnißstrafe bis auf sechs Wochen angedrohet. — In einer Verfügung an das Domkapitel, welche durch die Zei-

tungen mitgetheilt wurde, werden vier Hauptklagen gegen den Erzbischof aufgestellt, welche sein Benehmen gegen die Hermesianer, und bei gemischten Ehen betreffen. Dann wird hinzugefügt: „es durfte auch nicht unbeachtet bleiben, daß diese ganze Handlungsweise des Erzbischofs, nach unverkennbaren Spuren, mit dem feindseligen Einflusse zweier revolutionären Parteien zusammenhänge, welche die Gemüther aufzuregen, die Gewissen zu verwirren suchen, um ihre zerstörenden und weitgreifenden Pläne durchzusetzen." Wenn die königliche Regierung dem Erzbischof das schwerste Verbrechen, Hochverrath, vor der Welt hiermit zur Last legte, so hätte sie dieses nicht auf „Spuren," sondern auf Thatsachen gründen und beweisen müssen. — Am Schlusse wird das Domkapitel aufgefordert, die nöthigen Verfügungen zu treffen und dem päpstlichen Stuhle über den ganzen Vorfall Bericht zu erstatten. Das Domkapitel, großentheils aus Freunden von Hermes bestehend und dem Erzbischof abgeneigt, bot der Regierung bereitwillig die Hand, berichtete schon am 22. November nach Rom und erwählte den Dr. Husgen zum Kapitular-Verweser. Das Domkapitel hatte aber hier seine Befugniß überschritten; denn nach einer päpstlichen Entscheidung vom 11. Januar 1616 darf das Kapitel keinen Kapitels-Vikar bestellen in dem Falle, „wenn der Bischof vom weltlichen Regenten aus der Diöcese vertrieben wird." Es hatte nur einfach an den apostolischen Stuhl zu berichten, damit dieser Fürsorge treffe.

Der heilige Stuhl war von dem ganzen Verlaufe der Sache nicht in vollkommener Kenntniß erhalten worden. Das Publicandum behauptete das Gegentheil. Am 1. Dezember, also nach der Wegführung des Erzbischofs, setzte der preußische Geschäftsträger zu Rom den Kardinal-Staatssecretär mündlich in Kenntniß, daß der König den Erzbischof von seinem Amte entfernen wolle, und ließ hindurchblicken, daß die Sache vielleicht bereits geschehen sei. Bald darauf trafen zu Rom die bestimmtesten Nachrichten von dem unglücklichen Ereigniß ein. Da versammelte der heilige

Vater am 10. Dezember, als am zweiten Adventssonntage, die Kardinäle um sich und sprach seinen Schmerz vor ihnen und der katholischen Welt aus.

„Wir beklagen uns über eine äußerst schwere Unbild, welche jüngst unserem ehrwürdigen Bruder Clemens August, dem Erzbischof von Köln, zugefügt worden ist, der durch königlichen Befehl aller und jeder Ausübung seines Hirtenamtes entsetzt, mit Gewalt und großer Waffenrüstung aus seinem Sitze geworfen und anders wohin verwiesen wurde. Deßhalb aber ist so große Trübsal über ihn gekommen, weil er, zwar beständig bereit, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, aber eingedenk seiner Pflicht, die Lehre und Zucht der Kirche streng zu bewahren, sich in Betreff der gemischten Ehen keine andere Richtschnur vorsetzte, als welche in dem apostolischen Schreiben an den Erzbischof und die Bischöfe im westlichen Theile des preußischen Reichs, erlassen am 25. März 1830 von Pius VIII., Unserm Vorfahren seligen Andenkens, vorgezeichnet ist...... Unter diesen Umständen, ehrwürdige Brüder, glauben wir es Gott, der Kirche und dem Amte, das Wir verwalten, schuldig zu sein, daß Wir die apostolische Stimme erhebend öffentlich in Eurer Versammlung die Freiheit der Kirche für verletzt, die bischöfliche Würde für verhöhnt, die heilige Jurisdiction für mißbraucht und die Rechte der katholischen Kirche sowie des heiligen Stuhls unter die Füße getreten erklären. Während Wir aber dieses thun, wollen Wir zugleich dem Erzbischof von Köln, einem in jederlei Tugend ausgezeichneten Manne, das höchstverdiente Lob dafür ertheilen, daß er die Sache der Religion mit so großer eigner Gefahr unüberwindlich vertheidigt hat. Bei dieser Gelegenheit erklären Wir zugleich öffentlich und feierlich, was Wir auf dem Privatwege bisher nicht unterlassen haben, daß Wir nämlich jede im Königreiche Preußen unrechtmäßig und gegen den wahren Sinn der von Unserm Vorgänger gegebenen Erklärung in Betreff der gemischten Ehen eingeführte Praxis gänzlich verwerfen."

So hat der Vater der katholischen Christenheit mit Ernst und Würde seine Stimme erhoben und in Millionen katholischer Herzen fand sie Widerhall und stärkte ihr Selbstgefühl. Alle Katholiken hatten nun ein festes, einiges Urtheil über das Verfahren der preußischen Regierung. Er hat sich des schmachvoll Gefangenen angenommen; denn die Sache des Erzbischofs Clemens August ist nicht seine Sache, sondern Sache der katholischen Kirche; die Schmach und Gewalt, die ihm angethan worden, war eine schmachvolle Gewaltthat gegen die Kirche selbst. Dem Domkapitel zu Köln ging ein am 26. Dezember datirtes Breve zu,

worin Papst Gregor XVI. rügend sich gegen dasselbe ausspricht: „Es mußte uns sehr befremden, daß Ihr, mit Eurem Erzbischof durch die heiligsten Bande verknüpft und Eurer Vorschrift gemäß ihm huldreiche Hand und Trost zu leisten verpflichtet, plötzlich in seine Ankläger umgewandelt, aus Hausgenossen seine Feinde geworden seid, und mit vereinten Anschlägen Euch grade in dem Augenblicke wider ihn versammelt habt, in welchem er zur Vertheidigung der Religion und seines Amtes den ungerechtesten Drangsalen sich zu unterziehen gezwungen wurde. Wir sehen wohl ein, aus welchen Ursachen getrieben und durch welche Gründe bewogen Ihr so nachtheilige Berichte über ihn an Uns geschrieben habt."

Nachdem der Papst gesprochen, kam es darauf an, wie das katholische Volk am Rheine und in Westphalen die Gewaltthat gegen seinen Erzbischof betrachten würde. Das herrschende Gefühl war Erstaunen, Schmerz, bis zum Zorne gegen die protestantische Regierung. Man hatte in hochmüthiger Verblendung geglaubt, aller Glaube sei im Volke so vollständig erloschen, daß man ohne Gefahr das Aeußerste ihm bieten dürfe. Kaum aber war die heillose That geschehen, da waren alle Gemüther aufgefahren, laut und lebendig geworden. Wo es galt, den Gegnern ihre katholische Gesinnung zu offenbaren, so geschah es mit aller Entschiedenheit. Im Ganzen hat sich das Volk gesetzlich, preiswürdig und gut gehalten; und wenn da und dort etwas Ungebührliches geschehen, so muß man sich billig wundern, daß bei der fortdauernden Herausforderung dergleichen nicht öfter vorgefallen. Das Volk hatte einen handgreiflichen Gegenstand seiner Beunruhigung und alle Versicherungen von Seite der Regierung, daß die katholische Kirche nicht verletzt sei, halfen nichts. Genug war es dem Volke zu wissen, ein frommer Bischof war durch eine protestantische Regierung verhaftet, vertrieben, weil er die Rechte seiner Kirche vertheidigt hatte. Der rheinische und westphälische Adel nahm sich der Sache des gefangenen Erzbischofs kräftig an. Er sandte Abgeordnete nach Berlin und drang darauf, daß die Anschuldigung des Hochverraths gerichtlich

untersucht werde. Sie fanden des Königs und der Prinzen Thüren verschlossen. Die Spannung und gedrückte Stimmung der Katholiken wurde immer allgemeiner. Protestantische Beamte und Offiziere wurden da und dort aus gesellschaftlichen Kreisen ausgestoßen, katholische Mädchen gaben sich die Hände darauf, keinen Protestanten zu heirathen. Da und dort gab es Volkstumulte, namentlich bei Verhaftung geliebter Geistlichen. So wurde Dr. Binterim, Pfarrer zu Bilk, wegen einer Flugschrift, Pfarrer Beckers an der Ursulakirche zu Köln wegen einer Predigt beide zu zweijährigem Gefängniß verurtheilt. Die Macht der öffentlichen Meinung war gegen die preußische Regierung; nur Schriftsteller im Dienste der Regierung oder Liberale, welche sich freuten, weil — ob mit Recht oder Unrecht — ein Würdeträger der Kirche unterdrückt worden, führten das Wort gegen die gerechte Sache der katholischen Kirche. Doch konnten alle diese Schreiber dem ritterlichen Görres nicht gleich kommen. Mit seinem Buche, Athanasius, erinnernd an jenen großen Erzbischof von Alexandrien, der auch einem mächtigen König zu widerstehen wagte, warf er einen Feuerbrand durch Deutschland. Seine Worte rauschten dahin großartig und hinreißend wie ein Wasserfall und dies wunderbare Buch hat in mächtigen Worten gar vieles ausgesprochen, was das katholische Volk lange im Herzen gedacht und gefühlt hatte,

Diese nach allen Seiten hin stark sich aussprechende öffentliche Meinung der katholischen Welt mahnte die preußische Regierung zum Einlenken. Als der König hörte, der Erzbischof befinde sich in einem bedenklichen Gesundheitszustande, so gestattete er ihm, sich nach seinem Stammgute Darfeld in den Schoos seiner Familie zu begeben, wenn er selbst das wünsche und das Versprechen gebe, diesen Aufenthalt ohne des Königs Erlaubniß nicht zu verlassen. Der Erzbischof leistete das geforderte Versprechen und fuhr am 22. April 1839 in Gensdarmeriebegleitung nach Darfeld.

8. Der Erzbischof Martin von Gnesen und Posen.

Unabhängig von dem Kölner Streite hatte der Erzbischof

von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, zu Anfang des Jahres 1837 das Ministerium ersucht, entweder das Breve von 1830 in seiner Erzdiöcese bekannt machen zu dürfen, oder daß ihm gestattet werde, diese Sache dem apostolischen Stuhle zur Entscheidung vortragen zu dürfen. Da das Ministerium sein Gesuch abwies, so wandte sich der Erzbischof unmittelbar an den König; aber auch der König wies sein Gesuch zurück, „indem in dieser längst geordneten Angelegenheit nichts mehr zu ordnen sei.“ Von nun an glaubte der Erzbischof, in dieser höchst wichtigen Angelegenheit nur seinem Gewissen folgen zu dürfen. In dieser Ueberzeugung mußte ihn die päpstliche Ansprache (Allocution) in Betreff des Kölner Streites mächtig stärken. Im Hinblick auf das Schicksal des Erzbischofs zu Köln traf er seine letztwillige Verfügung und, auf Alles gefaßt, erließ er am 27. Februar 1838 einen scharfen Hirtenbrief an die Geistlichen der Erzdiöcese, worin er denselben die Strafe der Absetzung vom Amte androht, wenn sie gemischte Ehen einsegnen, ohne daß vorher der nichtkatholische Theil mit aller Sicherheit angelobt hat, alle aus dieser Ehe zu erzeugenden Kinder im katholischen Glauben zu erziehen. Darauf kündigte er dem König an, was er unternommen habe, und bemerkte in tiefster Bewegung seines Innern: „Verfügen Eure Königliche Majestät über mein Greisenhaupt! Meine Gewissensruhe und mein Seelenfrieden sind gerettet.“ — Die Landräthe erhielten jetzt den Befehl, die erzbischöflichen Erlasse aus den Pfarrhäusern wegzunehmen. Von Gensdarmen begleitet begaben sich dieselben oft zur Nachtzeit oder zur Zeit des Gottesdienstes zu den Pfarrern und gaben so selber Veranlassung zu Volkstumulten. Der Oberpräsident Flottwell wurde nach Berlin gerufen, um sich mit ihm über die weiteren Schritte zu berathen. Mit der Provinz Posen mußte die Regierung vorsichtiger umgehen, als mit dem Rheinland. Geistlichkeit, Adel und Volk, von polnischer Nation, standen als eine einige, festgeschlossene katholische Masse da; kein Domcapitel, keine Hermesianer konnten als trennende Keile in diese Masse getrieben werden. Am 19. April kehrte der Oberpräsident nach Posen zurück und begab sich alsbald zum Erzbischof, dem er im Namen

des Königs eröffnete, es sei ganz dem Willen des Königs entgegen, die Gewissensfreiheit seiner katholischen Unterthanen zu beschränken noch einen katholischen Pfarrer zu zwingen, eine Ehe einzusegnen, weil die Erlaubniß des geistlichen Oberen versagt worden. Dagegen dulde seine Majestät nicht, einen Gewissenszwang durch Androhung von Strafen gegen die Geistlichen einzuführen. Zugleich wurde eine königliche Proklamation an den Straßenecken angeheftet, worin den katholischen Unterthanen im Großherzogthum Posen ihre durch die Landesgesetze gebotene Glaubens- und Gewissensfreiheit auf's neue garantirt wird. Der Erzbischof war über den einen Theil des königlichen Versprechens sehr erfreut, schrieb aber hinsichtlich der Bestrafung jener Geistlichen, welche gegen seine Anordnung gemischte Ehen einsegnen, an den König, daß er solche Geistliche doch nicht ungestraft lassen könne. Darauf wurde durch das Ministerium der erzbischöfliche Erlaß für nichtig erklärt und den demselben entgegen handelnden Geistlichen der Staatsschutz verheißen. Die Geistlichen gaben wie Ein Mann eine Protestation an die Regierung ab des Inhalts, sie könnten nicht anders, als dem Hirtenbrief ihres Erzbischofs gehorchen. Eine neue Eingabe des Erzbischofs an den König wurde für ungeziemend erklärt und darauf eine gerichtliche Untersuchung gegen den Erzbischof eingeleitet. Der Erzbischof weigerte sich standhaft, vor dem Oberlandesgericht zu erscheinen, worauf ihn dasselbe zur Amtsentsetzung und sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilte. Dieses Urtheil wurde noch geheim gehalten und der Erzbischof zu einer gütlichen Besprechung nach Berlin geladen. Da aber die Hofluft den katholischen Sinn des Erzbischofs nicht umwandeln konnte, so wurde ihm das Erkenntniß des Oberlandesgerichts bekannt gemacht. Der König erließ auf eingereichte Bitte dem Erzbischof die Festungsstrafe; zugleich wurde ihm aber befohlen, ohne Erlaubniß Berlin nicht zu verlassen. Diesem Befehle konnte er aber nicht nachkommen, ohne seine Diöcese in die größte Verwirrung zu stürzen. Er kehrte daher nach Posen zurück mit dem festen Vorsatze, nur durch Gewalt von seiner Diöcese sich trennen zu lassen. Nun wurde er in stiller Nacht verhaftet und auf die Festung Colberg

gebracht, wo er am 8. Oktober eintraf. Die beiden Erzdiöcesen stellten Trauer an: die Glocken schwiegen, Orgel und Musik verstummten. In den Kirchen wurde für die Befreiung des Erzbischofs gebetet. — Auch der Fürstbischof von Culm, Dr. von Hatten und der Bischof von Ermeland, Dr. Sedlag verkündeten in ihren Diöcesen, daß die seither bestandene Praxis hinsichtlich der gemischten Ehen mißbräuchlich gewesen und richteten sich nach dem päpstlichen Breve. Nur der Fürstbischof von Breslau, Graf Sedlnitzky gehorchte der Regierung, ward aber genöthigt, auf sein Bisthum zu verzichten. So wurden denn ungeachtet aller Anstrengungen der Regierung die alte katholische Praxis in der ganzen preußischen Monarchie wieder geltend gemacht, das katholische Bewußtsein mächtig gehoben und die Liebe und Begeisterung für die heilige Kirche in nie gesehener Weise allerwärts entzündet.

9. Befreiung und Tod des Erzbischofs von Posen.

Das Unrecht, das an den beiden Erzbischöfen der Monarchie begangen worden, sühnte Friedrich Wilhelm IV., der am 7. Juni 1840 seinem Vater in der Regierung nachfolgte. Als Thronerbe hatte er bei Gelegenheit einer Reise durch die Rheinlande die tiefe Verstimmung des Volkes kennen gelernt und voll Wohlwollen für die Grundsätze der katholischen Kirche war er als König darauf bedacht, durch einen Akt der Gerechtigkeit die Herzen seiner katholischen Unterthanen zu versöhnen und zu gewinnen.

Nachdem der König durch den Geheimen Oberregierungsrath Aulike mit dem Erzbischof von Posen sich über die Bedingungen verständigt hatte, unter welchen letzterer in seine Erzdiöcese zurückkehren durfte, wurde der Gutsbesitzer Ignaz von Lipski, ein warmer Anhänger Dunin's, dazu ausersehen, den königlichen Brief, der dem hohen Gefangenen die Freiheit verkündete, (datirt vom 29. Juli 1840) nach Colberg zu überbringen. Am 5. August Abends zwischen 9 und 10 Uhr zog der Erzbischof unter dem freudigen Zuruf einer unübersehbaren Volksmenge in das illuminirte Posen ein. Am folgenden Tage ertönten wiederum Glocken, Orgel und Musik, freudigen Dank sagend dem allmächtigen Lenker der Herzen

der Könige und der Völker. In einem Hirtenbriefe vom 27. August machte er die am Fuße des Thrones niedergelegten Erklärungen seiner Heerde bekannt, ermahnte zur Friedensliebe gegen Nichtkatholiken und erklärte hinsichtlich der gemischten Ehen, daß die Geistlichen nach den Landesgesetzen keine Versprechungen von den Brautleuten fordern dürften; ohnehin hätten dieselben keine rechtsverbindliche Kraft. Sie sollten sich alles dessen enthalten, was eine Billigung solcher Ehen zu enthalten scheine; Niemand könne sie zwingen, bei der Eingehung solcher Ehen mitzuwirken. Ein späterer Hirtenbrief vom 21. Februar 1842 empfiehlt den Beichtvätern Milde in Behandlung jener, die ohne die katholische Einsegnung in den Stand der Ehe traten und voll Reue in den Beichtstuhl kommen oder auf dem Krankenlager die heiligen Sacramente zu empfangen wünschen. — Wenn sich der gütige Monarch durch die Freigebung des Erzbischofs die Herzen seiner katholischen Unterthanen gewonnen hatte, so mußte sich die Liebe der Katholiken ihm noch inniger zuwenden durch neue Beweise seines Wohlwollens. Am 1. Januar 1841 wurde den Bischöfen der freie Verkehr mit Rom gestattet und am 12. Februar 1841 eine besondere katholische Abtheilung für die Angelegenheiten der katholischen Kirche im Ministerium errichtet, welcher ein Katholik, der seitherige geheime Ober-Justizrath von Duesberg, vorgesetzt wurde. Sechs Monate vor seinem Tode wurde dem greisen Erzbischofe die Auszeichnung zu Theil, daß der König, umgeben von einer glänzenden Repräsentation, ihn im erzbischöflichen Palaste besuchte und mit dem Sterne zum rothen Adler-Orden zierte.

Von seiner Befreiung an verwendete der würdige Oberhirt seine Kräfte mit neuem Eifer für das Wohl seiner Diöcese; aber Gott hatte es beschlossen, ihn zu sich zu rufen, ehe seine Entwürfe ausgeführt waren. Am Morgen des 26. Decembers 1842 hatte der Kranke die Sterbsacramente empfangen und für seine Erzdiöcese gebetet. Um 3 Uhr Nachmittags verkündeten dumpfe Trauerklänge, daß sein Kampf beendet, sein Lauf zurückgelegt sei. Die Trauer war allgemein und tief; die Obrigkeit stellte auf vierzehn Tage alle öffentliche Belustigungen ein. Zwei schlichte Landleute, zwei Bürger, zwei

Offiziere, zwei Geistliche und als letztes Paar Graf Mycielsk und Fürst Sulkowski nahmen den offenen Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn unter dem Geläute aller Glocken und dem Weinen des Volkes zur erzbischöflichen Gruft, die sich in der Marienkapelle des Posener Doms befindet. Der Weihbischof sprach nochmals die Gebete der Kirche, der Sarg schloß sich und sank hinab in die Gruft. Das Herz aber wurde in einer Urne aufbewahrt und durch zwei Geistliche nach herkömmlicher Sitte in der alten Metropole zu Gnesen beigesetzt.

Der Name Martin von Dunin, Erzbischof von Gnesen und Posen, hat in der Geschichte der Kirche Jesu Christi eine hohe Wichtigkeit erlangt und seine Characterfestigkeit hat ihm selbst die Achtung seiner Gegner gewinnen müssen. Mit den feinen Formen eines Hofmanns in seltenem Grade vertraut, war er ein liebenswürdiger sanfter Mann, der dabei in hohem Grade jene Festigkeit besaß, die fähig macht, Alles zu erdulden und die zur Martyrkrone führt. Die katholische Kirche in Preußisch-Polen hat durch seinen Tod einen unersetzlichen Verlust erlitten, indem er sich des unbedingtesten Vertrauens sowohl bei der Geistlichkeit als auch bei den Laien zu erfreuen hatte. Durch seine Standhaftigkeit in einer Sache, die die Freiheit der katholischen Kirche in hohem Grade bedrohte, hat er sich den Dank der Mit- und Nachwelt und die Glorie eines Bekenners des heiligen katholischen Glaubens erworben.

10. Befreiung, Ehrenerklärung und Tod des Erzbischofs von Köln.

Wegen der Kölner Irrung war die preußische Regierung gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. mit dem heiligen Stuhle in Unterhandlung getreten. Der standhafte Oberhirte Clemens August sollte seinen rühmlichen Kampf mit einem Opfer beschließen. Er sollte Erzbischof von Köln bleiben, aber ein Anderer, ein Coadjutor, sollte die Diöcese in seinem Namen verwalten. Um der Kirche den Frieden zu geben, brachte er dieses Opfer der Entsagung, hat so seinen Kampf mit Selbstverläugnung beschlossen, hat so erst einen vollkommenen Sieg davon ge-

tragen. Nun wurde ihm die Ehrenerklärung gegeben. Der König schrieb an ihn:

Hochwürdiger Erzbischof!

Sie werden schon davon unterrichtet sein, daß durch die weise Hülfe des römischen Hofes die Angelegenheiten der Kölnischen Kirche eine glückliche Lösung erhalten haben, und es ist Mir nicht entgangen, daß zu dem erwünschten Ende von bisherigen traurigen Conflikten auch Ihre Bereitwilligkeit mitgewirkt hat. Vor mehr als Jahresfrist gaben Sie Mir Ihr Wort, Ihre völlige Freiheit nicht dazu zu benutzen, nach Köln zurückzukehren. Gewissenhaft haben Sie es gehalten, und indem Ich Ihnen Meine Zufriedenheit in vollem Maaße hiermit bezeige, gebe Ich Ihnen Ihr gegebenes Wort zurück, unter der Voraussetzung, daß, falls eine Reise nach Köln in Ihrem Wunsche liegt, solche nicht eher von Ihnen unternommen werden wird, bis der ernannte Coadjutor daselbst eingetroffen ist und die Administration der Erzdiöcese übernommen hat. Der Gedanke, daß Sie an politisch-revolutionären Umtrieben Theil genommen, ist von Mir nie getheilt worden, und auch Meine Behörden haben schon früher Veranlassung genommen, denselben zu widerlegen. Da Ich aber weiß, daß Sie und Ihre so ehrenwerthe Familie den dringenden Wunsch hegen, daß diese Erklärung von Mir Selbst ausgesprochen werde, so benutze ich diese Gelegenheit mit Vergnügen zu der Versicherung, daß sich nirgend der geringste gegründete Anlaß zu dem Verdachte findet, daß Sie die Würde Ihrer Stellung und Ihres Amtes zur Beförderung politisch-revolutionärer Umtriebe oder wissentlicher Verbindung mit Personen, die solche Zwecke verfolgten, gemißbraucht hätten. Mit dem herzlichen Wunsche, daß diese Versicherung Ihnen eine verdiente Beruhigung gewähre, und daß es Ihnen von der Vorsehung vergönnt werden möge, sich im Genusse eines ruhigen Alters des wiederhergestellten kirchlichen Friedens noch lange zu erfreuen, verbleibe Ich mit aufrichtiger Hochschätzung Ew. Ehrwürden wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm.

Paretz, den 15. Oktober 1841.

Am 10. Januar 1842 verkündete ein Ministerialerlaß, daß die kirchlichen Zustände der Erzdiöcese Köln, welche die Gemüther der dortigen Bewohner in Sorge und Spannung erhalten, durch Herstellung einer regelmäßigen kirchlichen Verwaltung wieder geordnet worden seien. Der Papst habe mit Zustimmung des Herrn Erzbischofs und mit Rücksicht auf dessen kränkelnde Gesundheit dem erzbischöflichen Sprengel einen Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge

gegeben und des Königs Majestät habe diese Maßregel bestätiget. Zum Coadjutor hätten Seine päpstliche Heiligkeit den Bischof von Speier, Herrn Johannes von Geissel, der wegen der einsichtsvollen, des allgemeinen Vertrauens sich erfreuenden Leitung seiner bisherigen Verwaltung rühmlichst bekannt sei, ernannt und bestellt. Nach erlangter freundlicher Zustimmung Seiner Majestät des Königs von Bayern sei der seitherige Bischof von Speier am königlichen Hoflager zu Berlin erschienen und habe den Eid der Treue und der Unterthänigkeit in die Hände Seiner Majestät des Königs geleistet.

In einem Hirtenbrief nach seiner Art, in gedrungener Fügung, wenige unverstellte, ungeschmückte, nichts verhehlende und nichts beschönigende, klare Worte redend hat Clemens August seinen Coadjutor in sein Amt eingeführt und dieser würdige, geistvolle Mann, den Hirtenstab aus des Meisters Hand nehmend, hat am 4. März 1842 in der heiligen Stadt Köln den Sitz des wackeren Clemens August eingenommen und am nämlichen Tage in einem Hirtenbriefe seine Bestimmung klar, rund und unverhohlen ausgesprochen. Mit dem freudigen Trost, daß das Schiff der heiligen Kirche zu Köln von einem weisen, kräftigen Steuermann geleitet werde, begab sich Clemens August in die Einsamkeit, um, wie einst Moses, mit himmelwärts erhobenen Händen für den kämpfenden Steuermann und die ihm Anempfohlenen zu beten.

Der Schmerz der Gefangenschaft, die Besorgniß, der Streit über die gemischten Ehen möchten der Kirche noch größere Nachtheile und Leiden bereiten, hat die sonst rüstige Gesundheit des greisen Erzbischofs gebrochen. Darum gestattete ihm der König, von Minden nach Darfeld zu seiner Familie sich zu begeben. Er gebrauchte die Bäder zu Lippspringe und Unna und reiste darauf, ziemlich hergestellt, in heiliger Sehnsucht, den Vater der Christenheit kennen zu lernen, nach Rom. Seine Reise dahin war der Triumphzug eines großen Feldherrn im Dienste Jesu Christi. Ueberall wurde er mit Jubel begrüßt und Schaaren Volkes verlangten den Segen des großen Glaubensbekenners. Zu Rom wurde er

mit der höchsten Auszeichnung empfangen. Am Palaste Quirinal stand der Tragsessel des Papstes und die Träger, um den Erzbischof die Stiege hinauf zu tragen. Der schlichte Mann wies tief gerührt diese Ehren ab und stieg, gestützt auf seinen Führer, langsam die hohen Treppen hinauf. Im Audienzsaale umarmte Gregor XVI. unter vielen Thränen den weinenden Clemens August. Lange hielten sie sich umarmt, der Kirche Haupt und sein treuer Sohn — beide ehrwürdige Greise in feierlichem Schweigen. In Demuth will der siebenzigjährige Erzbischof niedersinken vor dem Statthalter Jesu Christi; allein Gregor hält ihn aufrecht und führt ihn zum Sitze neben sich.

Gregor ehrte den würdigen Erzbischof mit hohen Ehren. Nur den höchsten fürstlichen Personen pflegt der Papst einen Gegenbesuch abzustatten. Am 28. September besuchte er in feierlichem Aufzuge den Erzbischof von Köln. Ein Regiment Garde-Cavallerie begleitete den päpstlichen Wagen. An der Wohnung des Erzbischofs stand die päpstliche Leibgarde mit gezogenem Schwert. Der Erzbischof bewohnte die obersten Zimmer. An der Treppe empfing er den heiligen Vater, der ihn in den Arm nahm und die Treppe mit ihm hinaufstieg. Lange unterhielten sie sich, dann umarmte der Papst den Erzbischof in inniger Herzlichkeit und im Bewußtsein, daß sie sich auf Erden nicht mehr sehen. Clemens wollte längere Zeit zu Rom bleiben, allein das heiße Clima schwächte seine Gesundheit und darum trat er die Rückreise an. Er schlug seinen Wohnsitz zu Münster auf, lebte sehr zurückgezogen, nur den Uebungen der Frömmigkeit sich widmend, und bereitete sich vor auf den großen Schritt in die Ewigkeit. Er ordnete dann seine zeitlichen Angelegenheiten und als das Wechselfieber, das ihn schon eine Zeitlang ergriffen hatte, einen bedenklichen Character annahm, ließ er sich durch seinen Beichtvater, Domkapitular Kellermann, die heiligen Sterbesacramente reichen. In den schmerzlichsten Augenblicken seiner Krankheit bewahrte er die christliche Geduld und schöpfte Trost aus dem Leiden des Erlösers. Oft betete er: „Christi Leiden, Kreuz und Tod, sei mein Trost in jeder Noth.“ Als die Stunde seines Todeskampfes nahete, sprach er unter Seufzern: „Herr Jesu! Herr

Jesu! richte mich nicht! Ich glaube an Dich! Du bist wahrhaftig der Sohn Gottes! Erbarme Dich meiner nach Deiner großen Barmherzigkeit." Dann rief er laut: „Herr Jesu! komme, komme bald!" und verschied. Es war eines Sonntags Morgens nach fünf Uhr, den 19. October 1845. Der Entschlafene hatte in einem versiegelten Briefe, der nach seinem Tode eröffnet wurde, verordnet, sein Leichenbegängniß solle ohne allen Prunk gehalten werden, ein einfacher Leichenstein solle auf sein Grab gesetzt und darauf die Inschrift mit lateinischen Buchstaben eingegraben werden: Hier ruhet die verwesliche Hülle des Erzbischofs Clemens August von Köln, geborner Legat des heiligen römischen Stuhls, Freiherrn Droste zu Vischering. Er war geboren am 21. Januar 1773 und ist gestorben .... Betet für seine arme Seele!" Obschon die Bevölkerung Münster's mit dem Gedanken an seinen nahen Tod sich schon einige Zeit vertraut gemacht hatte, so wurde sie doch bei der Trauerbotschaft auf das schmerzlichste ergriffen. Zahllose Thränen flossen; Waisen und Wittwen, die Armen und besonders die barmherzigen Schwestern beklagten den Verlust ihres geliebten Vaters. Am 23. October fand sein Begräbniß statt. Der Coadjutor Johannes von Geissel war erkrankt und sandte statt seiner den Weihbischof von Köln, Dr. Claessen nach Münster. Dieser hielt das Traueramt für den Verstorbenen; darauf betrat Dr. Kellermann die Kanzel und schilderte in einer begeisterten Rede das Leben des hingeschiedenen wackeren Streiters der Kirche Jesu Christi. Die Kölner Erzdiöcese, welche der Verewigte seit seiner Wegführung nicht mehr betreten hatte, ward durch die Nachricht seines Todes in die tiefste Trauer versetzt. Drei Tage hindurch und an jedem Tage drei Stunden lang verkündeten die Glocken aller Kirchen den Verlust ihres treuen Oberhirten.

Clemens August war eine einfache, schlichte Natur voll apostolischer Frömmigkeit, männlichem Ernst und Willenskraft. Mit der innigsten Liebe zur Kirche Gottes erfüllt, konnte ihn keine Macht der Erde von ihr trennen. Stark wie ein Eichbaum rang er mit den Stürmen der Zeit und ließ sich durch nichts entmuthigen. Er liebte eine strenge, einfache Lebensweise und war mitten in der Welt ein Einsiedler, mitten

in Reichthum und Pracht ein Ascete. Streng und arm im eigenen Leben, war er mild, zart und freigebig gegen die Noth seiner Brüder. Er half, wo er helfen konnte; die meisten Wohlthaten, die er spendete, sind nur den Empfängern bekannt geworden. Dieser gewaltige Geist wohnte in einem großen, schönen, kräftigen Körper. Der heilige Vater sprach in einer Anrede an die Kardinäle am 24. November 1845 dem Verstorbenen das gebührende Lob.

„Wir wiederholen nicht nur jene Lobsprüche, welche wir schon früher dem ausgezeichneten Prälaten ertheilten, sondern erheben auch seine ungewöhnliche Tugend mit neuen Lobpreisungen. Denn er verband mit einer ganz besonderen Pflege der Gottesgelehrtheit und dem Bestreben nach gründlicher Frömmigkeit auch den höchsten Eifer für die Religion, die höchste Festigkeit und die höchste Geringschätzung zeitlicher Dinge. Dazu kam seine besondere Pflege der Demuth, in welcher bekanntlich die Grundlage aller Tugend besteht. Hiezu gehört aber als leuchtender Beweis, daß, als er erfuhr, Wir gedächten ihn Eurem Kreise zuzugesellen, er eifrig diese Ehre abzulenken sich bemühte. Nichts desto weniger hatten wir uns vorgenommen, wenn die göttliche Vorsehung ihm gestattet hätte in Unserer theueren Stadt zu bleiben, ihn, als er wie bekannt hierher gekommen war, der Weigerung seiner Bescheidenheit ungeachtet zur Annahme der Würde eines Kardinals zu bewegen, denn Wir waren überzeugt, daß seine vorzügliche Tugend würdig sei, auf einen erhabeneren Ort gestellt zu werden. Aber Derjenige, welcher nach Unserem Wunsche der Schmuck dieses apostolischen Stuhls hätte sein sollen, hat, wie wir gänzlich vertrauen, bereits in dem himmlischen Vaterlande von Gott durch die Verdienste seines eingebornen Sohnes, des ewigen Hirtenfürsten, seinen Platz erhalten. So wenigstens läßt uns die ausgezeichnete Tugend hoffen, welche Wir mit Bewunderung an dem Erzbischof von Köln erblickten."

Blicken wir nochmals auf die Bedeutung des Kampfes zurück, den die beiden Erzbischöfe durchgekämpft haben, so müssen wir mit hohem Selbstgefühl bekennen, er hat uns große Vortheile gebracht.

Vor Allem hat sich die Unwandelbarkeit der Kirche und ihrer Grundsätze in einer Zeit, wo Alles, was nicht ewig ist, zusammen stürzt, auf's neue bewährt; sie ist der unwandelbare Fels, an dem wir uns halten müssen bei den brandenden Wogen, sie ist die Arche auf der Sündfluth der Welt, außerhalb

welcher kein Heil ist. Diese Erkenntniß, die sonst trocken und todt im Geiste liegt, ist durch das Kölner und Posener Ereigniß lebendig vor Alle hingetreten und hat Liebe und Begeisterung geweckt für die heilige Sache Gottes in manchen erkalteten Herzen. Die Leute wollten es böse machen, Gott aber hat es zum Guten gewendet.

Die Kirche, die als eine Dienstmagd des Staates vielfach behandelt wurde, ist frei geworden, ihre Rechte werden geachtet. Nicht mehr gebietet der freien Kirche die Tyrannei, einen Ehebund zu segnen, der ihr nicht angehört. Der Staat zwingt nicht mehr; er überläßt diese Angelegenheit fortan dem Gewissen und religiösen Sinne der Betheiligten. Preußen ist darin mit gutem Beispiele vorangegangen, die Anderen, wie sie sich immer sträuben mögen, werden nachfolgen müssen.

Die ununterbrochene Verbindung mit dem Oberhaupte der Kirche ist wiederhergestellt; im gewohnten Geleise bewegen sich wieder die Lebensgeister. Und schon zeigt sich der wohlthätige Einfluß Roms in die Wahl der Hirten, bei welcher seither oft der Geist dieser Zeit den Vorsitz geführt.

Es ist durch diese Ereignisse eine religiöse und kirchliche Wiedergeburt im Volke vorgegangen. Das Volk war eingeschlafen, wenn es sich auch da und dort durch feindselige Angriffe beunruhigt fühlte, und mit ihm viele Hirten. Der Kölner und Posener Streit hat den bösen Zauber von den Augen entfernt, die Schläfer erwachten und sahen klar, was man mit ihnen wollte. Man hat die Gefahr erkannt, sich ermannt und den rechten Entschluß gefaßt, den keine Einrede mehr wankend machen kann. In neuem religiösen Eifer schaarten sich die Katholiken Deutschlands um das Heiligthum der Kirche, geboten den Gegnern in geschlossener Einigkeit Achtung und bewahrten sich vor Schande und Knechtschaft. So sehr aber das zu ehren, was Geistlichkeit, Adel und Volk mit Würde und Treue in diesem Kampfe gethan, so dürfen wir nicht übersehen, daß Gott es war, der für seine eigne Sache mitkämpfte. Und das ist es eben, was uns bei allen Kämpfen der Zeit wider die heilige Kirche mit Freudigkeit und Trost erfüllt, das Bewußtsein, daß wir jener großen Gemeinschaft ange-

hören, die von Christus gestiftet und unter der Heiden Wuth, der Ketzer Arglist, der Despoten Gewalt sich stets erweist als von Gottes Geist und Kraft erfüllt, als Säule und Grundfeste der Wahrheit.

Register.